This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

WELTGESCHICHTE

✓1. History, General.

Weltgeschichte

seit der Völkerwanderung

In neun Bänden

Von

Theodor Lindner
Professor an der Universität Halle

Erster Band

Der Ursprung der byzantinischen, islamischen, abendländisch-christlichen, chinesischen und indischen Kultur

Stuttgart und Berlin 1901
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
G. m. b. H.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
565350 A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1931 L

Alle Rechte vorbehalten

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Vorwort.

Diese Weltgeschichte soll das Werden unserer heutigen Welt in ihrem gesamten Inhalt erklären und erzählen. Sie ist in erster Stelle als Entwickelungsgeschichte gedacht.

Es ist mir wohl bewußt, eine wie schwere Verpflichtung ich auf mich genommen habe. Oft genug ist mit Recht gesagt worden, es sei eine Unmöglichkeit, daß ein Einzelner eine nach allen Seiten hin vollendete Weltgeschichte schreiben könne. Aber ist nicht gleichfalls richtig, daß auch viele in vereinter Arbeit das ebensowenig vermögen? Denn die Hauptsache an einem solchen Werke muß die einheitliche Auffassung sein, und sie kann nur von einem Einzelnen ausgehen, wenn die Weltgeschichte mehr darbieten soll, als eine äußerliche Aneinanderreihung noch so vortrefflicher Sondergeschichten.

Der Plan, dereinst mit einer Gesamtdarstellung der geschichtlichen Entwickelung meine Lebensthätigkeit abzuschließen, ist schon vor langer Zeit entstanden und bereits vor Jahren ging ich an die Ausführung. Denn stets zog mich in der Geschichte das Allgemeine an; die Einzelforschung erschien mir wertlos, wenn sie nicht zugleich höheren Gesichtspunkten dienen sollte. Nicht dem, was war, sondern dem, was ist, gehörte mein Interesse an.

81 X 498

Wenn auch die Wissenschaft in erster Stelle um ihrer selbst willen da ist, sie leistet das Höchste, wenn sie dem Leben dient und nach Erkenntnis des Daseins ringt. So wollte auch ich mir eine Anschauung erkämpfen von dem Weltenlauf, in dem wir stehen, und das kann nur geschehen durch die Prüfung der Vergangenheit, einer Vergangenheit, die nicht tot ist, sondern noch in uns lebt. Buddha verschied mit den Worten: „Alles ist vergänglich", aber nur der Mensch, nicht die Menschen sterben. „Es bleiben tot die Toten, und nur das Lebendige lebt," dieser frohmutige Spruch, den Heine der Prinzeß Ilse in den Mund legt, wäre die rechte Inschrift an dem Tempel der Geschichte.

Nicht, daß ich die Einzelforschung gering schätzte, denn auf ihr steht jede wirkliche geschichtliche Kenntnis. Sie ist die unentbehrliche Grundlage und Vorbedingung, und nur, wer sie eingehend getrieben hat, vermag ein historisches Urteil über das Ganze zu gewinnen. Aber ich denke, mich mit ihr genügend beschäftigt zu haben, und diese Arbeiten, sowie langjährige akademische Thätigkeit, die immer die großen Gesichtspunkte und das Gesamtgebiet im Auge hatte, geben mir, wie ich hoffe, nunmehr einige Berechtigung, an dieses allgemeine Werk zu gehen.

Die Geschichte erscheint wie ein alter Kirchhof, und über den schönen Bäumen, die die Gräber beschatten, vergessen wir leicht die Freuden und Leiden derer, die unter ihnen ruhen. Sie waren einst Menschen wie wir, und der gleiche Lebensodem der Menschheit erfüllte ihre schwellende Brust. Soweit wir die Geschichte kennen, war der Mensch immer Mensch, von denselben Trieben geleitet, nur daß sie sich in verschiedenen Formen bewegten. Deren Wechsel und Aufeinanderfolge geben der Geschichte ihren Inhalt; wir hängen durch unlösliche Bande mit unseren dahingegangenen Vorfahren zusammen. Ihre Leiber sanken in Asche; der Geist, an dem sie teil hatten, wirkte weiter.

Freilich, wenden wir uns zu der Geschichte der Völker, so weht uns nicht stiller Kirchhofsfrieden entgegen. Nur zu oft erschallt tobender Kampf, wird blutige, statt friedlicher

Saat ausgeſtreut. Wechſelnde Weiſen dringen an unſer Ohr, bald fröhlich, bald traurig, heroiſch und ſpielend, leidenſchaftlich und ſinnend. Völker kommen und vergehen, Kulturen wachſen auf und verwelken, nur der Unbeſtand ſcheint die Regel zu ſein.

Doch wenn das Auge die blendende Verwirrung überwindet, ſo entdeckt es in den kreuz und quer laufenden Flammenlinien, in dem flimmernden Umherſchwärmen gleichmäßige Richtungen. Die unendlichen Vielfältigkeiten ordnen ſich — nicht zu einer All-Einheit, denn eine ſolche zu erkennen, liegt jenſeits des menſchlichen Vermögens — doch zu verſtändlichen Figuren. Nicht, daß die Geſchichte ein Rechenexempel wäre, nicht daß man in ihr mit unfehlbarer kauſaler Sicherheit einen geordneten Gang, der ſich überall wiederholt, nachweiſen könnte, aber die Bedingungen, von denen ſie durchdrungen iſt, ſind bei aller bunten Verſchlingung einfache. Sie gleicht darin der Natur, von der ſie nur ein Teil, wenn auch ein eigenartiger, iſt. Der Menſch ſteht da als eine Miſchung von freiem Willen und Zwang, von freiem Willen, der aus dem Zwange hervorgeht, und von Zwang, der vom freien Willen Geſtalt erhält.

Ich habe, um meine Auffaſſung der Geſchichte darzulegen, wie ich es beim Beginn eines ſolchen Werkes thun mußte, ein beſonderes Bändchen „Geſchichtsphiloſophie" vorausgeſandt, das vor wenigen Monaten in demſelben Verlage erſchienen iſt. Der Zweck war, die Entwickelung auf Grundzüge zurückzuführen, die gleichwohl auch erklären, warum die Geſchichte überall anders geworden iſt. Denn das ſcheint mir das eigentliche Problem zu ſein: das Entſtehen der Verſchiedenheit bei gleichen Urſachen. Ich will hier kurz einige Hauptzüge dieſer geſchichtsphiloſophiſchen Ausführungen wiederholen.

Der Gegenſtand der Geſchichte iſt der Menſch, nicht als Einzelweſen, ſondern in einer Geſamtheit. Zu allen Zeiten ſteht er unter beſtimmten Bedingungen, die ihm teils von anderen Mächten auferlegt, teils von Menſchen geſchaffen ſind. Vermöge ſeines tieriſchen Leibes und ſeiner geiſtigen

Begabung ist er ein Doppelwesen, ein physisches und ein psychisches. Die umgebende Natur ist eine über ihm waltende und ihn leitende Macht, aber der Mensch vermag auch ihre Gaben zu benützen und sich je nach dem Grade, in dem er es thut, zu entwickeln. Die natürlichen Bedingungen gehen über in die geschichtlichen, die aus der durch die Vererbung fortgepflanzten Vergangenheit herstammen. Sie beide stellen die Beharrung dar, die zugleich der Trieb alles Bestehenden ist, sich zu erhalten. Eine Weiterentwickelung ist jedoch nur möglich, wenn der Beharrung die Veränderung entgegentritt, und so ist Geschichte das Verhältnis von Beharrung und Veränderung. Es ist verschieden bei Völkern und zu Zeiten, und der Grad der Beharrung, wie der der Veränderung wird bestimmt durch mancherlei Ursachen, unter denen von außen her kommende Einwirkungen oder Anstöße die wichtigsten sind. Die Stellung, die zu ihnen genommen wird, bemißt sich nach der Anpassungsfähigkeit, und sie ist den Völkern in ungleichem Grade eigen.

Daher rührt ein gutes Teil der Entwickelung von der verschiedenen Begabung her, welche die Völker besitzen. Die sogenannten Nationen sind erst geschichtlich entstandene Differenzierungen und nicht beständige Einzelerscheinungen innerhalb großer Gruppen, welche die gleichen Grundanlagen besitzen. Diese Begabung ist bemessen nach dem Verhältnis zur Beharrung und Veränderung, also in der Hauptsache nach der Anpassungsfähigkeit, nach der Stellungnahme zur Gemeinschaft und der zur Außenwelt.

Unter den drei wichtigsten weltgeschichtlichen Gruppen, der mongolischen, semitischen und indogermanischen, erscheint die letztere als besonders zur Anpassung geeignet. Ihre weiteren damit zusammenhängenden Eigenschaften sind der Individualismus, das heißt das Streben des Einzelnen, innerhalb der Gesamtheit das Recht seiner Persönlichkeit zu wahren, und der Hang zum Uebersinnlichen. Aus dieser Begabung der Indogermanen erklärt sich ihre wechselreiche Geschichte, die sie schließlich der Weltherrschaft zugeführt hat.

Die Geschichte setzt sich zusammen aus Handlungen der

Einzelwesen, der Individuen, und der Masse; beide sind gegenseitig auf sich angewiesen und können nicht ohne einander bestehen. Die geschichtlich wirksamen Individuen, die „großen Männer", mit teilweiser Ausnahme der Eroberer und Reichsgründer, vollzogen nur Vorbereitetes, aber formten es in selbständiger Weise, und sind dadurch von größter Wichtigkeit; die Vorbereitung erfolgt jedoch durch die Masse. In ihr entstehen und wachsen die Ideen, die der große Mann in die Wirklichkeit setzt.

Der Mensch hat Bedürfnisse mancherlei Art, materieller und geistiger. Sie werden, welchen Inhalt sie auch haben mögen, hervorgerufen durch die Veränderung, und wenn sie allgemein empfunden werden, entsteht der Trieb, sie zu befriedigen; das ist eine Idee. Was geschieht, geht demnach von den Ideen aus, die dem Bedürfnis entspringen. Daher ist dieses neben den natürlichen und geschichtlichen Bedingungen, die die Art des Bedürfnisses bestimmen, die Ursache allen geschichtlichen Werdens.

Sämtliche Ideen bleiben nur so lange in Kraft, als sie von einer Notwendigkeit getragen werden. Gelangen sie zur Ausführung, so heben sie selber diese Notwendigkeit auf und gehen dadurch unter. In ihrem Wesen liegt eingeschlossen, daß sie sterblich, vergänglich sind.

Das Leben erfordert mancherlei Thätigkeiten, von denen Staat, Wirtschaft und geistige Arbeit die wichtigsten sind. Die Lebensbethätigungen, weil sie gleichfalls der Beharrung unterstehen, ändern sich nur durch äußere Veranlassungen, dann aber ruft die geänderte infolge ihres inneren Zusammenhanges auch Veränderungen in den übrigen hervor. Demnach sind sie nicht alle gleichmäßig und ständig wirksam, sondern nach den Zeiten sind es andere, und die Geschichtsschreibung hat die Aufgabe, je die wesentlichen Lebensbethätigungen und Ideen zu erkennen und zu bezeichnen.

Es giebt nur Eine Geschichte und sie hat die jeweiligen Gründe der Veränderungen und diese selbst nachzuweisen.

Von allen Lebensformen ist die wichtigste der Staat, weil er die dauerndste und höchste, mächtigste und zwingendste Ge-

meinsamkeit darstellt, innerhalb deren erst die anderen Thätigkeiten, auch wenn sie nicht auf einen einzelnen staatlichen Verband beschränkt sind, zu ihrer besonderen Ausbildung gelangen.

Die Staaten stehen zu einander in Beziehungen mannigfacher Art, feindlichen und friedlichen, und diese führen zu einer weiteren Entwickelung. Daher muß eine Weltgeschichte zunächst auf die Staaten aufgebaut werden, um dann zur Darstellung ihres gegenseitigen Einflusses und dessen Erfolges fortzuschreiten.

Alles was geschieht gehört dem Augenblick an, aber der Erfolg geht in die Beharrung, in die geschichtlichen Bedingungen über und wirkt in ihnen weiter. Daraus ergiebt sich die Notwendigkeit, sowohl die Gründe des Geschehenen aus seiner Zeit nachzuweisen, wie seine Bedeutung als festgewordenes Ergebnis für die Folge zur Anschauung zu bringen. Der Augenblick ist Veränderung, das von ihm Bleibende wird Beharrung.

Die geschichtliche Entwickelung ist demnach weder kollektivistisch noch individualistisch, sondern beides: alles Werden ist individual, aller Verlauf kollektiv.

Die Geschichte schreitet ununterbrochen vorwärts und auf sie paßt das Wort des alten Heraclit: „Alles fließt." Es giebt keinen Augenblick des Stillstandes, und daher ist es nicht möglich, sie in gesonderte Perioden von bestimmtem Charakter zu zerlegen. Wohl aber ist es die Pflicht des Geschichtsschreibers, die wichtigen Momente und die maßgebenden Kräfte der Entwickelung hervorzuheben. Denn ein großer Teil des geschichtlichen Verlaufes ist nur Alltagswerk, unentbehrlich für das Leben, doch von nebensächlicher Bedeutung. Jede Weltgeschichte hat etwas von der Vogelperspektive an sich, aber eine solche umfaßt bei all ihrer Einseitigkeit weite Gebiete.

In der Bezeichnung des Wichtigen ist einige Sparsamkeit innezuhalten, um ein klares Bild herzustellen. Freilich gehen die Ansichten über Wert und Unwert der Geschehnisse weit auseinander, und es muß daher jedem Geschichtsschreiber

überlaſſen bleiben, wie er die großen Zuſammenhänge begreifen zu müſſen meint. Die Meinungen über den Wert der großen Entwickelungen ſind ſtets ſubjektiv; vielleicht läßt ſich jedoch einige Uebereinſtimmung erreichen, wenn das Werturteil die Bedeutung der Veränderung zu faſſen ſucht. Will die Geſchichte nur die Veränderung und ihre Gründe, nur Urſache und Wirkung aufweiſen, dann ſtellt ſie ſich gewiſſermaßen jenſeits von Gut und Böſe und wird objektiv, ſoweit das menſchenmöglich iſt. Denn ſubjektive Geſchichtsſchreibung entſteht aus dem Streben, einen Endzweck als den richtigen nachzuweiſen; ſie hat darum den Vorzug, hinzureißen und mit ihrem Glanze zu blenden, auf den die objektive verzichten muß. Wenn auch eine vollkommene Objektivität ſchon deswegen unerreichbar iſt, weil alsdann ſtreng genommen auf jede Verknüpfung verzichtet werden müßte, iſt ſie doch zu erſtreben. Wir werden auch nie die volle Wahrheit erfaſſen, aber was wäre die Wiſſenſchaft, wenn ſie ſich nicht, bei aller Gewißheit, es nie zu erreichen, das höchſte Ziel ſetzte?

Alle Wiſſenſchaft iſt im Grunde nur fortgeſetzte Frageſtellung, und ich wäre glücklich, wenn ich zur Aufſtellung von Problemen ein Scherflein beitrüge.

Eine Weltgeſchichte kann und ſoll nicht eine Geſchichte der geſamten Menſchheit ſein. Denn es hat bisher nie eine Einheit der Menſchheit gegeben und viele der jetzt lebenden Völker ſind an ſich nicht ungeſchichtlich, aber hiſtoriſch unwirkſam geweſen. Der Kreis der geſchichtlich bedeutenden Völker iſt jedoch allmählich erweitert worden. Nicht eine wirkliche Weltkultur iſt entſtanden, aber die verſchiedenen Erdteile ſind ſich näher getreten und bedingen einander. Es war die größte Leiſtung des eben verfloſſenen Jahrhunderts, unſere Erde zu Einem Intereſſengebiet zuſammenzufügen, und ich wüßte keine denkwürdigere welthiſtoriſche Thatſache, als daß bei ſeinem Schluß auf chineſiſchem Boden nicht nur faſt alle europäiſchen Völker, ſondern auch Nordamerikaner und Japaner zu gemeinſamer Handlung vereinigt ſtanden.

Dieſe Gemeinſamkeit iſt erſt aus langem Wandel hervorgegangen, und daher war es unerläßlich, auch alle Völker, die

zu dieſem beigetragen haben, wenigſtens zu ſeiner Charakteriſtik heranzuziehen. Daher erklärt es ſich, wenn dieſer erſte Band auch die chineſiſche und die indiſche Kultur umfaßt. Doch auch ſonſt hätten ſie nicht fehlen dürfen, weil dieſe geſonderten Geſchichten geſtatten, hochgeſpanntes menſchliches Werden auch unter Verhältniſſen, die von den unſeren abweichen, zu beobachten.

Bei beiden Völkern erforderte ihr in ſeiner Beſonderheit beharrliches Weſen, auf die Anfänge zurückzugehen, die weit über die europäiſche Geſchichte hinausreichen. Sonſt meinte ich, nicht von dem erſten Urſprung menſchlicher Geſchichte beginnen zu müſſen, und lange, ehe die große franzöſiſche, von Laviſſe und Rambaud herausgegebene Weltgeſchichte erſchien, ſtand mein Plan feſt, erſt mit der Völkerwanderung den Anfang zu machen und das Altertum auszuſcheiden. Für meinen Zweck war kein Grund vorhanden, die Erzählung ſo weit zurück zu lenken. Gewiß war die alte Welt der Urheber und erſte Träger einer Kultur, die als eine allgemein menſchliche bezeichnet werden darf, und aus dieſer iſt trotz mancherlei Unterbrechungen und Wandlungen unſere gegenwärtige entſprungen. Das Fundament, das einſt die Orientalen, die Griechen und die Römer legten, war ſo tief eingeſenkt und ſo feſt gefügt, daß es nicht zerſtört werden konnte. Doch die wunderbaren Bauten, welche die antiken Völker darauf errichteten, wurden zum größten Teil vernichtet, und es gab lange Zeiten, in denen die loſen Trümmermaſſen und die aus ihrem Zerfall entſtandenen und durch gewaltige Stürme anderwärts angewehten Neuſchichten ſich ſo hoch auftürmten, daß die Schöpfungen der nachkommenden Geſchlechter nicht mehr den urſprünglichen Grund berührten. Erſt mit mühſeliger Arbeit wurden dann wieder Schächte nach unten getrieben und auf dem unvergänglichen Fundament ſtarke Pfeiler aufgeführt, die dem neuen Bau zur ſicheren Stütze dienten, doch ihn nicht allein trugen.

Die alte Geſchichte bildet ein eigenes Blatt in dem großen Buche der Menſchenwelt. Es enthält die Einleitung unſeres Geiſteslebens, aber es wurde mit Gewalt herausgeriſſen und

nur dürftige Reste blieben im Zusammenhange mit den Seiten, welche die späteren Geschicke aufzunehmen hatten. Daher mag es genügen, im Anfang kurz zu schildern, unter welchen ungeheuren Krämpfen die zitternde Hand der Geschichte den verhängnisvollen Riß vollzog. Es ist ferner zu sagen, wie viel übrig blieb, wie diese bei aller Zerstörung kostbare Erbschaft auch den ihres Wertes unbewußten Nachkommen förderlich wurde. Aber das bewußte Bestreben, auf den Bestand des Altertums zurück zu gehen und ihn in neuer Weise nutzbar zu machen, gehört erst der späteren Geschichte an und wird dort zu schildern sein. Denn nicht das Altertum, wie es wurde und war, sondern lediglich das erhalten gebliebene Ergebnis, und auch dieses in der Auffassung der späteren Zeiten, ist von weiterbildender Kraft gewesen.

Es ist überflüssig zu bemerken, daß nur ein Teil des Werkes unmittelbar aus den Quellen geschöpft ist. Ich war jedoch bemüht, mir überall eine eigene Anschauung zu erwerben.

Die meisten Schwierigkeiten macht bei Werken dieser Art die Gruppierung, und für sie muß sich der Verfasser volle Freiheit vorbehalten. Im allgemeinen ist der Grundsatz befolgt, die Dinge da aufzunehmen, wo sie in einen großen, bestehenden Zusammenhang eingriffen. Um die Stofffülle übersichtlicher zu machen, sollen jedem Bande eine Inhaltsübersicht und ein Namensverzeichnis beigegeben werden.

Es schien mir auch wünschenswert und nützlich, in einem Anhange die wichtigsten Werke für die einzelnen Abschnitte zusammenzustellen.

Ich hoffe, in neun Bänden die Darstellung bis zur Gegenwart zu führen. Der zweite Band soll den Niedergang der byzantinischen und arabischen Kultur schildern und die Entwickelung des europäischen Staatensystems bis ins dreizehnte Jahrhundert verfolgen. Der dritte versucht die christliche Kultur des Mittelalters in ihrer Gesamtheit zu zeichnen und legt die staatliche Geschichte bis zur Bildung der habsburgischen Macht dar, der vierte endlich wird die Umwandlung der Anschauungen, die Reformation und ihre Geschichte

bis in die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts erzählen. Es soll demnach die größere Hälfte des Werkes der neueren Geschichte vorbehalten bleiben.

Ich darf nicht unterlassen, an dieser Stelle meinen warmen Dank unserer Universitätsbibliothek und nicht minder der Bibliothek der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft und beider Leitern zu sagen. Vielen Dank schulde ich auch dem geehrten Kollegen, Herrn Professor Dr. Georg Jacob in Erlangen, der mir in den arabischen Dingen manche Belehrung erteilt hat.

Halle a. S., im Mai 1901.

Der Verfasser.

Inhalt.

Einleitung. **Das römische Reich und die Germanen** S. 1—116.

Erster Abschnitt. **Das römische Reich zu Ende des vierten Jahrhunderts** . . . . . S. 3—15.

Das römische Reich als universale Erscheinung 3—6. Das Reich seit Augustus 6—7. Steigende Bedeutung des Heeres 6—9. Die Zeit der Soldatenkaiser 9—11. Die Verfassungsänderungen unter Diocletian und Konstantin 11—13. Spätere Schicksale des Reiches bis zum Tode des Theodosius 13—14. Erhaltung des Reichsumfanges 14—15.

Zweiter Abschnitt. **Die inneren Zustände** . . . . S. 15—26.

Die Stadt Rom 15—19. Die wirtschaftlichen Verhältnisse 19—26. Steuern und Abgaben 21—23. Naturalwirtschaftliche Aenderungen 24—26.

Dritter Abschnitt. **Das geistige Leben** . . . . . S. 26—35.

Gründe des Rückganges 26—27. Aufhören der originalen Leistungen 27—30. Das Recht 30. Litteratur und Kunst 31—33. Die Auffassung der Natur 34—35.

Vierter Abschnitt. **Die religiösen Verhältnisse** . . S. 35—42.

Die Göttermischung 35. Der Kaiserkult 36. Auflösung und Neigung zum Uebersinnlichen 37—39. Die stoische Philosophie 39—41. Der Neuplatonismus 41—42.

Fünfter Abschnitt. **Das Christentum und das römische Reich** . . . . . S. 42—50.

Einfluß der Völker auf ihre Religionen 42—44. Die Entwickelung des Christentums 44—50. Einfluß der griechischen Philosophie 44—46. Entstehung der Gemeinden 46—47. Verbreitung des Christentums 47—48. Verhältnis zum Staat 48—49. Die Christenverfolgungen 49—50.

Sechster Abschnitt. **Die christliche Kirche** . . . . S. 50—68.

Konstantin der Große 50—52. Das Konzil zu Nicäa 52. Die Nachfolger Konstantins, Julian 53—54. Sieg des Christentums 54—55. Verhältnis von Staat und Kirche 55—57. Wesen und Macht der Kirche 57—59. Geringer sittigender Einfluß des Christentums 59—60. Heidnische Einflüsse 60. Der damalige Charakter des Christentums 61—62. Ursprung des Mönchtums 62—64. Christliche Litteratur, Ambrosius, Augustin 65—66. Das Christentum nicht Ursache zum Untergange des römischen Reichs 66—68.

Siebenter Abschnitt. **Die Germanen zur Zeit des Tacitus** S. 68—81.

Der indogermanische Charakter 68—71. Römer und Germanen, Tacitus 72—73. Aeußeres und Lebensweise der Germanen 73. Unklarheit der alten Verfassungsverhältnisse 74—75. Deren allgemeiner Charakter 75—76. Gefolge 77. Recht 77—78. Wirtschaftliche Zustände 78—79. Die Familie 79. Kriegswesen 79—80. Innere Veranlagung der Germanen 80—81.

Achter Abschnitt. **Die Anfänge der Völkerwanderung** S. 81—92.

Charakter der Völkerwanderung 82. Die Landnot als angebliche Ursache 82—85. Anfänge der Völkerwanderung 86—87. Die Goten, Wulfila 87—88. Die Hunnen, die Westgoten im römischen Reich 88. Völkervereine, die Franken und andere 89—91. Aufnahme von Germanen ins römische Reich 91—92.

Neunter Abschnitt. **Der Sturz der westlichen Reichshälfte** S. 92—104.

Teilung des Reichs durch Theodosius 92—93. Stilicho, Alarich 93—94. Die Wirren im Westreiche 94—95. Die Vandalen 95—96. Attila 96—97. Elende Zustände in Rom; Ricimer 97—99. Odovakars Königtum und seine Bedeutung 99. Die Hospitalitas 99—100. Auflösung des Reiches; ihre Ursachen und Gründe 101—104.

Zehnter Abschnitt. **Fortgang und Ergebnisse der Völkerwanderung** . . . . . S. 104—116.

Die Verteilung der germanischen Völker 104—105. Das Ostgotenreich unter Theoderich 105—107. Justinians Kriege gegen Vandalen und Ostgoten 107—109. Die Langobarden in Italien 109—110. Das westgotische Reich 110—112. Trauriges Ergebnis der Völkerwanderung 112—113. Verluste der Germanen 114. Bedeutung des Christentums für die künftige Kultur 115—116.

Erstes Buch. Das byzantinische Reich . S. 117—180.

Elfter Abschnitt. **Die inneren Zustände des byzantinischen Reiches** . . . . . S. 119—144.

Wesen und Bedeutung der byzantinischen Geschichte 119—121. Allmähliche Herausbildung des byzantinischen Staatscharakters

121—122. Die Beharrung im Staate 123—124. Konstantinopel 124—128. Der Absolutismus und die ihn beschränkenden Verhältnisse 127—129. Die Stellung des Kaisertums 128—129. Die Persönlichkeiten der Kaiser 129—130. Beamtenstand, Verwaltung, Recht, Finanzen 129—132. Die wirtschaftlichen Zustände 132—133. Die Städte 133—134. Handel und Industrie 134—135. Kriegswesen 135—138. Beseitigung der Heerführer 137. Staat und Kirche 138—142. Cäsaropapismus 138. Die Patriarchen von Konstantinopel 140. Rechte der Kirche 141—142. Dogmatische Streitigkeiten 142—143. Der Laienstand 143—144.

Zwölfter Abschnitt. **Das Zeitalter Justinians** . S. 144—158.

Die Thronfolge 144—145. Die ersten Kaiser 145—147. Der Nika-Aufstand 147. Der Geschichtsschreiber Procopius und seine Werke 147—148. Theodora 148—150. Justinians Persönlichkeit 150—151. Das Corpus juris 151—152. Regierungsweise Justinians 153. Seine Bauten, die Sophienkirche 153—155. Seine Kriege 155—156. Seine Handelspolitik 156—157. Ergebnis seiner Regierung 157—158.

Dreizehnter Abschnitt. **Das neuperstische Reich** . S. 158—170.

Charakter des persischen Reiches 159. Armenien 160—161. Die alten Perser 161. Historische Bedeutung der Perser 162—163. Parthisches und neupersisches Reich 162—163. Die Religion, die Magier 163—165. Das Christentum in Persien, Mazdaks Lehre 165—166. Der Kriegerstand 166. Das Königtum 167. Geistiges Leben 167—168. Die Vasallenstaaten der Lachmiden und Ghassaniden 168. Chosraus I. und Justinians I. Kriege 169. Abessinien 169—170. Kriege Justins II. 170.

Vierzehnter Abschnitt. **Das byzantinische Reich bis Kaiser Heraclius** . . . . . S. 171—180.

Die Kaiser nach Justinian I. 171. Unglückliche Anfänge des Heraclius 171—172. Große Eroberungen der Perser unter Chosrau II. 172. Die Feldzüge des Heraclius 172—173. Kirchliche Streitigkeiten 173—174. Charakter des Kaisers 174—175. Veränderung des Reichs 175—176. Einbrüche der fremden Völker 176—177. Die Slaven 177. Bulgaren und Avaren 177—178. Verbreitung der Slaven 178—179.

Zweites Buch. Der Islam . . . . . S. 181—260.

Fünfzehnter Abschnitt. **Muhammed und seine Lehre** S. 183—201.

Eigene Stellung des Islams und Art seines Ursprungs 183—185. Arabien und seine Bewohner 185—187. Mekka und Medina 187—188. Andere Religionen in Arabien 188—189. Muhammeds Entwickelung 189—190. Sein Weggang nach Medina 190. Ausbildung der Lehre, namentlich nach der kriegerischen Seite 191—192. Rückkehr nach Mekka 192. Seine Erfolge in Arabien 192—193. Der Charakter des Propheten und seine persönliche Erscheinung

193—195. Der Koran 195—196. Das System Muhammeds 196—197. Pflichten der Gläubigen 197—198. Entwickelungsfähigkeit der Lehre 198—199. Die Stellung der Frau 199—200. Die Staatseinrichtungen, Verhältnis zu den anderen Religionen 200—201.

Sechzehnter Abschnitt. **Das Khalifenreich bis zum Beginn des neunten Jahrhunderts** . . . . . S. 201—218.

Die Nachfolge Muhammeds 201. Die ersten kriegerischen Ereignisse 201—202. Zerstörung des persischen Reiches, Kampf gegen das byzantinische 203—204. Schicksal der besiegten Länder 204—206. Der Islam Herrschaft, nicht Propaganda 205—206. Mischung der Araber mit den Bekehrten 206—207. Die ersten Staatseinrichtungen 207—208. Ausbreitung der arabischen Sprache und ihre Wirkung 208. Christen und Perser 208—209. Khalife Othman 209. Alis Nachfolge und Kampf mit Muawija 209. Die Kharigiten und die Schiiten 210—211. Sieg der Omeijaden 211. Muawija in Damascus 211—212. Bürgerkriege 212—213. Die Berbern 213. Eroberung von Afrika 213—214. Eroberung von Spanien 214—215. Die Omeijaden und Abbasiden 215—216. Bedeutung der abbasidischen Herrschaft für den Islam 216—217. Bagdad 217. Die ersten abbasidischen Khalifen 217—218.

Siebzehnter Abschnitt. **Die inneren Zustände des Khalifenreiches** . . . . . S. 219—236.

Thronfolge 219—220. Verfassung des Reiches 220—222. Finanzwirtschaft; soziale Verhältnisse 222—224. Heerwesen 224—225. Die Araber im Verhältnis zur anderen Bevölkerung 225—226. Stellung der Christen 226. Koran und Tradition 227—228. Rechtswesen 228—229. Religiöse Stellung des Khalifen 229—230. Religiöse Bewegung; die Mutaziliten und Orthodoxen 230—232. Heiligenverehrung 232. Die Schiiten 232—233. Mystische Richtungen 233—234. Bildung 234. Die Litteratur 234—235. Uebersetzungen aus dem Griechischen 235. Kunst 235.

Achtzehnter Abschnitt. **Das byzantinische Reich zur Zeit des Bilderstreites** . . . . . S. 236—260.

Die Kaiser nach Heraclius 236—239. Leo III. 239—246. Verteidigung von Konstantinopel 240—241. Die Themenverfassung 241—243. Der Bilderstreit und seine Ursachen; die Persönlichkeit Leos 243—246. Konstantin V. Kopronymus, Zuspitzung des Streites 246—248. Kaiserin Irene 248—249. Fortgang des Bilderstreites unter den folgenden Kaisern bis zu Theodora 249—250. Ergebnisse, Abschluß der Theologie 250—251. Das Mönchstum 251. Die Litteratur 251—252. Photius 252. Die Kunst 252—253. Handel 253. Soziale und wirtschaftliche Verhältnisse 253—254. Eindringen der Slaven in Griechenland 255. Bulgaren 256. Byzantinische Mission in den Donaugegenden, Methodius 256—258. Die slavische Schrift 258. Kirchliche Ver-

hältnisse in Bulgarien; Wettstreit von Byzanz und Rom 258. Eroberungen der afrikanischen und spanischen Sarazenen, Sizilien, Kreta 258—259.

Drittes Buch. Das Abendland . . . . . S. 261—388.

Neunzehnter Abschnitt. Das fränkisch-merowingische Reich S. 263—285.

Vergleich der Ursprungsverhältnisse der abendländischen Kultur mit denen der arabischen 263—266. Bedeutung des Frankenreiches 266—267. Volksmischung 267. Chlodowech I. und seine Kriege, Bekehrung zum Christentum 268—269. Das Reich unter seinen Nachfolgern, Ausdehnung und Erweiterung 269—271. Verhältnis zu Byzanz 271. Neustrien und Austrasien 271—272. Allgemeine Verhältnisse 272. Charakter des Königtums 273—274. Königliche Rechte, die Grafen 274—276. Finanzwesen 276—277. Die Volksrechte, das salische Recht 277—279. Gerichtswesen 279. Die wirtschaftlichen Zustände und ihr Einfluß; Naturalwirtschaft 279—283. Abnahme der Freien, Aufkommen des Großgrundbesitzes 283—285.

Zwanzigster Abschnitt. Der Verfall des merowingischen Reiches S. 285—294.

Die Reichsteilungen 285—286. Brunichildis und Fredegundis 286—287. Schwäche des Königtums 287. Sittliche Zustände 287—288. Die Kirche 288—289. Litteratur 289—290. Das religiöse Wesen 290—292. Die Iroschottische Mission 292—293. Uebergangszeit 293—294.

Einundzwanzigster Abschnitt. Italien und das Papsttum S. 295—310.

Die Zerteilung Italiens 295—296. Die Langobarden 296—297. Entwickelung des Papsttums 297—299. Leo I. 299. Verwüstung des Landes durch die Gotenkriege 300. Zustand der Stadt Rom 300—302. Das Emporkommen des Papsttums durch seine politische Stellung 301—302. Gregor I. 302—305. Benedict von Nursia und das Mönchstum 303—307. Kirchlicher Unterschied zwischen Orient und Occident 307. Neue Nöte; Abhängigkeit von Byzanz 307—308. Der Bilderstreit 309—310. Gregor II. und Herzog Liutprand 309—310. Gregor III., Zacharias 309—310.

Zweiundzwanzigster Abschnitt. Die ersten Karolinger S. 310—322.

Ursprung der karolingischen Familie 310—311. Pippin der Aeltere und seine Kämpfe 311. Karl Martell 311—315. Seine Kriegsthaten 311—312. Die Verleihung von Kirchengut 312—313. Lehnswesen und Vassallität 313—315. Karlmann und Pippin der Jüngere 315—316. Kirchliche Gesinnung der Karolinger 316. Die angelsächsische Mission 316—317. Bonifatius 317—319. Die Königswürde Pippins, Botschaft an Papst Zacharias 319. Ihre

Bedeutung 320. Salbung Pippins 320. Papsttum, Kaisertum und die Langobarden 320—321. Stephans II. Reise zu Pippin 321. Das Versprechen von Quierzy 322. Feldzüge Pippins nach Italien 322.

Dreiundzwanzigster Abschnitt. Karl der Große als Reichsgründer . . . . . S. 323—338.

Karls Eroberung des Langobardenreiches 323. Die sogenannte Schenkung Karls 323—324. Feldzug nach Spanien 324. Friesen und Sachsen 325. Kriege gegen die Sachsen 325—327. Das Christentum in Sachsen, der Heliand 327—328. Sturz des bayrischen Herzogs Thassilo 328. Kriege gegen Avaren und Slaven 329. Entstehung eines deutschen Volkes 329—330. Verhältnis zu Byzanz 330—331. Hadrian I. und Leo III. 331. Kaiserkrönung 331—332. Die Stellungnahme des Papstes 332—333. Karls Ansicht über die Kaiserkrönung 333—334. Unteritalien 334. Geschichtliche Bedeutung der Krönung, namentlich für das Papsttum 335—336. Karl als Kaiser 336. Seine Auffassung von Kirche und Papsttum 337—338.

Vierundzwanzigster Abschnitt. Karls innere Waltung S. 338—348.

Ausbau der Verfassung 339. Die Missi 339. Die Reichstage 339—340. Erleichterung des Heerbanns und der Gerichtspflicht, die Schöffen 340—341. Die Volksrechte und Reichsrecht 341. Wirtschaftliche Verhältnisse 341—342. Karls Sorge um die See; Münzreform 342—343. Pflege der wissenschaftlichen Thätigkeit, die karolingische Litteratur, das mittelalterliche Latein 343—345. Karl als Germane 345. Die Kunst, Bauten in Aachen 345—346. Karls Weltstellung, Vergleich mit Justinian I. 346—347. Seine Persönlichkeit, Tod und Begräbnis 347—348.

Fünfundzwanzigster Abschnitt. Der Zerfall des karolingischen Reiches und das Aufsteigen des Papsttums . S. 348—368.

Wachstum der kirchlichen Ideen 348—349. Ludwig der Fromme 349—350. Reichsteilung und Kämpfe mit den Söhnen 350—351. Anteilnahme Gregors IV. 351. Ende Ludwigs 352. Kampf der Söhne, der Vertrag von Verdun und seine Bedeutung 352—353. Die drei karolingischen Linien, Auflösung der Reichseinheit 354—355. Steigende Macht der Großen 355—356. Verwüstungen der Normannen und der Sarazenen 356—357. Die Stellung der Päpste unter den späteren Karolingern 357. Niedergang des Kaisertums unter Ludwig II. 357. Die Pseudoisidorischen Dekretalen 358—359. Nicolaus I. 359—360. Seine Stellung zu Byzanz 360. Aenderung in der Stellung des Kaisertums; Johann VIII.; die Approbation 361—362. Arnolfs Kaiserkrönung; Gericht über den toten Papst Formosus 362—363. Ausgang des Kaisertums 363. Fall des Papsttums 363—364. Wissenschaft und Litteratur im späteren Karolingerreich; Johannes Scotus; Hinkmar von Rheims 365—367. Verfall der Geschichtsschreibung 367. Abwendung des Laientums von geistiger Thätigkeit 367—388.

Sechsundzwanzigster Abschnitt. **Britannien. Die Normannen** S. 368—388.

Die Briten und die Römer 368—369. Christentum und Mönchstum in Irland 369—371. Ankunft der Angelsachsen, ihre Königreiche 371—372. Bekehrung der Angelsachsen zur römischen Kirche 372. Kirchlicher Eifer 373. Beda Venerabilis 373. Angelsächsische Mission 373. Angelsächsische Sprache und Litteratur 374—375. Die Staatszustände, Königtum 375. Besitz- und Rechtsverhältnisse 375—376. Einnahmen des Königs 376—377. Die Einigung der Königreiche zu England 377. Der skandinavische Norden, dortige Völkerwanderung 377—379. Die Odinsreligion 379. Die Wikingerfahrten und ihre Ursachen 380—382. Die Schiffe, Kriegsweise 382—384. Die Dänen in England 384. König Aelfred 384. Vertrag mit den Dänen 385. Die Thätigkeit Aelfreds zur Landesverteidigung 385. Seine Sorge für das Recht, für die Geistlichkeit, das Wissen und die englische Sprache; seine Uebersetzungen 386—387. Englands Bedeutung für die Entwickelung des Nordens 388.

Viertes Buch. China und Indien . . . S. 389— 445.

Siebenundzwanzigster Abschnitt. **China** . . . . S. 391—415.

Die Beharrung in der Geschichte Chinas 391. Die mongolischen Völker 391—392. Anfänge der Chinesen 392—393. Eigenartiger Charakter ihrer ältesten Ueberlieferungen 393—394. Die Zustände in der Frühzeit 394. Die ältesten Kaisergeschlechter 394. Religion der alten Zeit 394—396. Der Ahnenkultus 396. Auffassung der Religion 396. Geist der Unterordnung unter die Gemeinschaft 397. Die Regierungsgewalt und ihre Pflichten 397. Ackerbau und sonstige wirtschaftliche Thätigkeit 398. Kriegswesen 398—399. Die Familie 399. Schrift und Sprache 399—400. Die älteste chinesische Litteratur 400. Das Schi-king 400—402. Der Niedergang der Tschou-Dynastie 402—403. Laotse 403—404. Konfutse und seine Lehre 404—408. Ihre Verbreitung 408. Schi-Hoang-ti 408—410. Ausdehnung des Reiches 408—409. Der Grenzwall 409. Verbrennung der Bücher 409—410. Die Dynastie Han 410—412. Eingang des Buddhismus 410. Handelsverkehr mit Syrien, die Seide 411. Römische Gesandtschaften nach China 411—412. Fortschritte in der Kultur 412. Die Tang-Dynastie 412—415. Ausdehnung des Buddhismus, Verbreitung des Christentums und des Islam 413—414. Indischer Einfluß auf die chinesische Kunst 413. Seeverkehr mit dem Khalifate 414. Fortschritt der Litteratur 414. Die Dynastie Sung 415.

Achtundzwanzigster Abschnitt. **Indien** . . . . . S. 415—445.

Indogermanischer Charakter der Inder 415—416. Seine besondere Ausprägung 416—417. Die indische Geschichte nicht ausschließlich aus den natürlichen Verhältnissen erklärbar 417—418. Mangelhafte Chronologie 418. Ankunft der Arier in Indien

418—419. Die ältere Religion 419—421. Die Veden 420—421. Entstehung des Brahmanentums 421—422. Sein Wesen und religiöse Auffassung 422—423. Die sozialen und rechtlichen Zustände 424—426. Der Buddhismus 426—431. Buddha und seine Lehre 426—429. Vergleiche seiner Auffassung mit anderen 429—430. Das buddhistische Mönchstum und seine Mission 430—431. Berührung mit anderen Kulturen 431. Alexander der Große 431—432. Das seleucidische und die bactrischen Reiche 432. König Asoka 432. Seine buddhistischen Bestrebungen 433. Die Indoskythen 433—434. Die buddhistische Litteratur 434. Verbreitung des Buddhismus außerhalb von Indien 435. Seine Bedeutung für die anderen Völker 435. Seine Verpflanzung nach Tibet 436. Die Schulen der brahmanischen Philosophie 436. Die Dschainareligion 436—437. Volksreligion und Hinduismus 437—438. Vischnu und Siva 438. Erstarrung des Brahmanentums 438—439. Die indische Litteratur, lyrische Poesie, Drama und Erzählungen 439—440. Die Wissenschaften 440. Die indische Kunst, die Grottentempel 440—442. Das Leben an den Höfen 442. Hetärentum und Glücksspiel 442—443. Ausbildung des Kastenwesens 443—444. Wirkungen Indiens auf die Außenwelt 444. Umwandlung der indogermanischen Grundzüge 444—445.

Rückblick . . . . . S. 446—452.

Litteraturangaben . . . . . S. 453—466.

Personen- und Orts-Verzeichnis . . . . . S. 467—479.

Einleitung

Das römiſche Reich und die Germanen

Erſter Abſchnitt.

Das römiſche Reich zu Ende des vierten Jahrhunderts.

„Solange der Pontifex mit der ſchweigenden Jungfrau auf das Kapitolium ſteigt, werde ich neu an Ruhm wachſen!“ Keine längere Dauer ſeiner Unſterblichkeit konnte ſich Horatius erdenken, als die der Weltherrſchaft und der Religion Roms. Vier Jahrhunderte nach ihm war der Veſtatempel geſchloſſen und noch ein Säkulum ſpäter gebot ein barbariſcher König über Italien.

Welche Urſachen führten den ungeheuren Wandel herbei, wohl den gewaltigſten, den irdiſche Herrlichkeit erfahren hat? Eine inhaltsſchwere Frage, die von jeher denkende Geiſter beſchäftigt hat und immer von neuem feſſeln wird.

Roms Macht war keine Eintagsſchöpfung, wie ſie in der Geſchichte nicht ſelten aufgeſtiegen ſind. Erſt langſam entſtanden, dann ſtetig ſchneller anwachſend durch eine von dem Mittelpunkte dem Umkreiſe zuſtrebende Triebkraft, wurde das römiſche Reich zu ſeiner in der Welt einzigen Erſcheinung. Es durfte ſich bezeichnen als den „orbis terrarum“, denn was außerhalb lag, zählte nicht zur Menſchheit im höheren Sinne. Soweit die Kultur reichte, gebot Rom, und auch die unterworfenen Grenzländer durchdrang es mit der ihm eigenen Lebens- und Denkweiſe.

So zahlreiche Völker der verſchiedenſten Art das römiſche Reich in ſich vereinigte, es gab allen ein gleichmäßiges Gepräge. Nicht durch rohen Deſpotismus geſchah das. Obgleich die eroberten Länder die politiſche Selbſtändigkeit verloren

und oft der harten Willkür der hohen Staatsbeamten ausgesetzt waren, ließ die Herrin großmütig Religion, Sprache, Sitte und Volkseigentümlichkeiten bestehen, sogar örtliche Selbstverwaltung gestattete sie. Der Gebrauch der lateinischen Sprache war nur für die Regierung und das Heer geboten. Das Recht mußte allerdings ein einheitliches sein; die mit der Stadt groß gewordenen Satzungen und Rechtsgewohnheiten begleiteten überallhin die siegreichen Waffen. Doch wußte das heimische Volksrecht der alten Kulturländer sich daneben im Untergrunde zu behaupten.

Das echte Römertum verfügte von Haus aus über einen sehr geringen Bestand, da es nicht einmal das ganze Italien einnahm. Indessen diese kleine Macht hatte die Welt unter sich gebeugt und hielt sie in Unterwürfigkeit fest, und so gewannen ihre stolzen Angehörigen das Gefühl unbezwinglicher Stärke, das ihnen ihre erhabene Stelle sicherte und ihr ursprüngliches Wesen vor zu starker Umsetzung schützte. Das Bewußtsein der Ueberlegenheit und zugleich politische Klugheit, welche riet, den Untergebenen nicht dauernd als fremder Eroberer zu erscheinen, machten jedoch die Römer bereitwillig, anderes Volkstum zu schonen. Unter diesen rauhen Kriegern und kühlen Staatsmännern gab es schon in den Zeiten der Republik manche empfängliche Seelen, welche zu den milden Künsten und zur wissenschaftlichen Beschäftigung neigten. Ihnen bot der ununterbrochen in der Hauptstadt zusammenflutende Verkehr aller Erdteile fortwährend die reichste Anregung. Darum war es im Grunde ein natürlicher, nicht gewaltsam erzwungener Verlauf, der von der politischen Herrschaft zu einer gemeinsamen Kultur führte, die auch fremdem Stoffe römische Färbung gab.

Das Reich enthielt Länder von sehr verschiedenem Klima und mannigfachster Bodengestalt. In solchen Weltreichen tritt der Einfluß der Natur zurück, weil ihre Gegensätze sich ausgleichen; sie wirkt wohl an Ort und Stelle, aber im ganzen fügt sie sich ein in die Reihe der allgemeinen geschichtlichen Bedingungen.

Daher wurde die römische Kultur eine wirklich universale. Sie schloß alles ein, was bisher die morgenländische und die abendländische Menschheit, soweit sie zu rechnen war, in langen Jahrhunderten mit heißem Bemühen hervorgebracht hatte.

Nur Indien lag zu fern und die Perſer waren durch die rohe Kriegsherrſchaft der Parther niedergehalten. Jede Erkenntnis und jedes Können waren hier vereinigt. Rom ſelbſt trat nicht mit leeren Händen hinzu: es brachte als großartige Beigaben das Recht und die Beredſamkeit des Forums. Die mannigfachen Beſtandteile banden ſich gewiſſermaßen gegenſeitig, ſo daß keiner den anderen völlig niederdrücken konnte; ſie bildeten eine muſiviſche Einheit, zu der die buntfarbigen Steine zuſammengefügt waren.

Die Ebenmäßigkeit der römiſchen Einrichtungen und des römiſchen Lebens verlieh beiden die unaufhaltſame Kraft der Verbreitung. Wo in heißen oder kalten Himmelsſtrichen die Legionen ihre Standquartiere aufſchlugen, faßten auch römiſche Sitte und Art Wurzel. Von Britannien bis an die Sahara, vom Atlantiſchen Ozean bis zum Schwarzen Meer und zum Euphrat vertrieb das verzweigte Adergeflecht des Rieſenleibes dieſelben Säfte und ſetzte die gleichen lebenskräftigen Bildungen an. Gewiß wäre noch viel weniger vom antiken Weſen übrig geblieben, als dann lange der Zerſtörung trotzte, wenn es nicht überall mit ſolcher Zähigkeit gehaftet hätte.

Nicht allein die gleiche Anlage der Häuſer, Villen und Bäder, ihre übereinſtimmende Ausſchmückung, die ähnliche Form der Geräte bezeugten allenthalben die Abhängigkeit von einem herrſchenden Zuge. Die Kunſt, natürlich bedingt durch die verſchiedene Fertigkeit der Ausübenden, ſchuf ihre Werke nach allgemein gültigen Regeln. Ebenſo gingen in allen Ländern Gelehrſamkeit und Litteratur von denſelben Beſtrebungen aus und es machte wenig Unterſchied, ob lateiniſch oder griechiſch geſchrieben wurde. Rhetorenſchulen lehrten in allen Provinzen eine gleichförmige Redekunſt, und es kam vor, daß ſie auf ſpätgewonnenem Neuland, wie in Gallien, am meiſten blühten.

Alle Provinzen ſtanden mit der Hauptſtadt und untereinander in regſter Verbindung. Ein reiches Netz von Straßen, deren feſtes Gefüge an einzelnen Stellen noch heute hält, verflocht oft in ſchnurgeradem Lauf über Berg und Thal die Länder bis zu den äußerſten Grenzen; zahlloſe Schiffe befuhren das Meer und die Flüſſe. Der Handel verbreitete wie heutzutage die Erzeugniſſe und Schätze ferner Länder durch die Provinzen; das Reich war faſt völlig ein Freihandelsgebiet.

Das Reiſen war bequemer und leichter, als es noch in unſerem Jahrhundert vor der Erfindung der Eiſenbahnen in vielen Staaten Europas geweſen iſt. Selbſt Reiſehandbücher fehlten nicht und der Reiche machte von ihnen gern und viel Gebrauch; eine Vergnügungsfahrt den Nil hinauf oder nach Griechenland oder Kleinaſien war nichts Ungewöhnliches. Afrika, Aſien und Europa waren einander bis zur Einheit genähert, das Mittelmeer nicht nur geographiſch ein Binnenmeer, da ſeine blauen Wogen allenthalben die Küſten *eines* politiſchen und geiſtigen Gemeinweſens beſpülten.

Das Reich erſchien ſeinen Bewohnern unentbehrlich und ewig, nur unter ſeinem Schutze glaubten ſie beſtehen zu können. Rom war ein und alles in der Welt, ihr alleiniger Halt und Träger.

Volle vier Jahrhunderte nach dem Falle der Republik hat das Kaiſerreich in ſeiner Geſamtheit beſtanden. Ein gewaltiger Zeitraum, deſſen Umfang wir am beſten würdigen, wenn wir ſo lange in unſerer eigenen Geſchichte zurückdenken. Er erſcheint nur kurz, weil der ungeduldige Schulunterricht das römiſche Imperium flüchtig abzuthun pflegt, und auch der Umſtand, daß man die Vollendung der chriſtlichen Kirche faſt unmittelbar an die Geburt ihres Stifters anknüpft, läßt gewöhnlich die Dauer dieſer größten welthiſtoriſchen Periode nicht zum vollen Verſtändnis gelangen. Die vier Jahrhunderte umfaſſen eine inhaltsvolle und lehrreiche Geſchichte. Sie berichtet zunächſt von einer langen friedlichen Zeit, wie ſie den im römiſchen Reiche einbegriffenen Ländern ſeitdem nicht wieder beſchieden geweſen iſt, in der das von den Völkern allzeit gern erträumte Ideal eines Weltfriedens verwirklicht ſchien, dann entrollt ſie eine ununterbrochene Kette von entſetzlichen Leiden, unter deren laſtendem Druck ſchließlich die Hälfte des Kaiſerreiches zuſammenbrach. Doch die erſten Ringe dieſer mörderiſchen Feſſeln wurden bereits in jener Glanzzeit geſchmiedet.

Auguſtus beendete die verderblichen Bürgerkriege, die faſt ein Jahrhundert lang das Reich durchtobt hatten. Von ſeinen Tagen an erfreuten ſich ſechs Geſchlechter hintereinander eines faſt ungeſtörten inneren Friedens. Nur fern an den Grenzen klirrten hin und wieder die Waffen und die ſiegreichen Kämpfe gaben die glückliche Bürgſchaft, daß der uralte Ruhm Roms nur größer werden könne. Der Umfang des Reiches erweiterte

ſich noch beträchlich um Germanien, Britannien, Dacien und am Euphrat. Die Kriegslaſt, die der Staat zu tragen hatte, war nicht groß, denn das ſtehende Heer zählte trotz des ungeheuren Umfanges der Herrſchaft nur gegen 300 000 Mann und die Truppen lagerten zum allergrößten Teil an den Grenzen verteilt. Da ſie bald nur aus freiwillig Geworbenen beſtanden und meiſt von den roheren Völkerſchaften innerhalb des Reiches und von den Barbaren aufgebracht wurden, drückte die Blutſteuer nicht. Der Zweck der Kriege war nicht eigentlich Eroberung, ſondern die Sicherung des Reiches, nur daß ſie gelegentlich ein gewaltſames Vorſchieben der Grenzen erforderte. Die wuchtige Schwere des Reiches drückte weiter von innen nach außen, nach den Rändern zu. Doch um die Mitte des zweiten Jahrhunderts ſchienen keine Feinde von bedrohlicher Stärke mehr vorhanden und die notwendige Ausdehnung erreicht zu ſein. Rom war geſättigt.

Krieg und Politik hatten einſt Rom emporgebracht. Jetzt machten die lange Friedenszeit und die Befreiung von der Wehrpflicht die Bevölkerung unkriegeriſch. Weil das Reich lange Zeit keinen Wettbewerb feindlicher Mächte zu beſtehen und zu befürchten hatte, gab es auch keinen volkstümlichen Kampf um das Daſein, der die inneren Kräfte angeregt und erfriſcht hätte. Weil auch die Reichsverfaſſung für öffentliches politiſches Leben keinen Raum mehr ließ, ſchwanden allmählich das Bedürfnis und die Fähigkeit, an den ſtaatlichen Dingen Anteil zu nehmen. Der Staat wurde konſervativ. Die Beharrung, das Streben, den vorhandenen Zuſtand zu erhalten, wie er war, wurde übermächtig und verhinderte das Aufkommen ſelbſtändiger Staatsmänner und eine lebensvolle Weiterentwickelung. Das Volk wurde zu einer trägen Maſſe, die unter dem gleichmäßigen Drucke von oben her erſtarrte. Der Principat war zwar militäriſch begründet worden, doch beruhte er nachher nicht auf einem Säbelregiment; im Grunde hielten gerade der Stillſtand, das Verſiegen der einzelnen Nationalitäten, dann die alles umſpinnende ſichere Gewohnheit des Zuſammenlebens und die Ueberzeugung, daß außer Rom keine andere Macht auf der Welt vorhanden ſei, den gewaltigen Bau des Reiches beſtändig zuſammen und ließen alle Glieder als die einer einzigen Familie erſcheinen.

Daher bildete das Heer, das an den Grenzen in Uebung

blieb, allmählich die einzige lebensvolle Kraft, obgleich die Zahl der Soldaten gegenüber der Maſſe der Bevölkerung, deren Anſchlag zwiſchen fünfundfünfzig und hundert Millionen ſchwankt, eine geringe war. Die Herrſcher hatten zwar ihre Gardetruppen in Rom um ſich, aber ſie dienten nur zum Schutz für und gegen die eine Stadt. Obgleich nach dem Erlöſchen des juliſchen Hauſes manche Kaiſer perſönlich Kriege leiteten, konnte es leicht geſchehen, daß bei den weit zerſtreuten Legionen, deren Hauptgruppen ohne Verbindung miteinander durch den ganzen Zwiſchenraum des Reiches getrennt waren, das Gefühl der Selbſtändigkeit und die Neigung, je für ſich zu handeln, erwachten. An die einzige thatkräftige Macht im Reiche trat demnach die Verſuchung heran, den Herrn zu ſpielen, und weil im Innern kein militäriſches Gegengewicht vorhanden war, verfügten in der That ſchließlich die einzelnen Heeresabteilungen über das Kaiſertum.

Schon im erſten Jahrhundert entſchieden die Truppen über die Geſchicke des Ganzen, als ſie mit dem Sturze Neros dem auguſteiſchen Hauſe das Ende bereiteten. Bald darauf riefen die orientaliſchen Legionen den wackeren Veſpaſian zum Kaiſer aus. Ihm folgten ſeine Söhne, erſt der hochgefeierte Titus, dann der unwürdige Domitian. Nach deſſen Ermordung im Jahre 96 wurde Nerva durch die Entſcheidung des Senats Kaiſer. Er berief ſeinen Nachfolger durch Adoption, und wie Trajan erlangten Hadrian, Antoninus, Marcus Aurelius, die alle ohne Söhne waren, die Kaiſerwürde; erſt mit Commodus folgte wieder ein Sohn dem Vater.

Mit ihm kam das Ende der glücklichen Zeit. Während ſeine Vorgänger meiſt nur Siege verzeichneten, mußte Commodus einen unrühmlichen Frieden mit den an der Donau vordringenden Germanen, den Markomannen und Quaden, ſchließen. Nicht nur rührten ſich jetzt mit wachſender Zahl und Gewalt die äußeren Feinde, noch traurigere Folgen hatten die Kämpfe um die Oberherrſchaft. Die übermütigen Legionen hörten nicht auf, nach Belieben über ſie zu ſchalten. Der Zerſetzungsprozeß begann ſomit an den Grenzen, alſo gerade von Gegenden her, wo allein Gefahren für den Beſtand des Reiches vorhanden waren. Dennoch blieb der Gedanke der Reichseinheit ungeſtört und jeder Soldatenkaiſer hoffte, alleiniger Gebieter zu werden.

Man kann ſich kaum eine ausreichende Vorſtellung machen, wie verderblich das dritte Jahrhundert für alle Lebensthätigkeiten war; ſelbſt die Kultur erfuhr die durchgreifendſten Veränderungen.

Als der elende Commodus 193 unter den Händen ſeiner Hofleute gefallen war, wollte die Kaiſergarde, die den Senat in der Gewalt hatte, den Thron nach ihrem Sinn beſetzen. Doch die Legionen fügten ſich den verhaßten Prätorianern nicht. Gleichzeitig wurden in Syrien, Britannien und an der Donau Imperatoren aufgeſtellt, von denen nach blutigen Kämpfen der Afrikaner Septimius Severus den Sieg davontrug, das Reich einte und ſchirmte. Doch längere gedeihliche Ruhe kehrte nicht wieder und die Heere machten einen Kaiſer nach dem andern. Von den etwa fünfzig Männern, die von Commodus bis auf Diocletian in dem Zeitraum von wenig über neunzig Jahren den Purpur erhielten oder ſich beilegten, haben ihn nur drei, jener Septimius Severus, dann Alexander Severus und Gallienus über zehn Jahre getragen. Außer Septimius ſind nur zwei, Tetricus, der freiwillig zurücktrat, und Claudius nicht gewaltſam geſtorben, Valerian wurde von den Perſern gefangen, Decius fiel gegen die Goten; alle übrigen gingen in den inneren Kriegen zu Grunde, die meiſten von ihren eigenen Soldaten erſchlagen. Selbſt die beſten Kaiſer verſchonte das Schwert der Meuterer nicht.

Dieſe trockenen Zahlen enthalten eine furchtbare Geſchichte; welche Unſummen von Mord und Elend, Blutvergießen und Verwüſtung ſpricht aus ihnen! Der innere Kampf ermutigte die Völker draußen. Von faſt allen Seiten ſtürmten Feindesmaſſen heran und drangen verheerend bis in das Innere vor: am Rhein Franken und Alemannen, an der Donau die Goten und mit ihnen verbündete Völker. Zum größten Unglück entſtand 224 in Aſien das lebenskräftige neuperſiſche Reich als gefährlichſte Nachbarſchaft. Die Grenzheere reichten nicht mehr aus, um überall gleichmäßig ſtand zu halten. Gleichzeitig tobten in vielen Provinzen Aufruhr und Empörung. Mehrmals war die Einheit des Reiches völlig gelöſt; in den Jahren von 258 bis 274 gab es beinahe zwanzig Kaiſer und Thronanmaßer.

Schlimm war, daß ſich keine feſte Erblichkeit entwickeln konnte. Die Urſache lag einmal in dem Weſen des Staates,

des Principates und des Kaiſertums, das keine geſetzliche und dauernde Ordnung der Nachfolge geſtattete, mehr jedoch an dem mißlichen Umſtande, daß die Herrſcher ſelten erwachſene und tüchtige Söhne hatten. Denn ein Zug zur Erblichkeit, wenigſtens des Geſchlechtes, iſt auch in dieſer Zeit nicht zu verkennen. Wie er gleich anfangs bei den Juliern und den Flaviern deutlich hervortrat, ſo ſpäter noch in der Verwandtſchaft des Septimius Severus und der Gordiane. Nicht nur die Söhne, auch Brüder hielten ſich zur Nachfolge berechtigt. Allein ſtets traten gewaltſame Unterbrechungen ein. Das einzige Auskunftsmittel war, den künftigen Nachfolger durch Verleihung des Cäſarentitels zu bezeichnen, und das wurde die anerkannte Regel.

Auf ſie hat Diocletian die Neuordnung der Herrſchaft gegründet. Dieſer Dalmatiner niedriger Herkunft wurde von dem Heere des Orients zum Kaiſer ausgerufen und trat im November 284 zu Nicomedia die Herrſchaft an, raſch allgemeine Anerkennung findend. Bald darauf nahm er mit Vorbehalt der Oberleitung den pannoniſchen Bauernſohn, den ſtreitſüchtigen Maximian zum Mitregenten an; einige Jahre ſpäter trat jedem Auguſtus ein Cäſar als dereinſtiger Nachfolger zur Seite. Auf dieſe Weiſe ſollte bei Wahrung der Einheit des Reiches für alle ſeine Teile geſorgt und dem Heere der Einfluß auf die Thronbeſtellung genommen werden. Denn ſeitdem die Feinde an alle Thore pochten, war es notwendig, mehrere Oberbefehlshaber von größter Machtvollkommenheit zu haben. Diocletian machte daraus ein künſtliches Syſtem; er wollte die Erblichkeit nicht, ſondern einen immer friſche Männer an die Spitze führenden Wechſel der Auguſti. Doch gerade deswegen brachen nach ſeinem freiwilligen Rücktritte 305 ſchwere Kriege aus.

Der im Feldlager aufgewachſene Konſtantin, der Sohn des Mitauguſtus Conſtantius Chlorus, wurde, als der Vater ſtarb, von den Soldaten in York zum Nachfolger ausgerufen. Nach langen Wirren und Kämpfen mit mehreren Nebenbuhlern drang er in Italien ein und beſiegte im Oktober 312 vor Rom an der Milviſchen Brücke den von den Prätorianern aufgeworfenen Maxentius, der auf der Flucht in dem Tiberfluß den Tod fand. Bald darauf wurde der Mitkaiſer Maximinus durch den anderen, Licinius, vernichtet. Schließlich geriet

dieſer gewaltthätige Mann, der den Oſten regierte, gleichfalls mit Konſtantin in Kampf, der, zunächſt durch einen Friedensſchluß unterbrochen, ſich 323 vor und um Byzanz abſpielte und zum Untergang des Licinius führte. So wurde Konſtantin der alleinige Gebieter.

Es erſcheint wie ein Wunder, daß das Reich noch einmal zur Einheit und Ordnung zurückgeführt wurde. Man erſieht daraus, welche zähe Kraft in ihm lebte und wie der Einheitsgedanke alle Störungen überdauerte.

Diocletian und Konſtantin haben inneren Aufruhr und äußere Feinde gebändigt, doch wichtiger war, daß ſie das Reich in neue Verfaſſungsverhältniſſe überführten, wie ſie die harte und unſichere Zeit erforderte. Das allgemeine Bedürfnis kam ihnen entgegen. Sie begründeten den Abſolutismus, die einheitliche Regierung durch einen allgewaltigen Gebieter und ſeine Beamtenhierarchie. Der ehemalige Principat mit ſeinen Unklarheiten und inneren Widerſprüchen war damit endgültig beſeitigt und die letzten Reſte der republikaniſchen Ueberlieferungen verſchwanden. Die Regierung nahm eine vollkommen andere Geſtalt an. Das jetzige römiſche Kaiſertum hatte mit dem früheren nur den Urſprung gemeinſam.

Der Oſten wurde der vorwiegende Reichsteil, obgleich die Regierungsſprache die lateiniſche blieb. Schon Diocletian verweilte mit Vorliebe zu Nicomedia in Kleinaſien, Konſtantin machte ſeine 330 eingeweihte, nach ihm genannte Gründung am Bosporus zur eigentlichen Reichshauptſtadt. Konſtantinopel lag ziemlich in der Mitte zwiſchen Donau und Euphrat, den bisher am meiſten gefährdeten Punkten des Reiches; zudem erforderte die geſchloſſene Macht der Perſer die ſtändige Nähe des Kaiſers, während gegen die nicht geeinigten Barbaren im Weſten Unterfeldherren zu genügen ſchienen. Seit längerer Zeit entnahm das Reich ohnehin ſeine beſten Soldaten der Balkanhalbinſel, aus Illyrien und dem angrenzenden Pannonien, und ſo manche Kaiſer, auch Diocletian und Konſtantin, ſtammten dorther. Zugleich wollte der Kaiſer wahrſcheinlich die alte Hauptſtadt beiſeite ſchieben, die ſelbſt noch unter den Soldatenwirren manchmal ihr altes Uebergewicht geltend machen durfte und deren hiſtoriſche Erinnerungen mit der gegenwärtigen Umgeſtaltung der Reichsregierung nicht verträglich waren.

Zu dem neuen im Oſten entſtehenden Herrſchertum gab

nicht der längſt abgeſtorbene altgriechiſche Geiſt, ſondern der orientaliſche Sklavenſinn die Grundzüge. Der Kaiſer iſt der Herr, gleichſam der Beſitzer des Staates, in dem alle ſtaatliche Souveränetät beruht. Den römiſchen Principes wurden erſt nach dem Tode göttliche Ehren erwieſen, jetzt iſt der Kaiſer nicht viel weniger als ein lebendiger Gott. Er umgibt ſich mit der phantaſtiſchen Pracht altorientaliſcher Herrſcher; mit ſtrahlendem Diadem, mit wallenden, von Edelſteinen funkelnden Gewändern erſcheint er in der Oeffentlichkeit; nur mit Kniebeugung dürfen ſich die Menſchen ihm nahen. Eine zahlreiche prunkende Hofdienerſchaft von hoher Ehre und mächtigem Einfluß ſteht ſeinen Winken bereit; um ſich hat er den von ihm berufenen Staatsrat, den er nach Ermeſſen zu ſeinen Entſchlüſſen und zu ihrer Ausführung heranzieht.

Der Kaiſer übt allein die Geſetzgebung, von ſeinem Tribunal iſt in Rechtsſachen keine Berufung möglich; in jede Staatsthätigkeit kann er nach Belieben eingreifen. Unter ihm gibt es nur die von ihm ſelbſt als ſeine Gehilfen beſtellten Beamten. Die Zivil- und die Kriegsgewalt wurden voneinander getrennt, doch auch die erſtere militäriſch eingerichtet. An der Spitze der Zivilverwaltung, die auch die Rechtspflege ausübte, die Finanzen beſorgte und die Befugnis zu Verordnungen beſaß, ſtanden die Präfekten, deren ſehr weit bemeſſener Amtskreis ganze Länder umfaßte; unter ihnen walteten die Leiter der auch noch ſehr großen Diöceſen, die Vikarien, dann die Präſiden, die Provinzialſtatthalter, von denen mannigfache ſorgfältig abgeſtufte Behörden bis zu den kleinen Ortsbeamten hinabreichten. Zu Beginn des fünften Jahrhunderts gab es vier Präfekturen, den Orient, Illyricum, zu dem auch Macedonien und Thracien gehörten, Italien mit Afrika und endlich Gallien, von wo aus Spanien und Britannien geleitet wurden. Die Präfekturen enthielten 13 Diöceſen und 118 Provinzen.

Eine genau geregelte Beamtenhierarchie erſtreckte ſich durch alle Länder. Sie gab dem Reiche wieder einen feſten Halt und erhöhte ſeine Leiſtungsfähigkeit; freilich war der Staat nur eine große Regierungsmaſchine, die allein den Zweck hatte, Gehorſam zu erzwingen, und kein ſelbſtändiges Leben aufkommen ließ.

Das Linienheer, beſtimmt zum Felddienſte durch das ganze Reich hin, erhielt nun auch in den Binnenländern ſeine Stand-

quartiere, um von ihnen aus nach Bedürfnis an die bedrohten Stellen zu rücken. Die alten großen Legionsverbände mit ihren ſehr ſelbſtändigen Oberkommandos, an deren Stelle die Grenzfeldherren traten, wurden aufgelöſt. Die einzelnen Truppenkörper hatten geringere Stärke als früher und zerfielen der beſſeren Verpflegung wegen in kleinere Abteilungen; dafür gab es ihrer erheblich mehr. Die Offiziere waren durchaus Berufsſoldaten; den oberſten Rang nahmen die am Hofe befindlichen Reichsheermeiſter ein. An den Rändern des Reiches ſaßen die „Grenzer", zum ſtändigen Kriegsdienſt angeſiedelt, meiſt barbariſche Völker. Für die Verteidigung des Reiches war ſo beſſer geſorgt, doch die Armee behauptete trotz aller Vorſichtsmaßregeln ihren alten Einfluß, und das Erbübel der inneren Kämpfe hörte auch jetzt nicht auf.

Auf Konſtantin den Großen, der am 22. Mai 337 ſtarb, folgten ſeine Söhne Konſtantin II., Conſtantius und Conſtans, von denen der erſte bei einem Angriff auf ſeine Brüder, der dritte im Kampfe gegen den Empörer Magnentius erlagen, ſo daß zuletzt der mittlere allein regierte, doch hatte er keine Söhne. Alle anderen Sproſſen der kaiſerlichen Familie waren von den Brüdern vertilgt worden, bis auf den einen Julian, der ſchließlich von den Truppen zu Paris auf den Schild erhoben wurde. Er rückte gegen den Oheim vor, doch deſſen plötzlicher Tod gab ihm 361 ohne Kampf die Alleinherrſchaft. Julian fand ſchon im Juni 363 auf dem Feldzuge gegen die Perſer ein frühes Ende und mit ihm erloſch das Konſtantiniſche Haus.

Nach dem kurzen Kaiſertum des unfähigen Jovian wurde der rauhe Soldat Valentinian vom Heere eingeſetzt und nahm ſeinen Bruder Valens zum Reichsgenoſſen. Valentinian I. ſtarb nach tapferen Thaten 375, Valens fiel 378 bei Adrianopel gegen die Weſtgoten; Valentinians Söhne erlagen aufrühreriſchen Generälen. Auch dieſe Familie war erſchöpft.

Endlich ſtellte 392 der Spanier Theodoſius das Reich wieder her, doch nachdem er einen Gegenkaiſer niedergeworfen hatte, verſchied er bereits zu Anfang des Jahres 395. Er beſtimmte, daß ſein älterer Sohn Arcadius im Morgenland, der noch unmündige Honorius im Occident regieren ſollte. Der Kaiſer beabſichtigte keineswegs, das Reich zu teilen, doch

die beiden Hälften ſind nie mehr vereinigt worden, und dieſe Trennung führte zu dem Untergange des weſtlichen Reichsteiles.

Als Theodoſius die Augen ſchloß, behauptete das Reich noch immer ſeine alten Länder, und obgleich ſie ſchon faſt alle furchtbare Einfälle der Barbaren erlitten hatten, waren nur an den Grenzen Gebietsverluſte erfolgt, jedoch, mit dem Geſamtinhalt verglichen, nicht allzu beträchtliche. Der ungeheure Umfang des Reichs, deſſen Grenzen zudem faſt nirgends natürliche und daher um ſo ſchwieriger zu verteidigen waren, machte es, ſeitdem Feinde ringsum drohten, faſt unmöglich, überall rechtzeitig mit ausreichender Macht zur Stelle zu ſein. Die Truppen hatten Gewaltiges an Märſchen zu leiſten, da das Meer bei der geringen Stärke der Flotte zur Ueberführung kaum benutzt wurde. Außerdem hatten manche Grenzländer keine ausreichend ſtarke römiſche Koloniſation und die in ihnen aufgenommenen Barbaren waren ihren Volksverwandten gegenüber nicht immer zuverläſſig.

Dennoch betrafen die Einbußen nur die nachträglichen Eroberungen der Kaiſerzeit und auch nicht alle; ſogar das ferne Britannien gehorchte noch den Römern. Am Rhein waren allerdings die auf das rechte Ufer vorgeſchobenen Stellungen, die Inſeln an der Mündung und die durch den Limes geſchützten Uferſtreifen verloren gegangen. Dafür ſtand die Donaulinie noch in römiſcher Beſatzung: Rätien und Vindelicien mit Augsburg, Regensburg und Paſſau, ebenſo das oft verheerte, bereits ſtark mit fremden Koloniſten durchſetzte Pannonien. Das links vom Strome gelegene Dacien war ſchon früher aufgegeben worden. Doch in letzter Stunde hatte ſich Rom entſchließen müſſen, den Weſtgoten auf dem rechten Donauufer, in Möſien, Wohnſitze anzuweiſen.

In Aſien trat der Nachfolger Julians den Perſern das lange umkämpfte Meſopotamien mit den wichtigen Feſtungen zwiſchen Euphrat und Tigris ab, während Armenien noch ſeine Mittelſtellung behauptete. Die Grenzen in Aegypten und Afrika, teilweiſe nie ganz feſt, hatten keine belangreichen Zurückſchiebungen erlitten.

Der mächtige Körper des Reiches zeigte demnach wohl ſchwere Wunden auf, doch kein wichtiges Glied war abgeriſſen.

Das Heer bewährte die alte Tapferkeit und meiſt mußten die Feinde die Koſten des Streites tragen. Aber ein Reich ſteht nicht allein auf der Kriegsmacht.

Zweiter Abſchnitt.

Die inneren Zuſtände.

Eine von ſo vielen Kriegen und anderen Nöten heimgeſuchte Zeit konnte keine glückliche ſein. Doch die damals lebenden Geſchlechter hatten nicht allein das ſelbſtgeſchaffene Leid zu tragen, auf ihnen laſtete auch die Vergangenheit. Von der Größe des Reiches empfanden ſie mehr die ſchädlichen Wirkungen als die Vorteile, und die wirtſchaftlichen Verhältniſſe, die ſich in der Vorzeit entwickelt hatten, wurden jetzt, wo noch andere Erſchwerniſſe hinzukamen und jede Erleichterung verhinderten, faſt unerträglich. Daher iſt das Bild, das ſich darbietet, überaus trüb und traurig. Die Zeitgenoſſen ſelber malen grau in grau, und wenn auch zu beachten iſt, daß ſich in ſolchen Zeiten mehr das augenfällige Schlechte, als das vielleicht daneben verborgene Gute dem Beobachter aufdrängt, dürfen wir dennoch gewiß ſein, daß dunkle Schatten damals weitaus das Licht überwogen.

Unwillkürlich wendet ſich der erſte Blick auf die Stadt, die einſt die heilige Wiege, dann die reiſige Burg, endlich der die Opfer einer ganzen Welt verzehrende Altar des Römertums geweſen war.

Die Geſchicke des Reiches wurden nicht mehr in Rom entſchieden. Unter den Soldatenkaiſern fielen für kurze Augenblicke noch einmal die letzten Strahlen untergehender Macht auf die einſt allgewaltige Hauptſtadt; ſeitdem das halbaſiatiſche Konſtantinopel ſich des kaiſerlichen Thrones rühmen durfte, war die Tiberſtadt eine verſtoßene Gemahlin geworden, die nur noch um ihres früheren Ranges willen Ehren genoß. Selbſt Julian, der Freund der alten Götter, gab, mehr Grieche

als Römer, der Verwitweten ihren früheren Rang nicht zurück. Die Teilung des Reiches führte den Hof nicht wieder nach Rom, denn Honorius erkor erſt Mailand, dann das ſumpfumgebene feſte Ravenna zum Wohnſitz.

Nur der Vorzug einer eigenen Verwaltung, die die Stadt aus dem Rahmen der Provinz heraushob, blieb Rom. Auch der Senat erinnerte noch an die hehre Vergangenheit als große, mit ſtolzen Titeln geſchmückte Körperſchaft, deren Recht jedoch nur in der ſchmeichelnden Verehrung des Fürſten und in der feierlichen, aber ſelbſtverſtändlichen Entgegennahme ſeiner Geſetze beſtand, und drüben in Konſtantinopel gab es jetzt einen zweiten Senat von gleicher Befugnis. Beſtätigung oder Ernennung der Senatoren kam dem Kaiſer zu, doch waren noch manche Familien ſtolzeſter Namen vorhanden, die ein erbliches Anrecht beſaßen und die oberſte, hochangeſehene Schicht der Stadtbevölkerung bildeten. Sie erfreuten ſich meiſt großer Reichtümer, ſelten ausgezeichneter Männer. Die Senatoren machten nicht mehr die vorbereitende kriegeriſche Laufbahn durch und auch im Rate der Kaiſer hatten ſie keinen Platz. Daher brachten die meiſten ihr Leben wertlos und thatenlos hin in dem Lärm der Stadt und in der Märchenpracht ihrer Landhäuſer.

Der angeſehenſte Mann in der Stadt war jetzt der Biſchof. Jede Neubeſetzung des Stuhles erregte die ganze Bevölkerung, und kirchliche Parteifragen erhitzten dann die Gemüter nicht minder, als einſt politiſche bei der Wahl der Konſuln. Ein neuer Stand, die Geiſtlichkeit, trat an die Stelle der Hofleute und einflußreichen Freigelaſſenen; ſie genoß in der vornehmen Geſellſchaft große Ehre und verkehrte lebhaft in den Familien. Die prunkvollen kirchlichen Feſte gaben Erſatz für die beſeitigten heidniſchen Feierlichkeiten.

Rom krankte an der Inhaltsleere ſeines Daſeins. Da es keine große, anregende Thätigkeit mehr bot, blieb ſeinen Bewohnern nichts übrig, als ihre Tage abzuſpinnen in kleinlichen Dingen und im flachen Genuß nach Möglichkeit Erſatz für Beſſeres zu ſuchen.

Die Stadt war zu Beginn des fünften Jahrhunderts noch immer das erſte Wunder der Welt. Sie hatte keine fremden Feinde in ihren Mauern geſehen, niemals eine gründliche Plünderung und umfaſſende Verwüſtung erlebt, obgleich

Feuersbrünste, Aufruhr und blutige Kämpfe wiederholt die Straßen durchtobten. Die Zahl der Bewohner, die zur Zeit des Augustus eine Million betragen hatte, war allerdings unter die Hälfte gesunken.

Die alten Tempel standen noch aufrecht, doch gesperrt und vereinsamt. Die der neuen Religion gewidmeten prachtvollen Stätten vermehrten die Unzahl der öffentlichen Gebäude, Denkmäler und Statuen erfüllten die Fora, schattige Anlagen verschönten die von reichen Bogenhallen umgebenen Plätze. Die kaiserlichen Paläste strahlten von Marmor und Erz, mit ihnen wetteiferten die Häuser der senatorischen und der emporgekommenen Familien. Die kühlende Frische von Wald und Feld war in die dumpfige Stadtluft hineinverpflanzt, denn Parkanlagen, Gärten, Wiesen, belebt von Tieren, durchrauscht von Springbrunnen und Wasserfällen, prangend im wechselnden Blumenschmuck, umgaben mit weitem Raum Paläste und Villen innerhalb des Gewirrs der schmalen, mit himmelhohen Mietshäusern besetzten Straßen. Großartige Bäder, für jedermann zugänglich und mit erdenklichster Bequemlichkeit und Verschwendung ausgestattet, riesenhafte Baulichkeiten für die öffentlichen Spiele bekundeten die Neigung früherer Kaiser und reicher Familien, sich bei dem Volke durch solche Stiftungen beliebt zu machen. Zahlreiche Bibliotheken boten geistige Nahrung und Unterhaltung, und die im öffentlichen und einzelnen Besitz aufgehäuften Kunstschätze jeder Art und jeder Zeit, von den edlen Bildwerken der griechischen Kunst bis hinab zu den Erzeugnissen sinnloser Vergeudung hätten jedes Versuches, sie zu verzeichnen, gespottet. Der Gebrauch, die Büsten oder Statuen verdienter und gefeierter Männer aufzustellen, den noch die heutigen Nachkommen der Römer lieben, vermehrte stetig den überkommenen Bestand. Nach den furchtbaren Verlusten durch Brand und Plünderungen, die im fünften Jahrhundert hereinbrachen, konnte Cassiodorius, der Minister Theoderichs, noch reden von einem Volke von Statuen, das nicht minder zahlreich sei als die Lebenden, und von Herden eherner und marmorner Rosse.

Ja, die Stadt war herrlich, sie hatte nicht ihresgleichen! Heiden und Christen staunten Roms sinnverwirrende Größe an. Wenn diese eine Stadt unterging, wie konnte dann Menschenwerk noch weiter bestehen? Nicht nur das Geschick

des Reiches, sondern das Los der gesamten Menschheit schien an ihr zu hängen. Düstere Prophezeiungen verkündeten ihre Vernichtung; dann brach gewißlich der Welt Ende an.

Das bunte Menschenvolk, das diese Zauberstadt durchwogte, trug sich nicht mit so trüben Ahnungen, sondern schweifte, jung und alt, reich und arm, gedankenlos von einem Vergnügen zum anderen. Rom galt den ersten Christen als der Inbegriff aller Sünde und bösen Lust, und Heiden haben gleich harte Urteile über die greise Metropole gefällt. Der Sieg des Christentums hatte das Leben in der Stadt nur in äußeren Dingen geändert, das innere Wesen blieb dasselbe.

Wie ein schwarzes auf farbigem Untergrund dahinjagendes Schattenspiel erscheint uns in den gleichzeitigen Berichten das stadtrömische Leben. Seinen Reiz bildeten wie herkömmlich die großen Spiele, welche der Staat und die hohen Beamten veranstalteten; die blutigen Gladiatorenkämpfe hatte allerdings die erstarkende christliche Religion bereits beseitigt. Dafür nahmen die Wagenrennen um so größere Teilnahme in Anspruch als wichtigstes, alle Gedanken erfüllendes Tagesereignis. Neben ihnen boten sich zahlreiche andere Lustbarkeiten dar, Prunkzüge, Schauspiele und oft unsittliche Komödien, Tierhetzen, musikalische Aufführungen, gern besuchte Vorträge von Rednern und Dichtern, Vorstellungen von Gymnastikern, Sängern, Tänzern und Tänzerinnen. Aehnliche Freuden werden zu allen Zeiten in großen Städten geboten, nur daß sie in Rom das ganze Leben erfüllten, während nicht viel ernste Arbeit die Hände regte.

Neben wenigen Reichen trieb sich eine Pöbelmasse herum. Groß- und Kleinhandel gab es genug, doch keine belangreiche Industrie, und der Handwerker stand in Mißachtung. Rom war für den Staat eine Last, ein verschlingender Magen, eine Schmarotzerherberge, in der jeder auf Kosten des anderen zu leben suchte, vom Staats- und Stadtsäckel, aus denen die Getreidespenden flossen, und von den Reichen, die sich umdrängen ließen von Scharen nichtsnutziger und gieriger Klienten; eine Erbschaft zu erschleichen, galt als höchstes Lebensziel. Kein Wunder, wenn die nichtigsten Dinge, boshafter Klatsch und elende Ränke die oberen Klassen vollauf beschäftigten, wenn alle lüstern waren nach abenteuerlichen und schlüpfrigen Neuigkeiten, wenn tiefste Unsittlichkeit und Verkommenheit wucherten.

Eine faule Masse wirft immer stinkende Blasen auf. Die Not der Zeit rief keine Umkehr, keinen Ernst in diesem frivolen Freudentaumel hervor.

So tritt uns das Leben der Stadt in den Schilderungen der Zeitgenossen vor Augen, aber sicherlich gab es unter den vielen Ungerechten auch Gerechte und führten neben den Leichtfertigen, den Sündern und Heuchlern auch wackere Männer ein ehrenhaftes Leben. Höhere Interessen und namentlich litterarische Beschäftigung hatten in den oberen Kreisen keineswegs aufgehört. Rom bedeutete überhaupt nicht das Reich; wie oft hat neben zuchtlosen Kapitalen in den kleineren Städten und auf dem Lande ein besserer Geist gewaltet. Von Konstantinopel, Antiochia, Alexandria, den nächstgrößten Metropolen, wird allerdings nicht viel Günstigeres erzählt, und aus dem ganzen Reichsgebiete ertönen bittere Klagen über allgemeine Unzucht und Verworfenheit. Ob sie so ganz gerechtfertigt waren, läßt sich nicht beurteilen, denn wir wissen nur wenig von dem Leben in den Provinzen.

So viel ist jedoch klar, daß in den wirtschaftlich-sozialen Zuständen der Krebsschaden des Reiches lag. In Griechenland und in Italien nahm von jeher das Städtetum eine hervorragende Stelle ein und im römischen Reiche war es stark weiter vorgeschritten auf Kosten des Landes. Große Ortschaften mit munizipaler Verfassung gab es allenthalben bis hart an die Grenzen und ihre Zahl wurde durch Rechtserteilungen stetig vermehrt. Das Land war in Verwaltung und Gericht an die Städte gewiesen. In ihnen wohnte ein großer Teil der Grundeigentümer, die ihre Güter durch Sklaven oder Pächter bewirtschaften ließen. Die Städte erfreuten sich am ehesten der kaiserlichen Vorsorge; sie besaßen von früher her, wo ein wackerer Bürgersinn waltete, treffliche gemeinnützige Einrichtungen und das Leben war hier angenehmer, vor allem sicherer. Daher zogen sie stetigen Zufluß vom Lande an sich und schöpften die beste Quelle des Bevölkerungszuwachses aus. Dennoch gingen sie fortwährend zurück.

Denn es ist kein Zweifel, daß die Einwohnerzahl des Reiches sehr abgenommen hatte. Die inneren und äußeren Kriege verschlangen nicht nur auf den Schlachtfeldern massenhafte Opfer, viel härter noch trafen das gesamte Volk die unausbleiblichen Folgen. Die lähmende Störung von Handel,

Gewerbe und Ackerbau erſchwerte den Lebenserwerb. Außerdem hielt unter Mark Aurel zum erſtenmal die orientaliſche Peſt ihren Triumphzug des Todes durch das Reich und verſchlang weit mehr Opfer als heute die ſchwerſten Seuchen. Der fürchterliche Würgengel kehrte in der Folgezeit oft wieder, als gräßliches Gefolge Hungersnöte und andere Geißeln der Menſchheit nachſchleppend. Land und Städte wurden von dieſen Uebeln gleichmäßig getroffen, aber die Landbevölkerung erholte ſich ſchwerer. Ganze Strecken wurden wüſt und öde.

Der wirtſchaftliche Rückgang begann bereits in der Friedenszeit unter den Antoninen, begleitet von großem Mangel an Edelmetall, der das Münzweſen drückte und ſchädigte.

Bekanntlich haben die Latifundien unheilvoll gewirkt. Dieſe Großwirtſchaft war jedoch nicht im ganzen Reiche gleichmäßig verbreitet, am meiſten in Italien und Sizilien, in Griechenland und in Afrika, auch da nur in den fruchtbaren Landesteilen. Ihr Urſprung fällt bereits in die Zeiten der Republik und ihre ſchlimmen Folgen nahmen fortwährend zu.

Weil, wenigſtens in Italien, der Getreidebau infolge der reichen Zufuhren von auswärts und der vom Staate zu Gunſten Roms herabgedrückten Preiſe nicht lohnte und auch der Weinbau nicht auf die Dauer den nötigen Erſatz gab, warf ſich der Betrieb vornehmlich auf die Viehzucht mit Weidewirtſchaft, den ärgſten Feind des Kleinbeſitzes. Auch das Handwerk litt, weil Kleidung, Gerät und andere Bedürfniſſe auf den Gütern hergeſtellt, nicht gekauft wurden. Die Güterankäufe der Reichen, welche ihr Geld, wie es vornehme Stadtfamilien zu allen Zeiten gern gethan haben, im Bodenerwerb anlegten, verdrängten die Bauern und viele von dieſen ſuchten in den Koloniſationen anderer Provinzen beſſeren Unterhalt. Die auf den Latifundien beſchäftigten Sklaven trugen bei der Erſchwerung der Ehe und weil bei ihnen ohnehin die männlichen an Zahl weit überwogen, zur Mehrung der Bevölkerung nichts bei; wenn nicht neue Sklaven eingeführt wurden, übertraf in dieſer Schicht der Abgang den Nachwuchs bedeutend. Auch wo freie Bauern oder Pächter das Land bewirtſchafteten, laſtete auf ihnen ſchwerer Druck. Der Abſatz ihrer Erzeugniſſe verringerte ſich und war zeitweiſe verhindert, die Getreidepreiſe ſanken.

Uebrigens war die Zahl der Sklaven bei weitem nicht

so groß, als die gewöhnliche Meinung annimmt. Wohl hatten die reichen Herren in Rom ganze Scharen, doch die Freilassung gewann aus wirtschaftlichen Ursachen solchen Umfang, daß nötig wurde, sie durch Gesetze zu beschränken. Auf dem Lande nahm mit dem Aufhören der großen Kriege und der dadurch verringerten Zufuhr von Kriegsgefangenen seit dem zweiten Jahrhundert die Menge der Sklaven beträchtlich ab. Daher wurde auch ihre Lage allmählich besser und unterschied sich schließlich nicht allzusehr von der der niederen landbauenden Bevölkerung. Einen Ersatz für die Sklavenarbeit suchten die Großgrundbesitzer in den kleinen Pächtern und den Kolonen. Mit dem Kolonat kam eine Wirtschaftsform auf, die in alle aus dem römischen Reiche entstehenden Staaten überging und mit geringen Verschiedenheiten jahrhundertelang bestehen blieb. Viele traten auch freiwillig in dieses Verhältnis, um den Schutz reicher Gutsbesitzer zu erlangen, die überhaupt die Herren im Lande waren, vor denen Beamte und Gesetz sich beugten. Da es für den kleinen Mann vorteilhafter war, fremden Boden zu bebauen, als den Beamten preisgegeben zu sein, nahm die Zahl der freien Bauern ab.

Die Kolonen waren frei, konnten also nicht persönlich verkauft werden, schlossen gültige Ehen ab, durften Eigentum erwerben und Rechtshandlungen vollziehen. Aber sie waren zu Fronden, zu Hand- und Spanndiensten und Zins verpflichtet, an die Scholle gebunden und zum Grundstück gehörig, mit dem zusammen sie auch verkauft wurden. Ihre Verpflichtung ging erblich auf die Söhne über; Flüchtlinge wurden nach dem Gesetz den Herren mit Gewalt zurückgeführt. In fast allen, selbst in rechtlichen Beziehungen ihrem Herrn preisgegeben, machten auch sie keinen lebensfrischen Bestandteil der Bevölkerung aus. Die Landwirtschaft konnte keinen grünen Zweig treiben, die Benutzung der Fruchtflächen ging zurück. Dennoch mehrten sich die Steuern und wurden unerbittlich eingetrieben.

Das Reich bedurfte jetzt größerer Einnahmen als zuvor. Die Hauptsumme hatte die Grundsteuer aufzubringen, die vor allem nach Wert und Ertrag genau katastrierten Grundeigentum erhoben wurde, teils in Geld, teils in Naturalien. Für die Kolonen zahlte sie der Herr, der sie von ihnen wieder eintrieb. Die Leute ohne Bodenbesitz erlegten die Kopfsteuer, die beim Landvolk zu einer drückenden Hausstandssteuer aus-

artete, in den Städten dagegen sich zu einer persönlichen Abgabe umgestaltete, welche alle Kaufleute und Gewerbetreibenden nach Vermögen oder Arbeitsgewinn traf. Oft kamen noch besondere Zuschläge in natürlichen oder gewerblichen Erzeugnissen, besonders für das Heer, hinzu. In bestimmten Zeiträumen nahmen die Behörden eine Neueinschätzung vor.

Zu diesen regelmäßigen direkten Steuern traten bedeutende indirekte durch die Zölle vom Wert der Waren an den Grenzen und im Binnenlande, dann allerhand Abgaben vom Markt- und Handelsverkehr, starke Gerichtssporteln, auch bei Kauf und Verkauf von Sklaven und unbeweglichem Eigentum. Große Beschwerden verursachte das Postwesen, ursprünglich nur bestimmt zur Beförderung der staatlichen Beamten, bald durch Privilegien und besondere Verleihungen ungebührlich erweitert; die Anwohner hatten für die Post Hand- und Spanndienste zu leisten. Auch der Bau und die Erhaltung der Straßen, die gleichfalls den anliegenden Ortschaften oblagen, erforderten große Opfer. Die Willkür und die Habgier der Beamten, über deren Gewissenlosigkeit allgemein Beschwerden erhoben wurden, steigerten die Bedrängnis der Armen.

Der Fiskus verschaffte sich auch eigenen Erwerb durch große Monopole, Staatsfabriken, Bergwerke und Münze.

Die ewige Not und die stetige Abnahme der Bevölkerung und des Vermögens verminderten natürlich die Ergiebigkeit der Steuern, während der Staat deren stetig mehr bedurfte. Er wollte sich sein Geld sichern und machte daher nicht die Einzelnen, sondern Körperschaften für das vollständige Eingehen der Steuern haftbar. Einst hatten in den Städten die Decurionen, als die vornehmste Klasse, welcher die Verwaltung zukam, große Ehren genossen; jetzt mußten sie den gesamten Steuerbetrag verbürgen und mochten sehen, wie sie ihn aufbrachten. Mit rücksichtslosem Zwange wurden sie in ihrem Stande festgehalten; es gab kein Entrinnen, als die Flucht zu den Barbaren, die Preisgabe der Heimat. Drängten sich früher die Leute in die Städte, so wichen sie jetzt auf das Land. Auch dort haftete der Grundbesitzer für seine Pächter, Kolonen und Sklaven, selbst wenn er seine Güter nicht mehr bewirtschaften konnte. Die Kauf- und Geschäftsleute waren für denselben Zweck zu Korporationen vereint, welche die auferlegte Quote im ganzen entrichten mußten. Um überhaupt

steuerbare Leute zu behalten und zu verhüten, daß notwendige Betriebe nicht ganz eingingen, griffen staatliche Verordnungen ein. Der Sohn mußte dem Vater in derselben Thätigkeit nachfolgen; die Handwerke, mancherlei Leistungen, die mit der Erhaltung des Verkehrs zusammenhingen, auch der Kriegsdienst, wurden erblich. Viele festgebundene Klassen und Kasten entstanden und die freie Selbstbestimmung, die ungehinderte Bewegung hörten auf.

Eine Familie zu begründen und zu erhalten, war für den kleinen und mittleren Mann sehr schwer, fast unmöglich. Die Folge war fortgesetzte Abnahme der Kinderzahl. Schon seit Jahrhunderten beobachtete man in Italien, daß der Geburten immer weniger wurden, und suchte durch Gesetze und Belohnungen eine Aenderung herbeizuführen; dieselbe Erscheinung war früher schon in Griechenland hervorgetreten. Jetzt verbreitete sich der Mißstand weithin. Da in dem Reiche eine genügende Mischung des Blutes und fortgesetzte Zufuhr von neuem stattfand, kann nicht ein physischer Rückgang der Bevölkerung die Ursache gewesen sein, sondern die öffentlichen und sozialen Verhältnisse trugen die Schuld.

Die Gutsherren hatten jetzt die Verpflichtung, Rekruten zu stellen. Die Ausgehobenen blieben fünfundzwanzig Jahre lang, bis zum herannahenden Alter, bei der Fahne und traten daher nach ihrer Entlassung nicht als kräftiges Element ins Volk, kehrten auch selten in die Heimat zurück, weil sie draußen angesiedelt wurden. Ihre Kinder, im Lager geboren, wurden meist wieder Soldaten. Eine Milizverfassung gab es nur an den Grenzen; der Staat sorgte also nicht dafür, daß die Bevölkerung sich im Notfall verteidigen konnte, und wünschte, in Sorge um die Erhaltung der Reichseinheit und aus Furcht vor inneren Unruhen, gar nicht, daß sie mit der Waffe vertraut war. Denn Aufstände der gemißhandelten Unterthanen kamen nicht selten vor und nahmen manchmal, wie die Empörung der gallischen Bauern, der sogenannten Bagauden, einen langwierigen Verlauf.

Ein vollendetes Zwangssystem drückte die Bewohner zu Boden, lähmte die Städte und erstickte das Land. Der Staat erschien fast als der ärgste Bedränger. Der in dem Kaisertum aufgegangene antike Staatsgedanke, daß der Einzelne nur für das Ganze da sei, hatte sich bis zum Uebermaß und bis

zur Unerträglichkeit entwickelt. Er laſtete auf den übermüdeten Menſchen; die einen ſuchten ſich durch leichtſinnigen Lebensgenuß zu entſchädigen, die anderen legten verzweifelt die Hände in den Schoß. Bürgerliche Tugenden vermochten nicht zu gedeihen. Das alte Gefühl der Sicherheit ging in den von Feinden bedrohten Ländern verloren; was ſchadete es ſchließlich, wenn der Staat unterging, weil er das Schutzbedürfnis nicht mehr befriedigte!

Trotzdem hielt das Reich noch zuſammen. Nicht alle Länder koſteten das gleiche Maß des Elends durch. Am meiſten litten Gallien, die Donauprovinzen und Oberitalien, am wenigſten der Orient, Aegypten und Afrika. Diejenigen Länder, welche nicht durch Einfälle der Barbaren oder Aufſtände eigener Truppen verheert waren, erfreuten ſich trotz aller Staatsgebrechen eines verhältnismäßigen Wohlſtandes. In ihnen war auch die Volkszahl noch ſehr beträchtlich.

Es iſt eben ſehr mißlich und kaum möglich, für ein ſo umfangreiches Gebiet mit ſo verſchiedenartigen Bedingungen der Natur und der Lebensweiſe ein überall zutreffendes Urteil zu gewinnen. Aber jedenfalls iſt die Vorſtellung, als wäre der Geſamtſtaat bereits einer inneren Verblutung oder vollkommenen Erſchöpfung nahe geweſen, nicht gerechtfertigt. Mochte auch die Maſſe minderwertig ſein, daneben fehlten nicht tüchtige Männer. Unter den Kaiſern und Feldherren ſind ihrer genug zu nennen, und unſere Kunde beſchränkt ſich faſt nur auf ſie, ſchweigt dagegen von den gleich würdigen Geſtalten in den anderen Ständen.

Das vierte Jahrhundert brachte einige Verbeſſerungen in den öffentlichen Zuſtänden.

Diocletian und Konſtantin beſeitigten die beiſpielloſe Verſchlechterung der Münze, die lange Handel und Wandel und den Lebensunterhalt geſchädigt hatte, durch eine feſte Goldwährung; der von Konſtantin eingeführte Goldſolidus, 72 Stück auf das römiſche Goldpfund, blieb Jahrhunderte hindurch weſentlich unverändert. Die Geſetzgebung zeigte einiges Verſtändnis für die unglückſelige Lage der Unterthanen und ſuchte Abhilfe zu ſchaffen. Die ergriffenen Mittel waren freilich meiſt unzulänglich und brachten zum Teil neuen Schaden, wie die zeitweilige geſetzliche Feſtſetzung der höchſten für Lebensmittel geſtatteten Preiſe. Die Regierung richtete ſogar Land-

tage in den Provinzen ein, damit die Insassen Beschwerden erheben und zu ihrer Kenntnis bringen könnten. Sie hatten keinen langen Bestand, weil sie sich mit der Allgewalt der Beamten nicht vertrugen. Doch die festere Ordnung kam trotz ihres Druckes dem Ganzen zu gute.

Der Rückgang der Städte verminderte den Zufluß zu ihnen. Dabei machte sich eine eigentümliche Erscheinung bemerkbar: ein Teil der Staatsabgaben wurde in Naturalleistungen umgewandelt, wahrscheinlich eine Nachwirkung des Geldmangels, der auch unter der neuen Währung nicht sofort aufhören konnte. Die Beamten empfingen ihren Gehalt teilweise in Bodenerzeugnissen, in Getreide, Vieh und dergleichen, die bei den Lieferungen für das Heer gleichfalls in Anwendung kamen. Große Staatsmagazine nahmen diese Abgaben und andere für die Kriegsausrüstung fertig zu liefernden Gegenstände auf.

Dieser Rückgriff auf die Naturalwirtschaft war von zweifelhaftem Nutzen. Allerdings bildete der Getreidebau wieder auch in den Ländern, die ihn hatten verfallen lassen, die Grundlage der Landwirtschaft und der kapitalistische Betrieb nahm zu Gunsten der Kleinen ab. Das war jedoch eine Folge des Umschwunges aller Verhältnisse, nicht jener kaiserlichen Verordnungen. Den Hauptvorteil hatte der Staat, weil er nun billiger zu seinem Getreide kam und nicht mehr von dem Schwanken der Preise durch Mißernte und sonstige Störungen abhängig war. Andererseits wurde seine finanzielle Grundlage erschüttert und die Beweglichkeit der Heere im Felde beeinträchtigt. Die unteren Klassen gewannen vielleicht bei reichlichem Ertrag, aber kamen um den Nutzen höherer Preise, und da sie weniger Bargeld in die Hände erhielten, wurde ihre soziale Stellung geschädigt. Ferner fiel ihnen die Last zu, das Staatsgetreide mit unbezahlter Arbeit in die Magazine zu bringen. Erfahrungsgemäß neigt außerdem der auf Naturaleinkünfte gestellte Beamte mehr zur Erpressung als der festbesoldete. Schließlich haben die Folgen dieser Art von Naturalwirtschaft, der unmittelbaren Verbindung von Staats- und Heeresverwaltung mit dem Landbau zum Untergange der römischen Herrschaft im Westen geführt.

Obgleich das Reich, wie wir sahen, seine Grenzen fast unverkürzt behauptet hatte, waren an ihnen große Veränderungen

erfolgt. Früher ſchoben die Römer ihre Lebensformen bis an den äußerſten Umkreis vor, jetzt drängte ſich dort fremdes Weſen ein, deſſen ſie nicht mehr Herr wurden.

Dritter Abſchnitt.

Das geiſtige Leben.

Noch heute darf uns die römiſche Welt beneidenswert erſcheinen, denn ihr war es vergönnt, aus reichen, offenfließenden Bildungsquellen zu ſchöpfen, aus den litterariſchen und künſtleriſchen Schöpfungen der Griechen, der Semiten, der Aegypter. Nirgends hatte ein jäher Riß die Gegenwart von der Vergangenheit getrennt. Auf dieſen gehaltreichen Grundlagen konnte ſich das Wiſſen ungeſtört aufbauen und immer zurückgreifen auf die koſtbaren Schätze der Vorzeit. Man ſollte meinen, eine ſolche Kultur hätte beſtändig fortſchreiten, unzerſtörbar ſein müſſen.

Weil nicht geübte Kräfte verkümmern und zurückbleiben, hatte das alte Rom eine einſeitige Entwickelung genommen. Ganz beſchäftigt mit Krieg, Politik und Recht, vernachläſſigte es die milden Seiten des Lebens, Wiſſenſchaft, Schrifttum und Kunſt, und der einmal angenommene Charakter vererbte ſich auf die folgenden Geſchlechter. Indeſſen ſo völlig entbehrten auch die Römer nicht der Fähigkeit, Fremdes aufzunehmen und an ihm zu lernen. Die Eroberung Griechenlands war nicht ohne Wirkung und das unterworfene Volk brachte in das ländliche Latium geiſtige Beſtrebungen, die langſam Anhänger gewannen. Rom konnte jedoch nicht griechiſch werden und ſeine rauhe Kraft mengte auch in die neue Zuthat römiſche Weiſe.

Gegen die Römer iſt der ſchwere Vorwurf geſchleudert worden, ihre Roheit hätte den griechiſchen Geiſt, noch ehe er erſchöpft war, niedergebrochen. Aber der Weltſtaat konnte nicht die gleichen Bedingungen bieten, wie die kleinen Republiken, und ſelbſt Griechenland hatte ſchon erfahren, daß der Eintritt

in große Verbindungen den heimischen Gedankenkreis veränderte.

Als die Stadt ihre Weltherrschaft vollendete, hatte sich im Osten bereits die Verschmelzung der griechischen und der orientalischen Welt vollzogen, deren Frucht der Hellenismus war, jene eigentümliche Mischung ursprünglich völlig entgegengesetzter Geistesanlagen, einer lebensfrohen, schlicht menschlichen, rein idealen und einer düsteren, niederdrückenden, alle Vorstellungen in phantastische Ueberschwenglichkeit auflösenden. Der griechische Geist, anfangs der stärkere, verlieh zwar dem Ganzen einen einheitlichen Charakter, doch nicht in dem Grade, daß er das ihm Widerstrebende völlig aufgesogen hätte; er selbst wurde stark beeinflußt und die orientalische Anschauung behielt in ihren heimischen Gebieten genügende Lebenskraft. Das Römertum in seiner Minderzahl und mit seinem geringer entfalteten Geistesleben vermochte weder das griechische noch das semitische Wesen zu überwinden; es nahm nach seiner Weise von beiden manches auf, doch bewahrte es daneben auch ein gutes Teil des eigenen Seins.

Die durch die vielseitige Mischung gewordene Kultur erschien zwar nach außen und innen so mächtig stark, daß sie als eine gleichmäßige gelten und wirken konnte; dennoch gelang es ihr nicht, die einmal vorhandenen Verschiedenheiten der in ihr eingeschlossenen Völkerfamilien zu verwischen und eine wirkliche Einheit zu schaffen, etwa so, daß die hervorragenden Eigenschaften aller Nationalitäten sich auch innerlich zu einem harmonischen Ganzen verschmolzen und ausgeglichen hätten. Andererseits wurden die Völker durch den Mangel nationaler Freiheit und die gleichförmige Unterordnung unter die römische Obergewalt verhindert, sich selbständig weiter zu entwickeln und aus sich neues Leben zu erzeugen.

Das Ergebnis waren keine rechte volle Einheit des Ganzen und keine ausreichende Kraft des Einzelnen.

Das römische Reich war nur ein Staat und die Millionen seiner Insassen flossen wohl zu einer Kultur, nicht zu einem Volke, nicht zu einer Nation zusammen. Das Band war das Staatsgefühl, die dadurch gegebene Einheit der politischen Interessen, nicht die gleiche Sinnesweise. Eine nationale Idee, wie sie unsere Zeit mit mächtigem Schwunge durchdringt, war nicht vorhanden. Sie fehlte aber auch den

Teilen. Trotz aller Neigung, dem althergebrachten Sein nicht zu entsagen, dachte keines der zusammengeschweißten Völker an eine nationale Erhebung; das letzte Beispiel einer solchen, die Empörung der Juden, hatte mit deren Vernichtung als Volk geendet. Auch bei der Aufstellung der Soldatenkaiser in den verschiedenen Provinzen kamen nationale Absichten nicht in Betracht. Selbst die eigentlichen Römer hatten kein geschlossenes Volkswesen mehr, weil zu viel des Fremden in sie eingedrungen war, obgleich manche noch von einer Wiederbelebung der altväterlichen Sitten und Tugenden träumten. Alles stand unter dem Bewußtsein der unveränderlichen Gemeinsamkeit, die als selbstverständlich galt, aber mehr von dem überwältigenden Gewicht der geschichtlichen Bedingungen, als von einem inneren Zuge des Gemütes auferlegt war.

Für den allgemeinen Bestand sorgten Verwaltung und Heer, doch sie konnten nicht geistiges Leben erwecken. Daher gaben weder das Allrömervolk noch die in ihm enthaltenen Nationalitäten den Anstoß zu großen Schöpfungen. Die Kultur war das Ergebnis der Abstumpfung, nicht eines kräftigen Wirkens lebensfrischer Triebe. Sie glich einer breiten, unübersehbaren Fläche ohne ragende Höhen, ein Verhältnis, günstig für die Erhaltung, unvorteilhaft für weitere Entwickelung.

Wie eine Zeitlang im staatlichen Leben, fehlte im geistigen der Kampf ums Dasein. Eine Erneuerung der Grundstoffe wurde nicht durch mächtige Einflüsse von außen her geboten. Da das Reich alle in Betracht kommenden Kulturvölker umfaßte, fehlte die nutzbringende Kreuzung mit anderen. Gerade die wichtigste Bedingung für die Weiterentwickelung allen Lebens, die gegenseitige Berührung gleichwertiger Völker, versagte hier, als der große Kreis einmal geschlossen war. Deshalb trat Stillstand ein, der unvermeidlich zu Rückschritten führt. Die Welt war geistig so gesättigt, wie das Reich politisch. Sie bedurfte keiner neuen Eroberungen und darum machte sie keine.

Fortbestand, nicht Neuschöpfung wurde die geistige Losung, die nicht dazu angethan war, andere Ideen und Ideale hervorzubringen. Wie die Gesamtheit, die Völker, bekannte sich auch der Einzelne zu ihr. Der den Indogermanen von der Urzeit her eigene Individualismus, das Recht zum selbständigen

Sein der Person, einst bei den Griechen so mächtig und den Römern in ihren politischen Kämpfen und im Recht nicht fremd, fand im Staat und in den geistigen Thätigkeiten keinen weiteren Spielraum. Die stärkere Gemeinschaft überwucherte und erstickte ihn.

Die Griechen hatten das individualistische Menschentum in der ihnen eigenen besonderen Art ausgebildet, aber ihr Geist war erschöpft, seitdem sie die politische Selbständigkeit eingebüßt hatten und ihr Land zum verarmten geographischen Winkel geworden war. Nur die allgemein menschliche Idee blieb übrig, die zu frischen Gedankensprossen nicht fruchtbar genug war. Ohnehin war Mensch, ein Individuum zu sein, das ausschließliche Vorrecht der oberen Klassen, die es philosophisch ausspannen, aber nicht thätig verwirklichten.

Daher hörten originale, selbstbewußten Regungen entspringende Leistungen auf. Die geistige Kraft erlahmte aus Mangel an vorwärtsstrebenden Aufgaben und vertrocknete angesichts eines unendlichen Reichtums an Quellen, weil sie sich begnügte, ihr Wasser nur aus den ewig gleichen Leitungsröhren zu empfangen.

Der Geist entfloh und nur die Hülle blieb. Floß einst die echte Schönheit der Antike aus der Harmonie von Inhalt und Form, so wird jetzt das äußere Kleid zur Hauptsache, um das dürftige Holzgerüst zu verbergen, das es statt eines lebensvollen Körpers umgibt. Die erste Anleihe erborgten Schmuckes machte die Litteratur bei dem Altertum, allein mit der bloßen Altertümelei war nichts gewonnen. Antiquarische Zeiten mit ihrer Sammelwut sind selten selbstzeugend. Man ahmte nicht nur die Alten nach, sondern begann auch kurzweg ihren Inhalt auszuschreiben. Eine encyklopädische Thätigkeit vermag wohl eine allgemeine Bildung zu schaffen, aber sie gibt keine Tiefe, keinen Fortschritt, und der Scholastizismus sammelt und ordnet nur den Besitz, aber mehrt ihn nicht, weil er ihn nicht fruchtbringend anlegt. So wurde beständig mit denselben Elementen gewirtschaftet und die eigene That beschränkte sich darauf, sie gelegentlich umzustellen und zu erklären. Zugleich fanden sich Schwulst und Ueberladung ein; selten wagte sich eine natürliche Empfindung aus dieser pomphaften und fadenscheinigen Maskengarderobe hervor. Wie mit dem Altertum, für dessen erhabene Einfachheit dennoch das

Verſtändnis fehlte, ſpielte man mit der Natur un den Zuſtänden einer vermeintlich harmlos ſchlichten Vorzeit, ohne der Naturwahrheit näher zu kommen, als die Schäferidyllen der Rokokozeit. Auch die ſich mühſelig abquälende Spitzfindigkeit feierte trotz ihrer Hohlheit Triumphe; die rhetoriſche Kunſt, hauptſächlich von Griechen gepflegt, doch römiſchen Bedürfniſſen angepaßt, wurde allgemein beliebte Modeſache. Sie machte den Redner zur nach beſtimmten Regeln bewegten, wohl friſierten und maleriſch drapierten Gelenkpuppe, ſeinen Vortrag zu einem Fangballſpiel müßiger Gedankenſplitter.

Das erſte und zweite Jahrhundert brachten noch litterariſche Werke von hohem Wert und eigenartigem Gepräge hervor, auch die Kunſt ſchuf Unverächtliches; dann trat die Ebbe ein. Sicherlich haben die Bürgerkriege der Soldatenkaiſer auch in dieſer Hinſicht verderblich gewirkt und manche der mit der Vergangenheit verbindenden Fäden abgeriſſen. Am kläglichſten zeigt ſich die Geſchichtsſchreibung. Das letzte umfangreiche Werk ſchrieb bezeichnenderweiſe ein Grieche, Dion Caſſius; die „Geſchichtsſchreiber der Kaiſergeſchichte" ſind dürftig und roh; das vierte Jahrhundert brachte in lateiniſcher Sprache nur Handbücher und trockene Abriſſe, bis gegen Ende Ammianus Marcellinus erſcheint, unſchön und geſpreizt in der Form, doch wuchtig im Inhalt. Aber er war geboren in Antiochia und hatte ſein thatenreiches Leben vornehmlich im Oſten zugebracht.

Das Recht, das echteſte und für alle Zeiten wichtigſte Erzeugnis Roms, erfuhr den Staatsbedürfniſſen entſprechend in der Kaiſerzeit bedeutende Weiterbildung. Zugleich ſchufen die Juriſten eine Rechtswiſſenſchaft, die erſt die großen Grundſätze folgerecht durchführte und mit muſtergültiger Klarheit formulierte. Noch unter den Soldatenkaiſern wirkten die trefflichen Männer Papinian und Ulpian, die beide der Zerrüttung der ſtaatlichen Verhältniſſe zum Opfer fielen. Bemerkenswert iſt an ihnen das Streben, dem Rechte einen allgemein gültigen, allen Nationalitäten zuſagenden und über ſie hinausgehenden Charakter zu geben. Nachher verſank auch das Rechtsſtudium in den ſcholaſtiſchen Autoritätsglauben, und die kaiſerlichen Verordnungen der ſpäteren Zeiten tragen die Zeichen des Verfalls ſelbſt in der Form an ſich.

Gähnende Leere liegt fortan über der Litteratur. Sie wird

eine gelehrte Beſchäftigung, die ſelbſt wo ſie öffentliche Verhältniſſe behandelte, wie in den beliebten Lobreden, nur nach ſchönen Redewendungen haſchte. Das ſittliche Pathos und der Widerſpruch gegen die herrſchenden Zuſtände verſtummten und mußten in der chriſtlichen Litteratur ihre Zuflucht ſuchen. Der Verſtand, nicht Phantaſie und ſeeliſche Gefühle, führten die Feder.

Dennoch darf nicht überſehen werden, daß wenigſtens das Intereſſe an litterariſchen Dingen nicht erloſch. Sie ergötzten und beſchäftigten noch viele Männer und Frauen. Die Schaffensluſt ging nicht aus; die höheren Kreiſe legten auf wiſſenſchaftliche Bildung hohen Wert und hielten die alten Dichter und Schriftſteller in Ehren. So unſchön und barock die Form, ſo dürftig der Inhalt war, Roheit der Geſinnung iſt nicht die herrſchende Weiſe. Auch im chriſtlichen Rom bediente ſich der Unterricht der heidniſchen Schriften weiter.

Vielleicht noch mehr als die Litteratur verfielen die bildenden Künſte, die unter den Adoptivkaiſern eine ſchöne Nachblüte gezeitigt hatten. Auch bei ihnen war es nicht mangelndes Intereſſe, das zum Rückſchritt führte. Die Reichen ſammelten eifrigſt die Werke der klaſſiſch-antiken Zeit, ſchmückten unausgeſetzt ihre Paläſte und Gärten mit alten und neuen Bildniſſen und nur eine kurze Zeit, unter den ſchlimmſten Wirren der Heerkaiſer, ſcheint die Bauluſt nachgelaſſen zu haben, um ſich dann wieder lebhaft zu regen. Trotzdem nahmen die Leiſtungen beſtändig ab. Ein vornehmlicher Grund mochte ſein, daß die Künſtler perſönlich, wenigſtens in Rom, geringe Achtung genoſſen und daß altrömiſche Ueberlieferung wohl ſchriftſtelleriſche Beſchäftigung, nicht aber künſtleriſche Handarbeit geſtattete. Der Künſtler mußte ſich der Laune des Herrn und der Mode fügen, und auf Befehl, nicht aus innerem Drange arbeiten.

Dieſelben Erſcheinungen ſind bemerkbar, wie in der Litteratur. Alte Meiſterwerke wurden kopiert und nachgeahmt, und auch hier nahm die Neigung für das frühe Altertum überhand. Möglicherweiſe war ſie nicht ohne Anteil daran, daß die Figuren allmählich plump und häßlich wurden, denn eine Verſchlechterung der Raſſe, ein Zurückgehen und Unſchönerwerden des Menſchenſchlages, die ſich in dieſer Wendung abſpiegelte, iſt nicht anzunehmen. Auch die der altorien-

talischen Kunst entlehnten Vorbilder mögen ihren schädlichen Einfluß geübt haben. Jedenfalls ist die unerfreuliche Thatsache nicht zu bestreiten, daß die Form immer mehr an Schönheit verlor. Die Kleinkunst leistete jedoch noch der besseren Zeiten Würdiges.

Wie die Rhetorik das Schriftwesen verkünstelte und verzopfte, so nahm auch die Bildhauerkunst in Verfolg der zuletzt herrschenden realistischen Richtung zunächst den Entwickelungsgang, daß sie durch Uebertreibung gefallen wollte. Die Künstler griffen zu gewagten Stellungen und technischen Kunststücken, auf sie auch durch die Sucht hingedrängt, seltenes und kostbares, aber schwer zu bearbeitendes Material zu verwenden. Darüber trat der seelische Gehalt zurück und schwand endlich ganz. Auch die sorgsame Nachbildung des nackten Leibes wurde aufgegeben. Die Schwäche stieg zum durchgängigen Fehler, je mehr sich die Bildhauerei auf rein dekorative Aufgaben verwiesen sah.

Die Architektur ist die bevorzugte Kunst zu allen Zeiten, in denen stattliche Vermögen vorhanden sind oder ein starker Herrenwille dem Volke große Opfer auferlegen kann. Demgemäß entfaltete sich die Hauptkunstthätigkeit der römischen Kaiserzeit in Bauwerken mannigfachster Art, unendlich an Zahl und meist unübertroffen an Größe. Die Architektur schuf wirklich Hervorragendes und sie allein von allen Künsten vermochte neue, den veränderten Zeiten und Zwecken angemessene und der Großartigkeit nicht entbehrende Formen zu schaffen. Daher bewahrte sie nicht nur die alte Technik, sondern vervollkommnete sie noch; sie allein blieb leistungs- und lebensfähig und für alle Nachkommenschaft des römischen Reiches eine unschätzbare Erbschaft. Allein die Architektur machte eine nicht erfreuliche, langwährende Uebergangszeit durch. Größe und Massenwirkung, äußerlicher überladener Schmuck in kostbaren Gesteinsarten, Vergoldung, übertriebene Gliederung blendeten die Augen und nahmen Baumeister wie Beschauer gefangen. Die Baulichkeiten mußten möglichst schnell errichtet werden und die Eile der Arbeit that der Sorgfalt schweren Eintrag. Daher wurde der innere Kern des Mauerwerkes aus roher Steinpackung zusammengekittet, die prunkende Platten verkleideten. Bildhauer und Maler hatten alle Hände voll zu thun, um dem rasch wachsenden Werk zu folgen, und arbeiteten

dementsprechend flüchtig. Sie zogen aus der Baumut keinen inneren Nutzen.

Die bildenden Künste sanken verflacht zum Handwerk herab; die Massenerzeugung arbeitete höchstens nach Mustern, nicht nach Modellen. Der Malerei machte bald das Mosaik den Raum streitig, die blendendere, aber viel beschränktere künstlerische Mittel erheischende Technik. Pracht war auch hier der erste Zweck und auf feine Zeichnung besonders der menschlichen Gestalten kam es nicht an. Die Schablone überwog. Vom Mosaik übernahm auch das Relief geringere Tiefe und das Ausdruckslose in Körper und Antlitz.

Das Mosaik mit seinen körperlosen, scheinbar schwebenden Figuren sagte der mystischen Richtung zu, die in der Religion durchschlug. Die alte Volksreligion verlangte klare menschliche, nur idealisierte Gestalten, die neue übersinnlich gewordene gab den Gottheiten keine nach irdischem Maß darstellbaren Formen, und daher konnte auch die Kunst keine bilden. Der übertriebenen Form folgte die Formlosigkeit.

Wohin man auch blickt, überall zeigt sich dasselbe Schauspiel. Nicht die Menge der Erzeugnisse, die Quantität, sondern ihr innerer Wert, die Qualität, nimmt erschreckend ab. Im vierten Jahrhundert scheint sogar die Menge der geschaffenen Kunstwerke, verglichen mit dem verflossenen, zugenommen zu haben.

Der Fehler im geistigen Leben lag an der ausschließlichen Herrschaft der Vergangenheit, deren Geist man nicht mehr verstand, aber noch nicht durch einen anderen ersetzen konnte. Immerhin beweist die nicht erloschene Betriebsamkeit auf allen Gebieten, daß das Wollen nicht fehlte. Wo noch ein so stattlicher Vorrat früherer Größe zu verzehren war, hatte es mit dem Hungertode noch eine gute Weile. Daß Konstantin eine neue Prachtstadt aus der Erde stampfen konnte, bezeugt zur Genüge, wessen diese Welt noch fähig war.

Immer treten in der Geschichte der Völker Zeiten geringer Erzeugungskraft ein, doch sie sind nicht die untrüglichen Vorboten hoffnungsloſen Siechtums. Die Entwickelung schafft dann dem Leben andere Formen, wie sie bereits politisch in dem neuen Kaisertum entstanden waren. Warum sollte das nicht einer in ihrer Armut dennoch reichen Zeit auch anderweitig gelingen, wenn dazu die nötige Ruhe gewährt wurde? Es

bedurfte nur neuer Triebe des alten Stammes, und einer war bereits im Wachſen.

Der geiſtige Verfall hatte noch einen anderen Grund: die Abkehr der Menſchen von der Natur. Nicht daß man die Reize und die Schönheit der umgebenden Außenwelt überſehen hätte; die Römer hatten für die Lieblichkeit der Landſchaft volle Empfindung. Doch Naturſinn findet ſich bei allen Völkern, die über die erſten Entwickelungsſtufen zu einiger Kultur aufgeſtiegen ſind; für die geiſtige Entwickelung kommt es auf das Verſtändnis der in der Natur waltenden Kräfte an.

Das Altertum hat in der wiſſenſchaftlichen Erkenntnis der Natur bei weitem nicht ſo viel geleiſtet, wie in den anderen Wiſſenszweigen. Daraus iſt ihm kein Vorwurf zu machen, denn ſeine Völker konnten nicht alles ſchaffen. Wir überſehen leicht, daß ſie ſich alle Erkenntnis erſt vom Grund aus, aus dem Nichts, erarbeiten mußten, und es iſt ſtaunenswert, wieviel ſchon die früheſten Zeiten vor ſich brachten. Sie thaten es, ſoweit die Beobachtung durch die Sinne reichte, aber ſie ergab noch nicht eine Methode zu weiterer Forſchung, die erſt mühſam und auf Umwegen zu erobern war. Das bloße Nachdenken über die beobachteten Vorgänge lehrte noch nicht ihre folgerechte Verbindung und vor allem nicht ihre Urſachen. Dieſe zu erfaſſen, war im erſten Anlauf nicht möglich. Erſt als nach dem Ende des Mittelalters das Bewußtſein durchſchlug, daß bloßes begriffliches Spekulieren nichts hülfe, daß nicht nur die Thatſachen, ſondern auch ihre Gründe erkundet werden müßten, erſtand langſam die ſyſtematiſche Forſchung.

Die Mathematik, die Aſtronomie, die Medizin ſammelten viele Erfahrungen, doch die gemachten Entdeckungen wurden nur äußerlich aneinander gereiht. Man zog die Natur in die philoſophiſche Spekulation und ließ kühnen Vermutungen freieſtes Spiel. Die römiſche Zeit ging darin noch weiter. An Plinius ſehen wir deutlich, wie es mit den Naturwiſſenſchaften in der Kaiſerzeit beſtellt war; er iſt ein zwar fleißiger, aber durchaus unkritiſcher Sammler, der die unglaublichſten Geſchichten in den Kauf nimmt.

Die techniſch-mechaniſche Fertigkeit war nicht gering, obgleich ſie keine ſonderlichen Fortſchritte machte, die auch nachher dem Mittelalter, das die nutzbare Erbſchaft faſt vollſtändig übernahm, lange verſagt blieben. In der Bearbeitung von

Metall und Stein, in der Bewegung von Laſten und in baulichen Konſtruktionen zeigten die Römer hohe Meiſterſchaft. Allein der Naturerkenntnis brachte die Technik keine Förderung.

Die Verbindung religiöſer Vorſtellungen mit der Natur hinderte deren unbefangene Betrachtung und der in der Religion mehr und mehr wuchernde Aberglauben erſtreckte ſich ohne weiteres auf die Naturdinge. Gelehrte und Ungelehrte ſahen in ihnen das regelloſe Spiel wunderbarer oder dämoniſcher Kräfte, die eine wilde Phantaſie ſich einbildete. Deshalb rang ſich nicht eine Auffaſſungsweiſe durch, die wir „Aufklärung“ nennen könnten, obgleich auf ethiſchem Gebiete ähnliche Gedanken laut wurden, wie ſie unſer achtzehntes Jahrhundert ausgeſprochen hat. Die materialiſtiſchen Ideen, die nicht ganz fehlten, hatten keine rechte Stätte, im Gegenteil, der Hang zum Ueberſinnlichen wuchs ſo gewaltig, daß er das Denken gefangen nahm. Die ſtrebſamen Geiſter, die nirgend anders Befriedigung fanden, wandten ſich mit um ſo größerem Eifer den philoſophiſch-religiöſen Ideen zu.

Der nimmer zu ertötende Individualismus fand ſtatt der abgenutzten Vorſtellungen neue, an die er ſich anklammern und an denen er ſich aufrichten konnte. Da die irdiſche Welt ſie verſagte, ſuchte er ſie in einer anderen Sphäre.

Vierter Abſchnitt.

Die religiöſen Verhältniſſe.

Die Jahrhunderte des römiſchen Kaiſertums ſind trotz des ſchließlichen Verfalles der Wiſſenſchaft und der Künſte nicht unfruchtbar geweſen. Unter der verwitternden Oberfläche ſickerten Gewäſſer zuſammen, die dann mit bereits vorhandenen Niederſchlägen früherer Zeiten vereinigt, als mächtiger Strom hervorbrachen. Das waren religiöſe Stimmungen.

Die religiöſen Bewegungen waren verſchiedener Art und gingen dennoch auf ein gleiches Ziel hin. In ihnen traf zuſammen, was noch von regem geiſtigem Leben vorhanden

war; ſie ſind die wichtigſte und folgenreichſte neue Erſcheinung der Zeit.

Die Religion des gemeinen Volkes, die altlatiniſche mit tiefſter Ehrfurcht beobachtete Götter- und Ahnenverehrung, blieb im ganzen die amtliche des Staates. Doch erfuhr der urſprüngliche, einfache Kultus ſchon in den Zeiten der Republik durch fremde Zuthaten eine ſtarke Umwandlung. Der römiſche Staat hatte bei wachſender Ausdehnung ſich nie gegen fremde Götter ablehnend verhalten; er verleibte gewiſſermaßen auch ſie ein. Zuerſt hielten die Gottheiten der Griechen, ſpäter auch die orientaliſcher Völker ihren Einzug in Rom und bekamen dort gleichfalls ihre Tempelſtätten und Prieſter. Der Staat geſtattete jeden Kultus, ſoweit er nicht den Geſetzen widerſprach und nicht dem in dem höchſten Schutzgeiſte Roms verkörperten Staatsgedanken feindlich entgegentrat. Rom wurde ein vollkommenes Pantheon des Reiches, ein Muſeum der verſchiedenartigſten Götterverehrungen. Natürlich verwirrten ſich die religiöſen Vorſtellungen zu einer chaotiſchen Miſchung, und da die Maſſe das Bedürfnis behielt, göttlichen Beiſtandes gewiß zu ſein, entſtand ein Wettbewerb der mannigfachen Götterdienſte. Sie verloren dadurch ihren nationalen Charakter, ſo daß auch in der Religion der allgemeine, allumfaſſende, das Einzelne in der Geſamtheit auflöſende Charakter des Reiches ſiegte.

Dementſprechend entſtand ein Kultus, dem der allgemeine Staatsgedanke zu Grunde lag, wie er jetzt in dem Principat und der Monarchie verkörpert war. Die dem Staate gewidmete göttliche Verehrung ging auf die Kaiſer über. In allen Provinzen gab es Feſtgemeinſchaften und Tempel zum Kultus des jeweilig herrſchenden Kaiſers; in den Lagern der Heere wurde ſeine Statue ſofort beim Regierungsantritt an geheiligter Stätte aufgeſtellt. Die Anbetung des kaiſerlichen Genius ſollte das religiöſe Band ſein, das alle Glieder des Reiches trotz der geſtatteten Vielgötterei zuſammenhielt; die Kaiſer galten als die Bürgen des Glückes von Rom.

Schon die perſiſch-helleniſtiſche Zeit, welche bisher geſchiedene Völker eng zuſammenführte, hatte urſprüngliche Stammes-, Volks- und Staatsgötter zu Göttern einer vom Sondervolkstum losgelöſten religiöſen Gemeinde umgeformt. Die Religion nahm ein ſelbſtändiges, nicht mehr an eine politiſche Gemeinſchaft gebundenes Sein an.

Durch die Geſchichte hindurch iſt ein regelmäßiger Wechſel in den religiöſen Anſchauungen bemerkbar. Einer nüchtern-realiſtiſch geſtimmten Periode folgt jedesmal eine gehobene idealiſtiſche, die dann wieder von einer entgegengeſetzt denkenden abgelöſt wird. Der Grund iſt, daß nie eine Idee volle Befriedigung gewährt und ſich daher erſchöpft, und ſo kehrt die neue gerade diejenige Seite des Gemütes oder des Verſtandes hervor, welche die alte vernachläſſigt hatte. Es kommt nur darauf an, welche Verhältniſſe der idealiſtiſche Zug vorfindet. Kann er ſich mit anderen geſunden und kräftigen Strömungen vereinen, ſo wird er ſie und ſich ſelbſt wohlthätig heben; iſt das nicht möglich, dann verfällt er der Uebertreibung. Zu ihr drängte damals das Gefühl eines nichtigen und troſtloſen Daſeins hin. Denn ſicherlich verſtärkte die innere Not das religiöſe Bedürfnis; indem es nach tieferer Befriedigung ſuchte, wandte es ſich dem Ueberſchwenglichen, Phantaſtiſchen, Myſterienhaften zu.

Das Einzelweſen, im übrigen Leben an die herkömmlichen Schranken gebunden, war durch die Auflöſung der Volksreligionen ſozuſagen frei geworden, und nirgend anderswo fand es in ſeinem unſicheren Schwanken Halt, als an der Religion. Mit ihr hoffte es ſeinen lechzenden Durſt nach Neuem, Höherem, Reizvollem zu ſtillen. Dem myſtiſchen Hange kamen die orientaliſchen, die ſemitiſchen und ägyptiſchen Götterdienſte mit ihrem düſteren, geheimnisvollen Gepränge entgegen, und ſie gewannen um ſo leichter Eingang, weil mehrere Kaiſer aus dem Orient ſtammten und ſogar, wie Elagabal, ihre heimiſchen Götter nach Rom verpflanzten und mit ungewöhnlichen Ehren umgaben. Der Orient drohte geiſtig den Occident zu erobern; unzweifelhaft ſtand die Auffaſſung des Kaiſertums, welche mit Diocletian durchſchlug, zu dieſen religiös-myſtiſchen Strömungen in Beziehung.

Aus dem Wirrwarr arbeiteten ſich allmählich beſtimmtere Ideen heraus. Die von den herrſchenden Zuſtänden abgeſtoßenen Gemüter empfanden Sehnſucht nach einem beſſeren, leidloſen Leben im Jenſeits. Wer konnte es bieten, als die Gottheit? Aber dieſe rückte, indem ihre Verehrer Geheimnisvolles und Ueberirdiſches von ihr erwarteten, in dunkle und unendliche Fernen. Ihr näher zu kommen, ſchienen die herkömmlichen Opfer nicht auszureichen, ſondern der Menſch ſelbſt

mußte ſich würdiger geſtalten, ſich reinigen und entſühnen. Die Selbſtpein, Faſten und andere Entſagung ſollten zum Ziele führen; äußerliche Reinigung, wie die durch Opferblut geſchlachteter Tiere, machte den Gläubigen fähig, in den Kreis der Auserwählten zu treten. Zahlreiche Geheimdienſte erſtrebten die Läuterung durch feierliche und ſeltſame Zeremonien. Weithin verbreiteten ſich dieſe ſonderbaren Kulte, am ſtärkſten die Vergötterung der Sonne. Der Dienſt des perſiſchen Mithras wurde ein faſt allgemeiner, vor allem bei den Heeren geübt; allenthalben im Oſten und Weſten, von Britannien bis nach Afrika, findet ſich ſein gleichförmig geſtaltetes Idol, der vom wallenden Mantel umflatterte Jüngling mit der perſiſchen Mütze, der knieend auf dem niedergeworfenen Stier ihm den Todesſtoß verſetzt, ringsum allegoriſche Darſtellungen. Als unbeſiegte Sonne preiſen die Inſchriften den Gott; die Sonne wurde überhaupt zum vornehmſten Zeichen der höchſten Gottheit. Elagabal erbaute ſeinem heimiſchen ſyriſch-phönikiſchen Sonnengott einen prachtvollen Tempel auf dem Palatin, zu dem er mit unerhörten Feierlichkeiten deſſen Sinnbild, einen ſchwarzen Stein, geleitete.

Ein wenn auch noch unklarer Gedanke eines Jenſeits zieht ſich durch alle Myſterien. Die verſchiedenen Götter floſſen zuſammen in der Vorſtellung eines allgemein Göttlichen, deſſen Erſcheinung ſie nur ſein ſollten, das weit und hoch über den Menſchen ſchwebt; eine Annäherung an den Monotheismus fand ſtatt. Der jüdiſche Glaube an einen alleinigen Herrn des Volkes war einſt entſtanden, indem ein einzelner Gott zum Nationalgott erhoben wurde, vor dem die anderen weichen mußten; jetzt faßte man alles, was als göttliche Wirkung erſchien, in einen einheitlichen Gedanken zuſammen Denn dieſer neue Monotheismus war etwas ſehr Verſchwommenes; jenes Göttliche wird nicht gedacht als etwas Einheitliches, zur Perſon Ausgeprägtes. Es durchdringt die Welt, aber iſt dem Menſchen unerreichbar und unfaßbar. Er bedarf daher der Vermittelung. Deshalb werden die Götter verehrt, und nicht ſie allein ſtehen zwiſchen dem Diesſeits und Jenſeits. Zahlloſe Dämonen, freundliche und feindliche, erfüllen den Lebenskreis und es gilt, ſie zu gewinnen oder zu beſchwichtigen und zu verſöhnen. Der Glaube an dämoniſche Gewalten wurde das Kennzeichen der Zeit.

Die religiösen Vorstellungen der Menge schwankten so haltlos und unklar zwischen dem Glauben an ein allgewaltiges göttliches Wesen, ein Numen divinum, und überaus vielgestaltigen Einzelverehrungen von Göttern und Halbgöttern. Ebenso schwebte der Mensch zwischen Furcht und Hoffnung, ohne rechten Trost zu finden. Der Aberglaube hatte sein reichbestelltes Feld. Niemand bezweifelte die Macht und die Möglichkeit der Zauberei. Wunder und Wundergeschichten wurden bereitwilligst hingenommen und geglaubt und neben der frommen Täuschung bereitete ihnen bewußte den Weg. Die aufgeregten und überreizten Gemüter bedurften der stärksten Mittel. Niemals wucherte der religiöse Trieb so schrankenlos und fruchtbar.

Die höher Gebildeten hatten durch die griechische Philosophie eine tiefere Anschauung der religiösen Dinge gewonnen, obgleich sie mit der Volksreligion nicht offen brachen oder sie verleugneten. Auch sie nahmen jetzt regeren Anteil. Die Verleugnung alles Göttlichen oder die absichtliche Beiseiteschiebung damit zusammenhängender Ideen, wie sie in den zwei ersten Jahrhunderten vereinzelt anzutreffen sind, hatten kaum noch Vertreter. Im Gegenteil, ein konservativer Zug waltete und die Wiederherstellung des alten Glaubens schien jetzt dem Staate und vielen Höherstehenden wünschenswert, weil sie mit ihm das uralte Glück Roms verknüpft wähnten. Wie das zu allen Zeiten geschehen ist, verlangten selbst Freidenker die Erhaltung der hergebrachten Religion im Volke, weil sie ihnen für den Staat notwendig schien. Daran war jedoch nicht mehr zu denken; der Masse verschloß die Göttermischung die Rückkehr zu den alten Penaten, den Gebildeten die Philosophie, die vielen die Religion ersetzte.

Von den griechischen Philosophien hatte die stoische frühzeitig die Römer angezogen und erlangte in der Kaiserzeit bei den Gebildeten fast allgemeine Anerkennung. Sie vertrug sich mit dem alten Götterglauben, aber nahm ihn mehr als etwas Gegebenes hin, als daß sie ihn nachdrücklich betont hätte. Die Stoiker betrachteten die Gottheit als geistiges und erhabenes, dem Menschen wohlwollendes Wesen. Auch die Seele ist überirdischer Art. Das Schwergewicht der Lehre lag in der Entwickelung der Persönlichkeit zum Ideal eines Weisen. Die Tugend, das einzige wahre Gut, wurzelt in der ver-

nünftigen Selbſtbeſtimmung, dem naturgemäßen Leben. Indem der Stoizismus ſich auf jenen von den Griechen überkommenen allgemeinen Begriff des Menſchentums ſtützte, war er weltbürgerlich und verminderte ebenfalls die Unterſchiede der Nationen und der Völker; ein ideales Weltreich ſchwebte als letzte Vollendung vor. Auch über die Schranken der Stände ſah die Stoa hinweg und pries die allgemeine Menſchenliebe; es giebt keine Lehre der Humanität, die ſich nicht bei ihren Anhängern fände. Inſofern war dieſe Philoſophie bereits verwandt mit dem Chriſtentum, doch kam ſie zu jenen Anſchauungen auf anderem Wege. Sie verfuhr theoretiſch; ihre Lebensauffaſſung betonte ſtärker die heroiſchen, ſtolzen Tugenden, als die milden und demütigen. Der Menſch muß ſich ſelbſt bezwingen, um tugendhaft zu ſein; er ſoll ertragen und entſagen; nichts fürchten und nichts hoffen, iſt das höchſte Glück. Der Weiſe findet am beſten die Ruhe in ſich ſelbſt, ohne deswegen der ſtaatlichen und menſchlichen Lebensgemeinſchaft zu entſagen. Doch der Tod iſt ein willkommener Befreier, denn er erlöſt von den Leiden der Welt, und ihn zu ſuchen iſt geſtattet, wenn ſie unerträglich werden. Ueber die Unſterblichkeit dachten die Stoiker verſchieden; manche fanden ſie entbehrlich, und immer lag der Schwerpunkt allen Thuns auf dem Erdenleben. So ſteckt im Stoizismus ein Keim der Weltflucht, doch nicht zur Vernichtung, ſondern nur zur erhaltenden Abſonderung des individuellen Seins. Die Lehre war zu vornehm und zu kalt, im praktiſchen Leben nicht durchzuführen; ſie eignete ſich nur für in ſich fertige Perſonen, nicht für ringende und ſtrebende, und die Maſſe bedarf kräftigerer Anreize, als ſie bieten konnte.

Der ſtoiſche Gedanke hat noch in den ſpäteren Jahrhunderten manchem ſeelenſtarken Heiden Tröſtung geſpendet, aber er verſank mit dem Ende des zweiten Jahrhunderts in dem zur Herrſchaft kommenden überſinnlichen Strome. Der Zweifel regte ſich, ob der Menſch durch eigene Einſicht allein zu ſeinem höchſten Ziele gelangen könne. Auch die Philoſophie ſuchte nach einer überwältigenden Kraft, die in die Sphäre des Göttlichen zu heben vermöchte, und nahm ſomit Anteil an der allgemeinen religiöſen Bewegung. Der Dualismus, der das Vergängliche der Erde dem Ueberſinnlichen des Göttlichen gegenüberſtellte, rührte ſich mit aller Stärke. Man warf die höchſten

Probleme auf, ohne sie lösen zu können. Die Gebildeten tasteten wie die Menge begierig nach allen Seiten, um aus diesem Zwiespalt einen Ausweg zu finden. Die Idee der Unsterblichkeit, schon in der alten platonischen Lehre enthalten, wurde in den Mittelpunkt der Spekulation gerückt. Sie sollte die Last der Materie, den Druck des Lebens überwinden. Diesen Zweck stellte sich eine neue Philosophie.

Der Neuplatonismus, begründet durch den 270 gestorbenen griechischen Aegypter Plotin, faßte alle ihm brauchbaren Elemente aus den älteren und neueren Systemen zusammen und schuf aus ihnen ein eigenes. Von den Mysterien ging er über zur Mystik. Wie das Niedere aus dem Höheren hervorgeht, soll umgekehrt die Erkenntnis von dem Niederen zum Höheren aufsteigen, bis die Seele des Menschen in ekstatischer Verzückung die Vereinigung mit Gott erreicht.

Neben manchen edlen Gedanken überwogen in dem Neuplatonismus Schwärmerei und mystisches Dunkel, die Wirklichkeit versank vor den in end- und pfadlose Weiten gerichteten Gedankenflügen. Diese Philosophie verschmähte das begriffliche Denken, die Beobachtung des Thatsächlichen und baute ihre künstlichen Systeme in den Himmel hinauf. Der Gesamtverlauf war ein Fortschritt von nicht immer unzweifelhaftem Werte, dennoch ein Weitergehen, eine Ausbildung von neuen Ideen inmitten der geistigen Stockung, ein Versuch, Grund und Ziel des menschlichen Daseins über rein irdische Bedingungen zu erheben und den Menschen mit höheren Dingen in Verbindung zu setzen.

Der Neuplatonismus verflocht sich allmählich mit der alten Volksreligion. Zwischen den höchsten unaussprechlichen Gott und die Welt stellte er die von jenem geschaffenen Zwischengötter und Dämonen als vermittelnde Geister. Er verteidigte den alten Glauben, indem er ihn der neuen Zeit anzupassen suchte, seine Mythen allegorisch auslegte, und übernahm dessen Aberglauben. Dadurch kam er in Gegensatz zum Christentum. Von ihm unabhängig, hatte er doch auch Verwandtschaft mit ihm und verwandte Arten bekämpfen sich stets am heftigsten. In späteren Jahrhunderten hat der Neuplatonismus durch seine übersinnliche Richtung sehr bedeutend auf die christliche Religionsphilosophie eingewirkt, aber damals war er ein heidnischer Gegenzug.

Der allgemeine Hang zu übernatürlichen Anſchauungen kam auch dem Chriſtentum zu ſtatten; aus denſelben Ideengängen, welche das Heidentum zerſetzten, zog es ſeine ſiegende Kraft. Während im Heidentum grober Aberglaube und feingeiſtige Grübelei die höchſten Rätſel löſen wollten, verbreitete ſich die chriſtliche Lehre im Volke. Sie trat auf mit aus tiefſtem Glauben geſchöpfter Sicherheit und bot ihren Bekennern ſtatt unſicheren Zweifels einen feſten Boden. Sie verwirklichte thätig die humanen Gedanken auf der Erde, übernahm die Bürgſchaft für ein jenſeitiges Leben und leitete durch die gewiſſe Perſon des ſonſt vergeblich geſuchten und nur erſonnenen Vermittlers, die ſelber eine göttliche war, unmittelbar zur Gottheit.

Fünfter Abſchnitt.

Das Chriſtentum und das römiſche Reich.

Religionen erwachſen, wie alles Geſchichtliche, gemäß dem Bedürfnis und dem Weſen der Völker, die ſich zu ihnen bekennen.

Die meiſten Religionen, ſo auch die chriſtliche, rühren von einem Stifter her und deſſen Perſönlichkeit wirkt als beſondere Kraft weiter. Zwar ſind auch die Stifter nie vollkommen unabhängig von den ſie umgebenden Verhältniſſen, in denen ſie geboren und groß geworden ſind, mögen ſie ſich zu ihnen annehmend oder ablehnend, freundlich oder feindlich ſtellen. Aber ſie tragen ihr Weſen, ihre Individualität hinein. Von ihnen gehen die leitenden Ideen aus, auf die ihre Religion immer wieder zurückgehen muß, wenn ſie nicht erlöſchen ſoll. Es kommt nur darauf an, wie inhaltsreich und groß die urſprünglichen Ideen waren, welche Macht von der Perſon des Stifters ausging, wie weit ſie in alle Zukunft nachwirken kann. Je erhabener der ſchöpferiſche Geiſt war, deſto gewiſſer wird die Rückkehr zu ihm ſein, wenn im Laufe der Zeiten ſein Werk Wandlungen erfahren hat, die ſich mit ſeinem reinen Weſen nicht vertragen.

Der Stifter bedarf der Jünger, die seine Lehre erfassen, sie auch nach seinem Tode, wenn sie seiner unmittelbaren Einwirkung beraubt sind, weiter tragen. Sie sind Persönlichkeiten für sich, die nie ganz in ihrem Herrn aufgehen können, und sein Wort mit dem eigenen erläutern und verbinden. Schon dadurch erfährt die ursprüngliche Lehre Veränderungen. Wird sie aufgenommen von Bekennern, so bringen auch diese Zuthaten herbei, denn der Zeit, in der sie leben, und ihrer Anschauungen vermögen sie sich nicht völlig zu entschlagen. Indem damit die Masse des religiösen Stoffes wächst, erfolgt eine Annäherung an die bestehenden Verhältnisse, und auch deren Uebertragung in den Ideenkreis der Religion ist für diese nicht ohne Folgen. Je weiter die Zeit fortschreitet, desto mehr steigert sich der erweiternde und zugleich umgestaltende Prozeß; die überlieferte Lehre, ihre heiligen Schriften, werden ausgelegt nach dem geistigen Erkenntnisstande der Zeiten. Daher wandelt sich die Religion zugleich mit dem allgemeinen Leben und wird von ihm bestimmt; es ist ein Irrtum, zu meinen, eine Religion sei zu allen Zeiten und bei allen Völkern eine und dieselbe und von stets gleichem Einfluß.

Jede Religion enthält zwei Bethätigungen: die Verpflichtungen gegen Gott und Menschen, die sie ihren Angehörigen auferlegt, und die Glaubenssätze, welche den jeweiligen Bestand der Erkenntnis Gottes fassen und mit dem Kultus und der äußeren Verfassung verflochten sind. Beide sind wandelbarer Auffassung unterworfen und je nach den Zeiten tritt die eine oder die andere Bethätigung in den Vordergrund, sie können sogar miteinander in Zwiespalt geraten.

Die Völker formen ihre Religionen und offenbaren dabei ihre Anlagen, ihren eigenen Geist. Es waltet ein ähnliches Verhältnis ob, wie bei dem Recht. Sobald jedoch die Religion zur festen Bildung gelangt ist, wird sie zur zwingenden Herrin, welche ihre Bekenner in den einmal bestimmten Bahnen festhält, und eine lange Entwickelung wird erforderlich, ehe sich eine Aenderung in der Religion selbst oder in ihrem geistigen und formalen Bestande vollziehen kann.

Von besonderer Wichtigkeit für ihre Geschichte ist, ob eine Religion innerhalb des Volkes, dem sie entsprungen ist, bleibt oder ob sie von ihm aus weitere gewinnt, die eine andere Vorentwickelung durchgemacht haben. Ist deren geistiger Stand-

punkt niedriger, dann wird die neue Religion das bisherige Wesen um so stärker überwältigen und es in Zukunft beherrschen. War er ein gleichwertiger, dann muß die Religion sich mit ihm ausgleichen und kann die vorhandene Bildung nicht mit allsiegender Stärke unter sich zwingen. Das Christentum hat beides erfahren, indem es sowohl zu Völkern von geringer Kultur kam, als auch im römischen Reiche angenommen wurde, und je nach Verhältnis hat es sich entwickelt. Allein entscheidend war, daß die christliche Religion ihre erste Zeit in dem römischen Weltreiche durchlebte, inmitten einer hohen, durch lange Jahrhunderte gefestigten Kultur.

Das Christentum hat sich nicht so schnell verbreitet, wie man gemeinhin meint. Andere Religionen, wie damals die des Mithras und später der Islam, haben sehr viel rascher einen weiten Raum erobert. Doch nahm die Lehre Jesu beständig an Bekennern zu, wenn wir auch die Fortschritte nicht genau verfolgen können. Der mächtige Verkehr innerhalb des Reiches verteilte die Gläubigen, die neue warben, und auch wirkliche Mission hat mitgeholfen. Die großen Städte gaben gute Gelegenheit, Gemeinden zu bilden.

Ursprünglich in seiner jüdischen Heimat die Erfüllung längst gehegter Hoffnungen in einem messianischen Gottesreiche verheißend, auf das innere Leben in kleinen Gemeinden berechnet, aber durch seine hohen sittlich-religiösen Ideen von Anfang an universal angelegt, wurde das Christentum durch die Paulinische Mission hinausgeführt über die Grenzen des Judentumes zu den griechischen und römischen Heiden und entfaltete sich zu einer von dem jüdisch-nationalen Gesetzesbann befreiten Weltoffenbarung und Botschaft an die gesamte Menschheit. In ihm kam eine Religion, die für alle Völker berufen war, während gleichzeitig das römische Reich die Unterschiede der Nationen verflachte und verwischte.

Nur im römischen Weltreiche konnte das Christentum eine Weltreligion werden, erhaben über die enge Geburtsstätte.

Die nahen Beziehungen zum Judentum, die zur ersten Verbreitung nützlich waren, lösten sich bald, namentlich durch die Empörung des jüdischen Volkes gegen die Römer und die Zerstörung Jerusalems. Seitdem überwog das Heidenchristentum.

Je mehr das Christentum sich ausbreitete, um so unver-

meidlicher wurde die Berührung mit dem geistigen Leben im Reiche, in dem viele seiner Mitglieder aufgewachsen waren. Sie traten dem neuen Glauben bei, von seinem höheren Werte überzeugt, aber warfen deswegen nicht alle früheren Vorstellungen beiseite. Die heidnische Religionsphilosophie enthielt ja manche verwandten Gedanken, die sich mit den christlichen vereinen ließen, und man nahm von ihnen auf, was mit dem Kern der eigenen Lehre verträglich schien.

Die griechische Neigung zum Philosophieren bemächtigte sich auch der gelehrten Christen. Als der Wunsch entstand, die Glaubenssätze schärfer zu bestimmen, lag die Entlehnung von bereits fein ausgebildeten Begriffen und Formeln nahe. Sie dienten in gleicher Weise zum Anschluß an befreundete und brauchbare Ideen, wie zur Abwehr feindlicher und unpassender. So bildeten sich die ersten Sätze unter dem Einfluß ursprünglich fremder Denkweise, ein Vorgang, durch den erst das neue Leben, welches Jesus gelehrt hatte, zu einer systematischen Religion umgeschaffen wurde.

Hochwichtig war vornehmlich die aus der hellenistischen Philosophie übernommene Idee von dem zwischen Gott und Welt vermittelnden Logos, dem ewigen Weltgedanken Gottes, der bei der Schöpfung aus Gott hervorgetreten sei, dem personifizierten Prinzipe der Weltschöpfung und aller göttlichen Offenbarung.

Anderseits konnte sich das Christentum auch nicht dem herrschenden Dämonenglauben entziehen. Es entnahm ihm die Vorstellung böser, dem Reiche Gottes wie dem Heile der Menschen feindlicher Geister, gegen die der Christ zu kämpfen hat, die aber nicht unüberwindlich sind.

Damit zog ein Teil des heidnischen Aberglaubens, der auch in der allgemeinen Auffassung der natürlichen Dinge begründet war, in das Christentum ein, und der Wunderglauben bildete bei ihm selber einen wesentlichen Teil des Bekenntnisses, nur daß die Gegenstände verschieden waren. Dieser beiden Religionen eigene Aber- und Wunderglauben begünstigte sogar den Uebertritt zur neuen Lehre.

In dem Wettstreite hatte jedoch das Christentum große Vorzüge auf seiner Seite. Mit vollkommener Sicherheit beantwortete es die großen religiösen Fragen, welche die Zeit bewegten. Es bot den Gläubigen Vergebung der Sünde und

ewiges Leben im Reiche des einen Gottes; es hatte seinen festen und bei allen Veränderungen unerschütterlichen Mittelpunkt in der Person seines Stifters, während die Heiden sich mit nebelhaften Begriffen abmühten. Die ernste Sittlichkeit, gegründet auf die Zuversicht der göttlichen Gnade und die durch sie ermöglichte Ueberwindung der Sünde, aus tieferem Herzen quellend als die verstandesgemäße Tugend, zogen innerlich veranlagte Seelen an. Die in den Gemeinden geübte Mildthätigkeit und Barmherzigkeit, die liebevolle Pflege der Armen und Gedrückten, die Einmütigkeit im Guten, im Glauben und in der Anbetung Gottes, sprachen nicht minder für die Echtheit und Hoheit dieser Religion. Die theoretische Menschenliebe des Heidentums fand hier praktische Verwirklichung.

Das Eindringen der übersinnlichen Spekulation, der mystischen Auffassung war nicht ohne einschneidende Wirkungen. Während die wissenschaftliche Arbeit einsetzte, um ein wohlgefügtes Lehrgebäude zu schaffen, begannen Schwankungen und heiße Kämpfe, von denen die Kirchengeschichte zu berichten hat. Darüber wurde die geschichtliche Erscheinung Jesu, seine menschliche Person dem Gesichtskreise entrückt und verdunkelt. Die äußere Hülle, das dogmatische Gerüst, wie es sich im Streite der Parteien seiner gliederte, wurde zum Kern des Glaubens. Menschliche Grübelei, so bewundernswert auch ihre Tiefe war, suchte nach Formeln, in denen sie das Göttliche zu fassen dachte, und hielt die gefundenen für gleichwertig mit den geoffenbarten Lehren.

Der Einfluß der römischen Umgebung machte sich auch in der Verfassung der Glaubensgenossenschaft geltend; sie wurde zur Kirche, indem die im Reiche vorhandene politische Gliederung auch in der Religion zum Vorbild diente. Früh mußte, wer Christ sein wollte, sich einer Gemeinde anschließen und deren Leitern Gehorsam erweisen. Die munizipale Verfassung führte zu städtischen Gemeinden, die anfangs sehr frei waren und sich selbst leiteten. Die dogmatischen Streitigkeiten veranlaßten engeren Zusammenschluß der Rechtgläubigen um ihre Vorsteher und eine Verständigung und Verbindung von Gemeinden, so daß sich eine größere geistige Gemeinschaft als „Kirche" herausbildete.

Allmählich gab das kirchliche Amt in der Gemeinde besonderes Ansehen, die es Bekleidenden hoben sich über sie empor,

während gleichzeitig mit der Entwickelung des Kultus und seiner Heilsmittel der Begriff eines Priestertums sich befestigte. Auf diesem Wege wurden die Gemeinschaft zur Einrichtung, zur Institution, die Gemeindebeamten zu Beamten der Kirche, und der sich nach unten gliedernde Klerus fing an, sich zu fühlen und seine Herrschsucht zu entfalten, so daß in ihm das weltliche Beamtentum ein Gegenbild bekam. Der Bischof wurde der Inhaber der priesterlichen Rechte und Pflichten, der Mittler zwischen Gott und der Gemeinde. Die Gemeinden selbst schlossen sich nach den Provinzen zusammen, und die Bischöfe der Hauptstädte, namentlich die der von Aposteln gegründeten Gemeinden, gewannen ein überwiegendes Ansehen. Doch gab es noch keine Zusammenfassung der gesamten Gemeinden durch das ganze Reich; Abendland und Morgenland standen sich sogar in einiger Trennung gegenüber.

Nachdem das Christentum in der apostolischen Zeit in Palästina, Kleinasien, Griechenland und in Rom Fuß gefaßt hatte, drang es weiter nach Syrien, Aegypten, Afrika, Italien und Gallien vor; im dritten Jahrhundert verbreitete es sich in den übrigen Gebieten des römischen Reiches. Es ist unmöglich, die Zahl der Bekenner zu irgend einer Zeit zu schätzen. Jedenfalls war sie während der ersten beiden Jahrhunderte nicht allzu bedeutend; nur in einzelnen Gegenden des Ostens scheinen Christen früh einen größeren Teil der Bevölkerung betragen zu haben.

Die bei weitem größte Menge stellten die niederen Volksklassen, darunter die Sklaven; ihnen klang die frohe Botschaft am ehesten willkommen. Die höheren Schichten hielten vielleicht schon deswegen zurück, doch auch aus ihnen schlossen sich allmählich viele der neuen Lehre an; im dritten Jahrhundert waren bereits zahlreiche Christen am Hofe.

Die Lehren des Evangeliums ließen sich vollkommen nur im kleinen, dem Strome des Lebens fernen Kreise erfüllen. Nur in solchen eng begrenzten Genossenschaften hält sich religiöse Begeisterung dauernd frisch, begleitet von ungewöhnlicher sittlicher Thatkraft; sobald ein gewisser Umfang überschritten wird, siegt die Durchschnittsbeschaffenheit, und der abspülende Fluß des täglichen Lebens thut das Seine, den ursprünglichen Enthusiasmus zu dämpfen. Daher änderte sich mit der Zunahme der Zahl auch der Geist, der die ersten Ge-

meinden durchdrungen hatte. Die Notwendigkeit trat heran, wenn das Christentum nicht eine auserlesene aber kleine Sekte bleiben sollte, den allgemeinen Verhältnissen mehr Rechnung zu tragen, und ihr ist nachgegeben worden. Die Disziplin und die sittlichen Anforderungen erlitten eine erhebliche Abschwächung, nicht nur in der Uebung, sondern auch in der Handhabung und Auslegung der Vorschriften. Dagegen sträubten sich die Strenggesinnten. Schon kam eine Partei auf, die Montanisten, welche den übrigen Glaubensgenossen Abfall von den echten enthusiastischen Idealen, Schlaffheit und Zuchtlosigkeit vorwarf; sie wurde später nach hartem Kampfe mit Gewalt unterdrückt.

Christus hatte gelehrt, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers sei, und die Christen fügten sich den Staatsordnungen. In der That war jedoch die christliche Lehre ein Widerspruch gegen den römischen Staatsgedanken, der den ganzen Menschen für sich in Anspruch nahm, während ihre Ideale auf andere Zwecke hinausliefen. Doch die Christen vertrugen sich unter der Macht der Gewohnheit bald mit dem Bestehen des römischen Reiches, in dem die judaistische und apokalyptische Richtung den Todfeind erblickt hatte. Auch ihnen war diese Welt gleichbedeutend mit der Herrschaft Roms, und so konnten sie an etwaige Verschwörungen gegen das Reich gar nicht denken. Die erste freudige Hoffnung auf das baldige Erscheinen des Gottesreiches rückte in unbestimmte Ferne.

Dennoch konnte eine Versöhnung der beiden Weltanschauungen nicht erfolgen, so lange das römische Reich seine religiösen Grundlagen als unantastbar betrachtete. Wollte es die Christen zwingen, sie anzuerkennen, dann war der Zusammenstoß gegeben. Er kam in der That und sein Hauptgrund war die Weigerung der Christen, die Opfer zu bringen, welche der römische Staatskultus erforderte. Sie erschienen deshalb als Feinde des Reiches und des Kaisers, als Majestätsverbrecher und kamen überhaupt in den Verdacht, den Umsturz des Staates zu wünschen und die ganze Gesellschaftsordnung zu verneinen. Sie galten als Verächter der Menschheit, geradezu als Kulturfeinde. Die Christen verwarfen Krieg und Kriegsdienst, erklärten die Enthaltung von öffentlichen Aemtern für lobenswert, hielten den ledigen Stand für höher als die Ehe, deren Pflege die römische Gesetzgebung sich an-

gelegen sein ließ. Ihre Lehre von der Wertlosigkeit des Reichtums, dem der Fromme am besten entsage, klang wie Bekämpfung des Eigentums; die zahlreiche Aufnahme von Sklaven galt für einen Widerspruch gegen die Gliederung der Stände. Weil die Christen nicht die Götter anbeteten, beschuldigte man sie des Atheismus. Dazu kam ihre Zurückhaltung von öffentlichen Festen und vom Umgang mit den Heiden; das Geheimnis, mit dem sie ihren Gottesdienst umgaben, veranlaßte die schlimmsten Verdächtigungen.

Die Vornehmen und Gelehrten verachteten die Unwissenheit und die Armseligkeit der Gläubigen. Die Menge sah in ihnen die Ursache allen Unglücks, des Zornes der Götter, und erwiderte die sie beleidigende Absonderung mit grimmigem Hasse. Gerade die konservative Partei war den Christen feindlich gesinnt.

Daher wurden sie mehrfach Verfolgungen ausgesetzt. Ihr Zweck war weniger, die Abgefallenen wieder zum Heidentum zurückzuzwingen, als sie zur Anerkennung des staatlichen Verbandes zu nötigen. Gewöhnlich genügte es, wenn die Angeklagten die verlangten Opfer darbrachten oder auch nur ein amtliches Zeugnis darüber vorlegten. Doch erfolgten auch Verbote des Uebertrittes, der Gemeindeversammlungen, des Besuches der Begräbnisstätten. Die meisten Christenverfolgungen ergingen nur über einzelne Gegenden des Reiches und zwischen ihnen lagen jahrzehntelange Ruhepausen ungestörten Friedens. Decius und Diocletian sind die einzigen Kaiser, welche durch das ganze Reich hin die Christen scharf zu fassen suchten, beide in der Absicht, den altgeheiligten Charakter des Staates zu erhalten. Diocletian befahl erst den Abbruch der Kirchen, Auslieferung der heiligen Schriften und wollte namentlich die Kleriker durch die Folter zum Opfern zwingen; schließlich ordnete er eine allgemeine Verfolgung an. Doch seine Gesetze wurden nur teilweise mit blutigem Nachdruck und nur kurze Zeit durchgeführt; die Behörden selber hatten oft zu Hinrichtungen keine Lust.

Wie viele Christen in diesen ersten drei Jahrhunderten gewaltsam das Leben einbüßten, ist unbekannt; so viel steht fest, daß ihrer trotz der großen Zahl im ganzen verhältnismäßig wenige in Anbetracht der langen Zeit, der weiten Ausdehnung des Reiches und der wachsenden Zahl der Gläubigen

gewesen sind. Erst die nachfolgende Zeit hat diese Drangperiode glänzend verherrlicht und dabei stark übertrieben. Zu den wenigen echten Erzählungen von gefallenen Opfern kam eine ganze Litteratur von Märtyrerromanen, einförmig und eintönig, in die nur die rastlose Phantasie, neue angebliche Qualen zu ersinnen, einige Abwechslung brachte. Das Verhalten der Christen war sehr verschieden. Viele gingen unverzagt in den Tod oder ertrugen heldenmütig die über sie verhängte Folter und die Verbannung, oft zu furchtbarer Bergwerksarbeit. Zahlreiche Gläubige drängten sich sogar freudig zum blutigen Bekenntnisopfer, das ihnen die schönste Palme des himmlischen Sieges verhieß. Doch noch mehr Christen fügten sich dem Zwange und opferten oder erkauften sich durch Bestechung Schonung, so daß bei ihrer beträchtlichen Menge ratsam wurde, die größte Milde bei der Wiederaufnahme dieser Gefallenen in die Gemeinden walten zu lassen.

Die Verfolgungen, weit entfernt das Christentum zu vernichten, kamen ihm sogar zu gute. Opfermut ruft immer Bewunderung hervor, und daher gab die erblickte Freudigkeit, den Tod zu schmecken, manchem Heiden die Gewißheit, wie machtvoll ein solche Großthaten erzeugender Glaube sein müsse. Zugleich verstärkte sich das Gefühl der Gemeinschaft und verhinderte, daß die entstehenden Spaltungen zu tief rissen. Jede glücklich bestandene Verfolgung bestätigte die frohe Zuversicht für die Zukunft, und sie wurde nicht getäuscht.

Sechster Abschnitt.

Die christliche Kirche.

Die Anzahl der Christen um den Anfang des vierten Jahrhunderts wird recht verschieden veranschlagt. Die einen berechnen sie auf ein Fünftel der Gesamtzahl der Reichsunterthanen, andere nur auf ein Zwanzigstel oder nehmen für den Orient ein Zwölftel, für den Occident ein Fünfzehntel an. Die größere Wahrscheinlichkeit spricht für den geringsten An-

satz. Daher darf es als ein Wagnis bezeichnet werden, daß Konstantin sich entschloß, für das eben noch verfolgte Christentum Partei zu ergreifen, und die Gründe, die ihn bewogen, müssen triftige gewesen sein.

Welche innersten Gedanken ihn zu diesem welthistorischen Schritte veranlaßten, ob sie religiöser, politischer oder gar nur abergläubischer Art waren, darüber ist kein sicheres Urteil zu gewinnen, denn die kirchlich gefärbte Ueberlieferung erzählt nur Legendenhaftes. Wahrscheinlich waren Konstantins Beweggründe gemischt und zu ihnen gehörte auch der religiöse, obgleich ihm das Christentum vermutlich nur seiner monotheistischen Auffassung wegen zusagte. Weder Religionsstifter noch Reformator, ist Konstantin für die Geschichte der Religion von höchster Bedeutung.

Konstantin beendete, nachdem er zum Kaisertum gegriffen hatte, die unter Diocletian begonnene Christenverfolgung, soweit er konnte, und nahm das Christentum, das in der Stadt Rom besonders viele Bekenner zählte, zu seinem Bundesgenossen, als er gegen Maxentius zog. Die Folge des Sieges an der milvischen Brücke war 313 das gemeinsam mit Licinius erlassene Mailänder Edikt, das vollkommene Religionsfreiheit für alle verkündigte, die bisherigen Einschränkungen des Christentums aufhob und die unentgeltliche Rückgabe der eingezogenen Besitzungen und Güter anordnete. Später brachte die Niederlage des Licinius, der sich in seiner Reichshälfte wieder auf das Heidentum zu stützen suchte, auch dem Morgenlande das freie Recht des Bekenntnisses.

Der Kaiser hat das Christentum keineswegs zur Staatsreligion erhoben. Er ging nicht über die rechtliche Gleichstellung der Religionen hinaus, unterdrückte zwar als Pontifex maximus anstößige heidnische Gebräuche, aber erließ kein Opferverbot. Wohl erwies er der christlichen Kirche reiche persönliche Gunst, die ihren Anhang rasch vermehrte. Erst auf dem Totenbette empfing der Kaiser selbst die Taufe, nachdem er bereits seine Söhne hatte christlich erziehen lassen. Natürlich, daß die Kirche ihm Dank wußte und ihren Gönner verherrlichte.

Mit einem Schlage war nun die kirchliche Organisation durch den Staat anerkannt und ins öffentliche Leben getreten. Die überwiegende Macht, welche die Bischöfe bereits erlangt

hatten, fand ihre volle Bestätigung, und der Kaiser vereinigte sie zum erstenmal zu gemeinsamer Handlung.

Von allen dogmatischen Streitfragen ist eine für die ganze Folgezeit bis auf den heutigen Tag von gewaltigster Tragweite geworden. Sie ging um die Person Christi und war bedingt durch jene aus der hellenistischen Philosophie übernommene Lehre vom Logos. Indem neben Jesu menschlicher Existenz frühzeitig auch eine göttliche geglaubt wurde, erhob sich einmal die Schwierigkeit, beide in Einklang zu setzen, dann die weitere und erheblich größere, den Monotheismus in der Dreiheit Gott Vater, Gott Sohn und Heiliger Geist aufrecht zu erhalten.

Eine vielseitige Gedankenarbeit suchte diese Probleme zu bewältigen. Die westliche Kirche glaubte an die volle Gottheit des Sohnes und an die trotz Verschiedenheit vom Vater wesentliche Zugehörigkeit zu ihm; in der östlichen gab es mehrere Parteien, unter ihnen die große des alexandrinischen Presbyters Arius, der den Sohn, obgleich er ihm göttliche Eigenschaften beilegte, nur als Geschöpf des göttlichen Willens anerkannte. Arius stand im Gegensatz zu seinem Bischof, dessen Sache vornehmlich der damalige Diakon, spätere Nachfolger Athanasius führte.

Konstantin, der soeben durch den Sieg über Licinius Herr des Ostens geworden war, wünschte den gehässigen Streit, der die Kirche durchwühlte, zu schlichten und die Lehreinheit herzustellen. Daher berief er 325 nach Nicäa ein Konzil, das über 300 Bischöfe, fast alle aus dem Orient, besuchten. Der Kaiser setzte durch, daß die Meinung des Arius verdammt, die des Westens in der schärfsten Formulierung der Wesensgleichheit von Vater und Sohn anerkannt wurde. Obgleich Konstantin selbst später schwankend wurde und unter seinen Söhnen der Streit aufs neue ausbrach und zeitweise die arianische Lehre wieder zu Ehren kam, errang die Nicänische Formel unter Theodosius den Sieg, wenn auch Abendland und Morgenland in der Auffassung der Trinität auseinandergingen.

Der Wille der Kaiser und des Hofes, nicht innerliche christlich-religiöse Triebkräfte, haben diejenige Form des Dogma durchgesetzt, die seitdem geheiligtes und unantastbares Symbol aller christlichen Kirchen geblieben ist.

In den folgenden Jahrzehnten, unter den Söhnen Kon-

stantins, erfocht die christliche Kirche weitere Siege über das Heidentum, das Schritt für Schritt durch die Staatsgewalt zurückgedrängt wurde. Der harte Constantius verbot die Opfer bei Todesstrafe und ließ die Tempel nicht zerstören, aber schließen. Nur einen kurzen Augenblick lichteten sich die dunklen Wolken, hinter denen der Glaube der alten Welt für immer zum Hades herabsank.

Julian, der 361 seinem Vetter Constantius folgte, hatte an dem schweren Geschick seiner Familie und seinem eigenen genugsam erfahren, wie wenig der Name eines Christen, den seine Vorgänger trugen, sie zu edlen Menschen erhoben hatte. Die kirchliche Lehre, in der er aufgezogen wurde, dünkte ihm schal und unschön. Voll Begierde nach anderer Labung, erquickte der Jüngling sein Herz an der Pracht des Tages, der strahlenden, lebenspendenden göttlichen Sonne. In ihrer Herrlichkeit offenbarte sich ihm die Gottheit, die er suchte. Das religiös gestimmte antike Naturgefühl lebte noch einmal in dem Sohne eines anders denkenden Geschlechtes auf. Die seelenvolle Sprache eines Homer, eines Plato klang dem die Wissenschaft mit brennender Seele Umfassenden erhabener, als die schlichte und ungelenke der christlichen Schriften und der eintönige Psalmengesang der Priester. Wie konnten der armselige Galiläer und seine unwissenden Schüler mit den Heroen und den großen Geistern der alten Zeit verglichen werden? Dennoch war es nicht der längst erloschene heitere Glanz der griechischen Götterverehrung, den Julian wieder über die Welt ergießen wollte. Auch seine Gedanken lagen in dem Banne der Zeit, in ihrem mystischen Drange; er fühlte sich stolz als Grieche, aber er war nur ein zu spät geborener Nachkömmling. Wie seinem Leibe Schönheit und Gleichmaß, seinem Wesen Anmut versagt waren, so entbehrte sein grübelnder Sinn des frohen Schwunges.

Julian huldigte dem Neuplatonismus, selber schwärmerisch und unklar, wie dieser, ein Rhetor, der an die Macht von Schulmeinungen glaubte, eher geschaffen zum mürrischen Asketen, zum schulmeisterlichen Sonderling, als zu einem stürmischen Helden, der rücksichtslos auch an eine verlorene Sache sein ganzes Sein setzt, obgleich ihn sonst hohe Kriegstüchtigkeit auszeichnete. Der Kaiser unterließ gewaltsame Verfolgungen der Christen, zeigte ihnen nur seine Verachtung und hob ihre

Vorrechte auf; er gab dem Götterdienste sein ehemaliges Recht wieder und begünstigte die ihm Zugewandten. Julian gedachte das Heidentum mit sittlichen und wissenschaftlichen Kräften zu veredeln, die Bekenner der ihm verhaßten Kirche geistig herabzudrücken. Er wollte eigentlich eine neue philosophische Religion begründen und mit ihr den wiederbelebten alten Volksglauben und die Mythologie verbinden. In seinem überhasteten Eifer, mit persönlichem Beispiele voranzugehen, die auch bei den Heiden verschollenen blutigen Opfer mit ihrem alten Gepränge zurückzuführen, voll des Aberglaubens, der mit jenen zusammenhing, wählte er für seinen geplanten Neubau den faulenden Pfahlrost der verbrauchten Göttermischung. Ehe sich recht zeigen konnte, welchen Erfolg sein rastloses Streben haben würde, erlag der Herrscher auf dem persischen Feldzuge einer schweren Verwundung. Er starb ruhig unter philosophischen Gesprächen, den Tod nicht fürchtend. Das verhängnisvolle Eisen, das den ohne Rüstung einherreitenden Feldherrn niedergestreckt hatte, traf auch seine Herzenssache tödlich. Das Heidentum eilte dem völligen Untergange entgegen. Die Thätigkeit des Apostaten, wie die ergrimmten Christen Julian schalten, verrauschte gleich der letzten Flutwelle bei eintretender Ebbe.

Valentinian I. stellte die Gleichberechtigung der beiden Religionen wieder her, Valens trat entschiedener auf die christliche Seite mit Begünstigung der arianischen Richtung, die der Eiferer für den Glauben, Theodosius, wieder völlig fallen ließ. Der letzte Beherrscher von Ost- und Weström zugleich, vollendete er den Triumph der christlichen Kirche, nachdem er seinen Gegner Eugenius, der noch einmal das Heidentum schützte, vernichtet hatte. Er verbot die Feier der olympischen Spiele, des letzten Ueberrestes altgriechischen Nationalgefühls, und ließ unwiderruflich, trotz der Bitten der Senatoren, aus dem Senatshause in Rom das Sinnbild der römischen Weltsiege, die von Cäsar aufgestellte eherne Statue der Victoria entfernen.

Die Staatsleistungen für den heidnischen Kultus wurden aufgehoben, die Tempelgüter eingezogen, das Opferverbot nachdrücklich erneuert.

In den alten Metropolen des Orients, in Antiochia und Alexandria, zerstörte der christliche Pöbel, ebenso fanatisch wie

der heidnische vor noch nicht einem Jahrhundert, die Tempel und wütete gegen ihre Verteidiger. Wie später in den Bilderstürmen des sechzehnten Jahrhunderts verfielen herrliche Kunstschätze schonungsloser Vernichtung; die griechischen, römischen, ägyptischen, syrischen Götter sanken in den Staub. Dennoch hielt sich das Heidentum noch lange in Land und Stadt. Dort waren es die Bauern, die nicht so jäh von ihren alten Heiligtümern ließen, in den Städten hingen viele Gebildete und Gelehrte weiter der so lange hochgehaltenen Philosophie an. Noch Justinian mußte Gesetze erlassen und Maßregeln ergreifen, um die letzten heidnischen Reste zu ersticken.

Das Altertum kannte weder Dogmen, noch eine Kirche, noch ein ausschließliches Priestertum. In dieser Hinsicht erstand erst jetzt eine Universalität, die mit der des Reiches zusammenfiel. Welche Macht hatte nunmehr die Religion gewonnen! Vordem im großen und ganzen Sache des Einzelnen, wurde sie eine öffentliche Angelegenheit, und zwar die wichtigste. Bisher schweren Streitigkeiten ausgesetzt, hatte sie jetzt nicht nur feste Formen, sondern auch einen festen Inhalt, der alle Reichsangehörigen gleicherweise zur widerspruchslosen Anerkennung verpflichtete. Der Religion diente eine sich täglich mehrende Priesterschaft, die über reiches Gut verfügte, weil die Erwerbung von Besitz und die Annahme von Legaten gestattet waren. Das Konzil von Nicäa hatte die Einheit der Kirche auch äußerlich geschaffen und sichtbar dargestellt. Die ursprüngliche Gemeindeverfassung kam in den allgemeinen Fragen nicht mehr in Betracht; die Kleriker stellte der Bischof an. Die Geistlichkeit bildete eine wohlgeordnete Hierarchie, entsprechend der weltlichen Bureaukratie. Im Anschluß an die politischen Verwaltungssprengel erlangten die in den Metropolen sitzenden Bischöfe das Uebergewicht über die in der Provinz. Die gesamte Entwickelung lief darauf hinaus, auch die Kirche in einen künstlichen Mechanismus zu verwandeln.

Der Staat überließ der Kirche auch rechtliche Befugnisse. Die Gotteshäuser besaßen, wie früher manche heidnischen Tempel, Asylrecht. Die Zivilgerichtsbarkeit über die Geistlichen wurde den bürgerlichen Gerichten genommen und den Bischöfen übertragen; auch die Laien zogen es oft vor, ihren Schiedsspruch einzuholen, statt an die Gerichtshöfe zu gehen. Die Bischöfe übten von Amts wegen den Schutz über Witwen,

Waisen und Arme und über die Wohlthätigkeitsanstalten. Die Geistlichen waren entbunden von den weltlichen Lasten, brauchten weder Decurionen zu sein, noch Kriegsdienste zu leisten. Der Kirchenbesitz erfreute sich auch in Steuersachen großer Bevorzugungen. Staatsgesetze bekämpften, wie die Heiden, auch die Ketzer. Das erste Ketzerblut floß 385 in Trier.

Diese glänzende Stellung verdankte die Kirche allein dem Staate. Er hatte der anfänglichen Minderheit die Mehrheit unterworfen, die Kirche vor Spaltung bewahrt und zur alleinigen Vertretung der Religion gemacht, die christlichen Priester mit Ehren und Vorrechten überhäuft. Ohne die Unterstützung durch die Staatsgesetze hätte das Christentum noch auf lange Zeit hin nicht seine heidnischen Gegner überwinden können.

Die Kirche war zur Reichskirche geworden; ihren ehemaligen sozialen Charakter und demokratischen Grundzug streifte sie völlig ab.

Das Kaisertum begehrte für seine Leistungen Dank, die Kirche mußte ihm dienen, den Absolutismus zu vollenden. Die Kirche hatte selbst in dogmatischen Fragen ihren Blick sorgsam nach dem Thron zu richten und den von dorther gegebenen Winken zu folgen; da Rechtssatz blieb, daß der Kaiser die Synoden berief, beherrschte er die kirchliche Entwickelung. Während der Staat sich christianisierte, geriet die Kirche in das politische Getriebe und wurde zur politischen Einrichtung.

Dieser Gang, so oft bitter beklagt und gescholten, war ganz geschichtlich. Sobald die Kirche die Hilfe des Kaisertums annahm und dieses sich die Sorge für die Kirche zur Pflicht machte, war natürlich, daß die durchgängige Gleichförmigkeit aller Reichseinrichtungen auch auf die Kirche ausgedehnt wurde; die Allgewalt des absoluten Kaisertums zog auch sie an sich. Es war nur eine Fortsetzung und christliche Uebersetzung der Idee, welche dem ehemaligen Kaiserkultus zu Grunde gelegen hatte. Wie dieser für nötig erachtet wurde zur Erhaltung des Reiches, so war jetzt das Heil der Gesamtheit von dem Bestande der Kirche abhängig, und für ihn hatte der Kaiser zu sorgen. Der römisch-juristische Geist wurde auch für die kirchlichen Zustände maßgebend: dem Einen Rechte sollte der Eine Glaube entsprechen. Die Christen in ihrem Rechtgläubigkeitseifer erkannten nur eine bestimmte Formulierung als möglich an; deshalb mußte das Kaisertum auch das Dogma unter

seine Fürsorge nehmen, damit nicht der Zorn Gottes das Reich träfe. Aber seitdem kam das Christentum in der alten Welt nicht mehr in die Lage, zu zeigen, was es ohne eine vom Staate getragene und gehaltene Kirche vermöchte.

Die Bildung des Dogma, die Entstehung einer hierarchischen Kirche, die Verbindung von Kirche und Staat sind die welthistorischen Ergebnisse dieses vierten Jahrhunderts.

Es bedarf keiner Auseinandersetzung, wie weit sich dieses Christentum von seinem ursprünglichen Wesen entfernt hatte. Die schlichte, schmucklose Hütte war zu einem prunkenden, prachtstrotzenden Palaste erwachsen. Was einst die sehnenden Seelen mit hingebender Selbstaufopferung zu erlangen suchten, bot jetzt die stolze Kirche mit mehr gebietender als gewinnender Gewalt dar; erst durch die Gemeinschaft mit ihr war die mit Gott zu erreichen. Indem sie die erstere zur unentbehrlichen Voraussetzung der anderen machte, schob sich die Kirche anspruchsvoll als alleinige Heilsanstalt zwischen Mensch und Gott. Ihre Einrichtungen, ihre Dogmen und Gesetze stellte sie unter den geheiligten Schutz der göttlichen Offenbarung, als einen Teil derselben, gleich bindend wie diese.

Vom Staate mit Zwangsmacht ausgerüstet, die alleinige Bewahrerin und Auslegerin der göttlichen Lehre, nahm die Kirche die Menschen vollständig gefangen und schlug sie in tausend Bande. Die heidnischen Priester waren nur die Darbringer von Opfern gewesen, die christlichen wurden die Leiter der Seelen; so groß die Macht der Kaiser über die Kirche war, sie vermochten keine priesterlichen Thätigkeiten auszuüben. Da das Christentum im Gegensatz zum Stoizismus den Tod als die furchtbare Schuld der Sünde betrachtete und den Gläubigen die künftige Seligkeit oder Verdammnis als der allein beachtenswerte Inhalt auch der irdischen Laufbahn vorschwebte, stand ihnen die Kirche, mochte sie lehren oder strafen, anziehen oder erschrecken, verheißen oder drohen, mit der vollen Majestät Gottes vor Augen. Die gesamte Sittenlehre war der Kirche allein anvertraut, und die Philosophie, einst die Trägerin der Moral, hing von ihr als gestrenger, eifersüchtiger Herrin ab. Der Kirche fiel eine unermeßliche Verantwortlichkeit zu und von dem Grade, in welchem sie ihr entsprach, hing die Zukunft der ihr anhängenden Völker ab. Ein großartiges Problem harrte seiner Lösung durch Jahrhunderte hindurch!

Eine solche Kirche konnte unbegrenzte Wirksamkeit ausüben und hat gleich damals vielen Segen gebracht, dem Sünder Trost gespendet, dem Irrenden die hilfreiche Hand geboten, die Behörde zur Milde gemahnt und viele Thränen Elender getrocknet. Wackere Bischöfe sind im Dienste der Menschlichkeit unerschrocken Kaisern und anderen Machthabern entgegengetreten.

Bei der Religion handelt es sich jedoch nicht um die Wirkung auf Einzelne, sondern auf die Masse, und da war das Ergebnis nicht allzugünstig. Leider gereichte das Wesen, das in die Kirche eingezogen war, nicht immer zur Förderung der von ihr bewahrten höchsten sittlichen Gebote. Denn jetzt auf ragende Höhe gestellt, nicht mehr im Kampfe um ihr Recht, betrachtete die Kirche die Selbsterhaltung als ihren höchsten Zweck. Dazu gehörten auch die ganze äußere Ausrüstung, sowie der Bestand an Dogmen. Da der Streit um sie dennoch nicht aufhörte, solange die hochentwickelte Theologie nicht abließ, die Begriffe zu spalten und zu spitzen, nahm der Dogmatismus die Herrschaft in Anspruch. Indem mit dem Christentum die Idee einer allein wahren Religion in die Welt gekommen war, ergab sich der Drang, sie auch innerlich durchzubilden und den Gottesbegriff möglichst klar und rein zu gestalten. Allein dieser Trieb rief andererseits unaufhörlichen Streit hervor und machte die Religion zu einem wüsten Tummelplatz herrschsüchtigen Hasses. Gleich zu Anfang kam der unselige Zug geistlicher Kämpfe zum Durchbruch, selbst den redlichen Gegner als verruchten Menschen zu verunglimpfen, die Unfähigkeit, ein anderes Recht und eine andere Meinung anzuerkennen. Mit allen Mitteln wurde gestritten, und die Heiden bemerkten mit Genugthuung, daß die Christen einander grimmiger wie die wilden Tiere befehdeten. Weil nun die Lehrsätze als der wesentlichste Bestandteil der Religion galten, kam über ihnen die Sittenlehre zu kurz. Die christlichmenschlichen Tugenden kapselten sich ein in die von dem Zelotismus über sie ergossene versteinernde Schicht.

Auch der Reichtum wurde der Kirche zum Fallstrick; bald mußten Gesetze gegen die Erbschleicherei des Klerus erlassen werden. Diese nichtige Welt gewann für die Geistlichkeit recht beträchtlichen Wert.

Es ist nicht möglich, im einzelnen mit Sicherheit zu er-

kennen, wie weit die neuen Lehren, die religiöse Gleichberechtigung aller Menschen, die sie brachten, Kraft gewannen. Sicherlich haben viele Familien ein schönes Beispiel frommer Menschlichkeit gegeben, Sklaven und Niedere gut behandelt, die ersteren teils freigelassen, teils ihnen die Möglichkeit, frei zu werden, eröffnet. Es mag auch sein, daß die körperliche und handwerkerliche Arbeit mehr Achtung fand als vordem, zum sittlichen Vorteil der sie Betreibenden. Solche erfreulichen Erscheinungen vermögen jedoch nicht das Gesamturteil zu ändern, daß das Christentum keine tiefgreifende Besserung weder in dem allgemeinen moralischen Stande, noch in den sozialen Verhältnissen brachte. Dabei wirkten noch andere Gründe mit.

Die größte Zahl der Christen waren jetzt solche, die erst in den letzten Jahrzehnten mit dem allgemeinen Strome schwimmend, sich der vom Staate begünstigten Religionsform angeschlossen hatten. Das Christentum war ganz in die bestehende Kultur übergegangen und bediente sich in der Wissenschaft wie in der Kunst ihrer Mittel und Kenntnisse. In dieser Hinsicht besaß es keinerlei Ueberlegenheit über die Umwelt, die es hätte geltend machen können; im Gegenteil, es vermochte ihrer nicht zu entraten. Nahm demnach das Christentum Altes in Hülle und Fülle auf, so brachte es, abgesehen von den Dogmen, nicht allzuviel Neues. Die scharfen Unterschiede, die einst die Gläubigen von dem heidnischen Staate trennten, waren zum größten Teil aufgegeben. Die alte christliche Lehre von der Armut, der Zurückhaltung von dem irdischen Thun hatte vor dem Staat Halt gemacht. Die Christen trugen kein Bedenken mehr, sich dem Kriegshandwerk zu widmen oder Beamte zu werden, und verfolgten solche Laufbahnen mit dem Ehrgeiz, den sie zu erwecken pflegen. Um die Beseitigung der Sklaverei hat sich die Kirche geringe Verdienste erworben, denn vorwiegend wirtschaftliche Gründe führten zu deren Abnahme. Nur erfreuten sich die Armen einer nachhaltigeren Unterstützung. Auch die auf die Milderung der gesetzlichen Strafen gerichteten Bestrebungen ließen bald nach.

Das Christentum geriet selber in den trüben Sumpf der teils überfeinerten, teils herabgekommenen Gesellschaft. Die vornehme Welt behandelte in ihren Salons die dogmatischen Fragen, wie einst die philosophischen als oberflächliche Modegespräche, und zerrte die heiligsten Dinge in ihre öde Nichtig-

keit herab. Kirchenbesuch, Umgang mit hochgestellten oder beliebten Geistlichen, Prunken mit gefliſſentlich zur Schau getragener Mildthätigkeit gehörten zum guten Ton, und die Familien wetteiferten darin miteinander, ebenso wie in den übrigen Kennzeichen der Nobleſſe. Daneben lief die alte Sittenloſigkeit unvermindert einher. Die höheren Kreiſe nahmen die heuchleriſche Maske einer hohlen Bigotterie vor, doch deutlich genug ſchaute ihr frivoles Antlitz durch die dünne Verhüllung. Die niederen Klaſſen ahmten das Beiſpiel nach oder lebten weiter, wie ſie gewohnt waren. Das Chriſtentum war der neue Anſtrich eines alten Hauſes, das im Innern weder umgebaut noch gereinigt wurde.

Das verfemte Heidentum rächte ſich, indem es unvermerkt in das Haus ſeines Todfeindes ſchlich und ſich dort feſtſetzte. Die Götter lebten fort als feindliche Dämonen, der an ihnen haftende Aberglaube blieb aufrecht; oft wechſelte nur der Name. Ihre Tempel dienten der neuen Religion, heidniſche Feſte wurden als chriſtliche gefeiert, während die bei ihnen üblichen Gebräuche nur geringe Veränderungen erfuhren. Viele Statuen wurden nur umgetauft und vor ihnen dampfte weiter der Weihrauch und brannten geweihte Kerzen. Die Sarkophage ſchmückten neben chriſtlichen auch dem heidniſchen Mythos entlehnte Embleme, Prozeſſionen wallten wie früher durch Stadt und Flur mit geweihten Zeichen und ſchallenden Geſängen. Amulette und Zauberſprüche feiten auch jetzt gegen tückiſche Mächte. Der chriſtliche Himmel bevölkerte ſich nicht minder reich, wie einſt der heidniſche, denn unzählig waren bald die Heiligen, die als mächtige Fürbitter inbrünſtige Andacht genoſſen. Für das Volk bildeten ſie ſogar den hauptſächlichen Gegenſtand der Verehrung. Die Kirche ſchloß Glauben und Aberglauben faſt untrennbar in ſich.

Doch wertlos war trotz dieſer Uebelſtände das Chriſtentum mit nichten. Es brachte Speiſe für die wirklich nach ihr hungernden Seelen und die Ausſaat zeitigte auch kräftige Halme, die für die Zukunft geſegnetes Gedeihen verſprachen.

Denn durch das Chriſtentum war unſchätzbares Gut gewonnen. Es brachte in die Welt eine reiche Fülle von ſittlichen Vorſtellungen, erhebenden und demütigenden, anregenden und beſchwichtigenden. Es unterwarf den Menſchen einer ganz anderen Zucht, als der Staat mit ſeinen Geſetzen vermochte.

Es lehrte die Selbstverantwortlichkeit, erhob über die bloße Rücksicht auf irdische Dinge. Es predigte die menschenvereinigende Liebe nicht, wie die Stoiker, als Gebot des Verstandes, sondern als innere, selbstverleugnende That; es redete seine allgemein verständliche Sprache nicht nur zu den Gebildeten, sondern zu jedermann. Das Christentum erhob über Stände, Nationen und Reiche; zum erstenmal wurde der Begriff Mensch losgelöst von jeder Beschränkung. Wie es auch immer gehen mochte, die Quelle konnte wohl getrübt und überschüttet werden, aber nie versiegen. So war die Möglichkeit einer viel weiter greifenden menschlichen Entwickelung gegeben, als sie die alte Zeit darbieten konnte. Es wurde die weltgeschichtliche Aufgabe der Christenheit, wieder von der formalen Fassung, die damals der Lehre aufgezwungen wurde, zum wahren Inhalt durchzudringen.

Freilich längste Zeit war erforderlich, ehe der echte Gehalt des Christentums erkannt und erfaßt werden konnte, ehe es die schwere Belastung seiner Jugend abzuwälzen vermochte. In der Nicänischen Trinitätslehre erhielt es auf seinen geschichtlichen Weg nicht den einfachen, sondern einen schwieriger Erläuterung bedürftigen Monotheismus mit. Die Theologie mochte sich mit ihm abfinden und sogar geistige Anregung aus ihm ziehen, und in der philosophischen Luft der damaligen Welt erschien er auch weiteren Kreisen begreiflich. Die große Masse und nachher die schlichten Völker, die dem Christentum zufielen, wußten sich allerdings zu helfen. Sie nahmen aus der Dreieinigkeit unbewußt Christus als den alleinigen Gott heraus; Gott Vater und der Heilige Geist kamen ihnen nur als beigeordnete Schemen zum unklaren Bewußtsein. Wo aber in der späteren Zeit das Christentum mit entwickelten Religionen zusammenstieß, hat gerade dieses sein Hauptdogma es unannehmbar gemacht.

Der Trieb des sinkenden Heidentums zum Uebersinnlichen, zum Transcendenten hatte in dem Christentum seine Vollendung erhalten. Das Mysteriöse beherrschte und fesselte alle Gedanken. Das Verständnis für die Natur, für die natürliche Erkenntnis der Dinge und der Welt wich vor dem Wunderbaren zurück. Der unermeßliche Wert, der dem jenseitigen Leben beigelegt wurde, schädigte die gesunde und verständige Ausnutzung des hiesigen Daseins und ließ den Menschen un-

sicher zwischen Himmel und Erde schweben. Es entstand zugleich die Idee, die Welt sei um des Einzelnen willen geschaffen, die ein naturwissenschaftliches Erkennen unmöglich machte. Erst späte Geschlechter waren im stande, eine neue Denkart zu begründen und den Menschen in seinem natürlichen Sein zu würdigen.

Inzwischen ging aus dem phantastischen Orient eine großartige Schöpfung hervor, die bald für die Entwickelung von Kirche, Staat und Volk von mächtigster allgemeiner Bedeutung wurde, das Mönchstum. Die fast unüberwindliche Schwierigkeit, im Getriebe des täglichen Daseins allein der Religion zu leben und die Gebote Christi buchstäblich zu erfüllen, erzeugte in der christlichen Gemeinschaft schon früh den Gedanken der Weltflucht, den nachher die Anspannung des religiösen Gefühls verstärkte. Er war auch der antiken Philosophie nicht fremd, denn schon bei Plato finden sich die ersten Anklänge. Doch erst das Christentum erhob die Weltflucht zur Rettung der Seele.

Auch in dem ethischen Ideal kam der dem naturgemäßen Leben abgewandte Zug der Zeit zum Vorschein. Eben jene Thatsache, daß die Gesellschaft so wenig gebessert war, rief die Ueberzeugung hervor, daß man sie fliehen müsse, um wahrhaft Christ zu sein. Die an ihr Verzweifelnden griffen zu dem radikalsten Mittel, das Individuum auf sich allein zu stellen, und begründeten eine besondere höhere Klasse von Christen, welche an die Stelle der bloßen sittlichen Abwendung von den Verlockungen der Welt eine gänzliche, selbst körperliche Lossagung von ihr setzten. Es entstanden zwei Arten der Frömmigkeit, von denen eine die allein rechte zu sein beanspruchte. Auch sie ist in die Folgezeit übergegangen. Das Christentum war damit um ein weiteres Problem reicher geworden.

Die Askese war auch dem späteren Heidentum nicht fremd gewesen; es erblickte in der Vermeidung von sinnlichen Genüssen ein besonderes Verdienst, so daß gleichdenkende Genossenschaften entstanden. War doch die Jungfräulichkeit schon ein auszeichnender Schmuck der römischen Vestalinnen gewesen, auch galt es in dem alten Rom für lobenswert, nach dem Tode der Ehehälfte nicht wieder zu heiraten.

Im vierten Jahrhundert wurde der Verzicht auf fleischlichen Umgang, die Erhaltung der Keuschheit auch in christ-

lichen Kreisen hochgeschätzt. Selbst an die weltliche Geistlichkeit trat die Forderung heran. Im Orient bildete sich die Regel aus, daß ein einmaliger Eheschluß vor der Weihe und eheliches Leben den Presbytern und Diakonen gestattet war, während die Bischöfe, auch die verheirateten, ein eheloses Leben führen sollten. Im Abendlande verlangten Synoden die Enthaltsamkeit von allen verehelichten Geistlichen, die höhere Weihen empfangen hatten.

Das beste Mittel, den ersehnten inneren Frieden zu erlangen, bot die Flucht in die Einsamkeit. Dort konnte man das christliche Ideal erfüllen im Dienste Gottes mit Verzichtleistung auf alle Güter, auf Besitz, Ehre, Familie, Freuden; dort winkte die rechte Vollendung, nicht in der großen Kirche, die von der Welt umbrandet war. In der Abgeschiedenheit hoffte man schon auf Erden die Pein des irdischen Daseins abzustreifen, in Vorbereitung auf den Tod zu versinken in die Anschauung Gottes.

In Aegypten, wo bereits das Heidentum die Absonderung von der menschlichen Gesellschaft aus religiösen Gründen gekannt hatte, und in anderen östlichen Ländern wanderten im vierten Jahrhundert Tausende hinaus in die öde Wüste, um alle Versuchungen durch menschliche Leidenschaften und Lustgefühle zu ersticken. Die einen trieben die soziale Not, die schweren Lasten, die der Staat auferlegte, die anderen hochgestimmtes Friedensbedürfnis, die einen wollten aller Plage in ungestörter Ruhe entgehen, die anderen sich mit ihrem Gott vereinen. Gelehrte und Ungelehrte, Hochgestellte und Niedere hausten in den Niederlassungen der Wüste als Einsiedler oder in Genossenschaften; doch auch in der Gemeinschaft war heiliges Schweigen Pflicht. Es entstanden Eremitenkolonien, in denen sich klösterliches Leben ausbildete; Pachomius und seine Schwester Maria vereinigten ihre Gesinnungsgenossen zu gemeinsamer Wohnung und gaben den ersten Mönchs- und Nonnenklöstern die Regel.

In verschiedener Weise wurde das Ziel erstrebt. Sanfte Geister genossen mit stiller Freude die beglückende Einsamkeit der Natur, des Gartens Gottes, herbere verschlossen sich auch ihr, um jeden Anlaß zur Sünde zu fliehen, oder rangen nach völliger Empfindungslosigkeit, Fanatiker peinigten den Leib mit fakirhaften Qualen.

Die wenigsten erreichten das Ziel, den Hochmut, den Wollustdünkel ausnehmender Heiligkeit in sich zu ersticken. Gar oft haben diese Mönche in wildem Tumult sich gegen die Sünder, die Kinder der Welt, gegen alle Andersdenkenden erhoben und sie sehr irdisch ihre sonnenverbrannten Fäuste fühlen lassen; in die kirchlichen Kämpfe griffen sie mit roher Gewalt ein. Die Zeitgenossen, entzückt von dem Reiz des Gegensätzlichen, zollten den Flüchtlingen aus der menschlichen Gemeinschaft um so reichere Bewunderung, je härtere Pein sie sich auferlegten, und den Märtyrerromanen gesellten sich die abenteuerlichen Geschichten von seltsamen Leistungen und überwundenen Anfechtungen des Teufels und seiner Gesellen zu.

Die Kirche hat die Weltflucht gebilligt und dadurch verhindert, daß sie zu einer Trennung von ihr führte. Ihr gelang es, die schlimmsten Auswüchse zu beseitigen und das Mönchstum, das der Klerus mit Argwohn betrachtete, in ihren Schoß zu ziehen. Der individualistische Trieb, der zu seinem Ursprung geführt hatte, wurde somit wieder beschnitten und wirkungslos gemacht. Bischof Basilius der Große von Cäsarea, als gefeierter Theolog 379 gestorben, führte das Mönchswesen in veränderten und gemilderten Formen in die griechischen Länder ein. Gleichzeitig fand klösterliches Leben auch im Abendlande, in Italien, Gallien und Afrika Eingang.

Noch waren die Klöster ungleicher Art. Neben Gebet und Leibeszucht, die in verschiedener Härte geübt wurde, pflegten die Genossenschaften nützliche Arbeit oder wissenschaftliche Beschäftigung. Ihr Ansehen stieg so hoch, daß bereits Bischöfe aus den Mönchen hervorgingen, die ihre Anschauungen auch in den Weltklerus einführten. Hatte die Bewegung den Nutzen, die Geistlichkeit zu größerer sittlicher Strenge anzuhalten, so verbreitete sie die Weltflucht als christliches Ideal und erweiterte den Riß, der sich zwischen dem Rechte des Lebens und den religiösen Trieben gebildet hatte.

Für die gesamte Entwickelung war von besonderer Bedeutung gewesen, daß sie sich vorwiegend in dem griechischen Osten vollzog. Seitdem jedoch das Kaisertum in Konstantinopel ständig hauste, wurde der lateinische Westen selbständiger und entfaltete sein eigentümliches Wesen, das frühzeitig den eben erst geschlossenen kirchlichen Verband lockerte.

Die lateinische Dichtkunst feierte jetzt fleißig Christus und

die Heiligen. Eine umfangreiche theologische Litteratur entstand, unter deren Meistern Ambrosius von Mailand, ein entschlossener Vorkämpfer für die Kirche gegen den Staat, auch als Förderer des lateinischen Kirchengesanges hervorragt. Hieronymus schuf in seiner Bibelübersetzung den später für die abendländischen Kirchen maßgebenden Text und begründete durch seine Uebertragung der Chronik des Eusebius die christlich-lateinische Geschichtsschreibung. Weitreichenden Einfluß auf die künftigen Geschlechter gewann der feine Kenner des menschlichen Herzens, der in seiner leidenschaftlichen Glut oft widerspruchsvolle Afrikaner Augustin. Sein großes Werk über den „Gottesstaat", eine christliche Philosophie der Geschichte, beherrschte nachher das ganze Mittelalter hindurch die Auffassung des Verhältnisses von Kirche und Staat. Augustin begann sein Buch unter dem mächtigen Eindruck der Eroberung Roms durch den Westgoten Alarich und erhob furchtbare Anklagen gegen den heidnischen Staat. Er verherrlichte den Sieg der Kirche über die Erde, des Reiches Gottes über das mit dem Sündenfall begonnene satanische Reich dieser Welt.

Der gewaltige Mann griff noch von anderer Seite großartig in die religiösen Ideen ein. Die Theologie des Abendlandes hatte frühzeitig sorgsamer die moralisch-juristische als die philosophische Seite gepflegt. Sie sann nach über die durch Erfüllung des Gesetzes zu erreichende Genugthuung Gottes und die Gottes Zorn sühnende Buße. Daher beschäftigten hier die Fragen nach Sündenvergebung, nach Erlangung und Gewißheit des Heils, nach der Befreiung von der Schuld die theologische Gelehrsamkeit. Unter peinvollem Ringen mit sich selbst erlangte Augustin die Ueberzeugung, der Mensch könne nicht durch eigene Werke, sondern nur durch die Gnade des Höchsten dem Elende der Sünde entrissen und in Gottes Gemeinschaft gehalten werden. Indem Augustin jedoch die christliche Frömmigkeit, die Anschauung Christi, in Glaube, Demut und Liebe legte, als alleinige Ueberwinder der Sünde, welche Entfernung von Gott ist, erhob er die Ethik aus der rein praktischen Uebung und machte die Religion zu einer tief empfundenen, innerlich wirksamen Kraft, denn das Reich Gottes ist das Reich der Gerechtigkeit und des sittlich Guten. Obgleich die Gedanken Augustins nur in unvollkommener Gestalt die westliche Kirche durchdrangen — die Prädestinationslehre

in ihrer Schärfe hat sie sich nicht angeeignet —, blieb ihr als vornehmliches Ziel die sittliche Umwandlung des Menschen durch Gnade und Buße.

Mit der Hingabe an Gott verband Augustin andererseits die gehorsame Unterordnung unter die Kirche, die Gemeinde der Gläubigen als sichtbare Anstalt, und befestigte so die bindende Gewalt der katholischen Kirche als äußerer Autorität über die ihr Zugehörigen. Die Kirche soll sich den Weltstaat unterordnen zur Erziehung der Völker; nur wo sie herrscht, entsteht der Gottesstaat.

Der Staat erhielt durch die Kirche ein weiteres Machtmittel, obgleich bereits in der Ferne die Gefahr heraufzog, daß die Geistlichkeit alles Weltliche unter sich zu beugen suchte. Um so weniger kann behauptet werden, das Christentum habe zum Untergange des römischen Reiches beigetragen. Schon Augustin und der Spanier Orosius bestritten diese Meinung der Heiden, aber auch später und in unseren Zeiten ist sie, freilich von anderen Gesichtspunkten aus, aufgestellt worden. Machiavelli erklärte, das Christentum habe die Menschheit entmannt und den Himmel entwaffnet, und der Engländer Gibbon schilderte in seinem berühmten Werke den Anteil, den es an dem Niedergang und Fall des römischen Kaiserreiches nahm.

Die Ideenrichtung der ersten christlichen Gemeinden hatte allerdings etwas Auflösendes, aber sie war keineswegs allgemein durchgedrungen, weil schon die Verbreitung des Christentums das Gefühl der Gemeinsamkeit mit den Geschicken des Reiches hervorgerufen hatte. Seitdem Rom christlich geworden war, schwand die Trennung ganz. Die Ziele, welche das Mönchstum hinstellte, gewannen nur in einer verhältnismäßig geringen Zahl wirkliche Kraft; die übrigen bewunderten sie, aber hüteten sich, ihnen das Leben mit seinen Erfolgen und Freuden zum Opfer zu bringen. Die Minderung der Kinderzahl durch die Ehelosigkeit kann für die Gesamtheit nicht viel bedeutet haben. Die Kirche erkannte beamtliche Thätigkeit und Heerdienst als notwendig an; die Kriegstüchtigkeit ging nicht zurück, als die Heere christlich waren. Die Entwöhnung der mittleren und höheren Stände vom Kriegshandwerk und ihre politische Gleichgültigkeit stammten überhaupt aus früheren Zeiten und wurden nicht erst durch das Christentum hervorgerufen. Die Lehren von der Geduld, der Ergebung in Gottes

Fügung, der allgemeinen Menschenliebe thaten, weil sie innerhalb der Grenzen des häuslichen Lebens blieben und die große Masse sich wenig um sie kümmerte, dem öffentlichen keinen Abbruch, und der Staat hatte genügende Mittel, um Gehorsam zu erzwingen. Die individuelle christliche Freiheit wurde von der bevormundenden Kirche so gebunden, daß sie nicht in Widerspruch zum staatlichen Zwecke trat.

Die antike Kultur war bereits im Niedergange begriffen und das Christentum konnte ihn nicht aufhalten, weil es ihr wesensfremd entgegentrat, nahm aber ihre Erbschaft an. Der neue Stoff, den es brachte, frischte daher den alten Bestand nicht auf, aber zerstörte ihn auch nicht sofort. Die bisherigen Werte wurden zunächst nicht in dem Grade umgewertet, daß ein anderes Leben entstanden wäre.

Der öffentliche Zustand erfuhr weder zum Besseren noch zum Schlechteren eine belangreiche Aenderung. Das Christentum hat demnach den späteren Fall der weströmischen Reichshälfte weder veranlaßt noch gefördert. Selbst der dogmatische Streit, der im Osten tobte, hat im Abendlande, außer in Afrika, wo die Bekämpfung der Montanisten viele Arbeit machte, keinen geradezu schädlichen Umfang angenommen. Dagegen vermochte die Kirche dem Volke keine neuen staatlichen Tugenden, keine idealen Eigenschaften einzupflanzen, die es befähigt hätten, den von außen her einbrechenden Gewalten entschlossen zu trotzen. Sie milderte auch nicht den schweren Druck, mit dem Gesetz, Verfassung und soziale Zustände auf dem Volke lasteten und seine Kraft lähmten.

Auch wenn sie nicht christlich geworden wären, hätten die westlichen Länder ihr nachheriges schweres Geschick erdulden müssen. Aber die Kirche trug wesentlich dazu bei, den Sturz Westroms zu mildern, das äußerste Maß der Vernichtung abzuhalten. Weil sie bereits die rauhen germanischen Sieger für sich gewonnen hatte, fand die Zerstörung Grenzen, welche die heidnische Zeit nimmermehr hätte setzen können. Das Christentum erhielt den geschichtlichen Zusammenhang; es wurde der große Vermittler zwischen dem Altertum und der Nachzeit, und ihm allein gebührt das Verdienst, Schätze erhalten zu haben, die sonst verloren gegangen wären, Schätze, die nach einem Jahrtausend wieder volle Würdigung fanden.

Hatte das Christentum von den römischen Zuständen

manche ungünstigen Einwirkungen erfahren, so gab diese lange Verbindung mit der antiken Kultur ihm besondere Kräfte, unentwickelten Völkern zu gebieten und sie der Gesittung zuzuführen, ihr großer Lehrmeister in allen Lebensthätigkeiten zu werden. Diejenigen historischen Bedingungen, die das Christentum im alten Reiche hemmten und einschränkten, waren bei den nachher gewonnenen Völkern nicht vorhanden, und in den Germanen erhielt es Schüler und Bekenner, die seine Gaben mit offenem Sinn entgegennahmen.

Das Christentum wurde vom abgebauten Acker in Neuland verpflanzt, doch nicht als schlichte Lehre, sondern als universale, hierarchisch-dogmatische Kirche.

Siebenter Abschnitt.

Die Germanen zur Zeit des Tacitus.

Wie würden die Römer gestaunt haben, wenn ihnen jemand erzählt hätte, daß sie aus derselben Völkerwiege stammten, aus welcher auch die ebenso verachteten wie gefürchteten germanischen Barbaren hervorgegangen waren. Keine Sage meldete von den längst vergessenen Urzeiten und die Nachkommen der gemeinsamen Mutter hatten nach ihrer Trennung jeder seine Sprache und Sitte verschieden ausgebildet, so daß keine äußere Spur mehr die ehemalige Verwandtschaft verriet. Daher war es eine eigene Fügung, daß so lange getrennte Schwestervölker wieder zusammen kamen, und nicht unmöglich ist, daß die ursprüngliche, wenn auch unbewußte Zusammengehörigkeit die natürliche Mischung erleichterte. Bei den Indogermanen hat aller Wandel der Jahrtausende die einst gemeinsam empfangene Begabung nicht völlig verwischen können. So feindlich sie oft zu einander gestanden haben und stehen mögen, sie alle empfinden noch heute den Völkern anderer Herkunft gegenüber, daß sie sich nicht so gar fremd sind. Ihre innere Aehnlichkeit ist daher weltgeschichtlich von größter Bedeutung gewesen.

Die getrennten Völker wurden frühzeitig zu beſonderen Arten der Mutterpflanze, von denen jede andere Eigentümlichkeiten annahm. Die Inder vereinzelten unter ihrer glutſtrahlenden Sonne, die Perſer wurden zu einem kriegeriſchen Volke der Hochebene und kamen in Berührung mit uralter ſemitiſcher Kultur. Ein ſchönes Los fiel den Griechen, welche die Nachbarſchaft hochentwickelter Völker an den Mittelmeerküſten und ein glücklicher Himmelsſtrich zu hoher Geſittung anleiteten. Die italiſchen Stämme zogen von dieſen ihren öſtlichen Nachbarn große Vorteile. Wie die Griechen verbanden ſie früh mit ländlicher Arbeit ſtädtiſche Regſamkeit, bis die eine Stadt Rom den Wettbewerb anderer zurückwies und bäuerliche Kraft mit bürgerlicher Tüchtigkeit verbindend, ihren Siegeslauf begann. Die keltiſchen Völkerſchaften in Gallien, von der Küſte des Mittelmeeres her mit den Anfängen der Kultur beſchenkt, brachten ein herrſchbegieriges Rittertum hervor, bis ſie in ihrer Uneinigkeit den Römern unterlagen. Die Slaven und Litauer in den weiten Steppen des äußerſten Oſtens führten das Altertum hindurch ein dunkles, unbekanntes Daſein. Zwiſchen ihnen und den Kelten ſaßen die Germanen.

Erſt der jüngſte Sproß der linguiſtiſchen Wiſſenſchaften, die vergleichende Sprachforſchung, begründet durch eine 1816 erſchienene Schrift von Franz Bopp, hat uns Kenntnis von den wunderbaren Zuſammenhängen, von einer urſprünglichen Gemeinſamkeit der indogermaniſchen Völker gebracht. Noch liegt vieles im Dunkeln, ſelbſt der Ort ihres Urſprunges, die erſte Heimat, iſt nicht ſicher feſtgeſtellt. Gewiß iſt nur, daß er unter gemäßigtem Himmelsſtrich zu ſuchen iſt, vielleicht in dem Gebiete vom Kaſpiſchen und Schwarzen Meer bis zur Oſtſee. Von ihm aus ſind die einzelnen Gruppen allmählich ausgeſtrahlt, indem ſie ſich teils durch Ausdehnung, teils durch Wanderungen trennten, ſo daß ums Jahr 1000 Indogermanen im weiten Bogen den gewaltigen Raum vom Indiſchen bis zum Atlantiſchen Ozean einnahmen.

So verſchieden ihre Geſchichte wurde, ſo ſehr ſich bei den einzelnen Zweigen die urſprüngliche Weiſe unter den Einflüſſen von Klima, natürlicher Beſchaffenheit der Länder und Berührung wie Miſchung mit anderen Völkern umwandelte, dennoch bewahrten ſie alle getreulich gemeinſame Charakterzüge, die unvertilgbar den Lauf von Jahrtauſenden überdauerten und unter

den vielfachen Umbildungen wieder hervortraten. Die von der Heimat mitgenommene Anlage iſt es, welche zu allen Zeiten indogermaniſche Völker in den Vordergrund der geſchichtlichen Entwickelung ſtellte, die ſie gegenwärtig befähigt, die erſten auf der Erde zu ſein.

Wie der Einzelne nur dadurch ſich entwickelt, daß er von ſeiner Umgebung empfängt und aufnimmt, ſo bilden ſich auch die Völker, indem ſie freundlich und feindlich zu anderen in Beziehungen treten. Das Bedürfnis ſich zu wehren, der Trieb zu erobern und zu herrſchen, zwingen zur Anſpannung der Kräfte, aber edlerer Wettſtreit entſteht, wenn ein Volk geneigt iſt, das, was es an anderen als die Urſache ſtärkerer Kraft, als beſſeren Beſitz kennen lernt, nachzuahmen und nachzubilden. Die Befähigung, ſich an Fremdes anzupaſſen, iſt eine vornehmliche Eigenſchaft der Indogermanen geweſen, und ihre Völker ſind in die Geſchichte eingerückt, je nach der dargebotenen Gelegenheit, ſie zu entfalten und zu gebrauchen.

Dieſe Anpaſſungsfähigkeit war von beſonderem Wert, weil die Völker zugleich der öfters drohenden Gefahr, ihr eigenes Sein dem Entlehnten unterzuordnen und es zu verlieren, meiſt wieder zu entgehen verſtanden und ihr Selbſt, bereichert und verſtärkt, aus der überſtürzenden Flut zu retten wußten.

Die Gabe, ſich zu ändern und doch dieſelben zu bleiben, beruhte auf dem ſtarken Individualismus der Indogermanen, dem Streben des Einzelnen, ſein Selbſtrecht als Perſönlichkeit zu erhalten, nicht im Widerſpruch oder Gegenſatz zur Geſamtheit, der jede Entwickelung unmöglich gemacht hätte, ſondern auf dem von ihr gegebenen gemeinſamen Boden. Damit lag die Möglichkeit vor, daß die Individuen ſich reicher entwickelten und auch das Ganze davon Nutzen zog, indem ſeine anregende Vielfältigkeit einem allgemeinen Ziel zuſtrebte.

Aus dem Individualismus folgte weiter, daß der Indogermane alle an ihn herantretenden Verhältniſſe perſönlich auffaßte. Er betrachtete auch jede Unterordnung als eine gleichſam perſönlich eingegangene und die Obergewalt als eine perſönlich anerkannte. Ueberhaupt, alle Dinge ſind ihm ſozuſagen Selbſtheiten, wie er eine iſt.

Daher iſt die Genoſſenſchaft Gleichgeſinnter und Gleichgeſtellter dem Indogermanen das rechte Lebensfeld. Wie er

ihr verpflichtet ist, ist sie es ihm; beide halten sich gegenseitig volle Treue; die Genossenschaft wird selber zur Person. Die Familie und Sippe, noch in späterer Zeit von größter Bedeutung, sind als Blutsgenossenschaft gedacht, aber gleiche Geburtsverhältnisse begründen auch genossenschaftliche Gemeinsamkeiten. Nirgends bei anderen Völkern haben das ständische Wesen und die auf sie gegründeten Absonderungen eine so große und häufig nicht günstige Rolle gespielt.

Der Genossenschaftstrieb führte zur Zersplitterung, und so kam es, daß die indogermanischen Völker nicht geschaffen waren, als große Einheiten zu handeln, wie es Mongolen und Semiten thaten. Die Römer waren nur eine städtische Genossenschaft, die sich allmählich weite Länder unterwarf. Wo indogermanische Völker erscheinen, zerfallen sie in Stämme und Teile von geringem Gemeingefühl, das gegenseitigen Kampf nicht hindert. Daher war die Macht des Staatsgedankens ihnen nicht verliehen; was vom Staat vorhanden war, hatte nur den Zweck, dem Einzelnen den unentbehrlichen Schutz zu geben, nicht aber, ihn seiner persönlichen oder genossenschaftlichen Selbständigkeit zu entkleiden.

Indem der Indogermane allem persönliches Sein unterschob, neigte er dazu, sein Verhältnis zur Außenwelt und das ihre zu ihm denkend zu erfassen. Deshalb war er in der Religion pantheistisch gestimmt. Befähigt, Höheres zu erkennen, vermochte er auch dem Unbegreiflichen, Uebersinnlichen Rechnung zu tragen und suchte sich von ihm Vorstellungen zu machen.

So waren die Völker beschaffen: glücklich und vielseitig veranlagt, geeignet zum Fortschreiten, fähig zur Begeisterung und persönlichen Hingabe, aber mit einer gewissen Weichheit des Gemütes ausgestattet, die zur Schwäche werden konnte. Der indogermanische Charakter war nicht ohne innere Widersprüche und deswegen konnte dieselbe Anlage je nach den Umständen zu sehr verschiedenen Ergebnissen führen.

Als die Germanen in das geschichtliche Leben traten, waren sie verhältnismäßig wenig von fremdem Volkstum durchsetzt und die nördlichen Stämme haben auch späterhin geringe Beimischung erfahren. Da sie in einem Klima lebten, das sich von dem ihres Ursprungslandes kaum sehr unterschied, war vielleicht auch dadurch das alte indogermanische Wesen

in ihnen beſſer erhalten, als in den Gruppen, die ſich früher losgelöſt oder weiter nach ſüdlichen Richtungen vorgeſchoben und ſchon eine lange Entwickelung durchlebt hatten.

Die Germanen wurden um die Zeit Alexanders des Großen von Pytheas aus Maſſilia an der Elbemündung entdeckt, doch erſt zwei Jahrhunderte ſpäter durch den furchtbaren Angriff der Cimbern, die in langer Wanderung von der Nordſeeküſte herkamen und keltiſche Stämme, wie die Teutonen, mit ſich zogen, lernten die Römer zu ihrem Entſetzen den germaniſchen Kriegsſturm kennen. Die erſten eingehenden Nachrichten verdanken wir Cäſar, der durch ſeinen Sieg über den ſuebiſchen Heerführer Arioviſt im ſüdlichen Elſaß für lange Zeit verhinderte, daß ſich die Germanen über den oberen Rhein hinaus in Gallien feſtſetzten. Um die Grenzen des Reiches zu ſchützen, ließ Auguſtus die Alpenländer erobern und ſchickte ſeine Heere von Gallien aus in das nördliche Germanien; die Elbe ſollte die Grenze werden. Der heldenmütige Widerſtand, den der Cheruſker Arminius leiſtete, und die Natur des Landes nötigten zur Aufgabe des großen Planes. Das römiſche Reich begnügte ſich mit der Sicherung ſeines Gebietes und ließ allmählich eine großartige dem Frieden gewidmete Grenzſperre, den Limes, errichten, der, in verſchiedener Bauart ausgeführt und zu verſchiedenen Zeiten weiter ausgebildet, von Hienheim in der Nähe von Regensburg nach Weſten bis in die Rauhe Alb ging, dann ſich nach Norden zum Main bei Miltenberg wandte und an deſſen nördlichem Ufer, den Höhen des Taunus folgend, bei Rheinbrohl den Rhein berührte. Bei Regensburg ſchloß ſich an den Limes die mächtige, durch ſtarke Plätze geſchützte Donaulinie. Hinter dem Limes lagen die Provinzen des Reiches, die ſich mit römiſchem Leben und Weſen erfüllten.

Bis gegen Ende des erſten Jahrhunderts dauerten die germaniſchen Beunruhigungen am Rhein, mehrmals den Römern harte Arbeit verurſachend, dann herrſchte daſelbſt über ein Jahrhundert faſt ungeſtörter Friede. Zahlreiche Städte entſtanden.

Die Römer hatten jetzt Gelegenheit, die Germanen auch anders als auf dem Kriegspfade kennen zu lernen, und die koſtbare Frucht dieſer näheren Kunde iſt die ums Jahr 98 verfaßte Germania des Cornelius Tacitus. Unſchätzbar für alle Zeiten als wichtigſte Quelle über unſere Vorfahren, ihre

Sitten und Rechtsgewohnheiten, ist das Büchlein leider nur zu knapp und öfters zu dunkel.

Der Limes wurde für die Germanen von größter Wichtigkeit. Nicht allein führten ihnen seine Durchlässe die römischen Händler mit mancherlei Waren zu, auch sonst vermittelte er friedliche und förderliche Beziehungen. Die anwohnenden Stämme, längste Zeit hindurch festgehalten, waren genötigt, eine seßhafte Lebensweise anzunehmen, die große Aenderungen in ihren Zuständen bewirkte. Noch heute haben die Hessen die Sitze ihrer Vorfahren zur Zeit des Tacitus inne als Nachkommen von unmittelbaren Nachbarn des großen Grenzwerkes.

Die germanischen Gefilde erschienen den verwöhnten Südländern rauh und freudlos. Sie waren bedeckt von mächtigen Waldungen, zwischen denen wasserreiche Ströme ihren ungeregelten Lauf nahmen; dazwischen lagen weite Strecken als öde Sümpfe und unbewohnbare Moore. Rauhe Winde durchbrausten das Land, reichlich floß der Regen herab, Nebel hüllten oft und lange Berg, Flur und Meer ein. Das feuchte und kühle Klima begünstigte den Körperwuchs; stattlich ragten die starkknochigen germanischen Leiber empor, durch eine rauhe Lebensweise und Uebung abgehärtet, gewaltiger Kraftentfaltung fähig, weniger zur Ausdauer geschaffen. Den Römern schien die gesamte Volksart völlig rein und unvermischt zu sein; als Kennzeichen aller Germanen bezeichneten sie außer der Größe blondes Haar und blaue, trotzig blitzende Augen, und sie gestanden, daß diese Barbaren einen schönen Menschenschlag darstellten. Nahrung boten der mannigfaltige Viehstand und das Wild. Zur Ergänzung lieferte der Feldbau breiiges Brot, Gerste und Waldhonig gaben den Stoff zu Bier und Met, den stärkenden und berauschenden Getränken, welche die Germanen besonders und leicht im Uebermaß liebten. Die Natur des Landes erschwerte dichtes Zusammenwohnen, und nach ihr war die Wirtschaft eingerichtet. Sie bedurfte für den Viehstand und den kunstlosen Ackerbau eines großen Raumes. Daher entstanden nicht Städte oder größere Ortschaften, in denen gesteigerte Betriebsamkeit sich auf Handwerk oder Handel geworfen hätte; der ländliche Haushalt erzeugte auch die geringen Bedürfnisse an Kleidung und Gerät. Ebensowenig leitete diese Art von Wirtschaft und Lebensführung zu festeren Staatsgebilden an.

Auch die Friedenszeit über bewahrten dieſe Barbaren zwei Eigenſchaften, die die Römer zu allen Zeiten bewunderten: freudige Kriegsluſt und nicht zu bändigenden Freiheitsſinn.

Man teilt die Germanen in drei große Gruppen. Die Nordgermanen, von denen in dieſer Zeit noch wenig zu ſagen iſt, bewohnten die ſkandinaviſchen Länder. Ihnen am nächſten verwandt waren die Oſtgermanen, die vandaliſch-gotiſchen Völker ſüdlich von der Oſtſee. Zwiſchen ihnen und dem Limes ſaßen die Weſtgermanen.

Die Maſſe der germaniſchen Völker gelangte nie zu einer Einheit. Obgleich ſie ein Bewußtſein gemeinſamer Abſtammung hatten, reichte es nicht aus, um einen politiſchen Wert zu gewinnen. Auch der ſpäter alle umfaſſende Name iſt erſt von den Römern auf ſie übertragen worden. Wahrſcheinlich iſt er keltiſchen Urſprungs, „Nachbarn" bedeutend.

Die Völkerſchaften ſaßen geſondert nebeneinander; oft entſtanden zwiſchen ihnen Kriege mit grimmer Leidenſchaft. Selbſt das Band, das die einzelnen Völkerſchaften umſchlang, lockerte ſich unſchwer und verhinderte nicht die Lostrennung von Teilen.

Es iſt kaum möglich, von der altgermaniſchen Verfaſſung eine ſichere Vorſtellung zu gewinnen. Die Undeutlichkeit der dürftigen Quellen hat die Forſcher zu weit abweichenden Meinungen veranlaßt und fortwährend tauchen neue auf. Die offenbar ſehr ungleiche Größe der ſtaatlichen Gebilde läßt vorausſetzen, daß nicht überall dieſelben Verhältniſſe obwalteten. Während im ebenen Oſten umfaſſendere Verbände beſtanden zu haben ſcheinen, waren die Weſtgermanen durch ihre Waldgebirge zerklüftet und in kleine Teile gegliedert. Wir können nicht einmal genau erkennen, wie weit unter den vielen dortigen Namen ganze Völkerſchaften oder nur Splitter von ſolchen zu verſtehen ſind.

Gewöhnlich gilt der Stamm als eine uralte Gemeinſamkeit von Völkerſchaften, die jedoch keine politiſche zu ſein brauchte. Die Völkerſchaft wird betrachtet als politiſche Einheit, der Gau als ihre Unterabteilung, die in kleinere, in Hundertſchaften zerfiel, aber wie groß die Gaue waren, wie viele in jedem einzelnen Fall eine Völkerſchaft bildeten, ſelbſt ob Gau oder Hundertſchaft dasſelbe waren, iſt zweifelhaft. Es beſteht ferner keine Uebereinſtimmung darüber, wie die Leitung der Geſamtheit oder der Unterteile beſchaffen war, ob die Vor-

steher aus Wahl oder Erbrecht oder einem Gemisch von beiden hervorgingen, wie sich die etwaigen Gauführer zu einer übergeordneten Gewalt verhielten, welche Befugnisse die verschiedenen Häupter besaßen. Die Quellen, namentlich Tacitus, nennen Principes und Könige, doch mit Unterschied nach den Völkerschaften. Aber selbst das Wesen von Fürstentum und Königtum läßt sich nicht klar beschreiben; so viel scheint auch gewiß, daß beide gelegentlich zusammenflossen. So gibt es noch eine Anzahl von Streitpunkten, deren vollständige Schlichtung wenig wahrscheinlich ist.

Wenn man jedoch darauf verzichtet, scharfe Umrisse zu geben, und bedenkt, daß in jenen frühen Zeiten die Verfassungsverhältnisse unentwickelt waren und die Germanen kein Bedürfnis nach fein ausgeprägten Zuständen besaßen, läßt sich ein ungefähres Bild entwerfen.

Jedes staatliche Einzelgebilde beruhte hauptsächlich auf der Gesamtheit aller gleichberechtigten Gemeinfreien, die es in sich schloß, und dasselbe war in allen Unterabteilungen der Fall. Ihre Versammlungen handhabten die Rechtsprechung und die Gesetzgebung und beschlossen über jede Handlung, die sich auf die Leitung und Zwecke des Ganzen bezog. Jeder Freie war berechtigt, bei Gericht mitzuthun und die Waffen zu führen. Die Freiheit war bedingt durch die Geburt von freien Eltern, Vater und Mutter. Unter den Freien standen minderfreie Klassen, namentlich die Freigelassenen, und Unfreie, die Knechte, die im Eigentum eines Herrn standen, ihm entweder im Haus dienten oder im Feldbau beschäftigt waren.

In den Versammlungen führten einzelne das Wort, deren Vorschlägen entweder beifälliges Waffengeklirr oder verwerfendes Murren folgte. Je nach Ansehen und Beliebtheit der Redenden ließ sich die Menge gewinnen, und wenn auch ihre Zustimmung unentbehrlich war, besaßen angesehene Führer oft großen Einfluß.

Die auf den allgemeinen Landesversammlungen beratenen Fragen betrafen Krieg und Frieden, Bündnisse, Auszug, wohl auch Verschiebungen in dem Gesamtbesitze, dann die Einsetzung der Volkshäupter und ihre Vollmacht und wichtige, das Ganze berührende Gerichtssachen. Die Gerichtsurteile verpflichteten, soweit sie überhaupt bindend waren, jeden Volksgenossen, die Beschlußfassungen wahrscheinlich nur diejenigen, welche zu-

gestimmt hatten. Natürlich wird ein Einzelner sich schwer haben ausschließen können, wohl aber vermochten das größere Gruppen, und daraus erklären sich wahrscheinlich die häufigen inneren Kämpfe und Spaltungen.

Daß Leute aus der Menge sich zu hervorragenden Stellungen hinauf arbeiteten, scheint selten vorgekommen zu sein. Zuverlässig ist vielmehr bekannt, daß bei vielen Völkerschaften außer den Gemeinfreien alte hochangesehene Geburtsgeschlechter, ein Adel, vorhanden waren, denen eine sagenhafte Vorgeschichte göttliche Abkunft nachrühmte. Wo es ein Königtum gab, gebührte es solchen Familien erblich, doch so, daß der zum Herrscher Berufene erst der feierlichen Anerkennung durch das Volk, durch die Schilderhebung bedurfte. Bei den Ostgermanen findet sich das Königtum schon früh, bei anderen Volksschaften erst später. Der König vereinigte den Oberbefehl im Kriege sowie den Vorsitz in den Versammlungen. Er empfing auch Ehrengeschenke und hatte Anteil an den Strafgefällen, übte aber keine selbständige Gerichtsbarkeit aus. Jedenfalls, ob Fürsten oder Könige an der Spitze standen, beruhte ihre größere oder geringere Macht hauptsächlich auf der Kraft der Persönlichkeit, und je nachdem konnte sie so bedeutend sein, daß das Volk an den König sein Schicksal knüpfte. Bei Unglücksfällen trug jedoch die persönliche Verantwortlichkeit dem in Mißgunst Gefallenen manchmal raschen Sturz ein.

Die Westgermanen hatten in der Regel keine Könige, doch auch bei ihnen waren Mitglieder bevorzugter Geschlechter, soweit es solche gab, zur Führerschaft berufen. Wo adlige Familien fehlten oder den Einfluß eingebüßt hatten, gingen die Principes wohl aus freier Wahl hervor. Zerfiel die Völkerschaft in Gaue, werden die Fürsten wichtige Angelegenheiten untereinander beraten und der Versammlung vorgelegt haben.

Kriegerische Völker pflegen sonst einer straffen Herrschaft einzelner zu unterstehen. Bei den Germanen war es anders; sie bewahrten trotz ihrer unbegrenzten Waffenfreude die Freiheit. Selbst der staatliche Verband war sozusagen eigentlich nur eine Ansammlung von Gruppen oder Verbänden. Wurde die Gemeinschaft unbequem oder drückend, dann erwachte leicht die Neigung, sich ihr zu entziehen und vielleicht eine neue zu gründen. Der Grundzug aller öffentlichen Zustände war, daß mehr das Recht des Einzelnen als die Pflicht vorwog.

Ein festeres Band war die frei anerkannte Genossenschaft, weil der Germane ihr mit voller Hingabe Treue weihte. Wo er persönlich Verpflichtungen eingegangen war, erfüllte er sie mit gewissenhafter Ausdauer und bewies hochentwickeltes Ehrgefühl. Selbst die in das römische Heer eingestellten oder freiwillig eintretenden Germanen waren die getreuesten Soldaten.

Mit dem genossenschaftlichen Geiste hing zusammen die echt germanische Erscheinung des sogenannten Gefolges, das auf gegenseitiger Verpflichtung zwischen Herr und Mann begründet war. Freie gelobten einem anderen Treue und Gehorsam, namentlich im Kampfe; dafür empfingen sie das Gegengelübde des Schutzes und Lohn in Waffen und Unterhalt. Das Wesentliche ist die Bindung der Person durch ehrenhaften Vertrag als freie Handlung. Die eingehende Schilderung, welche Tacitus dieser Einrichtung widmet, läßt schließen, daß sie seine besondere Aufmerksamkeit erregte, und vielleicht weiter vermuten, daß die Römer öfters unliebsam ihre Wirkungen erfuhren. Wer den gefallenen Gefolgsherrn überlebend aus dem Kampfe wich, bedeckte sich mit unauslöschlicher Schmach. Welchen Umfang solche Gefolge erreichen konnten, wer berechtigt war, solche zu halten, ob jeder Freie oder nur Fürsten und Könige, darüber geht ebenfalls Streit. Gewöhnlich wird die Bedeutung des Gefolges nicht hoch angeschlagen. Wenn man jedoch erwägt, wie der innerste Zug, aus dem es hervorging, noch jahrhundertelang vorhielt und später auch bei den Nordgermanen sehr kräftig war, darf es größere Wertschätzung beanspruchen. Vielleicht gab es auch zwei nicht ganz gleiche Arten des Gefolges, ein ständiges kleines und ein nur für Krieg und Züge nach außen gebildetes größeres und wichtigeres.

Auch innerhalb des Geschlechtes, der Sippe und der Familie herrschte treues Zusammenstehen und engster Verband, dem sich die Glieder als selbstverständlich unterordneten. Lange ist das Geschlecht für alle Verhältnisse des Lebens maßgebend gewesen.

Das Selbstrecht des Einzelnen, die Selbstverantwortung, stand den Germanen höher, als der starke Schutz einer festen Staatsgewalt. So war es auch im Recht. Der auf handhafter That ergriffene Verbrecher durfte sofort getötet werden. Die verletzte Partei hatte in Fällen, wo es sich um Blut und Ehre handelte, die Wahl, ob sie das Gericht anrufen oder sich selber durch die Fehde als Selbsthilfe rächen und Genug-

thuung verſchaffen wollte. Die Fehde konnte durch freiwilligen Vertrag wieder beigelegt werden. Im erſteren Falle mußte der Beſchädigte ſich dem Spruche der Genoſſen über die Höhe der ihm zu gewährenden Sühne unterwerfen. Die Gerichtshandlung vollzog ſich in uralten, durch den ſteten Brauch geheiligten Formeln, die ſo unveränderlich waren, daß ſie dann ein Jahrtauſend noch lange überdauerten. Das Gericht beſchränkte ſich auf die Bewirkung eines Sühnevertrages, der, nachdem das Beweisverfahren außer Gericht ſtattgefunden hatte, vor ihm zum Abſchluß gebracht wurde. Der Beklagte hatte die Wahl, die ihm auferlegte Buße zu entrichten oder als friedlos erklärt, das heißt aus der Friedens- und Rechtsgemeinſchaft ausgeſchloſſen zu werden. Das Beweisverfahren geſchah gleichfalls in genau beobachteten Formen, durch Eid und Gottesurteil. Eigentümlich war die Bekräftigung des Schwures durch Eideshelfer, die lediglich nach innerer Ueberzeugung die Reinheit des vom Erſtſchwörenden abgelegten Eides bekräftigten. Gewiſſe ſchwere Verbrechen, die als Beleidigung der Götter und Ausfluß gemeiner Geſinnung erachtet wurden, erhielten ihre Strafe nur durch die unlösbare Friedloserklärung, die dem Todesurteil gleichkam, oder den Opfertod des Schuldigen. Sonſt geſchah die Sühne durch die Entrichtung einer Buße an den Geſchädigten und die öffentliche Gewalt; der Totſchlag wurde geſühnt durch das „Wergeld“, das hauptſächlich an die Familie des Erſchlagenen fiel. Die Zahlung erfolgte wohl meiſt in Vieh oder anderen Wertgegenſtänden.

Beſondere Schwierigkeiten macht die Frage nach dem Beſitz, weil die Art, in der Tacitus von ihm ſpricht, mancherlei Deutungen und keine zuverläſſige erlaubt. Da er indeſſen den Satz voranſchickt, Wucher und Zinſen ſeien den Germanen unbekannt geweſen, ſo folgt daraus, daß er den Germanen ein Grundeigentum, das die Möglichkeit zur Geldanlage bietet, abſprechen wollte. Die meiſten Gelehrten nehmen an, urſprünglich habe ein Geſamteigentum an Grund und Boden beſtanden; die Obrigkeiten wieſen jährlich den Sippſchaften ihr Los an und jährlich erfolgte ein Wechſel des Pfluglandes und damit auch der Wohnſtätten. Da man die Düngung nicht kannte, war nötig, dem einmal bebauten Felde Ruhe zu gönnen und im nächſten Jahre eine andere Fläche aufzubrechen, während die vorher benutzte nur zur Weide diente, ein Betrieb, den man

Feldgraswirtschaft nennt. Jedenfalls befand sich der Ackerbau auf einer recht niedrigen Stufe. Der gemeinsamen Benutzung stand das nicht gebrauchte Land, die Mark, offen; die großen Waldungen waren Volksland. Indessen entstand unter dem Einflusse der gesteigerten Seßhaftigkeit und der undurchbrechlichen römischen Grenzen ein allmählicher Uebergang zu festem Eigenbesitz an Grund und Boden, der sich jedoch in seinem Verlauf nicht verfolgen läßt. Wahrscheinlich werden die Westgermanen in dieser Hinsicht die ersten Fortschritte gemacht haben. Die fahrende Habe, Vieh, Waffen, Gerät und Schmuck, Geld, das bewegliche Haus, wohl auch die Unfreien waren Sondereigentum und wurden als solches vererbt. Tacitus kennt bereits einen Unterschied zwischen Reichen und Armen. Zu den ersteren gehörten gewiß die Adligen, doch ist unbekannt, wie ihr Anteil an der Grundbenutzung beschaffen war.

Die Sippe, die die einzelne Familie und ihre Verwandten umfaßte, war in vielen Beziehungen maßgebend und für ihre Glieder haftbar. Ueber die Familie hatte der Vater volles Hausherrnrecht. Die Frau war in allen Lebenslagen rechtlich unselbständig unter der Hand, der Muntschaft des Mannes, der sie wie die Kinder im Falle der Not verkaufen durfte. Der Ehe ging sogar eine Art Kauf der Frau voraus, durch welche die Muntschaft, unter der sie bisher gestanden hatte, abgelöst wurde; der Vater bestimmte der Tochter den Gatten. Doch war die Frau dann die vollberechtigte Mutter der Kinder, die sorgsame Walterin im Hause, die treue Gefährtin des Mannes. Die Germanen schrieben den Frauen „etwas Heiliges und Vorschauendes" zu, wie Tacitus sagt. Selbst in den Kampf begleiteten die Frauen die Männer und verbanden mit kundiger Hand ihre Wunden. Die Frauen verteidigten sogar nach verlorener Schlacht in der Wagenburg verzweifelt ihre Ehre, Freiheit und Kinder. Doch allzu günstig darf man sich die Stellung der Frau nicht denken; ihr lag schwere Arbeit ob. Drohte ihr, wenn sie die Ehe brach, ein schimpflicher Tod, so war dem Manne der Verkehr mit den unfreien Mägden unbenommen.

Trotz aller Leidenschaft für den Kampf war die Kriegskunst gering; die persönliche Tapferkeit galt eben alles. Nur die Reichen hatten Helm und Panzer, die anderen gebrauchten

als Schutzwaffen große oder kleine aus Weidengeflecht oder Brettern hergestellte Schilde; gern ging man nackt in die Schlacht. Die Angriffswaffen waren vielfältig, aber oft sehr dürftig, häufig nur wie die Natur sie darbot: die Holzkeule, der an der Spitze mit Feuer gehärtete Holzspeer oder die Steinaxt. Doch hatten die Krieger auch Schwerter und Messer; die echt germanische Lieblingswaffe war die Framea, der lange Speer, neben dem auch kurze Wurfspieße verwandt wurden, und das zweischneidige Wurfbeil. Auch mit Bogen und Pfeil verstand man den Nahekampf vorzubereiten. Die meisten kämpften zu Fuß; die Reiter wußten ihre kleinen Rosse geschickt zu lenken. Die Aufstellung pflegte keilförmig zu sein, und bei größeren Heeren gingen mehrere Keile nebeneinander vor. Alle Kraft lag auf dem Ansturm; mißlang er, so daß die Angreifer umringt wurden, dann gestaltete sich die Lage den gut bewaffneten und geschulten Römern gegenüber sofort mißlich.

Die Germanen konnten schon zu Cäsars Zeit nicht Wilde genannt werden, allein die Lebensführung war und blieb noch lange mehr als einfach. Wie die Bewaffnung, entsprachen auch die hölzernen oder aus Flechtwerk hergerichteten Wohnhäuser nur den notwendigsten Anforderungen. Besser war für Kleidung und namentlich Schmuck gesorgt; die dazu nötigen Handfertigkeiten waren bekannt.

Auffallend ist der leichte Umschlag der Stimmung. Begeisterter Aufschwung und ermattetes Nachlassen wechselten in diesen urwüchsigen Seelen. Dem wilden Angriff in der Schlacht folgte, wenn er vergeblich war, nicht selten scheues Zurückweichen und selbst eilige Flucht. Die zu Sklaven gemachten Kriegsgefangenen erregten durch ihre Fügsamkeit und dumpfen Gehorsam das Staunen der Römer. Dafür überwanden geschlagene Völker ihre Niederlagen rasch und brachen dann mit frischem Mute los.

Die Treue galt nur in persönlichen Verhältnissen und konnte aufgekündigt werden; anderen Völkern und den Römern gegenüber wurde sie oft genug verletzt. Daß Hinterlist und blinde Leidenschaft so manchen Germanen nicht fremd waren, davon gibt Segest, der Vater der Thusnelda, nicht allein Zeugnis. Die Wahrheit erfordert das Geständnis, daß die vielgerühmte germanische oder deutsche „Treue" mehr der nationalen Bewunderung als der thatsächlichen Geschichte angehört. In-

dessen, was wir sonst von ihnen wissen, läßt erkennen, daß die Germanen auch außer der Tapferkeit und dem Freiheitssinn Eigenschaften besaßen, welche die mit den Zuständen verbundene Roheit überwinden konnten. Das Gefolgswesen, so kriegerisch es geartet war, spricht auch für edle Seiten des Gemütes. Den Götterglauben durchdrangen tiefsinnige poetische Züge, der Sinn war für das geheimnisvolle Walten der Natur, für Höheres und Uebergewaltiges offen. Man glaubte an gute und böse Mächte, die sich gegenseitig bekämpften, auch an ein Fortleben nach dem Tode. Mit Kriegsgesang begann die Schlacht; bereits war eine Dichtung vorhanden.

Mit den Germanen war ein Volk in die Geschichte eingeführt, das neben seinen Schwächen auch reichlicher Stärken nicht entbehrte, wohl geeignet, für die Welt etwas zu werden, sobald es mit höherer Kultur in nahe Beziehungen kam. Dazu war jetzt reiche Gelegenheit gegeben, und unzweifelhaft haben die Barbaren jenseits des Rheines in der langen Friedenszeit viel Neues aufgenommen. Wenige Völker haben die gleiche Bereitwilligkeit besessen, das überlegene Fremde anzuerkennen und von ihm zu lernen. Sie konnte sogar bis zu einem schädlichen Grade der Geringschätzung des eigenen Wertes steigen; wie Flavus, Armins Bruder, zum Römer wurde, so mögen auch die meisten, die in römischen Dienst traten, die heimische Sitte aufgegeben haben.

Nur von den westgermanischen Völkern wissen wir bis ins zweite Jahrhundert mehr als die bloßen Namen, aber nicht sie, die von den Römern festgehaltenen, haben zuerst die mächtigsten Anstöße für die Weiterentwickelung des Germanentums gegeben.

Achter Abschnitt.

Die Anfänge der Völkerwanderung.

Nicht auf eigenem Boden, sondern weit über ihn hinausschweifend haben die Germanen das künftige Schicksal des Abendlandes entschieden. Jahrhundertelang erfüllten die gewaltigen Bewegungen ihrer Völkerschaften die Geschichte, bis

ſie, zum Stillſtand gekommen, für neue Bildungen den Grund legten. Man mag die Züge beginnen laſſen mit dem furchtbaren Vorſtoß der Cimbern im zweiten Jahrhundert vor oder mit dem Aufbruch der Goten nach Süden im zweiten Jahrhundert nach Chriſtus; die letzte große Zuckung der in chaotiſche Gärung geratenen Völkermaſſen iſt leichter zu bezeichnen: der Einbruch der Langobarden in Italien im Jahre 568.

Man ſpricht von der Völkerwanderung, aber ſie war nicht die einzige, die die Geſchichte kennt; andere waren ſogar größer an Umfang und zogen weitere Räume in Mitleidenſchaft. Außerdem haben wir es nicht mit einem einzigen Akt, ſondern mit vielen, mit Wanderungen zu thun. Faſt unüberſehbar iſt die Fülle der bekannten Einzelheiten, obgleich wir durchſchnittlich nur dürftige Nachrichten beſitzen. Von vielen hochwichtigen Vorgängen verlautet nur ein einſilbiges Wort, von anderen iſt jede Kunde verloren gegangen und die inneren Verknüpfungen ſind meiſt nicht zu faſſen. Nicht die Geſchichtsſchreibung, nur die Poeſie vermag die erhabenen Heldenthaten und die wilden Leidenſchaften, das Großartige und das Entſetzliche dieſer Völkerſtürme lebendig vor die Sinne zu führen. Oft verſchwinden ganze Völker auf Jahrzehnte aus unſeren Augen und tauchen dann plötzlich an anderen Stellen auf. Die Völkerwanderung ſetzt ſich zuſammen aus zahlloſen Ortswechſeln verſchiedenſter Art, aus raſch vollzogenen ſiegreichen oder zum Untergang führenden Stößen, ſowie aus langſamen und allmählichen Ausbreitungen, aus Wanderungen großer Völker oder einzelner oft buntgemiſchter Gruppen, aus Maſſenzügen mit Weib und Kind, mit Habe und Vieh, oder aus bloßen Raubeinfällen, die dennoch auch zur dauernden Anſiedelung führen konnten. Bei vielen Völkern geſchah die Weiterbewegung ruckweiſe, oft nach langen Pauſen. Alle germaniſchen Völker haben, obgleich zu verſchiedenen Zeiten, ſchließlich ihre früheren Wohnplätze mit anderen vertauſcht, mit Ausnahme der Nordgermanen, der Frieſen und eines Teiles der Chatten, der ſpäteren Heſſen.

Die Urſache aller dieſer ungeheuren Vorgänge ſoll die „Landnot“ geweſen ſein.

Die Römer bewunderten und beneideten an den Germanen die „inexhausta pubertas“, die reiche, nie verſagende Fülle des Kinderſegens. Doch muß man ſich vor irrigen Vor-

ſtellungen über das Wachstum der Bevölkerung hüten. Denn die durchſchnittliche Lebensdauer, auch ſoweit ſie nicht durch Kriege gekürzt wurde, war durch die Einflüſſe ungünſtigerer Lebensbedingungen ſicherlich erheblich geringer als bei uns, und ſo viele Geburten vorkamen, ein großer Teil der Kinder wird früh geſtorben ſein. Auch die lange Stillzeit der kräftigen Mütter mußte die ſchnelle Folge von Kindern hemmen. Nach unſerer heutigen Kenntnis des Bevölkerungsweſens iſt nicht anzunehmen, daß damals, wenn nicht anderweitiger Zufluß kam, ein Volk ſich ſchneller als in einem Jahrhundert verdoppelte, ſelbſt wenn man die unehelichen Kinder von Unfreien einrechnet. Demnach konnten durch Kriege geriſſene große Lücken ſich nur im Laufe von Jahrzehnten ergänzen. Immerhin wuchs die Menſchenzahl raſch und erforderte größere Nahrungsmengen, wenn nicht ein Abfluß nach außen ſtattfand. Bei den Weſtgermanen ſcheinen beſſere Ausnutzung des Bodens und reichlicher Fortzug von Jünglingen in den römiſchen Dienſt oder zu kriegführenden Stämmen längere Zeit den Ueberſchuß aufgewogen zu haben. Nicht ſo bei den Oſtgermanen.

Leider iſt es unmöglich, auch nur eine annähernde Vorſtellung von dem damaligen Bevölkerungsſtande zu gewinnen. Römiſche Schriftſteller geben über einzelne Völkerſchaften und Heere ganz gewaltige Ziffern, deren Zuverläſſigkeit keineswegs verbürgt iſt. Siegesbulletins übertrieben damals noch mehr als heute und für ſichere Schätzungen war ohnehin kein Anhalt gegeben. Die Volksmenge kann allenthalben nicht übergroß geweſen ſein, weil ihr nur wenig nutzbares Land zur Verfügung ſtand. Nimmt man jene Angaben als wahr und begründet mit ihnen die Notwendigkeit für die allzuſehr gewachſenen Völker, neue Wohnſitze aufzuſuchen, ſo ſtößt man auf einen Widerſpruch. Das Land ſoll nicht im ſtande geweſen ſein, den Ueberſchuß zu ernähren, aber wie konnte es ihn in dieſer Stärke überhaupt hervorbringen? Daher ſcheint die zum Dogma gewordene Anſicht, die „Landnot“ habe die Völkerwanderung veranlaßt, nicht völlig den Thatſachen zu entſprechen.

Richtig iſt, daß, wenn die Menge anwuchs, für ſie geſorgt werden mußte. Das konnte geſchehen durch ſtärkeren Anbau, durch Rodungen und Urbarmachungen, und dazu gab es überall reichlichſte Gelegenheit. Was die Weſtgermanen ſicher ſchon damals thaten, hätten die anderen auch vermocht.

Wenn daher eine Völkerſchaft es vorzog, anderes Land zu ſuchen, ſo wird der Grund meiſt geweſen ſein, daß ſie die harte Arbeit ſcheute und ein ihr mehr zuſagendes Leben begehrte. Wie die mittelalterlichen Ritter nur vom Schildamt leben wollten, ſo dachten auch ihre Vorfahren.

Nicht alſo die Not allein, ſondern zugleich Abenteuer- und Gewinnluſt lockten in die Ferne, und wenn man Kunde erhielt von glücklicheren Himmelsſtrichen, von fruchtbareren Ländern, ſo erwachte die Hoffnung, ſich dort niederlaſſen zu können. Wie mußte nicht die Herrlichkeit des römiſchen Reiches, die Bequemlichkeit des Lebens im Süden die armen Barbaren verführen! Schon unterwegs und vollends am Ziel winkte außerdem gute Beute! Es iſt bezeichnend, daß kein Zug nach dem dürftigen Oſten gegangen iſt, wo Raum im Ueberfluß zu finden und kein harter Widerſtand zu fürchten war. Im Gegenteil, je ſpäter die Wanderungen fallen, deſto mehr richten ſie ſich gegen das verhältnismäßig dichtbevölkerte und ſtark bewehrte römiſche Reich. Je mehr die Germanen von der ſüßen Frucht koſteten, um ſo begehrenswerter wurde ſie ihnen. Dieſe Wendung gegen das römiſche Reich machte die Völkerwanderungen zum welthiſtoriſchen Ereignis.

Die Heimat zu verlaſſen, wurde nicht ſchwer, wenn ſie nicht mehr gefiel. Die dürftigen Behauſungen hielten nicht zurück; ſchnell waren die wenigen Habſeligkeiten, Weib und Kind und ein Vorrat für die erſte Zeit auf die Wagen gepackt. Ungemein leicht bewegten ſich die germaniſchen Stämme. Wie Irrlichter ſind die Cimbern über ein Jahrzehnt lang bis nach Spanien geflattert. Als Cäſar eingriff, waren die Germanen ſchon ſeit längerer Zeit im ſiegreichen Vordringen nach dem Süden, den bis dahin keltiſche Völker bewohnt hatten; die Markomannen rückten zur Zeit des Auguſtus vom oberen Main aus in das Bojerland (Böhmen) ein.

Man zog, bis der erwünſchte Vorteil erreicht, neue Beſitznahme geglückt war, oder ſo lange es ging. Sobald einmal der unſtäte Geiſt in die Völker gefahren war, rollte der einmal angeſtoßene Stein leicht weiter; ſchließlich kam eine dämoniſche Luſt nach Veränderung über die Germanen. Allein nicht immer gelang alles nach Wunſch. War es nicht Not geweſen, welche von der Heimat weggetrieben hatte, ſo zwangen manchmal Not und Verzweiflung, wenn in dem langen Um-

herſchweifen und durch den großen Menſchenverluſt die Kräfte und die Nahrung ausgegangen waren, wieder zur Ruhe und Seßhaftigkeit. Daher erklärt es ſich, wenn die römiſchen Berichte beſtändig erzählen, die Barbaren hätten flehentlich um nichts als Land gebeten und dafür die größten Verheißungen gemacht. Sie übernahmen ſogar manchmal die Bedingungen, an den römiſchen Staat Getreide zu liefern; die Feldarbeit, die ſie in der Heimat verſchmäht hatten, mußten ſie nun unfreiwillig auf ſich laden.

Merkwürdig iſt, wie oft eine Bewegung bis in die weiteſte Ferne wirkte, wenn etwa eine im Oſten erfolgende auch im Weſten ihr Nachſpiel hatte. Dieſe Thatſache wird gewöhnlich erklärt durch den Druck und Stoß, den die ins Rollen geratene Maſſe nach allen Seiten ausübte. Das iſt bei den damaligen Siedelungsverhältniſſen wenig wahrſcheinlich; viel näher liegt die Vermutung, daß die Kunde ſich fortpflanzte, daß die an der einen Stelle aufflammende Luſt an dem Abenteuer wie ein Flugfeuer an einer anderen zündete. Zudem war ja immer ein einziger Gegner zu bekämpfen, das römiſche Reich; wurde es auch am weitentlegenen Ort gefaßt, ſo mußte es vielleicht an einem zweiten die Grenzen entblößen oder konnte dorthin keine Verſtärkungen ſchicken. Natürlich, daß die inneren Kämpfe der Soldatenkaiſer den Germanen die ſchönſte Gelegenheit zu Angriffen boten, die ſie nicht unbenützt ließen.

Gewiß mochte mitunter Völkern die bisherige Heimat hoffnungslos eng werden, ſo daß wirkliche Landnot ſie wegtrieb, aber ſie war nicht die durchgängige und noch weniger alleinige Urſache der Völkerwanderung. Wie in der ganzen Geſchichte gilt auch hier der Satz, daß das Suchen nach einer einzigen Erklärungsformel das geſchichtliche Bild entſtellt.

Bei den Völkerwanderungen zeigte ſich, wie die germaniſche Maſſe des inneren Zuſammenhanges gänzlich entbehrte. Keinerlei gemeinſam geplante oder geſchloſſene Handlung iſt in ihnen zu finden. Nichts iſt lehrreicher und zeigt deutlicher den gewaltigen Unterſchied in dem Weſen der Völker, als ein Vergleich der germaniſchen Völkerwanderung mit der gleichzeitigen der Hunnen oder der ſpäteren der Mongolen oder mit dem Anſturm der Araber gegen Perſien und Byzanz. Dagegen gleichen ſich die indogermaniſchen Züge alle, von dem erſten Vorſchieben aus der Urheimat an, von den Wanderungen der Inder bis zu denen der Slaven und der Normannen.

Die Germanen hatten, obgleich schließlich das römische Reich das allgemeine Ziel wurde, nicht die verwegene Absicht, es zu zerstören. Sie waren anfangs meist zufrieden, wenn sie neben und zwischen den römischen Unterthanen ausreichende Wohnung fanden, und gern bereit, dafür kriegerische Dienste zu leisten und kaiserliche Oberhoheit anzuerkennen. Nicht allgemeiner Haß gegen die Römer leitete ihre Schritte; die Germanen blieben sich allezeit selber die schlimmsten Feinde. Sie erhoben ohne jedes Bedenken für den römischen Staat den Kampfspieß sogar gegen ihre nächsten Verwandten. Auch sonst schlugen Germanen gegen Germanen, um sich den mühsam errungenen Fleck Landes wieder zu entreißen, und diese Bruderkämpfe verschlangen mehr Opfer, als aller Streit gegen Rom.

Ein erster großer Abschnitt der Völkerwanderung reicht ungefähr bis zum Erscheinen der Hunnen, und die Handlungen während seiner Dauer lassen sich zerlegen in zwei gesonderte örtliche Gruppen, an der mittleren und unteren Donau und am Rhein.

Die Ostgermanen lebten unter anderen natürlichen Bedingungen, als die westlichen Stämme. Während im Westen nur kleinere Waldstaaten bestehen konnten, gewährten die weiten Flächen im Osten freiere Entfaltung. So mochte hier von Haus aus größere Neigung zur Ausdehnung vorhanden sein; der Blick lenkte sich leichter in die Ferne und die angeborene Kühnheit suchte dort ihren Spielraum. Nirgends hemmten zudem natürliche oder aufgezwungene Grenzen; nach Süden zu konnte man die großen Ströme hinauf ziehen.

Aus dem Osten ist auch die große Wanderung hervorgegangen. Wir kennen ihre Ursache nicht und wissen nur das Ergebnis, daß die Goten nach der Mitte des zweiten Jahrhunderts ihre bisherigen Sitze an der Ostsee, an Oder und Weichsel mit den pontischen Ländern am Schwarzen Meere vertauscht hatten, wo sie dauernde Wohnstätten aufschlugen. Ihr langsamer Vormarsch drängte die nahe der Donau hausenden Germanen den römischen Grenzen zu und gab vielleicht die Veranlassung zu dem sechzehnjährigen Markomannenkriege, den Kaiser Commodus 180 beendete, indem er das linke Donauufer preisgab. Scharen von Germanen fanden auch auf der verödeten rechten Stromseite als Kolonisten Aufnahme.

Die Goten, denen andere Stämme nachfolgten, wurden bald unbequeme Nachbarn für das römische Reich. Im Kampfe gegen sie verlor 251 Kaiser Decius in Mösien das Leben; nachher unternahmen sie zu wiederholten Malen gewaltige Angriffe, nicht allein zu Lande, sondern auch auf dem Meere; bis nach Griechenland, auf die Inseln und an die Küsten Kleinasiens erstreckten sich ihre Raubfahrten. Auch durch Pannonien und Noricum drangen verheerende Scharen von Markomannen und anderen Völkern in Italien ein. Trotz des großen Sieges, den Claudius 269 bei Naissus (Nisch) über die Goten erfocht, mußte der tapfere Aurelian Dacien räumen; zum Schutze gegen die in Italien eindringenden Haufen der Markomannen umgürtete er die Stadt Rom mit dem mächtigen Mauerwall, der sie noch jetzt umschließt. Die Goten dehnten ihre Herrschaft weit aus über germanische und andere Völker oder vertrieben sie. Die Ruhe, die dann bei ihnen mit wenigen Unterbrechungen andauerte, zugleich die vielfältige Berührung und der Marktverkehr mit den Römern förderten Kultur und hoben die Lebensweise der Goten. Der Ackerbau war jetzt die hauptsächliche Nahrungsquelle, daneben blieb eine ausgedehnte Viehzucht bestehen. Städte gab es zwar nicht, nur offene Dörfer, doch die handwerkliche Thätigkeit, an römischen Mustern gebildet, gewann an Umfang. Die neuen Zustände begünstigten die Erstarkung erblicher Königsherrschaften.

Auch das Christentum verbreitete sich unter den Goten, nachdem es im römischen Reiche erst die bevorzugte, dann die herrschende Religion geworden war. Zuerst werden christliche Kriegsgefangene ihrem Glauben Anhang verschafft haben. Weil damals vom Hofe das arianische Bekenntnis begünstigt wurde, nahmen es auch die Goten und andere Völker auf. Diese Glaubensform setzte nach dem Siege des Nicänischen Bekenntnisses Feindschaft mit den orthodoxen Römern und hinderte später die Verschmelzung der beiden Elemente, vermochte aber nicht einen Kitt zwischen den germanischen Völkern herzustellen und ihre herkömmliche Feindseligkeit zu vermindern. Die Verkündigung des Christentums in der arianischen Fassung war namentlich dem ersten Bischofe der Goten, dem gelehrten Wulfila, zu verdanken. Da der heidnische König Athanarich die Christen verfolgte, wurde dem Bischofe 348 gestattet, mit seinem Anhange nach Mösien an den Fuß des Balkan überzusiedeln;

später konnte er auch das große Volk unterweisen. Er starb 381 oder 383 in Konstantinopel, ein unsterbliches Werk hinterlassend, seine Bibelübersetzung, als ältestes Denkmal germanischer Sprache und Geisteskraft. Bekanntlich ist ein Teil, die vier Evangelien, erhalten in dem berühmten silbernen Kodex, der wahrscheinlich aus Unteritalien in das Kloster Werden an der Ruhr kam und 1648 von den Schweden in Prag erbeutet und nach Upsala gebracht wurde. Wulfila selber, der auch die lateinische Sprache beherrschte, schuf die gotischen Schriftzeichen, zu denen er hauptsächlich das griechische Alphabet verwertete und das er nur, wo es nicht ausreichte, mit lateinischen Buchstaben und mit Runenzeichen ergänzte.

Vielleicht hätten die Goten in längerem Frieden mit den Römern sich ihnen weiter genähert, wenn nicht jähes Unheil hereingebrochen wäre.

Im Jahre 372 erschien ein bis dahin unbekannter, schrecklicher Feind. Die Hunnen, ein ural-altaisches Volk, wilde Nomaden, deren rechte Heimat allein der Rücken ihrer Pferde war, roh wie Tiere, häßlich wie Ungeheuer, das Entsetzen aller Völker, die von ihnen heimgesucht wurden, stürzten sich erst auf die Alanen im Kaukasus, dann auf die Goten. Die Ostgoten unterwarfen sich, nur ein Teil entwich in die Krim, wo er noch jahrhundertelang sein Dasein führte; der größte Teil der Westgoten bat um Aufnahme ins römische Reich. Sie wurde gewährt unter der Bedingung der Waffenauslieferung. Die römischen Beamten trieben jedoch die friedlich Gesinnten durch schamlose Habgier und rohe Gewalt zur Empörung. Kaiser Valens und sein Heer erlagen am 9. August 378 bei Adrianopel der verzweifelten Tapferkeit der Erbitterten. Theodosius schloß 382 nach langen, auch für die Goten verlustreichen Kämpfen Frieden. Sie erhielten steuerfreie Wohnsitze in Mösien, wofür sie die Verteidigung der Donaugrenze übernahmen und Truppen stellten. Sie traten somit als Föderaten unter die Hoheit Roms, doch behielten sie ihr Recht und ihre Verfassung.

Die Hunnen wandten sich nicht weiter gegen das römische Reich, sondern unterwarfen die nördlichen Länder. Vorläufig war der Sturm vorübergebraust; seine unvertilgbare Folge blieb aber die Festsetzung der Westgoten mitten in der Balkanhalbinsel.

Wie die Römer im Osten mit großen, freilich nicht ge-

einten Völkern zu thun hatten, so erfuhren sie seit dem Ende des zweiten Jahrhunderts auch von dem bisher so vielfach gespaltenen Westen stärkere Angriffe. An Stelle früherer Völkerschaftsnamen tauchen neue und dauernde Benennungen großer Gruppen auf. Sie entsprachen teils alten Stämmen, teils bezeichneten sie neue Verbände. Diese Völkervereine oder Völkerbündnisse, wie man sie früher bezeichnet hat, mochten dem Bedürfnisse besseren Zusammenhaltes entsprungen sein, doch veranlaßte sie nicht lediglich der Kampf gegen Rom, denn auch weiter ab von den Grenzen sind sie zu treffen. Ihre innere Fügung war keine feste. Oft genug trennten sich einzelne Bestandteile los und gingen ihre eigenen Wege, aber behielten den einmal angenommenen Namen bei, auch wenn sich ihnen dann andere Volksschaften anschlossen. Diese Vorläufer der späteren Stämme erscheinen als Trutz- und Schutzbündnisse, manchmal mit gemeinschaftlichen Opferfesten und Versammlungen. Eine einheitliche Leitung durch einen gewählten Führer bestand wohl nur im Kriegsfall. Fast in allen erhob sich das Königtum und gewann innere Kräftigung; bei fortdauernden Kriegsfahrten wächst immer die militärische Obergewalt. Meist gab es in den einzelnen Verbänden mehrere Könige nebeneinander.

Dem Rhein am nächsten saßen die Alemannen und Franken, jene südlich, diese nördlich; beide waren im oft aufgehaltenen, doch schließlich unaufhaltsamen Vordringen. Die ersteren waren eine Vereinigung suebischer Völker, darunter der altberühmten Semnonen, die ursprünglich an der unteren Elbe saßen. Nach der Mitte des dritten Jahrhunderts durchbrachen die Alemannen den Limes und ließen sich auch durch schwere Niederlagen nicht mehr völlig zurückweisen; das sogenannte Decumatland (Teile des heutigen Baden und Württemberg) wurde ihre Beute. Von dort aus drangen sie im folgenden Jahrhundert auf das gegenüberliegende linke Rheinufer, den Elsaß, der von ihnen oder vielleicht erst von den später einwandernden Franken seinen Namen empfing als Fremdsitz. Kaiser Julian erfocht 357 einen glänzenden Sieg bei Straßburg und auch nachher erlitten die Alemannen Niederlagen, ohne an Kraft und Kühnheit einzubüßen.

Ebenso schwer und fast unaufhörlich hatten die Römer mit den Franken zu kämpfen, die für besonders wild galten.

Konſtantin der Große hat die Kriegsgefangenen in der Arena zu Trier reißenden Tieren vorwerfen laſſen. Der Name bedeutet wahrſcheinlich die „Freien", im Gegenſatz zu den am linken Rheinufer unter römiſchem Gebot ſitzenden Stämmen. Die Franken waren eine Miſchung mehrerer nieder- und mittelrheiniſcher Völker, der Bataver, Caninefaten, Chamaven, Chattuarier, Bructerer, Amſivarier und der Chatten. Das römiſche Land hatte entſetzlich unter ihren wiederkehrenden Raubzügen zu leiden, doch wurde die Rheinlinie noch feſtgehalten. Nur im Norden nahmen die Franken Toxandria, das Land zwiſchen Maas und Schelde, ein.

Während ſo am Rhein die andrängende germaniſche Welle bald vor-, bald rückwärts flutete, gingen auch anderwärts große Veränderungen vor ſich. An die Salier grenzten die Frieſen, die mit den Angelſachſen einen beſonderen Sprachſtamm ausmachten, rechts der Ems und ſpäter bis zur Weſer. Südlich von ihnen bis in die Nähe des Rheines ſaßen die Sachſen, die ſich über die Elbemündung hin bis zur Eider ausdehnten. Auch ſie ſetzten ſich aus mehreren Völkern zuſammen, den Chauken, den Angrivariern, den Cheruskern und den weiter nordöſtlich ſitzenden Altſachſen. Schon früh werden die Sachſen als kühne Seefahrer geſchildert, welche die Küſten Britanniens und Galliens plünderten; einzelne Haufen ſiedelten ſich dort ſogar an.

Nachbarn der Sachſen und der Oberfranken waren die Thüringer, deren Name erſt im fünften Jahrhundert auftaucht, auch ſie waren aus mehreren Völkern, Hermunduren, Angeln, Warnen und anderen, zuſammengeſetzt. Am oberen Main ſtießen ſie mit den oſtgermaniſchen Burgundern zuſammen, die, früher an Oder und Warthe heimiſch, in die von den Sueben geräumten Fluren eingerückt waren. Die Nachkommen der Markomannen hatten Böhmen inne, von wo ſie gelegentlich nach der Donau zu ausfielen. In die von den gotiſch-vandaliſchen Völkern geräumten Gebiete bis zur mittleren Elbe und zur Saale ſchoben wohl bereits ſlaviſche Stämme nach.

Der germaniſche Oſten hatte ſich entleert. Seine Völker waren teils nach der unteren Donau und dem Schwarzen Meere gezogen, teils dem oberen Rhein zugewandert, und zwar die Mainlinie entlang, nicht durch die nördlichen Länder. Am offenen Rheingelände berührten ſich die Stämme vielfach;

nach Osten zurück lagerte zwischen ihnen als Scheide das undurchdringliche Waldgebirge, so daß schon damals sich die spätere Sonderung von Nord- und Süddeutschland vorbereitete.

Während die Römer mit schwerer, fast nie ruhender Arbeit die Barbaren zu verhindern suchten, als Feinde in das Reich einzudringen, ließen sie in großem Maßstabe ihren friedlichen Einzug zu, begünstigten ihn sogar. Schon lange waren Massen von germanischen Kriegsgefangenen durch das ganze Reich als Sklaven verbreitet worden. Sie bewährten sich in persönlichen Dienstleistungen wie im Feldbau, für den sie meist verwendet wurden. Beträchtliche Scharen, ja ganze Völkerschaften wurden in verschiedenen Gegenden, selbst in Afrika, angesiedelt auf unbebautem Lande oder um die Lücken der Bevölkerung zu ergänzen. Andere Germanen wurden herangezogen als Kolonen oder durch Not und Kriegsunglück gezwungen, in dieses Verhältnis einzutreten. Vor allem enthielt das Heer Mengen von Germanen, welche der Glanz Roms und der Sold lockten. Nicht selten stellten Völker, um den Frieden zu erkaufen, oder vertragsmäßig Tausende ihrer Genossen in den römischen Dienst. In allen Provinzen gab es solche germanische Kohorten, die meist den Namen ihres Ursprungs beibehielten. Manche der Fremdlinge stiegen zu den höchsten Ehren, sogar zum Range kommandierender Generäle oder auch zu großen bürgerlichen Aemtern, selbst zum Konsulat empor. Einige Kaiser, wie Diocletian und Konstantin, begünstigten geradezu die Ausländer.

Sicherlich wirkten diese frischen Kräfte wohlthätig und trugen zur Hebung und Vermehrung der Bevölkerung bei, obgleich nicht anzunehmen ist, daß sie der römischen Gesamtheit einen irgend belangreichen Zusatz von germanischem Blute zugeführt haben. Nur in den Germanien benachbarten Ländern war das der Fall. Hier kam es sogar dazu, daß große geschlossene Gruppen von Germanen als freie Bebauer auf Staatsländereien gesetzt wurden, wie die Läten und Gentilen in Gallien und Italien; sie lebten unter römischen Präfekten nach eigenem Rechte und zahlten keine Steuern, waren dafür zum Kriegsdienste verpflichtet. Endlich fanden ganze Völkerschaften Aufnahme in das Reich als sogenannte Bundesgenossen oder Föderaten, am Rhein, in Pannonien, selbst in Britannien. Sie stellten besondere Truppenkörper zum Heere,

besorgten aber ihre inneren Angelegenheiten selbständig. Das Reich kam damit billig zu Truppen und konnte die notwendige Verstärkung des Feldheeres auf Kosten der Grenzbesatzungen ausführen, aber die römische Aufsaugungskraft vermochte diese Massen nicht mehr zu bewältigen. Doch hegten die Germanen einigen Stolz auf ihre Freundschaft mit dem Kaisertum und waren stets bereit, ihre Stammesgenossen zu bekämpfen. Auf die Dauer hatte es schwere Bedenken, den Schutz des Reiches Volksverwandten derjenigen, welche abgewehrt werden sollten, anzuvertrauen.

Der wundeste Fleck blieb die Aufnahme der Westgoten in das Reich. Sie besaßen festere Geschlossenheit und höhere Kultur als die Stämme am Rhein und an der Donau. In den letzten Jahren hatten sie die engste Berührung mit den Römern; in unmittelbarer Nähe von Konstantinopel sitzend, lernten sie die unsicheren Verhältnisse im Reiche und die staatsmännischen Künste des Hofes kennen und begannen sich als Macht zu fühlen. Ihre Wohngebiete lagen zwischen Konstantinopel und Italien und der bequemste Eintritt in die Halbinsel durch die Kalkgebirge nach Aquileja lag offen vor ihnen. So sind es vornehmlich die Westgoten gewesen, welche die mächtigen Ereignisse des fünften Jahrhunderts veranlaßten. Indem sie, an die Unruhe gewöhnt, ihre neue Heimat wieder verließen und dadurch der ihnen drohenden Romanisierung entgingen, gaben sie die erste und hauptsächlichste Veranlassung zum Sturze der westlichen Reichshälfte.

Neunter Abschnitt.

Der Sturz der westlichen Reichshälfte.

Kaiser Theodosius I. hatte, als ihn vorzeitig am 17. Januar 395 der Tod hinwegraffte, seinen Söhnen Arcadius und Honorius gesonderte Herrschaftsgebiete zugewiesen. Der Kaiser wollte nur, wie es die Notwendigkeit schon mehrmals erheischt hatte, zwei Regierungsbezirke schaffen, die sich gegenseitig unterstützen sollten; überdies trug er dem Heermeister Stilicho die Fürsorge für seine beiden Söhne und das ganze Reich auf.

Daher ist die übliche Rede von einer Teilung des Reiches unrichtig und streng genommen der durch die Bequemlichkeit entstandene Brauch, von diesem Zeitpunkt an ein oströmisches und weströmisches Reich zu unterscheiden, gleichfalls unstatthaft.

Der Vorrang war dem Osten unter dem älteren achtzehnjährigen Arcadius in Konstantinopel zugedacht; sein Anteil, der das östliche Illyrien, die Balkanhalbinsel, Asien und Aegypten enthielt, war auch der größere und wertvollere. Die allgemeinen Staatseinrichtungen blieben dieselben; als später Kaiser Theodosius II. seine Rechtssammlung einführte, erhielt sie auch im Westen sofort Gültigkeit.

Stilicho, vandalischer Abkunft, doch wohl als römischer Bürger geboren, zu den höchsten militärischen Ehren emporgestiegen und mit dem kaiserlichen Hofe durch Heirat verwandt, war durchaus geeignet, seine hohen Aufgaben zu erfüllen, allein der eifersüchtige Hof von Konstantinopel entzog sich bald seiner Leitung, so daß in der That die Trennung der Reiche viel tiefer einschnitt, als sein sollte. Der Heermeister wurde beschränkt auf den Westen, den er ganz selbständig leitete, da Honorius bei dem Tode des Vaters erst zehn Jahre alt und von angeborener Unfähigkeit war.

Bisher war, selbst wenn die Größe des Reiches bei vielerorts drohenden Gefahren den Bestand mehrerer Obergewalten erforderte, die Einheit bewahrt worden. Sie ließ sich zu einer wirksamen Verteidigung nicht entbehren, damit überall rechtzeitig Hilfe geleistet werden konnte. Jetzt trat das unglückselige Verhältnis ein, daß die Regierungen der beiden Reichshälften, statt sich ehrlich zu unterstützen, einander mit feindseligem Argwohn verfolgten.

Dadurch gelang es zunächst den Westgoten, ihre kriegerische Kraft zur Geltung zu bringen. Sie erhoben 395 den jugendlichen Helden Alarich zum Könige. Er durchzog erst verwüstend Thessalien und Griechenland bis zum Peloponnes, dann brach er 402 in Oberitalien ein. Stilicho trat dem Goten entgegen, ohne seine Siege vollkommen auszunützen. Dagegen vernichtete er bald darauf (405) in der Nähe von Florenz gewaltige Scharen germanischer Völker, die unter Radagais in Italien eingedrungen waren.

Zur Verstärkung seines Heeres mußte Stilicho die Rheingrenze von Truppen entblößen. Damit brach schweres Unheil

herein. Germaniſche Völker benützten die Lücke zum Einmarſch in Gallien, während dort auch ein Gegenkaiſer auftrat. Alarich ſollte wahrſcheinlich die verlorene Provinz zurückbringen helfen, doch ſchon nahte Stilicho der Sturz, den ihm die den Germanen feindliche römiſche Hofpartei bereitete. Im Auguſt 408 wurde der tüchtige Mann, deſſen Pläne wir aus den trüben Ueberlieferungen nicht ſicher feſtſtellen können, in Ravenna hingerichtet, ſeine Familie ausgetilgt.

Alsbald erhob Alarich große Forderungen, nach deren Ablehnung er in Italien erſchien. Er fand keinen Widerſtand. Die haßerfüllte Verfolgung, welche nach Stilichos Tode über die germaniſchen Soldaten hereinbrach und ſie wie ſpäter zahlreiche Sklaven zu den Goten trieb, ſtörte die Ordnung des Heeres, deſſen noch beſtehende Abteilungen in die Feſtungen, namentlich nach Ravenna, zurückgezogen wurden. Gallien konnte keine Hilfe ſenden. Für gewaltigen Preis ließ ſich Alarich vorläufig zur Schonung Roms bewegen. Sein Plan war, neben ſelbſtändigem Gebiet im Norden die oberſte militäriſche Stelle im Weſtreich zu erlangen; erſt als er mit ſeinen Wünſchen nicht durchdrang, nahm er die kaum verteidigte Hauptſtadt am 24. Auguſt 410 ein und plünderte ſie drei Tage lang. Ungeheuer war der Eindruck auf die Zeitgenoſſen; die römiſche Welt zuckte von Rieſenſchmerz überwältigt zuſammen.

Noch in demſelben Jahre ſtarb Alarich, im Begriff nach Sizilien hinüberzugehen. Seine Nachfolger Athaulf und Wallia begründeten als Verbündete des Kaiſers ihrem Volke im ſüdlichen Gallien feſte Wohnſtätten. Das neue, noch kleine weſtgotiſche Reich ſtand bald ſo gut wie unabhängig da, wenn es auch noch mehrmals den Römern Kriegsdienſte leiſtete.

Für Oſtrom brachte der Abzug der Weſtgoten eine Erleichterung, die dem Staate zur wertvollen Erholung diente. Anders ſtand es mit dem Weſten, der eine ſo ſchwere Erſchütterung erlitten hatte, daß ſie kaum noch zu überwinden war. Nicht nur, daß jetzt germaniſche Völker im Innern, in Gallien und Spanien ſaßen, auch das reichſte bisher von den Kriegsſchrecken verſchonte Kronland ging verloren.

Das Unglück wurde in erſter Stelle durch den weſtrömiſchen Hof ſelbſt verſchuldet. Nach dem Tode des Honorius 423 warf ſich der Oberhofnotar Johannes zum Kaiſer auf. Oſtrom durfte die Unterbrechung der Erbfolge, die zur völligen

Lostrennung des Weſtens geführt hätte, nicht dulden; ſeine Truppen nahmen Ravenna ein und töteten den Thronanmaßer, an deſſen Stelle der unmündige Valentinian III. eingeſetzt wurde. Die Regierung für ihn übernahm ſeine Mutter Galla Placidia, die Schweſter des Honorius. Einſt an Alarich als Geiſel überliefert, heiratete ſie in Gallien deſſen Nachfolger, den römerfreundlichen Athaulf; nach ſeiner Ermordung wurde die junge Witwe zurückgegeben und nahm widerwillig zum zweiten Gemahl den bei Honorius allmächtigen Feldherrn Conſtantius, dem ſie Valentinian gebar. Sie, die ſtets die Freundſchaft mit Konſtantinopel pflegte und daher ihren kaiſerlichen Sohn mit Eudoxia, der Tochter von Theodoſius II., verehelichte, ſtarb 450 in Rom nach wenig glücklichem Walten. Mit Unrecht wird eine mit reichem Moſaik gezierte Kapelle in Ravenna als ihre Grabſtätte angeſehen.

Der wichtigſte Mann im Reiche unter Placidia und Valentinian war der große Feldherr Aëtius, dem der Ehrentitel des „letzten Römers" zu teil geworden iſt. Doch auch er ſchädigte ſeinen Ruhm durch das der troſtloſen Zeit eigene Ränkeſpiel. Er geriet in eiferſüchtigen Zwiſt mit Bonifacius, dem Statthalter von Afrika, den ein kühner Feind alsbald ausnutzte.

Die Vandalen waren im zweiten Jahrhundert von der Oder und Weichſel nach der Donau gezogen. Schon im dritten Jahrhundert zeigten ſich Scharen von ihnen am Rhein und zu Beginn des fünften Jahrhunderts nahm der größte Teil des Volkes, dem ſich Sueben und die nicht germaniſchen Alanen anſchloſſen, ſeine Richtung nach Weſten. Nach heißen Kämpfen mit den Franken verheerten die Wanderer Gallien, bis es ihnen 409 gelang, durch die Pyrenäenpäſſe in Spanien einzudringen und ſich dort feſtzuſetzen. Die Sueben blieben in Gallăcien, die Vandalen und Alanen fuhren 429 unter Führung des Königs Genſerich, der barbariſche Wildheit mit genialem Wurf vereinigte, nach Afrika hinüber. Die Römer unter Bonifacius wurden in mehreren Schlachten geſchlagen, die feſten Städte erobert; die Einnahme von Karthago 439 vollendete die Unterwerfung Afrikas. Vergeblich bemühten ſich nachher zu wiederholten Malen Weſt- und Oſtrom gemeinſam, den ſiegreichen Feind zu vertreiben. Die ſchöne Provinz, die wichtigſte Stütze Italiens, blieb ver-

loren und die Vandalen, schon in Spanien aus einem Reitervolk zu kühnen Seefahrern umgewandelt, suchten nun plündernd die Küsten des Mittelmeeres heim. Für Rom erneuerten sich die Gefahren, mit denen einst das punische Karthago gedroht hatte.

Als Placidia später Bonifacius von neuem Vertrauen schenkte, entspann sich zwischen ihm und Aëtius ein Bürgerkrieg, in dem Bonifacius fiel. So schwächte sich das Reich selber, während die Fremden im Heerwesen beständig zunahmen. Allerdings hat dann Aëtius seine Verschuldung gesühnt, indem er einen guten Teil von Gallien und Spanien wieder unter römische Oberherrschaft brachte. Da brachen neue Drangsale über das Reich herein.

Seit ihrem Siege über die Goten hatten die Hunnen das römische Reich nicht angegriffen; nur einzelne Haufen beteiligten sich als Verbündete der Römer und des Aëtius an den inneren Kämpfen. Seit 445 führte über sie Attila die Alleinherrschaft. Wenige Männer sind in der Volkssage so lebendig geblieben, wie dieser Hunnenkönig Etzel. Seinem Aussehen nach ein echter häßlicher Hunne, klein, breitschulterig, mit dickem Kopf, platter Nase und tiefliegenden Augen, aber erhaben über die geistige Niedrigkeit seines Stammes, einfach und mäßig inmitten unvergleichlichen Prunkes, hart, doch gerecht, fesselte er durch die Gewalt seines Wesens die ihm untergebenen Völker zur festen Treue an sich. Viel galten bei Attila die Germanen, vielleicht die eigentlichen Träger seiner Macht. Ein gewandter Politiker, wußte er sich aller diplomatischen Künste zu bedienen, auch drohende Einschüchterung und schlaue List nach Umständen anzuwenden; als Feldherr handelte er rasch und kühn, doch mit kluger Erwägung.

Nachdem Attila die Völker in den weiten Ebenen Osteuropas unterworfen hatte, führte er furchtbare Heereszüge in das oströmische Reich, bis er dort an Kaiser Marcian einen kräftigen Gegner fand. Deshalb wandte er sich nach dem Westen, vielleicht mehr bestimmt durch die Kenntnis von den dortigen Zuständen, als, wie berichtet wird, angelockt durch einen Heiratsantrag, den ihm die ihrer sittlichen Vergehen wegen gefangen gehaltene römische Prinzessin Honoria machen ließ, oder durch die Aufforderung des Vandalenkönigs.

Anfang des Jahres 451 überschritt Attila mit einem mächtigen Heere, das eine halbe Million oder mehr be-

tragen haben soll, den Rhein. Außer seinen Hunnen leisteten ihm Gepiden, Ostgoten, Heruler und Rugier Folge, auch die Völker, welche er auf seinem Marsche berührte, rollte er mit sich fort. Nachdem er Metz erobert und verbrannt hatte, bestürmte er Orleans; aber ehe er die Stadt ganz in seine Gewalt gebracht hatte, langte dort Aëtius an. Ihm war es gelungen, die Westgoten unter ihrem Könige Theoderich, Burgunder und einen Teil der Franken an sich zu ziehen. Auf beiden Seiten kämpften so hauptsächlich Germanen, fast alle ihre Völker des Festlandes standen hier in Schlachtreihe. An einem Nachmittage des Julimonates wurde in der Nähe von Troyes der furchtbare Entscheidungskampf ausgefochten. Der Feldherrnkunst des Aëtius gelang es, rechtzeitig eine Bodenwelle zu besetzen, die der Hunne vergeblich zu stürmen suchte. Am Abend ging Attila in den Schutz seiner Wagenburg; dann trat er den Rückzug nach Osten an.

Den nächsten Stoß führte der Hunnenfürst auf Oberitalien; er zerstörte Aquileja, doch kehrte er am Mincio um, wohl mehr durch ungünstige Verhältnisse, als durch die von der Sage und der Kunst verherrlichten Bitten des Papstes Leos des Großen bewogen. Gleich darauf (453) starb der Held in Pannonien eines jähen Todes. Das Hunnenreich zerfiel rasch und war bald auf die russischen Steppen beschränkt, weil die untergebenen Germanen sich befreiten. Als mächtige Nachwirkung des hunnischen Sturmes blieb nur die wallende Bewegung übrig, in die er die östlichen germanischen Völker versetzt hatte. Das war von Anfang bis zu Ende die bedeutsame Wirkung der Hunnen, daß sie eine friedliche Entwickelung der Germanen in nachbarlicher Berührung mit den Römern verhinderten.

Aëtius, der Retter des weströmischen Reiches, erlag wie Stilicho dem Hasse des Hofes und feigem Morde durch Valentinian. Ihm folgte, gleichfalls gewaltthätig umgebracht, 455 der erbärmliche Kaiser ins Grab. An seine Stelle trat der Senator Maximus, der die kaiserliche Witwe Eudoxia nötigte, ihm die Hand zu reichen. Die Schwäche des hinsiechenden Reiches war offenbar. Während an der Donau und am Rhein die Germanen vorrückten, erschien Genserich mit einer Flotte vor Rom, das keine Verteidigung wagte, nachdem Maximus, im Begriffe zu fliehen, von dem wütenden Volke getötet worden

war. Vierzehn Tage plünderten die Vandalen im Juni 455 die Stadt gemächlich und gründlich aus und führten Eudoxia und ihre Töchter als Gefangene nach Afrika.

So ging das Haus Theodosius des Großen zu Ende, nachdem es auch in Konstantinopel bereits 450 durch den Tod des Kaisers Theodosius II. erloschen war. Rom versank bei fehlender Erbfolge noch tiefer ins Unglück, denn die Macht kam jetzt ganz an die Heerführer. Ricimer, sueviſch-gotiſcher Abkunft, übte, gestützt auf die germaniſchen Truppen, eine Gewaltherrſchaft aus, machte Kaiſer und stürzte ſie, wenn ſie ihm unbequem wurden, erſt den in Gallien aufgeworfenen Avitus, dann den wohlmeinenden Majorian, Severus und Anthemius. Doch löſte er nicht ganz das Band mit Konſtantinopel, dem er den bisherigen Vorrang zugeſtand. Er ließ ſeine Kaiſer dort ernennen oder anerkennen, aber vernichtete ſie wieder nach Gutdünken. Als der von Konſtantinopel geſandte Anthemius ſelbſtändig auftrat, belagerte und ſtürmte Ricimer ſogar das jenem getreue Rom und ließ ihn töten. Nachdem der Heerführer im Auguſt 472 geſtorben war, ſchaltete gleich ihm ſein Neffe, der Burgunder Gundobad, bis er in ſeine Heimat ging, um dort König zu werden. Nach dem Tode des Olybrius, des letzten Geſchöpfes von Ricimer, hatte das Heer Glycerius erhoben, doch er erlag den von dem oſtrömiſchen Kaiſer Leo geſandten Julius Nepos. Den verjagte wieder der Heermeiſter Oreſtes, ein Pannonier, und ſchmückte ſeinen jungen Sohn Romulus mit dem Purpur. Neun Kaiſer trugen in dieſen letzten zwanzig Jahren das Diadem. Allein die Truppen forderten nun ein Drittel des italiſchen Bodens als Eigentum, und da Oreſtes ihr Begehren abſchlug, erhoben ſie am 23. Auguſt 476 einen aus ihrer Mitte, den ſtattlichen Odovakar aus dem germaniſchen Stamme der Skiren zum Herrn. Oreſtes wurde beſiegt und getötet, ſein Sohn mit einem Gnadengehalt in den Ruheſtand verſetzt.

Eine Empörung der Truppen machte der Herrſchaft des Kaiſertums im Weſten ein Ende. Viele ſolcher Gewaltſtreiche waren in den letzten Jahrhunderten vorgefallen, doch dieſer wurde welthiſtoriſch. Er unterſchied ſich auch von den früheren. Bei ihnen handelte es ſich darum, einen beliebten Führer in die Höhe zu bringen, ohne daß der politiſche Stand geändert werden ſollte; jetzt wollten die Truppen ihr abhängiges Ver-

hältnis abstreifen, aus Söldnern Besitzer werden, um sich ein dauerndes Recht auf Land in Italien zu verschaffen. Sie nahmen für sich in Anspruch, was anderweitig germanische Völker längst besaßen; obgleich sie sehr verschiedener Herkunft waren, handelten die italischen Heerhaufen wie eine Volksgemeinschaft.

Odovakar nahm den bei den Germanen üblichen Königstitel an, der den Verhältnissen, die geschaffen werden sollten, entsprach. Nicht den eines Kaisers. Keiner von den germanischen Heerführern und Fürsten, die sich selbständig machten, hat das gewagt, denn die Vorstellung von dem allein gebietenden Kaisertum, dem die Weltordnung bedeutenden Reich, beherrschte die Germanen nicht minder, wie die Römer. Hat doch der Westgote Athaulf, der Gemahl der Kaisertochter Placidia, als seine Absicht ausgesprochen, das römische Reich zu stärken, weil die Germanen nicht die Fähigkeit hätten, an seine Stelle ein anderes zu setzen. Odovakar nannte sich für seine Krieger König, aber er wünschte, auch von Ostrom einen Rechtstitel für seine selbständige Stellung zu erhalten. Sein Gedanke war nur, daß in Italien kein Kaiser mehr den Sitz haben sollte. Er erreichte die Anerkennung nur in unklarer Form. In Wirklichkeit war Odovakar der Herrscher; die Zivilverwaltung blieb römisch.

Der geschichtliche Zusammenhang wurde also wenigstens in der Idee aufrecht erhalten. Selbst die Forderung der italischen Truppen entsprang einem seit lange bestehenden Brauche, dem der sogenannten Hospitalitas. Er stand wiederum in Verbindung mit jener merkwürdigen wirtschaftlichen Wendung, welche das römische Reich in den letzten Zeiten eingeschlagen hatte, indem es seine Finanzen mit Naturalleistungen in Verbindung setzte.

Es war nämlich üblich, daß die Soldaten bei den Eigentümern einquartiert wurden. Sie durften dabei ein Drittel des Hauses für sich in Anspruch nehmen, die Verpflegung bezogen sie aus den Staatsmagazinen, welche die Grundbesitzer zu füllen hatten. Bei den vielen Schwierigkeiten, die dabei entstehen mußten, ergab sich leicht der Ausweg, daß die Krieger auch den dritten Teil der zum Hause gehörigen Ländereien angewiesen erhielten, um so selber ihren Lebensbedarf zu beschaffen. Doch wurden sie dadurch nicht Eigentümer und nicht

565350 A

seßhaft. Die Söldner, welche Odovakar erhoben, begehrten stetige Sicherung ihrer Lage und zu diesem Zweck auch ein Drittel des Bodens als festes Eigentum. Sie erstrebten im Grunde also dasselbe Ziel, nach welchem ganze Völker in gewagter Wanderung gesucht hatten, ausreichende Flur zum selbständigen Unterhalt.

Die unmittelbare römische Herrschaft über Italien war aufgehoben und sie ist nie wieder in vollem Umfange hergestellt worden. Insofern war der Vorgang von 476 von größtem Belang, so wenig dabei die Person der letzten kaiserlichen Kinderpuppe in Betracht kommt.

Die bisher bestehenden Verhältnisse im Westen wurden thatsächlich vollkommen geändert, mochte auch die Vorstellung der Vergangenheit durch die geschichtliche Beharrung noch lange anhalten. Das Schicksal Italiens, längst vorbereitet in den Kämpfen der Soldatenkaiser, dann durch die Gründung der neuen Hauptstadt Konstantinopel, war damit besiegelt. Rom und die italische Halbinsel hatten jetzt die Folgen der Vereinzelung, in die sie geraten waren, der nur leidenden Rolle, die sie seitdem gespielt hatten, auszukosten. Italien bedeutete fortan nur ein einzelnes Land, nicht mehr als Gallien oder Spanien, denn das Aufhören eines in Italien gegenwärtigen Kaisertumes übte auch auf diese Provinzen seine Wirkung aus. Es versetzte die dort bereits vorhandenen germanischen Gewalten in Selbständigkeit, ähnlich wie 1806 die deutschen Staaten durch den Verzicht Oesterreichs auf die Kaiserkrone souverän wurden.

Auch in den Provinzen hatte das Einquartierungssystem schon zur Bildung von Eigentumsrechten geführt. Jetzt wurden die bisherigen kriegspflichtigen Soldaten oder Föderaten zu selbständigen Besitzern. Außerdem konnte nunmehr über die herrenlos gewordenen Ländereien, die sehr beträchtlich waren, und die ausgedehnten Staatsgüter verfügt werden. Vielfach erfolgte also der Uebergang an die germanische Herrschaft in fast unmerklicher Weise, ohne eigentliche Eroberung ergab sich eine die Landesteile durchsetzende Ansiedelung. Dabei vermochte auch die ansässige Bevölkerung weiter zu bestehen; viele römische Großgrundbesitzer behielten ihre Latifundien mit nur teilweiser Verminderung. Die im Lande befindlichen germanischen Sklaven und Kolonen mochten vielfach mit den zu Herren werdenden

Volksgenossen verschmelzen, während die altrömischen meist in dem hergebrachten Stande verblieben. Der gesamte Vorgang, so mannigfach er sich auch je nach den verschiedenen Gegenden vollzog, war demnach ein natürlicher Prozeß, wie wenn eine neue Tier- oder Pflanzenart sich innerhalb der alten Fauna oder Flora einnistet.

Welches waren nun die Ursachen dieser Umgestaltung? Nicht die gesamte alte Welt wurde von ihr getroffen. Mit dem allergrößten Nachdruck ist darauf hinzuweisen, daß nur die eine Hälfte des römischen Imperium erlag, während die von Konstantinopel noch ein Jahrtausend erhalten blieb. Die dort seit Alarichs Abzug eingetretene Ruhe hatte sogar ermöglicht, Attilas Angriffe abzuweisen. Die neue Belästigung durch die Ostgoten begann erst recht fühlbar zu werden, als das weströmische Reich bereits gefallen war.

Das weitere Bestehen des byzantinischen Reiches darf als Beweis dafür gelten, daß nicht allein die durch das Ganze gleichen Sünden der vorangegangenen Jahrhunderte der abendländischen Hälfte das Ende bereitet haben. Die gegenwärtig in der Geschichtswissenschaft vorwiegende Richtung stellt als alleinigen oder wenigstens entscheidenden Grund des Verderbens die wirtschaftlichen Verhältnisse hin. Da sie in Ostrom, das bestehen blieb, nicht anders lagen und nachher im byzantinischen Reiche unverändert fortdauerten, ohne es zu zerstören, können sie auch im Westen nicht allein maßgebend gewesen sein. Ueberdies, wie so manche späteren Reiche haben gleich schlechte wirtschaftliche Verhältnisse, dieselbe Niederdrückung der erwerbenden Klassen durchgemacht, ohne unterzugehen!

Daß die römische „Rasse" so heruntergekommen war, daß sie sich unter keinen Umständen hätte wehren können, ist unmöglich; denn solange sie das Feld zu bebauen vermochte, war sie auch körperlich im stande, Waffen zu führen. Klassenkämpfe, die angeblichen steten Begleiter großer Umwälzungen, fanden nicht statt und kein Eindringen neuer wirtschaftlicher Bedingungen und Bedürfnisse erforderte den Umsturz der alten Zustände. Die Germanen bemächtigten sich vielmehr, wo sie die Herren von noch vorhandenen Bevölkerungen wurden, sogleich der vorgefundenen Wirtschaftsverfassung und ließen sie weiter für sich arbeiten. Daß dabei die altheimischen Insassen etwas besser fuhren, wie oft versichert wird, ist möglich,

aber nebensächlich. Daher bestanden auch in den germanischen Gebieten zunächst die römischen Verhältnisse fort und änderten sich erst später, weil die Germanen sie nicht zu erhalten verstanden.

Ebensowenig trägt das Christentum die Schuld des Verderbens, wie bereits gezeigt wurde.

Die Ursache seines Unterganges war die Erschöpfung des Reiches und sie ging aus äußerlichen und politischen Gründen hervor.

Sehr schädlich war die Trennung der beiden Reichsteile, denn die Oströmer spannen oft böse Ränke, leisteten wenig Hilfe und ihr anmaßendes Eingreifen steigerte nur die Verwirrung. Indessen erst durch die Schuld des Westens ist die wirtschaftliche und soziale Krankheit zu einer tödlichen geworden. Ostrom konnte sie leichter überwinden, weil es geographisch günstiger gestaltet und erheblich reicher und bevölkerter war, vor allem jedoch deswegen, weil tüchtige Kaiser die Staatsordnung aufrecht erhielten. Daran gebrach es in Italien und den mit ihm verknüpften Ländern.

Die Erbärmlichkeit eines Honorius und Valentinian, die der kriegerischen Tapferkeit ihrer Vorgänger vollkommen ermangelten, ist die nächste Ursache des Falles gewesen. Sie ließen sich die Heerführer über den Kopf wachsen, die zunächst um ihre eigene Stellung besorgt, einen thatkräftigen Kaiser nicht ersetzen konnten, und ihre Gewaltthaten machten die Uebel nur größer.

Die Zeit brachte allerdings die schwersten Aufgaben. Der Bestand Italiens wurde schon im Beginn des fünften Jahrhunderts in Frage gestellt. Die Halbinsel hatte immer wenig Soldaten aufgebracht und sollte, als die zu ihrem Schutze von Truppen entblößten Provinzen durch die Barbaren verheert und noch dazu von Gegenkaisern heimgesucht wurden, ihre Kräfte an deren Erhaltung setzen, statt von ihnen Mittel zu empfangen. Der schwerste Schlag war der Verlust Afrikas, zugleich eine Folge davon, daß das römische Gesamtimperium die Kriegsflotte vernachlässigt hatte. Jetzt nutzten die vandalischen Seeräuber die Vorteile aus, die das Mittelmeer darbot! Der Handel versagte und die Finanzen hatten darunter zu leiden. Im Westen waren auch sonst die Verhältnisse schlechter als im Osten.

Durch die neuen Sünden kamen alte zur furchtbaren Wirkung. Es rächte sich bitter, daß die früheren Kaiser den Germanen allzusehr Heer und Reich geöffnet hatten. Man stand vor zwei Uebeln: entweder das Land durch starke Aushebung seiner Anbauer zu berauben oder mehr Fremde einzustellen, und wählte das zweite. Die Schwäche der letzten Regierungen machte die Söldner übermütig, bis sie des Dienens überdrüssig wurden. Die heimische Bevölkerung, der Selbstthätigkeit entwöhnt, vermochte sich nicht aufzuraffen; sogar der Abscheu vor den Barbaren spornte die Bürgerschaften der Städte nur vereinzelt zur Verteidigung an. An vielen Orten war das untere Volk sogar froh, wenn germanische Besetzung die Staatslasten milderte oder beseitigte. Die heilige, ehrfurchtsvolle Scheu, die einst das Reich umgab, wich, sobald es nicht mehr seine Pflichten erfüllen konnte, und jede Macht geht zu Grunde, die nicht das Recht der Notwendigkeit für sich hat. Die Germanen schirmten dagegen die von ihnen besetzten Gebiete gegen andere Eindringlinge und machten sich dadurch unentbehrlich. Das Allmähliche des Verlaufes mochte auch die Römer über seine wahre Bedeutung täuschen, bis es zu spät war.

Die Germanen im Reich hatten den Vorteil, daß hinter ihnen gleichartige Völker saßen, und seitdem die Grenzen offen standen, füllten sich die römischen Lande noch mehr mit Barbaren.

Der Gang der Dinge war nicht überall der gleiche. Wo die Germanen langsam vorgedrungen oder als Föderaten seßhaft geworden waren, wie namentlich in Gallien, hatten sie eigenes Land begehrt, um es selbst zu bebauen. Daher sogen sie sich auf dem gewonnenen Platz fest und wurden rasch Bewohner. Daraus ergab sich eine dauernde und die Verschiedenheit der Volksarten langsam verwischende Lebensgemeinschaft. Wo, wie am Rhein, die römische Bevölkerung dahinschwand, mußten die Germanen so wie so zum Pfluge greifen, wenn sie dort leben sollten.

Die Truppen Odovakars wollten jedoch nicht selber ackern und ernten, sondern die Römer für sich arbeiten lassen. Damit nahm die germanische Besitzergreifung ein anderes Gesicht an, das sie in der Folge behielt. Der zweite Abschnitt der Völkerwanderung unterscheidet sich dadurch wesentlich von dem ersten. Noch weniger wie früher trieb die angebliche Landnot; die Ostgoten, die Langobarden hätten in dem verwüsteten und

menschenleer gewordenen Pannonien ausreichenden Platz zur friedlichen Siedelung finden können. Römisches Land zu gewinnen, um bequemer zu leben, war der Hauptzweck.

Westrom erlag durch seine elende Regierung, welche die in den Einrichtungen des Reiches begründete Schwäche nicht zu heben vermochte, vielmehr zu unheilvollem Maße steigerte. Es wurde das Opfer der Vergangenheit und der Gegenwart zugleich. Kriegerische Ereignisse haben reichlich mitgewirkt, aber die römische Herrschaft wurde nicht durch Kampf zerstört, sondern löste sich auf. Sie büßte die Kraft ein, weil sie die auf mannigfache Weise eingedrungenen Fremdkörper nicht mehr zu verarbeiten vermochte. Die Germanen wollten das Reich nicht vernichten, aber es zerbrach unter ihren starken Fingern, ohne daß sie selbst es so recht wußten.

Doch nicht das römische Reich ging unter. Es wurde nur entgliedert und der Rumpf gab keineswegs die Hoffnung auf, die abgestorbenen Teile wieder zu beleben. Dazu konnten die Germanen selber verwendet werden, denn nichts war leichter, als ihre Völker gegeneinander auszuspielen. Standen sie doch auch jetzt noch unter dem alten Zauber von Rom und lebten der Ueberzeugung, daß sie ein Recht auf römisches Land nur durch das Kaisertum erlangen könnten. Uns erscheint ihr Verhalten lediglich als Form, für sie hatte es ernstlichen Inhalt.

Zehnter Abschnitt.

Fortgang und Ergebnisse der Völkerwanderung.

Das gesamte weströmische Gebiet war jetzt unter germanische Herren aufgeteilt. Afrika von der großen Syrte an nebst Sardinien, Korsika und den Balearischen Inseln gehorchte den Vandalen. In Spanien behaupteten die Sueben die nordwestliche Ecke gegen alle Angriffe. Die übrige Halbinsel, sowie Gallien zwischen Loire und Rhone unterwarf der kraftvolle König Eurich (466 bis 483) und gab dem Westgotenreiche seinen größten Umfang. Zwischen den Alpen und der Loire saßen die Burgunder, denen bereits Aëtius Savoyen

überwiesen hatte. Nördlich von ihnen, rechts und links vom Rheine dehnten sich die Alemannen aus, mit noch unbestimmten Grenzen gegen die Franken, die das nördliche Gallien einnahmen. In Britannien setzten sich von der Nordseeküste herübergekommene Jüten und Angelsachsen fest. An der mittleren Donau drangen Heruler, Rugier und andere Stämme vor; Odovakar gab Noricum auf und verpflanzte die römische Bevölkerung, soweit sie auswandern wollte, nach Italien. Pannonien hatten die Ostgoten inne; neben ihnen hausten die nahe verwandten tapferen Gepiden.

Noch kam das so hart heimgesuchte Abendland nicht zur Ruhe. Ostrom verstand es, sich zwei Vorteile auf einmal zu schaffen: Odovakar zu stürzen und die lästige Nachbarschaft der Ostgoten fortzuschieben. Denn es ist sehr glaubhaft, daß Kaiser Zeno ihren König Theoderich, den er zum Heermeister ernannt hatte, veranlaßte, im Jahre 488 nach Italien aufzubrechen. In drei Schlachten geschlagen, wurde Odovakar auf Ravenna gedrängt und nachdem er 493 die drei Jahre lang tapfer verteidigte Stadt durch Vertrag übergeben hatte, treulos vom Sieger umgebracht. Die Krieger Odovakars erlitten durch die ganze Halbinsel hin das gleiche Schicksal.

Auch Theoderich hat sich, wie sein Vorgänger, mit dem Königstitel begnügt, der Form nach die Unterordnung unter das Kaisertum bewahrt und eine Zusammengehörigkeit Italiens mit ihm anerkannt; er gebot über die Römer kraft ihm persönlich, nicht erblich übertragener Machtvollkommenheit an Stelle des Kaisers. In Wahrheit war er freilich unabhängiger Herrscher. Den Römern trat er gegenüber nicht wie ein Eroberer, sondern als Beschützer. In der Hauptstadt ging das gewohnte Leben fort; der König sorgte sogar für fortgesetzte Unterhaltung durch Cirkusspiele. Er ließ die römischen Verwaltungseinrichtungen und Gesetze bestehen, die Römer blieben bei ihrem Rechte und unter ihren Richtern. Auch der Senat behielt seine Ehren.

Die Goten bildeten, Föderaten ähnlich, einen gesonderten Kriegerstand. Sie waren keine römischen Bürger; Ehen zwischen ihnen und Römern waren nicht gestattet. Sie erhielten Land angewiesen, wobei das alte Einquartierungssystem noch nachwirkte, indem ein Dritteil der Güter nebst den dazu gehörenden Sklaven und Kolonen in ihr Eigentum überging; der Gote

wurde nicht Bauer, sondern ließ sich erhalten. Dafür war er zum ausschließlichen Kriegsdienst verpflichtet, während den Römern das Waffenrecht genommen wurde. Auch die Goten lebten nach ihrem herkömmlichen Recht unter eigenen Richtern, nur die gemeinschaftlichen Beziehungen zwischen ihnen und den Heimischen regelten Verordnungen.

Theoderich unternahm nicht, wie Alexander der Große, eine Verschmelzung der seiner Gewalt untergebenen Völker. Das Verhältnis war mehr so, daß der König die römische Kultur hochschätzte und schirmte, aber sich bewußt blieb, daß seine Macht allein auf dem Germanentum beruhte; seine Umgebung bildeten vornehmlich edle Volksgenossen. Er hoffte die Römer mit der Fremdherrschaft durch die ihnen gewährte Ruhe und Gerechtigkeit zu versöhnen. Seinen Thron schlug er in Ravenna auf, wie die letzten Kaiser.

Unter den Helden der Völkerwanderung, die uns meist nur wie die Schatten der Unterwelt erscheinen, tritt dieser Gote als eine volle Gestalt von Fleisch und Blut entgegen. Keiner hat auch so wie er in der Erinnerung weiter gelebt, keinem ist von der Geschichtsschreibung so viel Teilnahme und Bewunderung geschenkt worden. Das Reich Theoderichs ist wie eine plötzlich aus dem wüsten Meere aufgetauchte Insel, aber sie war nur eine Schöpfung augenblicklicher Verhältnisse, nicht für die Dauer zu erhalten, und daher versank dieser glückliche Port des Friedens rasch wieder für immer.

Trotz Theoderichs weiser für Italien gesegneter Waltung blieben Römer und Goten wie sie waren. Jene haßten das fremde ketzerische Volk. Sie wagten zwar keine Erhebung, aber blickten beständig in heimlicher Hoffnung nach Konstantinopel. Die Goten gelangten nicht zur klaren Erkenntnis ihrer Lage und zur gebotenen Einmütigkeit. Nationale Reichsordnungen lagen ihrer Denkweise fern. Den Römern standen sie nicht so fremd gegenüber, wie diese ihnen, weil die Goten oft genug Bundesgenossen der Kaiser gewesen waren, während sie von jeher die Waffen gegen stammverwandte Völker geführt hatten. So konnte es kommen, daß gotische Parteien sorglos Anlehnung an Byzanz suchten, als Theoderich am 30. August 526 gestorben war.

Seine verwitwete Tochter Amalaswintha führte die Regentschaft für ihren Sohn Athalarich, überängstlich besorgt um

die Huld des Kaisers. Als der Knabe 534 starb, erlag sie bald der Tücke ihres Vetters Theodahad, der ihr im Buhlen um die byzantinische Gunst den Rang abzulaufen suchte. Er gab Justinian nur den Vorwand, in Italien einzugreifen.

Das Kaisertum in Konstantinopel hatte die Dinge im Westen geschehen lassen, weil es nicht anders konnte, aber nie auch nur ein Titelchen seiner Rechte aufgegeben. Die germanischen Könige waren nur harte Notwendigkeiten; der Rechtsstand blieb der alte und es kam nur darauf an, daß ein Kaiser wieder die Kraft fühlte, den Schein in Wirklichkeit zurückzuwandeln. Jetzt glaubte Justinian die Zeit gekommen, der unfreiwilligen Duldung ein Ende zu machen; das Mittelmeer sollte wiederum ein Binnenmeer des römischen Reiches werden. Eben aus jener Anschauung, daß er der Oberherr der germanischen Reiche sei, leitete er seine Berechtigung ab, in ihre Verhältnisse einzugreifen.

Ueberraschend schnell glückte es ihm mit dem Vandalenreiche. Dort war man härter mit den Römern umgegangen als anderwärts. Genserich siedelte die Hauptmasse seines Volkes um die Hauptstadt Karthago an, so daß dort die heimische Bevölkerung weichen oder in harten Dienst treten mußte; in den übrigen Provinzen ließ man sie tributpflichtig in ihrem Stande. Auch die religiösen Dinge griffen die arianischen Vandalenkönige scharf an; in der Hauptprovinz und über sie hinaus hatten die Orthodoxen unter Verfolgungsdruck schwer zu leiden. Der Hauptgrund war wohl ihre Hinneigung zu Byzanz. So blieben die Vandalen als gesonderte Eroberungsschicht den Römern bitter verhaßt und auf ihre geringe Zahl gestellt. Dabei unterlagen sie einem germanischen Naturen ungünstigen Klima, den Einflüssen der römischen Sittenlosigkeit und eines zum üppigen Wohlleben verführenden Reichtums. Auch die Flotte, einst die Hauptstärke des Reiches, ging zurück. Endlich rissen auch Thronstreitigkeiten ein.

Ostrom hatte den Verlust Afrikas von Anfang an als eigenen empfunden und mehrmals die Wiedererwerbung versucht. Jetzt wurde König Hilderich, der die Vandalen erbitterte, weil er zwischen Schwäche und Gewaltthätigkeit schwankend, sich dem Kaiser und den Römern näherte, von Gelimer entthront. Justinian trat für Hilderich ein und griff an, wobei ihm die Ostgoten, ohne die gefährlichen Folgen zu er-

wägen, in Sizilien förderlich waren. Mit geringer Streitmacht konnte Belisar 533 ungehindert landen, und seine hohe Kriegskunst erfocht leicht Siege, die dem Vandalenreiche ein jähes Ende bereiteten. Der gefangene König Gelimer mußte auf griechischem Boden trüben Gedanken über die Eitelkeit alles Irdischen nachhängen; ein großer Teil der vandalischen Krieger wurde in den Orient, in die kaiserliche Armee übergeführt. Nachdem ein Aufstand des Volksrests mißglückt war, verschollen die Vandalen spurlos wie verwehte Blätter vom Baum der Menschheit. Afrika wurde wieder römische Provinz, aber in der Zwischenzeit hatten die mauriſchen Stämme sich unabhängig gemacht und störten weiter durch ihre Einfälle friedliches Gedeihen.

Länger währte der an heldenhaften Zügen reiche Todeskampf der Ostgoten. Doch es war kein „nationaler" Krieg. Hätte Justinian nicht ihre Friedensgesuche beständig abgeschlagen, wären die Goten bereit gewesen, unter günstigen Bedingungen, unter Gewährung ihres Besitzstandes, sich zu unterwerfen. Nie waren sie fest geeinigt; große Scharen haben auf römischer Seite gegen ihre Volksgenossen gefochten.

Justinian erklärte sich zum Rächer der ermordeten Amalaswintha. Als im folgenden Jahre Belisar Sizilien und Neapel eroberte, scharten sich die gotischen Krieger zusammen, setzten den kläglichen Theodahad ab und wählten den Heerführer Witiges zum Könige. Er war tapfer, doch ungeschickt; vergebens bestürmte er das von der gotischen Besatzung preisgegebene Rom, das nun Belisar mit wenig Truppen, aber mit überlegener Kunst verteidigte, über ein Jahr lang mit ungeheuren Verlusten und wurde dann selbst in Ravenna belagert. Die gotischen Führer verfielen auf den Ausweg, Belisar die Krone anzubieten; der Feldherr ging zum Schein darauf ein, gewann die Festung und sandte Witiges als Gefangenen seinem Kaiser.

Die Goten waren furchtbar geschwächt, viele von ihnen traten sogar in das kaiserliche Heer ein, doch ein Rest kämpfte weiter, während die Römer durch die Härte der byzantinischen Herrschaft ernüchtert wurden.

Nachdem zwei Könige durch Mord den Tod gefunden hatten, stellte 542 Totila das Glück wieder her, nahm Neapel und Rom ein und widerstand siegreich den erneuten Anstrengungen der Byzantiner. Endlich erlag der Held 552

bei Taginae dem Feldherrngeschick des Narses, der mit genialem Scharfblick seinen Kriegszug von Norden her über Venetien unternommen hatte, um die Goten nach dem Süden abzudrängen.

Noch die letzte Scene des langen Trauerspiels sicherte den Goten die Bewunderung der Gegner und der Nachwelt. Held Teja leistete 552 am Vesuv unerschütterlichen Widerstand, bis ihn beim Wechseln des von Geschossen beschwerten Schildes eine feindliche Lanze niederstreckte. Die Reste der Ostgoten verließen teils Italien, teils gingen sie in der Landbevölkerung und im kaiserlichen Heere auf; sie alle verloren sich und von ihnen blieb ebensowenig eine Spur übrig wie von den Vandalen. Das gewaltige Grabmal Theoderichs in Ravenna, das noch heute über das umliegende Sumpfland emporragt, ist auch das seines ganzen Volkes.

Nicht lange sollten sich die Byzantiner ihres Sieges freuen. Zu oft waren Germanen über die Alpenpässe nach dem Süden gezogen, als daß nicht immer neue Völker denselben Weg eingeschlagen hätten. Fränkische Scharen von furchtbarer Wildheit, die einbrachen, wurden noch besiegt, aber bald erschienen im Nordosten die Langobarden, welche das Land bereits als Bundesgenossen der Byzantiner gegen die Goten kennen gelernt hatten. Der sueviſchen Gruppe angehörend, waren sie einst von ihren anfänglichen Sitzen an der unteren Elbe nach der mittleren Donau und von dort nach Pannonien gezogen; mit Hilfe der wilden Avaren, die bis nach Thüringen vorgedrungen waren, hatten sie soeben das Reich der Gepiden zerstört. Im Jahre 568 führte König Alboin sein Volk, mit dem sich andere Bestandteile mischten, über die Julischen Alpen nach Oberitalien; 572 eroberte er Pavia, das die Hauptstadt des Reiches wurde. Schon im folgenden Jahre fiel Alboin durch Mörderhand und bald hörte auch das Königtum für einige Zeit auf, bis schwere Kämpfe mit Franken und Byzantinern seine Notwendigkeit darthaten und 585 Authari zum König erhoben wurde. Dabei sollen ihm die Herzöge die Hälfte ihres Grundbesitzes als Königsgut überlassen haben. Obgleich er und seine Nachfolger die Grenzen weiter vorschoben, gelang es nicht, Rom und Ravenna zu nehmen. Doch jenseits dieser byzantinischen Gebiete reichte langobardische Herrschaft bis weit nach Unteritalien mit den beiden umfangreichen Herzogtümern Spoleto und Benevent.

Die Langobarden waren infolge ihrer vielfachen Wanderungen weniger als andere germaniſche Stämme zu höherer Geſittung gelangt. In allem erſcheinen ſie von feſtem und rauhem Gepräge der Vorzeit mit ſtarkem Eigenbewußtſein; die fremden Völkerteile, die ſich unter ihnen befanden, mußten langobardiſches Recht annehmen oder weichen. Auch kamen ſie nicht, wie einſt die Oſtgoten, im Namen des Kaiſers, ſondern auf eigene Hand als Eroberer, die die Römer nicht als Schützlinge, ſondern als Unterworfene nach Kriegsrecht behandelten und ſich mit der Waffe ein müheloſes Herrenleben erkämpfen wollten. Dennoch nahmen auch ihre Könige den römiſchen Legitimitätstitel „Flavius" an. Die Römer hatten anfangs Schwerſtes zu erdulden. Sie mußten den zur Ausſtattung der neuen Herren erforderlichen Beſitz hergeben; an die Stelle der geflohenen oder verjagten Grundbeſitzer ſetzte ſich der Langobarde und ließ die Kolonen als Zinspflichtige für ſich wirtſchaften. Weder zum Heerdienſt, noch ſonſt zu Aemtern wurden die Römer zugelaſſen.

Der Staat beruhte auf germaniſcher Grundlage, mit beſonderem Geſchick und zähem Feſthalten an dem Mitgebrachten bildeten die Langobarden ihr der oſtgermaniſchen Gruppe angehöriges Recht aus. König Rothari ließ es 643 in dem Edictus ſammeln und aufzeichnen, um geſetzliche Ordnung herzuſtellen, eine treffliche, von dem römiſchen Rechte faſt unabhängige Arbeit und eine wichtige Quelle für altgermaniſche Rechtszuſtände. Erſt allmählich ſchwanden die trennenden Unterſchiede der beiden Volkstümer, als um die Mitte des ſiebenten Jahrhunderts der mitgebrachte Arianismus dem orthodoxen Glauben wich. Die Römer erlangten die volle Gleichberechtigung im Staat; die Stände gliederten ſich nicht mehr nach Abkunft, ſondern nach Vermögen und wirtſchaftlicher Stellung. Obgleich die Städte die Munizipalverfaſſung verloren und die Wirtſchaft eine ländliche wurde, behaupteten ſie dennoch ein Uebergewicht, weil viele der großen Grundbeſitzer in ihnen wohnten und ſie außerdem mit ihrer Umgebung Verwaltungsbezirke unter Herzögen bildeten. Da die lateiniſche Sprache von Anfang an bei der Regierung und der Geſetzgebung benutzt wurde, kam langſam Romaniſierung über die Langobarden, deren Zahl ohnehin gering war.

Den Weſtgoten auf der Iberiſchen Halbinſel war eine

längere Dauer beschieden, als den Ostgoten auf der Apenninischen. Ihren großen Besitz jenseits der Pyrenäen vermochten sie allerdings nicht zu behaupten, er ging im sechsten Jahrhundert bis auf die Provinz von Narbonne an die Franken über. Unter Justinian faßten die Byzantiner auch in Spanien Fuß und hielten einige Seeplätze bis ins siebente Jahrhundert; vielleicht verdankte das Westgotenreich nur den Drangsalen, welche die Araber über Ostrom verhängten, seine Erhaltung. König Leovigild, der während seiner Regierung von 568 bis 586 dem Reiche einen neuen Aufschwung gab, unterwarf die Sueben im Nordosten.

Obgleich die Westgoten das vorgefundene Verwaltungswesen bestehen ließen, lebten anfänglich die Römer und ihre Herren, die zu ihrer Ausstattung zwei Drittel des Bodens in Anspruch nahmen, in gespannten Verhältnissen. Allmählich milderten sich die Gegensätze. König Leovigild gestattete bisher verbotene Mischehen; am wirksamsten war, daß König Reccared 586 durch seinen Uebertritt zum orthodoxen Glauben den religiösen Zwiespalt aufhob. Die entstandene Volkseinheit war zu gunsten der Römer und sie zeigte sich auch in der Gesetzgebung.

Schon König Eurich erließ, um den neuen Besitz- und Rechtszuständen zu entsprechen, um 475 ein Gesetzbuch für die Westgoten, das starken römischen Einfluß zeigt. König Alarich II. veröffentlichte 506 für die Römer eine Gesetzsammlung, die die wichtigsten Sätze enthielt. Später kamen neue Gesetze und Revisionen der früheren, bis König Reccesvind (649 bis 672) ein neues für alle Unterthanen beider Nationalitäten gültiges Gesetzbuch ausarbeiten ließ, das dann König Erwig 681 verbesserte. Die gotische Gesetzgebung übte in ihren Anfängen auch auf andere germanische Völker Einfluß und gab dann noch dem neuen christlichen Spanien rechtliche Grundlagen.

Das Königtum hatte von dem Religionswechsel keinen Vorteil. Es mußte stets schwer mit den Großen kämpfen; die Hälfte der Könige ist gestürzt worden und die Erblichkeit drang nicht durch. Der mächtige großgrundbesitzende Adel, der auch die hohen Beamtenstellen an sich brachte, verband sich mit der reichen und einige achtzig Bistümer besitzenden Hierarchie, die allmählich den entscheidenden Einfluß auf die Leitung des Staates gewann. Die Konzile griffen mit ihren

Beschlüssen auch in das Privatrecht ein. Das Westgotenreich in seinem späteren Bestande ist kaum noch als ein germanisches anzusehen. Was etwa von den alten Rechtssatzungen erhalten blieb, wurde mit den neuen nicht in Einklang gebracht. Die schönen Anfänge einer gotischen Litteratur, wie sie Wulfila geschaffen hatte, fanden keine Nachahmer und Fortsetzer.

Die herkömmliche Auffassung begrüßt in der Völkerwanderung den glücklichen Anbruch einer neuen Zeit und betrachtet sie mit Genugthuung. Man hat wohl gesagt: die europäische Menschheit empfing einen neuen Leib, den germanischen, und eine neue Seele, das Christentum. Das römische Reich sei zum Untergange reif, sein Fall unaufhaltsam und notwendig gewesen. Das ist billige Weisheit, geschöpft aus dem bequemen Brunnen der Thatsachen. So gut wie das oströmische Reich weiter bestand, wäre es auch möglich gewesen, daß die Germanen ihre unverbrauchte Lebensfülle den älteren Völkern beimischten, ohne daß die römische Kultur darüber zu Grunde ging. Nicht die Völkerwanderung, sondern lediglich das Ansehen dieser römischen, angeblich wertlos gewordenen Kultur gab den Anlaß zur Verbreitung des Christentums, und fast alle Germanen waren Christen, ehe sie in das Reich eindrangen, so daß die neue Religion zu ihrer Entfaltung nicht notwendig das Aufhören der römischen Herrschaft erforderte.

Doch es ist zwecklos, solchen Gedanken nachzuhängen, und sie vermögen nur die Trauer über den entsetzlichen Schlag, der die Menschheit traf, zu erhöhen. Welche furchtbare Verwüstung hatte sich über einen großen Teil von Europa ergossen! Geradezu unermeßlich waren die Verluste an Schätzen der Kunst und Litteratur jeder Art, an Reichtum und Menschen. Weite, vordem stark bevölkerte Länder lagen wüst und verlassen, Massen von Menschen waren in unendlichem Jammer zu Grunde gegangen, von der Erde weggefegt. Vielerorts war das Band mit der Vergangenheit unanknüpfbar zerschnitten. Doch auch da, wo noch einige zerfaserte Fäden hielten, mußten sie mit der Zeit vermodernd reißen. Die Sprengung der römischen Einheit konnte nicht ohne nachhaltigen Einfluß auf Wissenschaft und Bildung sein. Der Rückschritt, der eingetreten war, ließ sich jetzt nicht mehr wenden; denn mit dem Reiche versiegten allmählich auch die geistigen Kräfte, die es von besseren Zeiten her in sich trug. Anders denkende Geschlechter wirtschafteten jetzt in

den leeren Räumen mit den dürftigen Resten einer großen Vergangenheit, die ihnen bald zum phantastischen Märchen wurde. Neben aller Verderbnis in den letzten römischen Zeiten hatte eine hohe allgemein menschliche Gesittung bestanden. Sie fiel unter wildem Kampfeslärm der Herrschaft roher Gewalten zum Opfer. Schließlich galt es überall, sie neu zu schaffen, aber ein Jahrtausend verging, bis sich die abendländische Menschheit wieder zur geistigen Höhe des zweiten Jahrhunderts emporgearbeitet hatte.

Wenn irgendwo, drängt sich hier der oft herangezogene Vergleich mit geologischen Vorgängen auf. Wie bei der Faltung der Erdrinde die Schollen, so waren von den germanischen Völkern die einen in die Höhe gepreßt, die anderen versenkt worden. Ueberall entstanden weite Einbruchsfelder, die erst die langsame Wirkung der Zeit wieder zu Fruchtebenen ausfüllen konnte.

Der Sturz des römischen Reiches war darum so furchtbar, weil an ihm eine ganze Weltkultur hing. Die römischen Länder, die der Völkerwanderung zum Schauplatz gedient hatten, waren völlig verändert. An die Stelle der hohen städtischen Kultur, die dem Altertum sein Wesen gegeben hatte, war eine rohe, ursprüngliche, ländliche getreten. Nicht nur, daß die Städte zerstört oder entvölkert zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken waren, auch die Mittel, die eine höhere Lebensführung nicht entbehren kann, hatten eine Minderung erlitten, die sich nicht leicht gut machen ließ. Das Edelmetall war als Kriegsbeute weithin zerstreut, anderes verschwand unter den Trümmern der Häuser oder vergraben vor eiliger Flucht; vieles entging weiterer Nutzung, eingesenkt als Totengabe in die Gräber der Helden und Könige, später als Weihegeschenk den Kirchen dargebracht; nicht weniges floß nach dem Osten ab, der allein noch einigen Handel, den auch die Barbaren nicht ganz missen konnten, unterhielt. In den germanisch gewordenen Landen stockte der Verkehr, das Handwerk verkam.

In letzter Stelle ist der Untergang des weströmischen Reiches ein Sieg der rohen, urwüchsigen Kraft. Keine höhere Idee trieb die Völker; selbst in den einzelnen großen Persönlichkeiten ist nicht der vornehmliche Anstoß zu suchen. Auch wirtschaftliche Gründe reichen nicht zur Erklärung der unaufhörlichen Verschiebungen aus; in ihrer Gesamtheit gehören die Vorgänge durchaus in das politische Gebiet.

Wie teuer waren die Erfolge der Germanen erkauft! Unberechenbare Hekatomben von eigenem Blut haben die Germanen dargebracht. Da ſie auch die kaiſerlichen Heere füllten und am meiſten gegeneinander wüteten, büßten ſie verhältnismäßig mehr ein als die Römer. Allem Vermuten nach gab es um die Mitte des ſechſten Jahrhunderts erheblich weniger Germanen auf der Welt, als etwa um die Mitte des zweiten. Ganze Völker ſind vernichtet worden. Von vielen wiſſen wir kaum mehr als die Namen, nur einige hinterließen wenigſtens leuchtende Zeilen in den Büchern der Weltgeſchichte. Die Völkerwanderung hörte auf, weil kein Nachſchub mehr kam, als die übrig gebliebenen Völker Raum genug für ſich hatten, ſei es in der alten Heimat, ſei es in den beſetzten Gebieten und alles römiſche Land vergeben war.

Auch in den eroberten Ländern konnte der Platz nur geſchaffen ſein durch ein ſehr ſtarkes Herabſinken der römiſchen Einwohnerzahl. Doch überall waren der Römer ſo überwiegend mehr, daß ihr Volkstum, obgleich es eine Miſchung einging, beträchtlich überwog. Die höhere Kultur, die ſie beſaßen, vermehrte ihr Uebergewicht. Wie ſich ſchließlich das Verhältnis ſtellte, bezeugen am beſten die romaniſchen Sprachen. Nur ſpärliche Reſte germaniſcher Worte ſind in ihnen erhalten.

Vom rein germaniſchen Standpunkte aus ſind auch die Romaniſierten als verlorene Volkskinder zu betrachten. So war das Germanentum nach der Völkerwanderung räumlich viel ſtärker beſchränkt als vor ihr. Die geſamten öſtlichen Länder hatte es aufgegeben; Elbe, Saale, Böhmerwald bildeten dort die Grenze. Wirkliche Eroberungen waren demnach nur das rechte Donauufer bis in die Paſſauer Gegend und in die Alpen hinein, das linke Rheinufer bis zu den Vogeſen und den öſtlichen Nebenflüſſen der Seine und jenſeits des Meeres Britannien. Ein gewaltiger Verluſt als Frucht jahrhundertelanger Anſtrengungen!

Obgleich die Veränderung aller Dinge eine ſo tiefgreifende war, hatte niemand ein rechtes Bewußtſein davon. Beſtand doch noch das Kaiſertum, jetzt wieder in Einheit vertreten durch den Herrn am Bosporus, und wie dieſer die Anſprüche auf die Weltherrſchaft nicht fallen ließ, blieb auch in den neuen Reichen ein gewiſſes Gefühl, daß der Boden, auf dem ſie ſtanden, von Rechts wegen römiſch-kaiſerlich ſei, als ob die

einst dort waltende kaiserliche Gewalt nicht gestorben sei, sondern jederzeit wieder auferstehen könne. Der universale Gedanke ging daher nicht unter und er sollte dereinst wieder mächtig werden.

Die universale Idee zu erhalten half das Christentum mächtig mit, weil es sich bereits mit ihr voll durchdrungen hatte, als die Germanen es kennen lernten, und sie den christlichen Glauben hauptsächlich um des römischen Reiches willen angenommen hatten. Das arianische Bekenntnis der Germanen nötigte ohnehin die orthodox gewordene Kirche, römisch zu bleiben. Aber die Kirche gab nachher auch den Völkern ein gewisses Gefühl der Zusammengehörigkeit.

Die Kirche hatte alle Umwälzungen überstanden, obgleich mit dem Falle des Kaisertums auch ein Teil ihrer Grundmauern einstürzte. Doch die endgültige Ueberwindung des Arianertums gab dafür einigen Ersatz.

Der Kirche gebührt das hohe Verdienst, den völligen Verlust der alten Bildung verhindert zu haben.

Die christliche Kirche im Abendlande hatte die lateinische Sprache als die ihrige angenommen, und vielleicht hat der Gegensatz zum Arianertum verhindert, daß die germanischen Sprachen in den Gottesdienst Eingang fanden. Da die Priesterschaft auch noch einige Zeit nach den germanischen Eroberungen aus der römischen Bevölkerung hervorging, behauptete die lateinische Sprache ihr alleiniges Recht. Außerdem waren die heiligen und theologischen Schriften lateinisch geschrieben, die Fassung der hauptsächlichen Lehrbegriffe sowohl wie die übrige Ausdrucksweise bewegte sich in den damals üblichen Formen der Sprachbildung. Grammatische Studien blieben noch lange beliebt und die christlichen Dichter und Gelehrten verschmähten sie nicht; auch unter barbarischer Herrschaft setzten Römer ihre litterarische Thätigkeit fort, die sogar manchmal Germanen anzog. Die kirchliche Sprache stand in lebendigem Zusammenhange mit der späteren Latinität, und es lag im Interesse der kirchlichen Bildung, ihn zu bewahren. Deshalb behielt auch die alte Litteratur Wert und Beachtung und wurde als Besitz der Kirche teilweise erhalten.

Die christlichen Kirchen waren entweder ehemalige Tempel oder im römischen Geschmack erbaut, auch die Gerätschaften ihm entsprechend geformt. Die Technik in der Architektur und

anderen Leistungen der Mechanik ging zunächst nicht verloren. Die Kunst nahm gleichfalls römische Werke zum Muster.

Die Kirche hatte bereits einen großen Entwickelungsgang hinter sich. Sie besaß fest ausgeprägte Dogmen und eine selbstbewußte Hierarchie, welche die geistliche Führung ganz an sich gezogen hatte. Schon hatte sie ein eigenes Recht auf Grund des römischen ausgebildet, das ebenfalls die politische Veränderung überdauerte. Den individualistischen Anlagen der Germanen trat die Kirche mit mächtiger Autorität entgegen; ihren pantheistischen Neigungen stellte sie den Theismus entgegen. Dogmen und Kultus waren durchdrungen von der mystischen Spekulation, die das Wunder zur Vollendung des Glaubens machte und den Verstand gefangen hielt. Andererseits waren die auf das Einzelwesen berechneten Lehren des Christentums in den heiligen Grundschriften niedergelegt. In dieser Gestalt ging das Christentum in die neuen germanischen Reiche über.

Die geringen staatlichen Einrichtungen der alten Germanen konnten in den besetzten Landen nur teilweise in Anwendung kommen, und meistens blieb, auch wenn der Staat germanisch wurde, wie bei den Langobarden, eine römische Unterlage bestehen. Auf dem staatlichen Gebiete hatte der germanische Individualismus gleichfalls seine Probe zu bestehen, ob er im stande sein würde, sich zu erhalten und dennoch Brauchbares zu schaffen. Jedenfalls war er im politischen Leben nicht so leicht beiseite zu drängen, wie im religiösen, weil dort der germanische Geist freier schalten konnte.

Als die abendländische Welt nach der Völkerwanderung zur Ruhe kam, umfaßte sie die verschiedenartigsten Stoffe, die teils unvermittelt nebeneinander lagen, teils schon Verbindungen eingegangen waren. Erst nachdem die unvermeidliche Gärung sich abgeklärt hatte, konnten die neuen Lebensformen in Erscheinung treten. Christentum, Römertum und Germanentum bildeten die Mischung. Von diesen Bestandteilen war das letztere das schwächste und vielfach zerteilt. Seine Zukunft stand im Unsicheren, während anderwärts zwei große Mächte den Anspruch auf die Weltherrschaft erhoben. Das waren das noch bestehende alte Kaisertum in Byzanz und der jugendkräftig vorstürmende Islam.

Erſtes Buch

Das byzantiniſche Reich

Elfter Abſchnitt.

Die inneren Zuſtände des byzantiniſchen Reiches.

Der Geſchichtsſchreiber, der dem Gange der Zeiten und Völker folgt, trifft wie der Wanderer auf ſeinem Wege fruchtprangende Auen und traurige Wüſten. Doch nicht ſelten wird auch das öde und dürre Land wichtige Geheimniſſe der Schöpfung enthüllen. Aehnlich ſteht es mit der Geſchichte von Byzanz; es kommt nur darauf an, daß der Betrachter auf ſie den Blick richtet und bereitwillig ſeinen Sinn den auch in ihrer Unerfreulichkeit großartigen Erſcheinungen öffnet. Voltaire nannte die byzantiniſche Geſchichte die Schande des menſchlichen Geiſtes, und die allgemein verbreitete Auffaſſung weicht noch heute nicht viel von dieſem harten Spruche ab. Anders ſteht es in den wiſſenſchaftlichen Kreiſen. Seit einiger Zeit iſt die Teilnahme an dieſem verrufenen Forſchungsgebiete erheblich gewachſen, und wie ſo oft hat ſich auch hier bereits gezeigt, daß die Unkenntnis die Mutter der Verkennung iſt. Eben der Mangel an Wiſſen war die vornehmliche Urſache zur Geringſchätzung des oſtrömiſchen Reiches, zu vorſchnellen und abſprechenden Urteilen. Dennoch hätte ſchon eine flüchtige Erwägung lehren müſſen, daß ein Reich nicht lediglich auf Verirrungen gebaut ſein konnte, das eine tauſendjährige Dauer erreichte, erſt die ungeheure Flut der hunniſchen und ſlaviſchen Völker zum Stillſtande brachte, dann den Islam in ſeinem erſten Anſturm hemmte und nachher den Türken lange die Stirn bot. Die Bedeutung von Byzanz reicht noch weit über dieſe Leiſtungen hinaus!

Hochſchätzung iſt freilich noch nicht Liebe, und dem Verſtande braucht das Herz nicht zu folgen. Denn das ganze Weſen des byzantiniſchen Staates widerſpricht durchaus unſeren Forderungen an geſchichtliche Schönheit. Eine abſolute, bis an Deſpotismus heranreichende Regierungsweiſe, kriechende Unterwürfigkeit vor jedem augenblicklichen Gebieter, harte Bedrückung des Volkes, ſchrankenloſe Herrſchaft einer ſtarren Orthodoxie, mit Heuchelei gepaarte Bigotterie, offener und feiger Mord, Hinterliſt und Niedertracht bei Hofe, Schalten von Weibern und Verſchnittenen, maßloſer Prunk verbunden mit ſteifem Zwang, ſolche Beimiſchungen ſagen dem heutigen Geſchmacke nicht zu. Dennoch dürfen wir nicht vergeſſen, wie viel Großes daneben geſchehen iſt, und die Geſchichte hat ſolche häßlichen Erſcheinungen leider nicht beim Byzantinismus allein zu verzeichnen. In gleichen oder verwandten Formen begegnen ſie auch anderwärts, und es iſt gar nicht ſo lange her, daß das abendländiſche Europa ähnliche Verhältniſſe aufwies, deren letzte Reſte noch nicht einmal gänzlich überwunden ſind.

Wir pflegen ſolche Zuſtände als ſtaatsverderbend zu erachten, und hätte das oſtrömiſche Reich früher ſeinen Untergang gefunden, eine überzeugende Rechnung des Unvermeidlichen würde aus ihnen gezogen. Da ſich Byzanz behauptete, ſo folgt daraus, daß es über Kräfte verfügt haben muß, die trotz der Mißſtände den Staat aufrecht erhielten. Man könnte meinen, das Kaiſerreich ſei nur groß geweſen, weil ſeine Feinde klein waren: es mußte vielmehr mit den mächtigſten Gegnern vielfachſter Art ſtreiten. Trotz des Sprichwortes, daß viele Hunde des Haſen Tod ſind, vermochte Byzanz recht lange die Hetze auszuhalten. Gewiß iſt richtig, daß dem Volke nationale Tugenden, Liebe und Aufopferung für Vaterland und Reich fehlten. Wir fragen nach dieſen idealen Eigenſchaften deshalb ſo lebhaft, weil ſie uns als die höchſten Blüten ſtaatlichen Lebens gelten, und doch giebt es lange Zeiträume in der Geſchichte, während deren man vergebens nach ihnen oder verwandten Trieben ſuchen würde. Unſer Patriotismus und politiſcher Freiheitsſinn ſind das Erzeugnis des letzten Jahrhunderts und anderer Bedingungen, die damals nicht vorhanden waren. Jede Zeit hat ihre eigenen Ideale oder Lebensnotwendigkeiten, die in ſich und von ſich aus zu begreifen ſind.

Auch die wirtſchaftlichen Zuſtände von Byzanz ſind,

wenn man von der hohen Blüte der Industrie und des Handels absieht, wenig anziehend: eine gedrückte, niedere Landbevölkerung, der die freie Bewegung vielfach unterbunden ist, ihr gegenüber Großgrundbesitz und bedeutende städtische Vermögen, ein furchtbar hartes, nach allen Seiten hin lastendes Steuersystem. Aber die Wirkung wirtschaftlicher Verhältnisse hängt nicht allein davon ab, wie sie sind, sondern auch, wie sie empfunden werden. Trotz aller Bürden, die das Volk trug, ist nie der ernstliche Versuch einer sozialen Bewegung gemacht worden, denn Empörungen harten Steuerdruckes wegen sind noch keine solche. Die Bedingungen, unter denen das byzantinische Reich ein so langes Leben führte, müssen demnach von denjenigen, welche unsere Zeit als die allein maßgebenden betrachtet, weit verschieden gewesen sein.

Man nennt dieses Reich oft schon von der letztwilligen Verfügung des Kaisers Theodosius I. an das byzantinische. Die Bezeichnung ist zutreffend, wenn man sie von der Hauptstadt ableitend auf das Ganze überträgt, weniger jedoch, wenn dieser Ausdruck das Wesen des Staates kennzeichnen soll. Denn seine Eigentümlichkeiten haben sich erst allmählich entwickelt, so daß strittig ist, von welchem Zeitpunkte ab von Byzantinismus geredet werden darf. Da das Reich zunächst die unmittelbare Fortsetzung des römischen war, verwerfen Gelehrte selbst die Beschränkung als „oströmisches". Bury, der bedeutendste neuere Geschichtsschreiber dieser Zeiten, schlägt daher vor, einfach „das spätere römische Reich" zu sagen, das Wort „byzantinisches" ganz aufzugeben, da es sich im politischen Sinne nicht brauchen lasse; erst seitdem Karl der Große ein abendländisches Kaisertum errichtete, will er für das andere den Titel „oströmisches" zulassen. Aber es kommt auf die Namen nicht allzuviel an, sobald sie einmal mit bestimmtem Sinn in allgemeinem Gebrauch sind.

Die Zerlegung des römischen Reiches durch Theodosius I. schuf, weil sie zu einer wirklichen und dauernden wurde, zwei ihrem inneren Wesen nach verschiedene Gebiete. Der Westen redete ausschließlich lateinisch, im Osten herrschte die griechische Sprache vor; sie war die Kirchensprache, in der Litteratur wurde sie fast allein gebraucht. Der Staat als solcher blieb noch lange römisch, Rechtspflege und Verwaltung bedienten sich des Lateinischen. Allmählich siegte indessen die Landes-

ſprache, in der ſeit Juſtinian auch Geſetze abgefaßt wurden; im ſiebenten Jahrhundert war, abgeſehen von den Inſchriften der wertvollen Münzen, die, weil viel im Abendlande umlaufend, noch dem alten Brauche entſprachen, das Griechiſche bereits die allgemeine Staatsſprache. Auch der Umſtand, daß nach 395 römiſche Abendländer nicht mehr bei Hofe und im Staate hohe Aemter einnahmen, erweiterte die eingeriſſene Spaltung.

Die nationale Zuſammenſetzung war von Anfang an im Oſten gemiſchter als im Weſten. Kam hier von neuen Volksſtoffen nur der germaniſche in ſtarker Fülle hinzu, ſo ſtießen in Konſtantinopel vielfältige barbariſche Elemente von ziemlich gleicher Stärke, Germanen, Slaven, Hunnen und andere Fremdlinge zuſammen. Auch die alteingeſeſſene Bevölkerung des Geſamtreiches enthielt mehrere Hauptgruppen: außer den lateiniſch ſprechenden Illyrern Griechen, ſemitiſche Syrer und hamitiſche Aegypter. Die Griechen ſtellten kein reines Volk dar, denn nur ein Bruchteil ſtammte von echten Hellenen ab. Das alte Griechenland ſelbſt war bedeutungslos, nichts als eine im ganzen aufgegangene Provinz, und der ehemalige helleniſche Geiſt war bis auf kümmerliche Reſte abgeſtorben. Obgleich indeſſen die Verſchiedenheiten zwiſchen Griechen, Syrern und Aegyptern nicht gänzlich ausgeglichen waren, ſtanden ſie ſich von alters her durch die geſchichtliche Verbindung und ihre gleichartig gewordene Kultur gegenſeitig näher, als den eigentlichen Römern, und das Kaiſertum hatte ja auch ſeit Diocletian ſtark ausgeprägte orientaliſche Züge angenommen. Die bleibende Einheit des Orients hemmte allzu einſeitige Ausprägungen der Völker. Die von der abendländiſchen abweichende Denk- und Lebensweiſe, die ſelbſt die beſten Zeiten des Römerreiches überdauert hatte, vertiefte ſich im Staats- und Kirchenweſen, ſo daß die Trennung zwiſchen Oſten und Weſten zum wirklichen und bewußten Unterſchiede wurde. Nannten ſich auch die Oeſtlichen ſtolz weiter Romäer, eine anders ſprechende und anders empfindende Völkergruppe bildete ſich allmählich aus.

Indeſſen entſtand kein einheitliches Volkstum, keine Nation, wie wir heute zu ſagen pflegen. So wenig wie das alte Reich iſt dieſes ſpätere, ſeine Fortſetzung, ein nationales geweſen. In dieſer Hinſicht blieben die alten Verhältniſſe beſtehen. Die ſtaatliche Einheit, das Zuſammenleben, der unausgeſetzte Aus-

gleich gaben wohl dem Ganzen einen bestimmten Charakter, doch ohne die Unterschiede zu verwischen.

Von größtem Belang war, daß der Schwerpunkt des Reiches im Osten gelegen hatte, seitdem Rom und Italien beiseite gedrängt und der politischen Thätigkeit beraubt waren. Auf ihn ging daher die ruhmreiche Ueberlieferung von dem Imperium Romanum über und erhielt Kräfte und Ideen lebendiger und wirkungsvoller, als im Westen möglich war. Während die übrige Welt den Barbaren zum Opfer fiel, durfte sich Byzanz in gleicher Weise, wie einst das gesamte Reich, des stolzen Bewußtseins freuen, der einzige Hort der menschlichen Bildung zu sein.

Die Romäer betrachteten sich immer als die vollberechtigten Erben des kaiserlichen Roms, auch als sie es längst hatten aufgeben müssen, ihre Ansprüche politisch zu verwirklichen. In vielfachen Beziehungen führten sie den ihnen überkommenen altrömischen Haushalt unmittelbar weiter. Litteratur, Kunst, Recht, Verwaltung, Kirche, Kriegswesen erlitten keine Unterbrechung, sondern entwickelten sich weiter auf dem Stande, den sie zu Anfang des fünften Jahrhunderts innehatten. Alle die Ideen, die im römischen Gesamtreiche lebendig gewesen waren, lebten ohne Unterbrechung in dem Teilreiche fort. Wenn im Abendlande ein neues Volkstum das alte römische durch- und zersetzte, führte im Orient der Hauptstock der Bevölkerung die Ueberlieferung in der gleichen Richtung beständig weiter. Deshalb erfreute sich Byzanz eines alten, schier unerschöpflichen Schatzes, während die anderen Völker sich abmühen mußten, neue, ihnen angemessene Lebensbedingungen zu schaffen. Dieses niemals zerstörte Fundament der Vorzeit war es, welches dem Staatsbau von Byzanz die bewunderungswürdige Festigkeit verlieh. Jahrhunderte hindurch war Byzanz in der alten Welt der einzige wirkliche Staat nach modernen Begriffen.

Einmal diese unaufhörlich laufende eherne Kette der Ueberlieferung, von der geleitet das Reich seine Fahrt machte, dann das Gefühl der unendlichen Ueberlegenheit über die andere Welt waren es, welche Byzanz den Charakter der Beharrung aufdrückten, der stets alte und nicht durchbrochene Kulturen ergreift. Nur China und annähernd Indien sind darin Ostrom vergleichbar. Die Beharrung ist der Grundzug der byzan-

tinischen Geschichte. Je stärker sie ist, desto mehr prägt sie ihre Weise aus; die immer in gleicher Tendenz fortschreitende Entwickelung übertreibt ihre Grundzüge und wird einseitig. Die Beharrung wehrt das Eindringen von Fremdem ab, aber vermindert auch die Fähigkeit der Anpassung, die Möglichkeit, rechtzeitig den trotz ihrer eintretenden Aenderungen im Inneren und in der Umgebung volle Rechnung zu tragen. Jahrhundertelang hätte Byzanz von anderen Völkern kaum etwas lernen können. Allmählich wuchs jedoch neben ihm verachtet und unbeachtet im Westen eine andere Kultur empor, deren nach allen Seiten hin ausstrahlender Jugenddrang die würdevolle Matrone von ihrem alten Throne stieß.

Das Byzantinertum war allerdings nicht so schablonenhaft und verknöchert, wie man gewöhnlich meint, und hat in allen seinen Thätigkeiten manche Veränderungen vorgenommen. Auch die Menschen waren nicht so leer und unbewegt wie die Bilder, welche später ihre Kunst herstellte. Aber zu wirklich neuartigen Schöpfungen, zu grundstürzenden Reformen erhob sich das Reich nicht, und in das Volk kam kein rechter, frischer Zug. Dafür hielten es die Macht der Gewohnheit, die Unentbehrlichkeit der althergebrachten Einrichtungen zusammen. Der Staat verlor wohl allmählich an Umfang, aber der verbleibende Rumpf bewahrte allzeit sein eigentümliches Wesen.

Unzweifelhaft trug die glückliche Lage von Konstantinopel, „des Nabels der Welt", viel zur Erhaltung des Ganzen bei. Konstantins Gedanke, hierher den Schwerpunkt zu verlegen, war einer der glücklichsten in der Geschichte. Thronend in der Mitte zwischen den drei Erdteilen, auf denen das Reich gebot, in herrlichster Gegend an dem Goldenen Horn, dem trefflichsten Hafen der Welt, war Konstantinopel gleich geeignet zur Verteidigung wie zum Rüstplatz für Angriffe nach allen Seiten hin, geschaffen für Ausgang und Eingang, für Handelsverkehr und Menschenzufluß, der beste Sitz einer die Provinzen gleichmäßig umspannenden straffen Verwaltung. Ein mit starker Flotte ausgerüsteter Staat konnte von hier aus das gesamte Mittelmeer beherrschen und selbst in seiner Hauptburg unantastbar sein, doch auch ohne Meeresmacht war die Verbindung mit dem gegenüberliegenden Asien, in dem zum guten Teil die Kraft des Griechentums lag, auch für große Heeresmassen leicht herzustellen.

Konstantinopel übertraf zu Anfang des vierten Jahrhunderts Rom, dem es an Einwohnerzahl gleichkommen mochte, durch lebendigen Pulsschlag vielgestaltigen Treibens. Reichtum und üppige Verschwendung, genährt durch die Sitten des Orients, walteten hier in noch höherem Grade; die frivole Lebenslust tobte sich ebenso zügellos aus. An äußerem Glanze mochte das östliche Rom dem westlichen wenig nachstehen, obgleich die schnelle Schöpfung der Weltstadt nicht ohne nachteilige Folgen war und falscher, rasch hergestellter Prunk sich nicht mit der ruhig entstandenen echten Schönheit der Tiberstadt messen konnte. Wie diese, war die Schwester am Bosporus geschmückt mit unzähligen herbeigeholten Kunstwerken des Altertums, und Byzanz hatte den Vorzug, die schönsten Erzeugnisse des Hellenentums für sich in Beschlag nehmen zu können. Die Ruhmredigkeit des Kaisertums vermehrte fortwährend die Zahl der Denkmäler; als prahlerische Nachahmungen des Trajansdenkmals in Rom trugen zahlreiche Riesensäulen die oft aus kostbarem Metall hergestellten Standbilder von Herrschern und Herrscherinnen. Für die Tempel, die Rom zum altertümlichen Schmuck gereichten, enthielt Konstantinopel eine Menge von in Goldmosaiken strahlenden, weiträumigen christlichen Kirchen; die Holzbauten des ersten Jahrhunderts wurden nachher durch steinerne ersetzt.

Durch die Stadt führte als Hauptader des Verkehrs eine stattliche Mittelstraße. Oeffentliche Plätze durchsetzten und lüfteten die dichtgedrängten Stadtviertel, deren Straßen nachts beleuchtet waren. Ein mächtiges Forum verewigte den Namen des Stadtgründers, ein anderes, das Auguständum, erinnerte an seine Mutter Helene Augusta, der große Hippodrom, den das Weihegeschenk der Hellenen nach Delphi für den Sieg über die Perser und zahlreiche Bildsäulen zierten, diente der überquellenden Lust am Wettrennen und anderen Vergnügungen. Dicht in seiner Nähe auf der Spitze der Halbinsel schimmerten die von herrlichen Gärten umringten Marmorpaläste des kaiserlichen Hofes, eine wohlbefestigte Stadt für sich, weit über die Wogen hinaus. Man gelangte zu ihnen durch einen großen Vorhof, dessen Säulenhallen und Gebäude mit vergoldeten Erzziegeln gedeckt waren. Die Ufer der Meeresstraßen und die Stadt selbst schirmten riesige Verschanzungen. Nach der Landseite zu deckten mächtige doppelte Mauerringe mit Hun-

derten von starken Türmen und zahlreichen Thoren. Die erste Anlage Konstantins wurde im fünften Jahrhundert gewaltig verstärkt und die Folgezeit unterließ nicht, neue Werke hinzuzufügen, so daß Konstantinopel so gut wie uneinnehmbar dastand und auch eine Blockade kaum ausführbar war. Der Umfang der Stadt betrug seit dem siebenten Jahrhundert etwa zwei und eine halbe deutsche Meile; darüber hinaus erstreckten sich Vorstädte. Anastasius I. spannte außerdem mehrere Meilen von der Stadt entfernt die lange Mauer über die ganze Halbinsel vom Marmorameer bis zum Pontus. Alle Feindesnöte, welche über das Reich hereinbrachen, vermochten die Hauptstadt wenig zu berühren; sie blieb der sichere Halt, bis die Stürme vorüberbrausten. Während Rom in tiefstes Elend versank, strahlte Konstantinopel die Jahrhunderte weiter über die Welt, volkreich und wunderbar, in der Christenheit ohnegleichen. Die anderen Völker nannten sie kurzweg die Königs- oder Kaiserstadt.

In der Einwohnerschaft überwog das Griechentum, doch das bunteste Gemisch hauste daneben, teils durch den Handel, teils durch den Kriegsdienst herbeigeführt, vom kühlen Skandinavien bis zum heißen Arabien, vom Atlantischen Ozean bis zum Gebirge des Kaukasus und darüber hinaus. Der Warenumschlag vereinigte und verteilte Schätze und Kostbarkeiten selbst aus China und Indien, Stoffe, Gold und Edelgestein, Gewürze und Wohlgerüche, Getreide, Werke der Kunst und Betriebsamkeit, je nach der Weise der verschiedenen Ursprungsländer und Provinzen. Auch die Wissenschaften hatten hier einen Mittelpunkt an der von Theodosius II. errichteten großen Universität und in stattlichen Bibliotheken. Beamte und Geistliche des weiten Reiches mochten oft genug Veranlassung haben, das Herz des Ganzen aufzusuchen, während die hohe Politik fortwährend Gesandtschaften befreundeter und feindlicher, gesitteter und wilder Völker von Nord und Süd herbeizog.

Allen Glanz überstrahlte der des kaiserlichen Hofes mit seinen nach Tausenden zählenden Zugehörigen und Bediensteten. Wenn der Kaiser seinen Palast verließ und sich im goldenen, mit weißen Maultieren bespannten Wagen oder auf mit goldenen Schabracken behangenem, weißgesatteltem Roß der Oeffentlichkeit zeigte, sei es, daß er Kirchen aufsuchte oder den Spielen

beiwohnte, sei es, daß er in Sommerschlössern erfrischenden Aufenthalt nehmen oder zum Heere ins Feld gehen wollte, geleiteten ihn auf Schritt und Tritt bis ins kleinste ausgearbeitete und ängstlich beobachtete Vorschriften. Die geheiligte Person des Herrn sollte erhoben werden über das Tägliche und Menschliche. Unermeßlich kostbare und goldstarrende Gewänder umhüllten ihn, das Diadem und der Gürtel, die Kleider bis hinab zu den Purpurschuhen funkelten von Perlen und Edelsteinen; ganze Scharen in blendendem Schmuck bildeten das Gefolge.

Sollte fremden Gesandtschaften die Macht des Reiches vor Augen geführt werden, durchschritten sie erst die langen Reihen der kostbar ausgerüsteten Leibwachen, welche Speere mit goldenen Spitzen und mit goldenen Buckeln beschlagene Schilde führten, dann wurden sie von dem glänzenden Schwarm der Senatoren und Hofleute empfangen, bis sie endlich vor den auf hohem, baldachinbedecktem Thron wie ein Gott prangenden Kaiser treten durften.

Das Kaisertum behielt immer seinen Sitz in Konstantinopel. Daher entstand zwischen Oberhaupt und Stadt ein enges Verhältnis, gerade so, wie es im alten Rom gewesen war. Neben der Geistlichkeit, dem bürgerlichen und kriegerischen Beamtentum und der hochmütigen Hofgesellschaft gab es eine vornehme Aristokratie, aus der die Würdenträger zum Teil hervorgingen, die auch sonst nicht ohne Einfluß nach oben und nach unten war. Sie erforderte daher Beachtung. Hochkonservativ und streng orthodox, hat sie durch ihr Widerstreben nicht selten Neuerungen verhindert oder rückgängig gemacht. Mit ihr hing der noch immer durch hohen Rang ausgezeichnete Senat zusammen. In ihm saßen die ersten Beamten des Staates und Hofes und andere durch die Gunst der Kaiser Berufene. In der Regel demutsvoll dem Gebieter huldigend und ihm zur Verherrlichung dienend, ohne wirklichen Anteil an der Gesetzgebung, obwohl ehrenhalber dabei genannt, vermochte der Senat sich doch auch Bedeutung zu geben. Besonders bei plötzlichen Thronwechseln kam er mit in Frage. Im fünften Jahrhundert war der Senat manchmal recht einflußreich, Justinian hielt ihn in Unterordnung; in den späteren Notzeiten, wie unter Heraclius, konnte er zeitweise die Vertretung des Reiches in Anspruch nehmen. Man darf den

Senat nicht unterſchätzen; hat er doch bis zum Ende des byzantiniſchen Reiches gedauert, wohl die langlebigſte politiſche Körperſchaft, die es je gegeben hat. Gelegentlich fand ſich, daß die Kaiſer außer Senat und Geiſtlichkeit auch Vertreter der Militär- und Zivilbehörden beriefen, um in ihrer Gegenwart wichtige Geſetze zu verkündigen. Das zum koſtſpieligen Titel herabgeſunkene Konſulat ließ Juſtinian eingehen, indem er es mit der Kaiſerwürde verband; der letzte Konſul war 541 Flavius Baſilius.

Auch die Volksmaſſe hat oft ihren ſtürmiſchen und wankelmütigen Willen zum lebhaften Ausdruck gebracht. Wie Rom, enthielt Konſtantinopel faule und nichtsnutzige Tagediebe, die von öffentlichen Spenden lebten und Unterhaltung verlangten. Die regelmäßigen ſtaatlichen Brotverteilungen fielen erſt unter Heraclius weg. Leidenſchaft für die Spiele, namentlich die Rennen, herrſchte eher noch ſtärker als in Rom; große ſtändige und organiſierte Parteien, durch Farben gekennzeichnet, rangen um die Preiſe. Von alters her waren die grünen und die blauen die beliebteſten. Unter der harmloſen Decke wühlte aller Streit, der die Hauptſtadt und das Reich erfüllte, kirchlicher, politiſcher, perſönlicher, und kam bei den Spielen zum lärmenden Ausdruck. Kaiſer und hervorragende Männer verſchmähten es daher nicht, um die Gunſt der Cirkusparteien zu werben. Das Erſcheinen der Kaiſer im Hippodrom wurde oft benutzt, um Bitten, Klagen und Mißbilligungen unmittelbar vor ihre Perſon zu bringen, und nicht ſelten mit Erfolg. Selbſt vor Tumulten ſcheute das Volk nicht zurück; ſie wurden leicht gefährlich und zerſtörend, weil ein beliebtes Mittel des Aufruhrs das Anlegen von Feuersbrünſten war. Auch bei dem Sturz, der Einſetzung und Anerkennung von Kaiſern konnte der Wille des Stadtvolkes einflußreich ſein. Konſtantinopel bedeutete für das Reich nicht alles, wie einſt Rom, aber ſehr viel, und die Kaiſer ſahen ſich oftmals durch die Rückſicht auf die Hauptſtadt im Böſen, freilich auch im Guten gehemmt.

Der Abſolutismus hatte überhaupt ſeine Schranken. Der Kaiſer beſaß alle Gewalt in Krieg und Frieden. Sein Wille hatte Geſetzeskraft, er war das lebendige Geſetz, ſelbſt von den Geſetzen entbunden. Wie die Kaiſer neue Geſetze geben und die von den Vorgängern erlaſſenen aufheben oder verändern konnten, ſtand ihnen zu, die vorhandenen auszulegen.

Die mystische Richtung, die in der Religion und in der gesamten Lebensauffassung durchgedrungen war, umgab auch das Herrschertum mit weihevollem, über das Menschliche hebendem Schimmer. Der Kaiser galt zwar nicht mehr als Gott, wie die alten Cäsaren, aber als ein von Gott der Welt wie die Apostel gesandtes und in die Herrschaft eingesetztes Wesen, als das Abbild Gottes. Man warf sich vor ihm in den Staub, wie vor Gott. Alles, was mit seiner Person in unmittelbarer Beziehung stand, war geheiligt, sogar die für seinen ausschließlichen Gebrauch vorbehaltene rote Tinte, mit der er seinen Namen unterschrieb.

Aber der Rechtsidee nach war der Kaiser nur der wechselnde oberste Leiter des Staates. In den Rechtssatzungen wird ausgesprochen, daß das Volk dem antretenden Kaiser gleichsam durch Gesetz alles Imperium und jede Gewalt übertrüge. Solange die Gesetze in Kraft standen, war auch der Kaiser an sie gebunden, es herrschte kein lediglich auf der Laune des Herrschers beruhender Despotismus.

Am meisten hatten die Höchstgestellten die Machtvollkommenheit der Kaiser zu fürchten. Hinter den Ehren, die sie genossen, den Reichtümern, die sie in Fülle erwarben, lauerten verborgene Schlingen. Sie hingen gänzlich von dem Herrn ab, ein Wort stürzte sie in Niedrigkeit oder brachte sie in verderbendrohende Untersuchung. Der nimmer ruhende Argwohn gegen beliebte und gefeierte Staatsmänner und Feldherren hat vielen zum Unheil gereicht; bei anderen wechselte das Geschick nach Gunst und Glück. Sollte einer unschädlich gemacht werden, ohne daß es ihm an Leben oder Freiheit ging, wurde er wohl genötigt, in den geistlichen Stand zu treten. Auch Einziehungen der Vermögen bedrohten den Verdächtigen oder Schuldigen.

Eine so unbegrenzte Machtvollkommenheit und fast überirdische Stellung verführt leicht zum Mißbrauch. Dennoch, wenn man die lange Liste der byzantinischen Kaiser übersieht, findet sich keiner, der des sprichwörtlichen Cäsarenwahnsinns geziehen werden könnte, außer etwa Justinian II. Im Gegenteil, obgleich wie überall auch schlechte Regenten zum Throne gelangten, der überwiegenden Zahl dieser Kaiser darf das Zeugnis nicht versagt werden, daß sie redlich ihre Pflicht erfüllten oder wenigstens zu erfüllen suchten. Den einen gelang es natürlich besser wie anderen, doch vielen vortrefflich. Die

groben Fehler der Vorzeit, wüſte Schwelgerei und ſinnliche Ausſchweifung ſind ſelten bemerkbar, und andere Anſtöße, die wir wahrnehmen, hingen mit den Staatszuſtänden zuſammen, deren Uebermacht auch die Kaiſer nicht ausweichen konnten. Neben den wenigen Schwächlingen, die das Diadem trugen, ſtehen viele kraftvolle Männer, tapfere Kriegsfürſten und ſorgliche Ordner. Auch unter den Heerführern und Staatsmännern ragen genug bedeutende Perſönlichkeiten hervor; es wäre thöricht zu meinen, daß Byzanz nur erbärmlichen Eunuchen zu gehorchen hatte. Der Staat ſtieg wohl auf und nieder, wie das jedem beſchieden iſt, doch ſtets entging er ſcheinbar unrettbarem Verderben, bis ſpät ſeine letzte Stunde nach langen, verzweifelten Kämpfen ſchlug.

In den gleichzeitigen Geſchichtserzählungen findet man freilich harten Tadel und verwerfende Urteile über viele Kaiſer. Doch die Geſchichtsſchreibung pflegt Uebelſtände und Unglück mehr hervorzuheben als günſtige Ruhezeiten. Außerdem kommt für Byzanz noch ein beſonderer Umſtand in Betracht. Am ſchärfſten wurde über Kaiſer zu Gericht geſeſſen, welche der Orthodoxie nicht gefielen, weil kirchlicher Haß die Augen mehr als irgend eine andere Leidenſchaft verblendet. Allerdings war es nicht immer alleiniges Verdienſt der Kaiſer, wenn die verderblichen Folgen des Abſolutismus gemildert wurden, denn die allgewaltigen Herren des Reiches und aller Unterthanen mußten ihrem Willen oder ihrer Laune Zügel anlegen, und nicht die Hauptſtadt allein war es, die ihnen Zurückhaltung auferlegte. Neben der Kirche, von der noch zu reden iſt, fielen die feſtgeregelten Staatsverhältniſſe gegen Abweichungen von dem angemeſſenen Gange ſchwer ins Gewicht. Alle anderen Volks- und Staatengebilde der Zeit ſchwankten unfertig zwiſchen Auflöſung des Alten und Bildung des Neuen, die Verfaſſung von Byzanz allein ſtand die ganzen Jahrhunderte feſt und ehern da wie ein mechaniſches Kunſtwerk, und ein allzu ſtarker Eingriff in das Räderwerk verbot ſich von ſelbſt.

Der Beamtenſtand war eine einheitlich geſchloſſene bureaukratiſche Klaſſe mit ſtrenger Abſtufung von oben nach unten. Militäriſche und bürgerliche Verwaltung waren voneinander geſchieden. Eine gute Schulung und vorſchriftsmäßige, mit vielem Schreibwerk verbundene Ausübung des Amtes gaben Sicherheit und Stetigkeit, und auf der Thätigkeit der Be-

amten beruhte die ganze Reichsmaschine. Allerdings schädigte die Unsitte des Aemterverkaufs, die nie ganz schwand, die Tüchtigkeit der Verwaltung, und oft unterlagen Beamte, deren Einkommen zum größeren Teil in Naturaleinkünften bestand, der Versuchung, ihre Stellung auf Kosten der Unterthanen nutzbar zu machen. Die Klagen hörten nie auf und die Beamten galten immer als Volksgeißeln. Vorsorgliche Kaiser bemühten sich um den nötigen Schutz; eine besondere Klasse von Defensoren sollte die Interessen der Ortseinwohner wahrnehmen, und auch die Bischöfe hatten ein Einspruchsrecht.

Wie die Verwaltung ihre unumstößlichen Normen hatte, folgte das Recht den alten, nach Bedürfnis ergänzten und genau gefaßten, oft trefflichen Gesetzen. Die Rechtsgelehrten empfingen in vier Studienjahren einen sorgfältigen Unterricht durch öffentliche, staatlich angestellte Lehrer. Nach einem Niedergange der Rechtsgelehrsamkeit kam im sechsten Jahrhundert wieder ein Aufschwung, da das Verständnis für die Bedeutung des Rechts nicht verloren wurde. Die Rechtsprechung war zwar nicht unabhängig, aber doch im stande, Ausschreitungen der Beamten zu bestrafen, und die oberste Gewalt vermied gern, geradezu ungesetzlich zu verfahren. Die Gesetzgebung versagte zu keiner Zeit gänzlich; mehrere Kaiser haben redlich gestrebt, Mißbräuche abzustellen und haltlos gewordene Zustände zu verbessern. Der Erfolg entsprach freilich nicht immer dem guten Willen.

Den festesten Angelpunkt des Staatswesens bildeten die Finanzen. Die byzantinischen Goldstücke gingen durch die ganze Welt als internationale Handelsmünze, weil Gewicht und Feingehalt auf Grund der Konstantinischen Reform zu Ende des vierten Jahrhunderts festgestellt, bis zum lateinischen Kaisertum innegehalten wurden. Die Silbermünzen und die am meisten im Umlauf befindlichen Kupfermünzen unterlagen dagegen öfterer Verschlechterung und alle Geldstücke zeigen einen traurigen Verfall des Stempelschnittes.

Das byzantinische Reich bewahrte die Geldwirtschaft, die im Abendlande fast ganz verfiel, und gerade sie ist als die hauptsächlichste Erhalterin des öffentlichen Gemeinwesens zu betrachten. Nur durch sie wurde es möglich, den wahrhaft riesigen Forderungen, welche die Kriege und die auswärtige Politik fortwährend stellten, gerecht zu werden und das Reich

gegen die ungezählten Angriffe von außen her zu verteidigen. Die drückenden Naturallieferungen an die Staatsmagazine, die Annona, wurden weiter entrichtet, doch gliederten sie sich dem Geldsystem ein. Die Staatswirtschaft mußte darum in erster Stelle auf hohe Erträge sehen und die Kräfte der Bevölkerung übermäßig anstrengen. Der Staat ging allen Rücksichten vor und betrachtete Besitz und Erwerb der Unterthanen als ihm nach Bedürfnis frei zur Verfügung stehend. Die Hauptsache blieb die altrömische Grund- und Gewerbesteuer; die Kopfsteuer der geringeren Bevölkerung fiel allmählich weg.

Ein beträchtlicher Teil des Bodens war im Besitze der Kaiser, des Fiskus, der Kirche und der Großgrundbesitzer. Die Grundsteuer wurde weiter gemäß genauer, von Zeit zu Zeit durch die Behörden geprüfter und berichtigter Kataster von allem Grundeigentum, auch dem kaiserlichen und kirchlichen, erhoben. Sie lastete furchtbar schwer, und der Druck wurde durch nicht seltene außerordentliche Erhöhungen gesteigert. Daher trieb sie die Bewohner ganzer Gebiete, besonders solcher, welche verwüstenden Einfällen der Barbaren ausgesetzt waren, zur Verzweiflung, und die Leute zogen vor, ihre Besitzungen aufzugeben; viele drängten sich in die Städte.

Da der Regierung alles daran lag, das Land möglichst bebaut und dadurch steuerbar zu erhalten, wurden Oedländereien geradezu zwangsweise mit der Verpflichtung, die Staatssteuern zu entrichten, anderen Eigentümern zugeschlagen. Die Maßregel konnte nur übel wirken. Der vom alten Reich ererbte Grundsatz, daß alle Teilbesitzer für den Steuerbetrag der gesamten Gemeindeflur aufkommen mußten, führte dazu, daß Grundstücke nur an Gemeindeangehörige verkauft werden konnten. Dadurch wurde die Gebundenheit vermehrt, wie auch anderweitig die freie Verfügung über ländliches Eigentum beschränkt war. Die Gesetzgebung strebte überhaupt danach, die ackerbauende Bevölkerung, die freie und unfreie, dauernd an ihren Beruf zu binden. Neben zahlreichen Freibauern bestanden mehrere Arten abhängiger Bauern, die freien Kleinpächter, die Kolonen und die vermögenslosen, auf dem staatlichen, dem kaiserlichen und dem großherrlichen Grundbesitz fest angesiedelten Adskripticien. Persönlich frei, waren sie an die Scholle gefesselt, bei der sie strenge Gesetze hielten; flüchtige mußten zurückgeführt werden.

Obgleich Sklavenhandel mit Kriegsgefangenen nach auswärts in lebhaftem Gange blieb, hörte die Sklaverei auf dem Lande ziemlich auf, indem die schon früher begonnene Annäherung an die unfreien Bauern fortschritt und gesetzlich gefördert wurde. Schon seit der ersten Kaiserzeit war die Gesetzgebung gegen die unmenschliche Behandlung der Sklaven eingeschritten; Justinian erklärte die persönliche Freiheit als natürlichen Zustand und erlaubte den Sklaven, selbst vor Gericht zu erscheinen. Die Regierung bot alles auf, den Ackerbau zu erhalten, aber wohlmeinende Bestrebungen durchkreuzte immer die harte Notwendigkeit, Geld für den Staatsschatz zu erhalten. Der Landmann blieb Lasttier, und die Landbevölkerung verminderte sich deswegen. Das Unglück wollte, daß nur selten ruhige Zeiten einige Erholung von den übermäßigen Anstrengungen brachten.

Neben den unmittelbaren Abgaben spielten die mittelbaren, wie Zölle und Hafengefälle, eine sehr große Rolle; die Monopole und Regalien wurden noch vermehrt. Manche Kaiser wußten durch Beschlagnahme der Vermögen Reicher oder Emporgekommener unter irgend welchen Vorwänden den Staatsschatz zu füllen oder zogen den Besitz von Körperschaften oder Stiftungen ein oder erzwangen Anleihen. Andere suchten dann wieder zu mildern, gewährten Steuererlässe und Erleichterungen, auch belangreiche Unterstützungen nach schweren Heimsuchungen, aus wohlwollendem Verständnis wie aus Furcht vor Unruhen.

Im allgemeinen war die Regierung sorglich bedacht, neue Einnahmequellen durch die Begünstigung des Handels und der Industrie zu eröffnen.

Wie früher, wohnte ein großer Teil der Bevölkerung in den Städten, so daß in dieser Hinsicht sich das Wesen des Reiches wenig änderte. Zur Zeit Justinians hat man fast tausend Städte im Reiche gezählt. Die alte Kurialverfassung wurde Ende des fünften Jahrhunderts abgeschafft; besondere Beamte, auch sie meist arg verrufen, besorgten die Steuererhebung. Den Städten blieb nur ein beschränktes Maß von Selbstverwaltung, und Lasten hatten sie genug zu tragen. Neben Konstantinopel gab es viele große und reiche Städte. In ihnen wogte das Leben ähnlich wie in der Hauptstadt, dasselbe Parteitreiben rief dieselben Erscheinungen hervor.

Das betriebreiche Alexandria, das leichtſinnige Antiochia waren berüchtigt durch häufige Tumulte aus geringfügigen Veranlaſſungen. In Europa erfreute ſich das ſtark von Juden bewohnte Theſſalonich weit ausgedehnten Handels. Ein merkwürdiges Beiſpiel von der friſchen Entfaltung antiken Bürgerſinnes gab die blühende Stadt Cherſon auf der Tauriſchen Halbinſel in der Nähe des heutigen Sebaſtopol. Es war überhaupt nicht ſelten, daß in kriegeriſchen Zeiten die Bürgerſchaften mannhaft an der Verteidigung ihrer Stadt teilnahmen, während von ſelbſtändiger Widerſtandskraft auf dem flachen Lande wenig zu merken iſt.

Seit dem Falle des Weſtens war das öſtliche Reich der alleinige Inhaber des Welthandels.

Handelswege und Handelsplätze in dieſen Gegenden hatten ſich ſeit dem Altertum nicht geändert. Wie vordem lieferten die Erzeugniſſe Indiens und Chinas die Hauptmaſſe für den Handel, namentlich die aus letzterem Reiche ſtammende Seide machte einen Artikel allererſten Ranges aus. Den Handel damit beherrſchten die Perſer, welche die Seide unmittelbar in den indiſchen Häfen kauften. Die Waren gingen von Indien meiſt den Seeweg nach dem Arabiſchen Meerbuſen, dann entweder den Tigris hinauf nach Kteſiphon, oder auf dem Euphrat durch das Land von Hira. Auch Abeſſinien nahm an dem indiſchen Handel ſtarken Anteil; griechiſche Schiffe durchfuhren ebenfalls das Rote Meer und landeten dann in den nördlichen Häfen von Klisma und Aila. Der Ausfuhr nach dem Weſten, der jetzt freilich bei weitem nicht mehr ſo aufnahme- und kaufkräftig war wie vordem, hatten ſich hauptſächlich die Syrer bemächtigt. Im Norden war Cherſon der große Verfrachtungsplatz zu den Barbaren.

Das byzantiniſche Reich hat dem Handel, da ſeine Finanzwirtſchaft ſtark von ihm abhing, die größte Aufmerkſamkeit gewidmet; war es doch am Mittelmeer und nach dem Norden hin die einzige handeltreibende Macht. Daher ſpielte der Handel in der äußeren Politik eine überaus wichtige Rolle. An erſter Stelle kam da Perſien in Betracht. Die Beziehungen waren aufs genaueſte geregelt; die Straßen, welche die Kaufleute zu benutzen hatten, die Städte an den Grenzen, in denen der Umſchlag geſchah, ſeine Art und Weiſe unterlagen eingehenden Beſtimmungen.

Auch die hochbedeutende Industrie bot dem Handel reichen Gewinn. Bis zu den barbarischen Völkern Europas gingen kunstreiche Webereien, Waffen, Schmuck, Elfenbeinarbeiten, Gerät für weltliche Lust und kirchliche Andacht. Byzantinische Münzen werden bis nach dem hohen Norden hinauf gefunden, als Zeugen der weittragenden Absatzverbindungen.

Die Staatseinnahmen dienten außer dem großen Bedarfe des Hofes hauptsächlich der hohen Politik und dem Kriege. Das ringsum von Feinden umgebene Reich war oft nicht in der Lage, nach mehreren Richtungen hin gleichzeitig die Waffen zu führen, oder der Erfolg schien den Aufwand nicht zu lohnen. Die Regierung erachtete es daher nicht für schimpflich, unter Umständen Frieden zu erkaufen und selbst eine Art Tributpflicht auf sich zu nehmen. Große Summen flossen den barbarischen Stämmen zu, um sie in Ruhe zu erhalten oder ihre Bundesgenossenschaft zu gewinnen oder sie, wie die von Altrom ererbte Staatskunst lehrte, auf einander zu hetzen. Namentlich gegen den in steter Gärung befindlichen Norden brachte man dieses Verfahren in Anwendung. Es hatte seine mißlichen Seiten. Denn oft nahmen die Barbaren das Geld, ohne die eingegangene Verpflichtung zu erfüllen; der unersättliche Wunsch nach leichtem Gewinn reizte sie zu neuen Drohungen. Indem Byzanz die Völker in Kriege untereinander verwickelte, übte es eine Auslese der Stärkeren, die schwer heimkommen konnte. Das Reich sah als seine gefährlichsten Feinde dieselben an, welche schon Konstantin so angeschlagen hatte, die Neuperser, und stellte darum die Verteidigung der asiatischen Besitzungen in den Vordergrund. Auch der Reichtum und die hohe Entwickelung der Länder, um welche es sich hier handelte, bewogen zum größten Kraftaufwand; die Schwerkraft des Reiches lag durchaus jenseits des Bosporus, wo die große Mehrheit der Bevölkerung wohnte. Im Norden dagegen konnte es genug scheinen, wenn nicht noch mehr verloren ging, und dem dort wimmelnden Raubzeuge gewehrt wurde. Das Reich hatte keinen Ueberschuß an Bevölkerung, den es zur Neubesiedelung hätte abgeben können. Die Erhaltung der Donaugrenze war das höchste Ziel des Ehrgeizes.

Das Kriegswesen bewahrte die überkommenen Vorzüge der Taktik und Technik, die Byzantiner blieben Meister in den Künsten, welche den Kampf unterstützen, die Verteidigung er-

leichtern und feindliche Angriffe abwehren, und waren darin allen Gegnern überlegen. Auf Belagerung von Städten, Herſtellung und Anwendung von Maſchinen und Wurfgeſchoſſen, Anlage von Befeſtigungen verſtanden ſich ihre Ingenieure vortrefflich. Der Feſtungsbau bildete einen hauptſächlichen Teil der ſtändigen Kriegsrüſtung. Bewaffnung und Ausrüſtung der Soldaten waren tüchtig und zweckentſprechend; mächtige Arſenale erhielten die Kriegsbereitſchaft. Eine wichtige Rolle ſpielte der Bogen, der von den meiſten Truppenkörpern zu Pferde und zu Fuß als Nebenwaffe geführt wurde. Die wichtigſte und angeſehenſte Truppengattung, der immer der Hauptteil des Kampfes zufiel, war die von Kopf bis zu Fuß ſchwergepanzerte Reiterei, die Kataphrakten; das mit ſtarken Schilden verſehene Fußvolk kam erſt in zweiter Stelle in Betracht. Die Ausbildung und Einübung geſchah mit großer Sorgfalt; die Zucht war ſtreng und meiſt durchgreifend und die Wirkſamkeit eines Corpsgeiſtes im Heere iſt nicht zu verkennen.

Die Truppen beſtanden teils aus Heimiſchen, teils aus Fremden. Die Aushebung ſchonte das Land, um nicht den Ackerbau zu ſchädigen, kein Grundſteuerzahler war heerpflichtig; doch gab es zahlreiche Soldgüter durch das ganze Reich, auf denen erbliche Dienſtpflicht lag. Die tüchtigſten Mannſchaften ſtellten rauhe Gebirgsländer, die Hauptmaſſe der Truppen lieferten die nach alter Weiſe in den Grenzländern angeſiedelten barbariſchen Stämme. Auch Landmilizen wurden in den Provinzen aufgeboten. Die Seemannſchaft, die ſich meiſt in den Hafenſtädten rekrutierte, beſtand aus Griechen, aber die Flotten wechſelten ſehr an Größe; in Notfällen wurden ſie in beträchtlichem Umfange raſch geſchaffen, aber oft wieder aufgegeben oder dem Verfall überlaſſen. Die Kriegsſchiffe, die Dromonen, waren Schnellſegler und außerdem mit Ruderern verſehen. Auch Kauffahrteiſchiffe mußten Truppenſendungen und anderen Regierungszwecken eingeräumt werden.

Unaufhörlich ſtrömten in den byzantiniſchen Dienſt die Söhne fremder barbariſcher Völker aus Europa und Aſien: Germanen, Slaven, Hunnen, Armenier, Iſaurer, Perſer, Araber, die man Sarazenen nannte; in dem Wechſel der hauptſächlichen Zuflußquellen die vielen Jahrhunderte hindurch zeigt ſich der Wandel der Weltgeſchichte. Die Söldner bil-

deten meist ihrer Abkunft nach besondere Truppenkörper, welche die ihnen eigentümliche Bewaffnung und Fechtweise beibehielten, doch im übrigen sich den allgemeinen Heereseinrichtungen fügen mußten. Gerade sie stellten oft die beste Kraft der Heere dar. Die Regimenter lagen kaserniert in den großen Städten und den Festungen.

Heere von solcher Beschaffenheit haben ihre bedenklichen Seiten. Der schlecht bezahlte Söldner wird unzuverlässig und unbotmäßig oder läuft zum Feinde über, und die Persönlichkeit des Feldherrn trägt das Ganze; versagt er, tritt leicht ein Zusammenbruch ein. Derartige Fälle sind vorgekommen, doch im ganzen bewährten sich die byzantinischen Heere besonders im offenen Felde und verrichteten Kriegsthaten, der altrömischen Ueberlieferung würdig. Noch immer gab der Heerdienst tapferen Männern auch geringer Geburt und fremder Herkunft die Gelegenheit emporzukommen und erhielt dadurch einen tüchtigen Offizierstand.

Westrom war erlegen, weil die Heerführer alle Gewalt an sich rissen, und diese Gefahr schwebte auch eine Zeitlang über dem Osten. Aber es gelang, ihr auszuweichen. Leo I. ließ 471 den mächtigen Heermeister, den Alanen Aspar, dessen Stellung der seines weströmischen Zeitgenossen, des Ricimer, glich, und dem der Kaiser die Regierung verdankte, ermorden, und der Abzug der Ostgoten nach Italien entfernte die gefährlichsten germanischen Nachbarn. Die Gepiden erlagen später den Langobarden und als diese ihren Marsch über die Alpen antraten, verschwanden die Germanen von der Balkanhalbinsel und deren nördlichen Grenzen. Der Zufluß aus den germanischen Stämmen der Völkerwanderung hörte auf. Erst später drängten sich wiederum Germanen aus Skandinavien, die Waräger, scharenweis in den byzantinischen Sold, als unvergleichliche, aber dem Staate ungefährliche Streiter stets willkommen geheißen.

Die wichtigsten Truppen kamen fortan aus Isaurien, einem wilden Berglande im südlichen Kleinasien, dessen kriegerische Bewohner schon den Römern ernstlich zu schaffen gemacht hatten. Die zahllosen Söldner, die Byzanz in seine Reihen aufnahm, verrichteten ihre Dienste, zu denen sie geworben waren, und hatten nicht das Zeug, sich zu Herren zu machen. Die Trennung in heimische und aus Fremden gebildete Regi-

menter ermöglichte unter Umſtänden, ſie gegenſeitig in Schach zu halten. Die Oberſten warben häufig die Regimenter auf eigene Koſten an und ſtellten ſie dem Kaiſer zur Verfügung; zugleich umgaben ſie ſich mit einer nur ihnen perſönlich verpflichteten Leibgarde.

Die Generäle ſtammten noch oft aus der Fremde, und es iſt bezeichnend, daß die Kaiſer, die dem theodoſianiſchen Geſchlecht folgten, barbariſcher Abkunft waren; aber das Heer war nicht die einzige Macht im Staate. Die Heerführer allein konnten kaum einen Kaiſer machen, ſondern bedurften der Zuſtimmung anderer Parteien und Kräfte. Gelegentliche Empörungen, die freilich vorkamen, wurden ſtets niedergeworfen; nie iſt durch ſie die Einheit des Reiches, wie vordem durch die Soldatenkaiſer, in ernſtliche Frage geſtellt worden. Die Kaiſer ihrerſeits trugen Sorge, daß nicht Feldherren allzu feſt in den Sattel kamen, ſogar mit allzugroßem Mißtrauen, zum Schaden der Kriegsführung.

Die geſamte Geſchichte von Byzanz beruht darauf, daß Staat und Regierung die Macht über das Heer behielten.

Die Vorſtellung: „Byzantinismus“ ſetzt ſich aus politiſchen und kirchlichen Begriffen zuſammen. Unwillkürlich drängt ſich uns auf das Bild einer herrſchſüchtigen, nur um ihre Macht bekümmerten Kirche, welche über dogmatiſchen Streitereien Religion und Menſchlichkeit vernachläſſigt, den Staat zerrüttet. Doch indem ſie gebieten will, wird ſie Dienerin des unbeſchränkten Kaiſertums, denn zum Entgelt für die ihr eingeräumte Gewalt über die Unterthanen läßt ſie ſich zum politiſchen Werkzeug herabwürdigen. Es entſteht der berüchtigte „Cäſaropapismus“, die Verquickung des Kirchlichen mit dem Weltlichen, welche den ſtaatlichen Herrn auch zum geiſtlichen Oberhaupt macht.

Das alles iſt nicht ganz unrichtig. Allein auch hier vollendete ſich nur, was längſt vorbereitet war; die Entwickelung der griechiſchen Kirche war nur die folgerechte Fortſetzung der Zeiten Konſtantins. Als das Chriſtentum ſich durch das Kaiſertum raſchen und vollſtändigen Sieg verleihen ließ und zur Reichskirche wurde, war unvermeidlich, daß es dem Wohlthäter einen gewiſſen Einfluß einräumte, und da die chriſtliche Kirche weiter die Staatsgeſetzgebung für ihre Zwecke in Anſpruch nahm, mußte ſie dafür ſelber Verpflichtungen über-

nehmen. So in das Staatsgefüge hineingesetzt, konnte die Kirche die unliebsame Dankesschuld nur dort abschütteln, wo andere Verhältnisse die Macht des Kaisertums aufhoben, wie im Abendlande. Mit Konstantins Unterstützung hatte die Kirche durch das Nicänische Konzil ihre Einheit durchgesetzt, und sie verlangte von den Nachfolgern deren Bewahrung. Da war selbstverständlich, daß die Kaiser, welche ihre weltliche Gewalt für die Kirche in Thätigkeit setzten, nun auch von ihr Unterordnung forderten. Nur eine Kirche, die vom Staat nichts begehrt, vermag unbeschränkte Selbständigkeit in Anspruch zu nehmen.

Die Begriffe Kirche und Christentum galten als vollkommen identisch, und es schien unumgänglich notwendig, beide in vollster Einheit zu erhalten. Die Welt war noch nicht so weit — und das wurde erst das Ergebnis einer tausendjährigen Weiterbildung — um zu scheiden zwischen Form und Zweck, zwischen Dogma und Sittenlehre, und in den Glaubenssätzen erblickte sie gerade das Wesentliche der Religion. Aber die Geistlichkeit war in diesen Dingen selber uneinig, und hätten die Kaiser ihr vollkommen freie Hand gelassen, so wäre die Kirche einfach zersprengt worden. Die Kaiser beanspruchten nie das Recht, willkürlich von sich aus beliebige Dogmen zu verkünden; die Uebereinstimmung mit der kirchlichen Lehre wurde immer vorausgesetzt, nur daß die Kaiser versuchten, die entstandenen Zweifel zu heben. Sie nahmen ein Entscheidungsrecht in Anspruch, das sie aus ihrem pflicht- und gesetzgemäßen Oberaufsichtsrecht ableiteten. Leicht wird bei Byzanz getadelt, was in anderen Staaten lobenswert erscheint. Dem Cäsaropapismus verdankte die Kirche ihren dauernden Zusammenhang; der Verfall, in den später das Christentum unter dem Islam geriet, zeigt am besten, wie wenig es ohne staatliche Hilfe lebenskräftig war. Da Staat und Kirche zu einer Einrichtung zusammengeflossen waren, mußten die Kaiser, um den ersteren zu erhalten, in den dogmatischen Streit eingreifen. Sie übernahmen dabei oft ein Wagnis. Bei dem Haß der Parteien konnten sie allein eine Vermittelung schaffen, um dem Streit die Spitze abzubrechen, und häufiger, als sie eine bestimmte Richtung begünstigten, verfolgten sie diesen löblichen Zweck. Nur begegnete ihnen dann nicht selten, daß sie erst recht Unwillen von beiden Seiten hervorriefen.

Die Kirche von Oſtrom hatte im fünften Jahrhundert vier Patriarchate: den von Konſtantinopel, der auch Kleinaſien umfaßte und bei weitem der größte war, und die von Antiochia, Alexandria und Jeruſalem. Von dieſen war beſonders Alexandria ſehr ſelbſtbewußt und trotzig. Von den Patriarchen verbreiteten ſich die Staffeln der ſtrenggeordneten Hierarchie über Metropoliten und Biſchöfe nach unten. Die Patriarchen von Konſtantinopel hatten den höchſten Rang inne und in ihrer Hand lag hauptſächlich die Führung der kirchlichen Geſchäfte. Doch hatten ſie keine unumſchränkte Gewalt in geiſtlichen Dingen, ſondern über alle wichtigen Fragen berieten die häufigen großen Kirchenverſammlungen.

Die Patriarchen von Konſtantinopel waren die erſten der Hierarchie, aber Unterthanen wie alle. Daher wurden ſie von den Kaiſern ernannt und mit Ueberreichung des Biſchofſtabes in ihre Würde eingeſetzt, manche auch abgeſetzt. Der Kaiſer gab Beſtimmungen über die Ernennung der Biſchöfe und beſtätigte ſie, traf Verordnungen über die Verhältniſſe der Geiſtlichkeit, über Klöſter, deren Inſaſſen und andere kirchliche Dinge; an ihn legten abgeſetzte Biſchöfe Berufung ein. Die Synoden beſtanden nur durch den kaiſerlichen Willen und hatten von ſich aus keinerlei Kraft: der Herrſcher berief und leitete ſie in Perſon oder durch ſeine Beauftragten, gab ihren Beſchlüſſen durch ſeine Verkündigung Geſetzeskraft. Die Kirche war ein Teil des vom Kaiſer regierten Staates und die kaiſerliche Geſetzgebung nahm die kirchliche in ſich auf, denn neben ihr konnte es keine andere geben. Sie beſtimmte auch genau, unter welchen Verhältniſſen der Eintritt in den geiſtlichen Stand erfolgen durfte, um zu verhindern, daß er ſich auf Koſten des Staates allzuſehr mehrte.

Man darf ſich nicht die Vorſtellung machen, die geſamte Geiſtlichkeit wäre ſtändig nur Sklave des Kaiſers geweſen. Hofeinflüſſen gegenüber haben ſich auch andere Kirchen willfährig gezeigt, und ſo iſt auch in Byzanz Geſinnungsloſigkeit zu finden. Allein oft erhoben Geiſtliche jeden Ranges lebhafteſten Widerſpruch gegen die Kaiſer und die von ihnen veranlaßten Beſchlüſſe oder ausgegangenen Satzungen, ein Widerſpruch, der ſogar grundſätzlichen Charakter annahm, indem er der Regierung überhaupt das Recht beſtritt, ſich in geiſtliche Fragen einzumiſchen. In der Regel lag jedoch die Sache ſo, daß die

siegreiche Partei sehr gern den Staat walten ließ, weil er ihr zu Gunsten war; nur die unterlegenen Richtungen erhoben Einspruch. Gegen die Ketzer wurde die Hilfe des Staates stets als selbstverständlich gefordert. Die Entwickelung, wie sie geworden war, vertrug keine Trennung von Staat und Kirche, und da war immer noch das bessere Verhältnis, daß ersterer in Sachen, die staatliche Bedeutung hatten, den leitenden Einfluß ausübte.

Im übrigen konnten sich Kirche und Geistlichkeit nicht beklagen, da sie größte Rechte besaßen. Vor allem genossen sie als Personen, für ihre Besitzungen und ihre Amtshandlungen den vollen kaiserlichen Schutz. Die Beschlüsse der Konzilien und die dogmatischen Festsetzungen hatten Gesetzeskraft; wer nicht den orthodoxen Glauben bekannte, verging sich gegen den Staat. Gebannte und von der kirchlichen Gemeinschaft Ausgestoßene waren auch vom bürgerlichen Verkehr ausgeschlossen. Die Geistlichen waren befreit von den öffentlichen Lasten, für ihren Besitz entrichteten sie nur die Grundsteuer; daher der große Zudrang zu diesem bevorrechteten Stande.

In kirchlichen Sachen und bürgerlichen Streitigkeiten untereinander standen die Kleriker unter eigener Gerichtsbarkeit, wie die Kirche in Sachen der Sitte und Zucht sehr selbständig war. Ueberhaupt ging das Streben darauf hinaus, den Klerus zu einem abgesonderten Stande zu machen; wer ihm einmal angehört hatte, durfte nicht wieder Laie werden. Die Bischöfe, deren Gewalt über die Priesterschaft, Klöster und Mönche eine sehr große war, besaßen auch die Befugnis, in das weltlich-öffentliche Leben einzugreifen. Ihnen kam die Aufsicht über die Sitten, wie die gesamte Armenpflege, später auch die Rechtsprechung in Ehesachen zu. Von alters her übten sie ein Schiedsrecht in Streitsachen der Laien aus; allmählich gewannen sie eine Oberaufsicht über die gesamte Verwaltung und Einfluß auf die Wahl und Bestellung der Orts- und Provinzialbehörden. Die Kirchen hatten ein sehr umfangreiches, gesetzlich anerkanntes Asylrecht, und die kirchliche Buße konnte dann an Stelle der weltlichen Strafe treten. Die Geistlichkeit wurde allmählich ganz von der weltlichen Gerichtsbarkeit befreit. Der Staat durfte sie wie seine Diener betrachten, aber immer war möglich, daß diese mächtige Körperschaft die Oberhand beanspruchte oder wenigstens einem nicht genehmen Kaiser Wider-

ſtand leiſtete. Daher gehörte die Kirche in erſter Stelle zu den Kräften im Reich, welche den Abſolutismus und die Willkür der Beamten zu hemmen vermochten, und ſie hat unzweifelhaft manchen Dank durch mutiges Auftreten verdient und ſich dadurch dem Volke wert gemacht.

Nachdem einmal der Verſuch angeſtellt war, feſte Dogmen über das Weſen Gottes und die Menſchwerdung des Sohnes Gottes zu ſchaffen, kam eine Schwierigkeit nach der anderen; die theologiſche Gelehrſamkeit vertiefte ſich fortgeſetzt in feinſte Spekulationen. Daneben ging das Beſtreben, Ueberſinnliches durch den menſchlichen Begriffen angemeſſene Vorſtellungen zu verſinnlichen. Der Zweck war ja, eine möglichſt reine Kirchenlehre zu ſchaffen und damit Gott recht zu dienen; eine falſche Auffaſſung der Gottheit galt für Gotteslästerung. Inſofern fehlte auch hier nicht ein idealer Gedanke. Wie konnte man auf ein ſeliges Jenſeits ohne den rechten Glauben hoffen? In dieſem Entwickelungsſtadium der Religion war der Dogmatismus eine logiſche Notwendigkeit! Dieſer Prozeß der Begriffsſcheidung verleitete jedoch zum religiöſen Fanatismus, und über der Natur Chriſti vergaß man ſeine Lehren. Die Leidenſchaft der Geiſtlichkeit, die gelegentlich zum rohen Ausdruck kam, griff über in die unteren Volkskreiſe, und das iſt eine der Eigentümlichkeiten der Zeit. So ſehr es uns befremden mag, daß Ungebildete ſich für dogmatiſche Spitzfindigkeiten, deren gelehrte Begründung ſie unmöglich verſtehen konnten, mit höchſtem Eifer begeiſterten, man darf daraus ſchließen, daß die Bevölkerung nicht ganz in ödem Stumpfſinn dahinlebte. Die Kirche überwog alle anderen Intereſſen; ſelbſt das politiſche Leben ſuchte in ihren Fragen Geſtaltung. Ein in ſeiner Art bewunderungswürdiger Scharfſinn und die höchſte Zuſpitzung dialektiſcher Kunſt ſind aufgeboten worden, doch es hätte wenig Zweck, den dogmatiſchen Einzelheiten nachzugehen; nur ihre Wirkung und ihr Ergebnis ſind beachtenswert.

Der Patriarch Neſtorius von Konſtantinopel nahm Anſtoß an der für Maria als Mutter Chriſti gebrauchten Bezeichnung „Gottesgebärerin“. Eine von Kaiſer Theodoſius II. nach Epheſus 431 berufene Reichsſynode entſchied, ohne die Ankunft ſeiner Anhänger abzuwarten, in überſtürzter Haſt gegen den Patriarchen; er wurde ſeiner Würde beraubt und ſtarb in der Verbannung eines kläglichen Todes. Die Folge

war, daß die Kirche in Persien, die für Nestorius Partei nahm, sich von der Reichskirche lossagte.

Gleich darauf entbrannte nicht minder wütender Streit um die Naturen in Christus. Die Synode in Chalcedon 451 unter Kaiser Marcian fällte gleichfalls mit Vergewaltigung der entgegenstehenden Meinungen den Spruch: Christus eine Person in zwei Naturen. Dieser Beschluß gereichte der morgenländischen Kirche zum Unheil, das nie überwunden wurde. Aegypten und Syrien entschieden sich leidenschaftlich für nur eine Natur in Christus, die Mensch gewordene göttliche, und machten die monophysitische Lehre zum Hauptpunkt ihres dogmatischen Systems. Aufstände brachen aus und die Bemühungen des Kaisers Zeno, zu vermitteln, goßen nur Oel ins Feuer. Als seine Nachfolger wieder feindlich gegen die Monophysiten vorgingen, war die Zerklüftung gegeben. Die christliche Kirche in dem Perserreich und weiter nach Osten bekannte sich zum Nestorianismus, Armenien, Syrien und Aegypten huldigten dem Monophysitismus. „Syrer" wurde Schimpfwort, gleichbedeutend für „Ketzer". Die dogmatische Trennung begann sich zur nationalen zu vertiefen.

Wie sich die Kirche zur mystischen Kultusanstalt entwickelte, verfolgte das Mönchstum die Aufgabe der mystischen Vollendung in Beschauung und Büßung. In den Klöstern nahm ein fast ununterbrochener Gottesdienst, der in der Liturgie die reine dogmatische Lehre darstellte, die meisten Kräfte in Anspruch, zuweilen steigerte sich die Mißhandlung des Körpers zur Empfindungslosigkeit. Die große Zahl der Mönche trieb natürlich ihre Beschäftigung handwerksmäßig, und die Klöster waren vielgesuchte Zufluchtsstätten in einem drangsalsreichen Leben oder bequeme Schutzwehren gegen die Anforderungen des Staates, doch erzeugte der Stand auch viele gelehrte Männer. Freilich die theologische Wissenschaft hatte ihren Höhepunkt überschritten und zehrte nur noch von der großen Vergangenheit.

Obgleich die Kirche wahrscheinlich die besten Kräfte an sich zog, ist im Ostreiche nie der Zustand eingetreten, der später jahrhundertelang im Abendlande herrschte, daß alles litterarische Wissen und Können bei der Geistlichkeit lag, die Laien nur die Waffen oder den Pflug, doch nicht die Feder handhabten. Im Orient bewahrte ein gebildeter höherer Stand das Interesse für geistige Dinge, und der Mittelstand war des Schreibens

und Lesens kundig; die Beamten führten ohnehin ihr Dasein meist in den Schreibstuben. Daher vermochte die Geistlichkeit nicht die Seele des Staatskörpers zu werden, und das Laientum behauptete Regierung und Verwaltung als sein Recht. Obgleich die kirchlichen Ideen die Litteratur durchdrangen, brauchten die weltlichen Richtungen, durch die Beziehung zum öffentlichen Leben erhalten und gefördert, nicht unterzugehen. Schon deshalb ragt die byzantinische Litteratur über die rein mönchische des übrigen Europa empor. Die Persönlichkeit der Schriftsteller ging nicht unbeachtet unter im engen Klosterkreise, sondern bewahrte ihre freilich selten scharf ausgeprägte Individualität. Insbesondere die Geschichtsschreibung verflüchtigte sich nicht zur einförmig öden Verzeichnung einzelner Thatsachen; sie gibt von Menschen und Verhältnissen mehr als leere Schattenbilder. Vor allem blieb ihr der große Hintergrund der Staats- und Weltgeschichte. Der neue Mittelpunkt Konstantinopel hatte dem griechischen Schrifttum Stolz und Selbstbewußtsein gegeben, und auch in der trüben Uebergangszeit des fünften Jahrhunderts feierte es nicht. Die Dichtung, kirchlich, phantastisch und mythologisch, die Geschichte und Geographie, die sammelnde Grammatik und Rhetorik fanden strebsame Pfleger. Bis in das siebente Jahrhundert wirkte unmittelbar in den Schriftwerken die Antike nach und erzeugte selbst eine späte Nachblüte, von der der Geschichtsschreibung die reichsten Blätter zufallen.

Zwölfter Abschnitt.

Das Zeitalter Justinians.

Zu seinem Unglück blieb das Reich in der Art der Thronbesetzung das alte. Oefters bestimmte der regierende Kaiser den Nachfolger. Das Recht der Erblichkeit, sogar im weitesten Maße durch Vermittelung von weiblicher Seite, wie durch Heirat von Kaiserwitwen oder Kaisertöchtern, oder nur Vetterschaft, wurde nicht bestritten, aber die Verhältnisse fügten es,

daß manchmal längere Zeit keine Vererbung möglich war. In jedem Falle mußte indessen ein Akt, welcher die Regierungsrechte erteilte, vorhergehen; eine selbstverständliche und gesetzlich geordnete Thronfolge, wie in erblichen Monarchien, bestand nicht zu Recht. Man sprach daher geradezu von Uebertragung der Herrschaft durch Wahl, obgleich keine bestimmte Form für eine solche bestand, sondern die jeweiligen Verhältnisse entschieden; im allgemeinen hielt man die Uebereinstimmung von Senat und Heer für erforderlich. Ein großer, indessen nicht allein ausschlaggebender Einfluß fiel dabei dem Befehlshaber der Garden in Konstantinopel zu, manchmal auch dem Patriarchen; gelegentlich waren es nur wenige Personen, welche die Kaiserkrone antrugen. Das Recht daran beruhte auf der Macht. So blieb hier zum größten Schaden ein wunder Fleck in der Staatsverfassung.

Auf Arcadius, dessen Regierung die Angriffe der Westgoten unter Alarich und der Ostgoten zu einer unruhigen machten, folgte 408 sein milder und frommer Sohn Theodosius II., der „Kalligraph" genannt. Voll Interesse für die Wissenschaften, aber zum Herrschen wenig geschaffen, überließ er die Regierung seiner mit dem Titel einer Augusta ausgezeichneten Schwester Pulcheria, einer herben, sittenstrengen, frömmelnden Dame, die nonnenhaft verschmähte, in den Ehestand zu treten. Sie vermählte ihren Bruder mit der lieblichen, hochgebildeten Tochter des heidnischen Philosophen Leontius aus Athen. Christin geworden, nahm Athenais den Namen Eudocia an und wandte später ihre dichterische Begabung religiösen Stoffen zu, nachdem sie wegen angeblicher strafbarer Neigung zu einem Hofmann verbannt worden war. Sie gebar ihrem Gemahl eine Tochter Eudoxia, deren traurige Schicksale wir kennen. Sie heiratete den nichtswürdigen Kaiser Valentinian III. und mußte dann gezwungen seinem Mörder, dem Kaiser Maximus, die Hand reichen. Genserich führte sie darauf nebst ihren zwei Töchtern als Gefangene nach Karthago. Die eine wurde vermählt mit dem Sohn des Vandalenkönigs; erst nach langen Jahren konnten die drei Frauen nach Konstantinopel zurückkehren.

Theodosius gründete die Universität in Konstantinopel, um das heidnisch gesinnte Athen zurückzudrängen, und ließ eine große Sammlung der kaiserlichen Konstitutionen, den

Codex Theodoſianus, anlegen. In dem Neſtorianiſchen Streite ſetzte zwar die Regierung ihren Willen durch, aber die üblen Folgen ſahen wir bereits.

Da Theodoſius keine männlichen Nachkommen hinterließ, erhob 450 Pulcheria, ohne die Anrechte Valentinians zu beachten, durch ihre Hand den tüchtigen Marcianus zum Throngenoſſen, der nach ihrem Tode allein herrſchte. Er hatte ſich im Kampf gegen Attila Verdienſte erworben, und deſſen Abzug nach Weſten war für das Reich eine große Wohlthat. Um mehr Legitimität zu erwerben, ließ ſich Marcianus von dem Patriarchen feierlich mit dem Diadem ſchmücken. So kam die im alten Reiche unbekannte Krönung durch geiſtliche Hand auf und miſchte der weltlichen Macht die kirchliche Weihe als ſtändige Gewohnheit bei, doch war die Krönung nicht unbedingt erforderlich und der Patriarch vollzog ſie nur als ein ihm zuſtehendes Staatsrecht. Später im Abendland nachgeahmt, wirkte dort dieſe Zeremonie auf die Entwickelung der kirchlich-politiſchen Ideen mächtig ein.

Nach dem Hingange des Marcianus 457 machte der Heerführer Aſpar ſeinen bisherigen Untergebenen, den Thracier Leo I. durch die Leibwache und den fügſamen Senat zum Kaiſer. Er empfing dafür ſchlechten Lohn, denn Leo, auf andere Söldnerhaufen geſtützt, ließ 471 Aſpar töten, eine Blutthat, die die Befreiung des Kaiſertums von der Gewalt der fremden Machthaber bedeutete.

Leo I. hatte ſeine Tochter Ariadne einem Iſaurer, der ihm bei der Beſeitigung Aſpars half, zur Gattin gegeben und ihr Sohn Leo II. folgte 474. Der Jüngling ernannte den barbariſchen Vater, der den Namen Zeno annahm, zum Mitregenten und ſtarb bald darauf. Die Witwe Leos I., Verina, nahm jedoch den Thron als ihr Recht in Anſpruch und ließ durch den Senat ihren Bruder Baſiliscus darauf ſetzen. Bald kehrte Zeno, der in ſeine iſauriſche Heimat entflohen war, zurück, ſtürzte den ſeiner kirchlichen Haltung wegen unbeliebten Gegner und behauptete ſich gegen Empörungen bis zu ſeinem Tode 491. Zenos Witwe, den Bruder ihres Gatten verſchmähend, erkor Anaſtaſius I., einen wackeren, ſittenſtrengen Mann, dem ſie die Zuſtimmung des Senates, der Truppen und der Geiſtlichkeit verſchaffte. Die entvölkerte Hämushalbinſel litt unter ihm ſchwer durch Einfälle der Slaven und

Bulgaren, gegen die er die Hauptſtadt durch ſeinen gewaltigen Mauerbau ſchützte. Mild und ſparſam, erleichterte er die Laſten des Volkes. Als Anaſtaſius nach ſiebenundzwanzigjähriger redlich geführter Herrſchaft ſtarb, warf ſich der aus niederem Stande entſproſſene bejahrte, kriegstüchtige Oberſt der Leibwache, Juſtinus I., ein Illyrer, doch nicht ſlaviſcher Abkunft, mit Hilfe der Kriegsmacht und mit Beiſtimmung des Senates zum Kaiſer auf und bereitete ſeinem Neffen Juſtinian den Weg, ſo daß dieſer am 1. Auguſt 527 ohne Störungen die Herrſchaft antrat.

Es kam noch zu einem Verſuche, die übergangenen Neffen des Kaiſers Anaſtaſius, Hypatius und Pompejus, hervorzuziehen. Im Jahre 532 brach in Konſtantinopel ein furchtbarer Aufſtand aus, veranlaßt durch die Parteien der Rennbahn. Es ſcheint, daß die Strenge der neuen Regierung, die endlich gegen die durch die kaiſerliche Gunſt übermütig gewordenen Blauen einſchritt, und der Haß gegen die von ihr ernannten hohen Beamten den Aufruhr hervorriefen. Er ſtieg zu furchtbarem Umfang, weil diesmal die beiden ſonſt todfeindlichen Parteien, die Grünen und die Blauen, ſich zu gemeinſamem Widerſtande vereinigten. Als Loſungswort wählten die Empörer den bei den Spielen üblichen Ermunterungsruf: Nica, Siege! Einige Tage waren ſie die Herren der Stadt, deren ſchönſter Teil durch die von den Kämpfenden angelegten Feuersbrünſte in Aſche ſank. Vergeblich ſuchte Juſtinian durch Nachgiebigkeit, durch Entlaſſung der Mißliebigen zu beſchwichtigen; es kam ſo weit, daß Hypatius auf dem Markte zum Kaiſer ausgerufen wurde. Er nahm im Hippodrom den Thronſeſſel ein. Da ſtürmte Beliſar mit treuen Veteranen herbei, ein anderer General drang ebenfalls in die Arena; 30 000 Menſchen ſollen dem drangvollen Gemetzel zum Opfer gefallen ſein. Noch ſpäterhin rief die Leidenſchaft der Faktionen freilich leichter unterdrückte Unruhen hervor.

Das Zeitalter Juſtinians hat die größten byzantiniſchen Geſchichtsſchreiber hervorgebracht, und ein Jahrtauſend verging, ehe Procopius und Agathias, auf denen noch der Nachglanz der Antike liegt, erreicht wurden. An ihnen zeigt ſich ſo recht, wie ſehr der Oſten geiſtig dem Weſten überlegen war.

Beide zeichneten die Geſchichte Juſtinians I. auf. Procop von Cäſarea, der Geheimſchreiber Beliſars, ſchilderte vielfach

aus eigener Anschauung die Kriege gegen die Perser, Vandalen und Ostgoten, Agathias setzte sein Werk bis 558 fort. Procop erzählt nicht nur die kriegerischen und politischen Ereignisse; ein Mann von gesundem Urteil und vorzüglicher Beobachtungsgabe, weiß er auch von den mannigfachen Völkern, mit denen er in Berührung kam, anziehende Bilder zu entwerfen. Er beschrieb in höfischer Weise auch die großartigen Bauten Justinians, außerdem tritt er auf als der Verfasser eines seltsamen Büchleins, der Anecdota. Diese Geheimgeschichte stellt den Kaiser hin als dämonischen Unhold, dessen teuflische Lust sei, nur Böses zu thun und Reich wie Menschen ins Unglück zu stürzen; unerhörte Dinge werden von Theodora und Antonina, der Gemahlin Belisars, erzählt. Daher wurde in neuerer Zeit die Urheberschaft Procops häufig bezweifelt, aber ebenso oft verteidigt. Einige Forscher haben den Ausweg eingeschlagen, einen echten von Procop herrührenden tagebuchartigen Grundstoff anzunehmen, der von anderen in gehässigster Weise benutzt worden sei. Aber die Schrift ist offenbar in einem Gusse rasch hingeworfen und die Eigenarten Procops in Stil und Auffassung treten so deutlich hervor, daß man an ihn als Verfasser glauben muß. Die Widersprüche gegen die von dem Schriftsteller anderen Orts gemachten Angaben erklären sich aus der erregten Schnelle der Niederschrift. Wirklich oder vermeintlich von Justinian erlittenes Unrecht mag dem Manne die Feder zur schonungslosen Rache in die Hand gedrückt haben, so daß er im geheimen seiner Galle Luft machte und eine Schandschrift schlimmster Art erzeugte. Sein ätzendes Gift blieb nicht ohne Wirkung; weniger Justinians als Theodoras Bildnis trug in der Nachwelt seine unvertilgbaren Spuren. Man möchte die Anecdota nicht missen, weil sie, obgleich im verzerrenden Hohlspiegel, eine Ansicht der ganzen damaligen Staatsregierung enthalten; nur ist geraten, den gemeinen Klatsch, die den Personen untergeschobenen schlechten Beweggründe, die feindselige Beurteilung aller und jeder Handlungen des Kaisers mit äußerstem Mißtrauen hinzunehmen. Wer in solche Maßlosigkeit verfällt, bringt sich um seine Glaubwürdigkeit, auch wo er wahrheitsgemäß schmähliche Geschichten erzählen mag.

Kein Name eines byzantinischen Herrschers ist so bekannt, wie der Justinians. Man hat nach ihm und nicht mit Un-

recht das Zeitalter genannt. Durch das Glück ſeines Oheims als Vierzigjähriger 527 ſelbſt auf den Thron gekommen, hat er ihn faſt vierzig Jahre bis 565 innegehabt. Dem Kaiſer zur Seite ſtand, von ihm hochgeehrt und mit den wärmſten Worten der Verehrung geprieſen, faſt als Mitregentin ſeine Gattin Theodora. Die dem Kaiſer geleiſteten Eide der Beamten ſchloſſen auch die Gemahlin ein. Als ſie 548 ſtarb, ging Juſtinian keine neue Ehe ein. In der prachtvollen Kirche von San Vitale in Ravenna, die ein reicher Privatmann erbauen ließ, glänzen noch heute beider Bilder in mächtigen Moſaiken, koſtbare Denkmäler, eine längſt verſunkene Zeit leibhaftig dem ſinnenden Geiſte erweckend. Kaiſer und Kaiſerin, umgeben von ihrem prunkenden Hofſtaat, ſtrahlend in überreichem Schmuck von Edelgeſtein und Perlen, ſtehen vor uns in feierlich-düſterer Majeſtät.

Die ſchamloſe Bordellphantaſie des Verfaſſers der Anecdota hat die jugendliche Theodora als die gemeinſte und unerſättlichſte Prieſterin der Straßenvenus hingeſtellt, doch ſo viele andere Schlechtigkeiten er ihr ſonſt nachſagt, ihre ſittliche Führung als Kaiſerin kann er nicht antaſten. Theodora, von der der Hofmann Procop ſagt, ihre Schönheit könne die Kunſt weder in Wort noch Bild zur Anſchauung bringen, war klein und zierlich, mit feinen Zügen und blaßgrüner Geſichtsfarbe, wie ſie Bleichſüchtige zeigen; die lebhaften Augen blickten raſch umher. Oft kränklich, liebte ſie die bequeme Ruhe mit langem Schlaf und legte Wert auf gewählte Speiſen und Getränke; große Zeit widmete ſie der Pflege des Körpers.

Die Kaiſerin war ſchwer zugänglich und forderte von den begnadeten Zugelaſſenen demütige Ehrfurcht. Gern mied ſie das geräuſchvolle Leben im Palaſte und zog ſich am liebſten in die luſtigen Schlöſſer am Meeresſtrande zurück. Doch ihre zarte Hand griff auch feſt in die Regierung ein. Procop erzählt glaubhaft, daß Theodora es war, welche bei dem Nicaaufſtande, als ſelbſt ein Beliſar den Mut verlor, Juſtinian von der Flucht zurückhielt, und legt ihr das ſtolzmutige Wort in den Mund: der Kaiſerpurpur ſei ein ſchönes Leichenkleid. Nicht immer war ſie mit Juſtinian eines Sinnes und trieb dann wohl auf eigene Hand Politik als Frau von kräftigſtem und gewiß oft eigenſüchtigem Willen. Sie begünſtigte die Monophyſiten, den allgemein verhaßten Günſtling ihres Ge-

mahls, den Finanzmann Johann den Kappadocier, verfolgte sie, bis sie seinen Sturz herbeiführte. Die Kaiserin bewog ihren Gatten zu vielen Werken der Mildthätigkeit; bemerkenswert ist, daß sie ein großes Heim für gefallene Mädchen errichtete, wie Justinian in seinen Gesetzen geschlechtliche Ausschweifung streng verfolgte. Nicht nach den Anecdota, sondern nach der anderen, leider spärlichen Ueberlieferung müssen wir Theodora beurteilen.

Justinian war mittelgroß und untersetzt, mit vollem, rötlichem, nicht unschönem Antlitz. Eigentümlich war die Bedürfnislosigkeit des Körpers. Der Kaiser berührte kaum die Schüsseln und den Becher und es machte ihm keine Beschwerden, tagelang mit geringster Nahrung auszukommen. Den Schlaf beschränkte er aufs äußerste; er pflegte die Nächte hindurch rastlos in den Gemächern auf und ab zu wandeln, mit seinen Gedanken beschäftigt. Bereitwillig gönnte er jedem Zutritt und Rede; obgleich er von den Höchstgestellten fußfällige Verehrung forderte, sah er Geringeren Ungeschicklichkeit nach. Immer bewahrte der Kaiser seine Ruhe, weder Freude noch Leid bewegten ihn äußerlich, selbst den Zorn hielt er an. Unendlich war seine Thätigkeit, die alle Geschäfte umfaßte. Er zog selbstgegebenen mündlichen Bescheid durch die Beamten dem schriftlichen vor und verfaßte oft persönlich die Weisungen an die auswärtigen Behörden. Er kannte vortrefflich die Geschäfte und das Recht, auch mit theologischen Studien beschäftigte er sich aufs eingehendste. Zudem besaß er die Gabe, tüchtige Männer auszuwählen, und die er für nützlich hielt, ließ er nicht leicht fallen, auch wenn gerechtfertigte Klagen gegen sie erhoben wurden. Doch war er der alleinige Lenker des Staates, der niemand neben sich bestehen ließ.

Das mit dem Absolutismus stets verbundene Mißtrauen, das überdies durch mehrere Verschwörungen Bestätigung erhielt, verleitete den Kaiser wohl zum Undank, doch war er bereit, den Argwohn wieder fahren zu lassen, und es ist gewiß, daß er der Milde auch gegen Schuldige zugänglich war. Vielleicht beunruhigte ihn der Umstand, daß er keine Kinder besaß; außerdem lag die Furcht nahe, daß ruhmgekrönte Generäle ihn verdrängen möchten. Denn er, der so viele und gewaltige Kriege führte, legte nie den Panzer an; von seinem Palaste aus leitete er, nicht als Feldherr, sondern als

Staatsmann und Finanzmann, die auswärtigen Angelegenheiten. Daher schreckte er, der mit Wort und Feder regierte, oft davor zurück, die Kräfte im rechten Augenblicke aufs äußerste anzuspannen, und ließ lieber gewonnene Vorteile zerrinnen, ohne doch die großen Pläne selbst aufzugeben.

Justinian vollendete den Absolutismus. Der kaiserliche Wille war ihm der alleinige in der Welt, dem die Menschen insgesamt dienen mußten. Dabei schwebten ihm die Größe und die Macht des Staates als Ideal vor; er wollte in dessen Mehrung alle Vorgänger überbieten.

Das Große an diesem Kaiser ist, daß er alle Folgerungen aus der bisherigen Geschichte des Reiches zog, daß er gewissermaßen deren gesamten Inhalt zu einem Ganzen vereinigte. Justinian nahm wieder die universalen Ideen des ehemaligen römischen Reiches auf und ebenso die der Kirche und übertrug sie auf seine Person. Dadurch hat er sich unvergängliche Denkmäler gesetzt.

Solange es ein Rechtsstudium geben wird, wird Justinian in vornehmlichen Ehren stehen. Als seit dem Ende des Mittelalters die Staaten des Abendlandes nach innerer Einheit zu streben begannen, galt das „römische Recht" als bestes Hilfsmittel und es beeinflußte die gesamte Rechtsbildung, bis in neuerer Zeit nationale Forderungen seiner Alleinherrschaft entgegentraten.

Wenige Monate nach dem Antritte der Regierung, im Februar 528, verkündete Justinian seinen Entschluß, die Unklarheiten zu beseitigen, welche durch die Mangelhaftigkeit der bisherigen verschiedenen Rechtssammlungen eingerissen waren. Nicht eine gelehrt-historische, sondern eine praktische Arbeit nahm er in Angriff. Der Grundgedanke war ein zentralistischer, die Rechtseinheit durch das ganze Reich. Er wollte zur Stütze des Staates vollbringen, was keinem seiner Vorgänger geglückt wäre, einen einheitlichen Codex, der seinen Namen tragen sollte, herstellen lassen. Die beauftragten zehn Juristen, unter ihnen der ausgezeichnete Tribonian, der späterhin die gesamte Leitung der Rechtsarbeiten übernahm, erfüllten ihre Aufgabe so schnell, daß der Kaiser schon nach einem Jahre, 529, das neue Gesetzbuch, dem er ausschließliche Gültigkeit verlieh, veröffentlichen konnte. Dieser Codex Justinianeus enthielt nach dem Stoffe geordnet und angemessen bearbeitet die noch gül-

tigen Konstitutionen und Reskripte der Kaiser bis auf den gegenwärtigen.

Da unter allen Dingen nichts so begehrenswert sei, als das Ansehen der Gesetze, folgte ein zweites großartigeres Unternehmen nach, um die höchste Vollendung des Rechtes zu erlangen und die ganze römische Gesetzgebung zu sammeln und zu verbessern. Das waren die 530 befohlenen und 533 herausgegebenen Digesten oder Pandekten, eine aus den zahlreichen Büchern der alten Rechtskundigen ausgezogene und nach bestimmten Gesichtspunkten durchgeführte Sammlung von Stellen, Belehrungen und Entscheidungen. Justinian verlieh auch ihnen Gesetzeskraft und bezeichnete sie als von ihm gegebene Gesetze, denn nur durch ihn und die von ihm ausgesprochene Verlängerung behielten sie Gültigkeit; er rechnete sich das Ganze als sein Werk an. Nur die göttliche Vorsehung habe eine so gewaltige, nie dagewesene Schöpfung, die vollkommene Uebereinstimmung aller Rechtssatzungen ermöglicht, aber er unterließ nicht, seine persönliche Mitwirkung und Fürsorge hervorzuheben. Gleichzeitig erschienen die Institutionen, ein systematisches, hauptsächlich auf den Institutionen des Gajus beruhendes Lehrbuch, damit die Rechtsjünger ihre ersten Elemente des rechtlichen Wissens vom Kaisertum empfangen sollten; der Kaiser führt in ihnen selber das Wort. Mittlerweile hatte sich ergeben, daß die erste Ausgabe der Konstitutionen einer Durchsicht bedurfte. Daher ersetzte sie 534 der Codex repetitae praelectionis, dessen Text uns allein erhalten ist. Endlich wurden noch später in den sogenannten Novellen die von Justinian erlassenen und meist in griechischer Sprache abgefaßten Gesetze zusammengestellt. Diese vier Teile bilden vereinigt das Corpus juris civilis. So großartig das Werk ist, hatte es den Nachteil, daß nun dem Rechte unverrückbare Normen gesetzt waren und die wissenschaftliche Weiterbildung der Theorie versiegte und aufhörte. Selbst der harte Vorwurf, daß es nur ein trümmerhafter, willkürlich und hastig zusammengestoppelter Auszug aus den echten Quellen sei, ist dem gesamten Werke nicht erspart geblieben. Doch wer will sagen, wie viel uns ohne diese Schatzkammer erhalten geblieben wäre?

In der Verwaltung hat Justinian manche Veränderungen vorgenommen, auch mit dem Streben, sie einheitlicher zu

machen. Gelegentlich übertrug er demselben Oberbeamten, der den Titel Prätor führte, die gesamten Zivil-, Militär- und Finanzsachen, wie er dazu neigte, größere Verbände zu schaffen. Auch in den wieder eroberten Ländern Italien und Afrika legte er die höchste Gewalt in eine Hand, ein Beweis, daß nicht Mißtrauen sein ganzes Denken beherrschte, sondern er der Notwendigkeit nachgab.

Nicht so wie im Rechte glückte es dem Kaiser, die Einheit in der Kirche herzustellen. Justinian wandte auch ihr seine rastlose Thätigkeit zu, ganz als regierendes Oberhaupt Kaiser und Theolog zugleich; eine beträchtliche Anzahl seiner Novellen bezieht sich auf kirchliche Zustände. Den Bischöfen erwies er große Ehren und erhöhte ihren Einfluß auf die weltliche Beamtenschaft; auch die Vermehrung des geistlichen Besitzes begünstigte er. Seinen Eifer für die Religion bekundeten vor aller Augen zahlreiche Kirchenbauten. Die letzten nicht unbeträchtlichen Reste des Heidentums erfuhren gewaltsame Bekämpfung; die Ueberlieferung, daß Justinian die ehrwürdige Universität von Athen aufgehoben habe, ist jedoch mit einiger Vorsicht hinzunehmen. Die ketzerischen Sekten wurden heftig verfolgt; es sei genug, wenn ihren Anhängern das Leben gelassen würde. Auch die Feldzüge gegen Vandalen und Goten waren nicht ohne den kirchlichen Nebenzweck, dem Arianertum das Ende zu bereiten; die Eroberung von Rom sollte zugleich den römischen Bischof, der seit den letzten Zeiten größtes Ansehen in den kirchlichen Fragen erlangt hatte, unter das kaiserliche Ansehen beugen. Noch gingen die durch das Konzil von Chalcedon angeregten monophysitischen Streitigkeiten. Aber indem Justinian mit unausgesetzten Bemühungen und mancherlei Wendungen die Gegner, sowie die östliche und die westliche Kirche in einer Formel zu vereinigen suchte, gewann er weder die Monophysiten, noch that er den anderen genug, so daß er nur beide Parteien verbitterte. Schon bereitete sich die Trennung der Kirchen in Aegypten und in Syrien von der Reichskirche und damit auch eine Sonderung der Völker vor. Die persische und die armenische Kirche hatten sich ja bereits selbständig gemacht.

Ueberall suchte Justinian seine Ruhmestitel zu vermehren. Die früheren Kaiser hatten durch gewaltige Bauwerke ihre Namen verewigt, Justinian überbot sie. Procop füllte mit

der Aufzeichnung seiner Bauten ein ganzes Buch, und wenn er nicht schmeichlerisch die Unwahrheit erzählt, so besaß Justinian bedeutende technische Kenntnisse und gab bei Schwierigkeiten glücklichen Rat. Den Kaiser scheint eine wahre Leidenschaft für das Bauen beseelt zu haben, doch verfolgte er dabei große Zwecke und sein vielumfassender Geist richtete sich auf alle Gebiete, so daß Ruhmbegierde, Frömmigkeit, Sorge für das Reich und für Bedürfnisse des öffentlichen Lebens gleichmäßig Befriedigung fanden. In Konstantinopel und in den Vorstädten gründete Justinian fünfundzwanzig Kirchen, unter ihnen das Wunder der Zeit, die Kirche der heiligen Sophia. Alle Pracht und alle Kunst wurden aufgeboten, um ein Werk zu schaffen, das durch seine Größe, den riesigen Umfang der Wölbung, seine hundert zum Teil antiken Tempeln entnommenen Marmorsäulen, die ehernen Pforten, den Glanz an Gold, edeln Steinen und Mosaiken unübertroffen dastand. Die von vier mächtigen Pfeilern getragene flachgespannte Kuppel von hundert Fuß Durchmesser, ein wahrhaft geniales Werk, gab fortan das Vorbild für den Kirchenbau des Orients.

Wie Justinians Codex im Rechte, vereinte die Sophienkirche die bisher geübten Grundsätze in der Architektur. Eine neue Kunst war entstanden, an der die nie aus der Uebung gekommene römisch-antike, wie die daneben gewordene altchristliche ihren Anteil hatten. In Konstantinopel flossen zugleich alle besonderen Formen zusammen, welche sich bisher nach Eigenart der Länder auf gemeinsamer Grundlage herausgebildet hatten, aus Alexandria, Syrien und Rom. Den Hauptanteil empfing die Baukunst, wie sie schon im römischen Kaiserreich die anderen Zweige überwogen hatte. Die Kuppel auf quadratischer Grundlage stellte in mannigfacher Weise zu lösende Aufgaben. Die Architektur nahm die Ornamentik in ihren Dienst. Die figürliche Plastik, ohnehin in der altchristlichen Kunst vernachlässigt, trat ganz zurück; die Fläche mit ihrem bildnerischen Schmuck, wie ihn Katakomben und Basiliken liebten, drängte zur linearen Zeichnung und zur Farbe. Die reichlich geübte Büchermalerei hielt sich an die altchristlichen Vorlagen.

Keine Provinz des Reiches gab es, die nicht Justinians Bauthätigkeit bedacht hätte. Namentlich die von den Feinden heimgesuchten Grenzländer erfüllten sich mit ihren Werken.

Sie bezweckten insbeſondere Schutz und Erhaltung der Bevölkerung. Ganze Städte wurden neu angelegt, andere wieder hergeſtellt; Kaſtelle, Befeſtigungen jeder Art ſollten Zuflucht und Verteidigung erleichtern. Namentlich der Norden der Balkanhalbinſel, von dem her mehrfach verheerende Einfälle ſich bis an den Iſthmus von Korinth ergoſſen und an den der Kaiſer möglichſt wenig kriegeriſche Kraft ſetzen wollte, wurde reichlich bedacht. Juſtinian hoffte überhaupt, durch die Feſtungen Heereszüge überflüſſig zu machen, aber die Rechnung ſchlug fehl, wenn die Truppen für die Beſatzungen nicht ausreichten, ſo daß eben angelegte Befeſtigungen wieder geſchleift werden mußten, damit ſie nicht den Feinden Gelegenheit zum Feſtſetzen gaben. Unzweifelhaft werden die furchtbaren Erdbeben, die ganze Städte in Schutt verwandelten, oft genug dem Kaiſer, der auch ſonſt große Summen zur Linderung der Not hergab, Veranlaſſung geboten haben, durch Wiederherſtellungsbauten neues Leben zu wecken, und ſolche Unternehmen verdienen Anerkennung. Ueberhaupt nützte Juſtinian dem öffentlichen Wohle durch den Bau von Straßen, Brücken und zahlreichen Fremdenherbergen; der menſchliche Zug an ihm iſt in dieſen Anlagen nicht zu verkennen.

Auf zwei Grundpfeilern ruhte nach Juſtinians Meinung der Staat: auf dem Rechte und auf den Waffen. Er wollte den ehemaligen Umfang des römiſchen Reiches wieder herſtellen. Aus politiſchen und religiöſen Gründen, wie in der Abſicht, ſteuerkräftige Länder zu gewinnen, hat Juſtinian jene Kriege gegen die Vandalen und Oſtgoten führen laſſen, welche deren Untergang und die vollſtändige Eroberung von Afrika, Italien und der zwiſchenliegenden Inſeln herbeiführten. Selbſt an den Küſten des weſtgotiſchen Spanien faßte byzantiniſche Herrſchaft Fuß. Großartig ſtand nun Oſtrom da, wirklich auf dem Wege, wieder das alte Rom zu werden. In Afrika wie in Italien traten die Romäer als Befreier vom barbariſchen Joche und kirchlicher Verfolgung auf und beriefen ſich den Römern gegenüber auf die ohnehin nicht vergeſſene Zuſammengehörigkeit. Juſtinian brauchte gegen die Goten auch andere germaniſche Völker. Die Franken rief er zum Beiſtande gegen die Ketzer an, doch zog er auch die arianiſchen Langobarden in ſeinen Sold. Wie die altrömiſchen Imperatoren, nahm er von den beſiegten Völkern rühmende Titel an.

Der weite Wurf der Politik Justinians war auch von wirtschaftlichen Zwecken getragen. Eben deswegen vernachlässigte er den unergiebigen Norden, wo auch kein anderes Volk den Byzantinern den Absatz streitig machen konnte, während die erneute Herrschaft über das Mittelmeer Sicherheit und weiten Verkehr verbürgte. Aus denselben Gründen wandte er seine Waffen so entschieden gegen die gefährlichsten Wettbewerber in Asien, die Perser. Er wollte ihnen auch die Vorteile des Seidenhandels entziehen. Daher gingen seine Pläne weit nach Süden. Nachdem er durch die Hilfe der Himjariten im südlichen Arabien die unmittelbare Verbindung mit Indien vergebens erstrebt hatte, schloß er zu demselben Zwecke mit den christlichen Abessiniern, den Aethiopiern, wie sie damals genannt wurden, oder dem Reiche von Axum Freundschaft.

Inzwischen war es Justinian geglückt, die Seidenfabrikation in sein Reich zu verpflanzen. Geschickte Mönche brachten heimlich Eier des kostbaren Schmetterlings aus dem Innern Asiens, aus Khotan. Selbst am Schwarzen Meere stießen die Handelsinteressen zusammen. Griechen und Perser umwarben die nördlich der Taurischen Halbinsel wohnenden Hunnen; mit Eifersucht sahen die Perser, daß die östlich von Cherson gelegene Stadt Bosporus sich Justinian unterwarf. Die dort sitzenden Goten erbaten sich von Konstantinopel einen Bischof. Auch der schwere und heftige Krieg, der lange Zeit um das im östlichen Winkel des Schwarzen Meeres gelegene Gebirgsland Lazien schließlich zum Vorteile der Römer geführt wurde, hatte wohl seinen tieferen Grund in dem Wunsche, die Perser nicht an das Meer heran zu lassen.

Die letzten Jahre des Kaisers verflossen unglücklich. Viele entsetzliche Erdbeben, die ganze Städte zu Boden warfen und ungezählte Menschenleben vernichteten, suchten das gesamte Reich heim. Eine fürchterliche Pest raffte die Bevölkerung in Massen weg, so daß Städte und Land öde wurden. Die Kräfte des Staates, übermäßig angestrengt, versagten unter diesem Jammer, und Justinian wagte nicht, sie bis zur äußersten Erschöpfung anzuspannen. Er sparte und knauserte, so daß selbst das ungenügend erhaltene Heer verfiel. Kam es doch so weit, daß im Jahre 558 die hunnischen Kuturguren die Mauer des Anastasius durchbrachen und vor Konstantinopel lagerten. Nur der Klugheit und Tapferkeit Belisars gelang es, mit zu-

ſammengerafften Veteranen und Bürgern den Feind zurückzutreiben. Es war die letzte große That des Helden, deſſen Name mit dem ſeines kaiſerlichen Herrn unlöslich verknüpft iſt und deſſen Ruhm den Juſtinians zeitweiſe überſtrahlt hatte. Wiederholt leuchtete Beliſars Stern hell auf, ſo daß der Kaiſer es für nötig hielt, ihn zu verdecken. Noch nach jenem letzten Siege wurde der Feldherr verdächtigt und fiel in Ungnade; doch er kam wieder zu Ehren und ſtarb wenige Monate vor dem Kaiſer, der die kinderloſe Witwe verſorgte und die großen Schätze an den Staat nahm.

Als Juſtinian im November 565, über achtzig Jahre alt, dahinging, mochte das Schlußurteil über ſeine Regierung verſchieden lauten und noch heute iſt es geteilt. Es kommt darauf an, ob man das Bleibende ſeiner Leiſtungen oder den letzten Rückgang des Staatsweſens als ausſchlaggebend nimmt. Juſtinians politiſche Erfolge waren in der That großartig. Man darf dagegen nicht einwenden, daß ſie zum größten Teil ſpäter wieder verloren gingen. Afrika verharrte anderthalb Jahrhunderte unter der Herrſchaft von Oſtrom, das ſo lange von dieſer Seite her nicht mehr gefährdet war. Kam doch ſpäter aus Afrika Befreiung von dem elendeſten Kaiſer, der über Byzanz je geboten hat. So lange blieb hier auch die große Stellung am Mittelländiſchen Meere gewahrt, von der aus Italien ſtets in Aufſicht gehalten werden konnte. Vielleicht hätten die Langobarden die ganze Halbinſel erobert, wenn nicht von dem nahen Afrika her ihnen Widerſtand geboten, Sizilien gehalten werden konnte. Der Verluſt an ſie fällt ohnehin nicht mehr Juſtinian zur Schuld. Wohl mag man trauern über die furchtbare Verwüſtung, welche ſeine Kriege über Italien brachten, und ſie hatten allerdings die Bedeutung, daß fortan in Italien eine nationale oder wenigſtens ſtaatliche Einheit unmöglich war bis auf unſere Zeit. Sonſt iſt die Erhaltung byzantiniſcher Herrſchaft in Italien der Ausgang welthiſtoriſcher Bildungen geworden und nur durch ſie blieb längſte Zeit hindurch eine Brücke zwiſchen Morgenland und Abendland beſtehen, die für die Kultur von größter Tragweite war.

Juſtinian verfolgte Ziele, welche ihm die Geſchichte ſeines Reiches auferlegte, und der Erfolg zeigte, daß ſie nicht unerreichbar waren. Er unterſchätzte zwar die Goten, dennoch be-

zwang er sie. Der Kenner der späteren Zeiten mag ihm vorwerfen, daß er den Norden seines Reiches nicht nachdrücklich angriff und damit denselben Fehler beging, wie die früheren Kaiser gegenüber den Germanen; denn hier hätten seine Anstrengungen am ehesten dauernden Erfolg erzielen können. Die Geschicke des byzantinischen Reiches wären andere geworden, wenn es die ganze Balkanhalbinsel behauptet hätte. Auch Italien ließ sich am leichtesten behaupten, wenn der Landweg dorthin offen blieb; doch ist nicht zu vergessen, daß Narses ihn noch einschlagen konnte.

Wenn Justinian seine Absichten im Westen nur mit ungeheuren Opfern und nicht vollständig erreichte, so lag die Ursache im entgegengesetzten Himmelsstrich, in Asien. Hier lastete noch auf Ostrom das Unglück der Soldatenkaiser.

Dreizehnter Abschnitt.

Das neupersische Reich.

Der gewaltige Erdteil Asien ist nicht erst in neuerer Zeit mit seinem ganzen Umfange für Europa von Bedeutung geworden. China und Indien haben bereits im Altertum lebhafte Handelsbeziehungen zu dem griechischen Osten gepflogen und unter Kaiser Antoninus ist bereits eine römische Gesandtschaft an den chinesischen Hof gezogen; damals näherten sich die Reiche einander am Kaspischen See. Obgleich darin eine Aenderung erfolgte, behielt der Handel für die dortigen Völker und noch mehr für die hauptsächlich beteiligten Reiche, Persien und Byzanz, ungemeine Wichtigkeit. Daher bestimmte er auch die beiderseitige Politik, und schon damals strebten Großmächte nach dem maßgebenden Einfluß in Inneraſien. Wie heute dort unruhige Völker mit rohen Uebergriffen weit in die Ferne reichende Störungen hervorrufen können, so stand es schon in jenen Zeiten und deren Häuptlinge genossen bereits die Freude, daß mächtige Kaiser und Könige ihre Ge-

wogenheit teuer erkauften und einer den anderen mit Freundlichkeiten überbot.

Als feſte geſchichtliche Maſſen ſtanden im Oſten China, im Weſten das iraniſche und das römiſche Reich. Ungefähr die Linie von der Donau, vom Schwarzen Meer, Kaukaſus, Südrand des Kaſpiſchen Meeres nach Oſten verlängert begrenzte im Süden geordnete Verhältniſſe, während nördlich Unruhe und Wechſel herrſchten. In den letzten Jahrhunderten waren ſtarke Veränderungen geſchehen. Die Germanen hatten ſich hinter die Elbe zurückgezogen und ihnen rückten die ſlaviſchen Völker nach, deren regelloſe und geteilte Flut auch in die Balkanhalbinſel reichte. Hatten dereinſt indogermaniſche Völker in dem weiten Bogen von der Oſtſee über das Kaſpiſche Meer hin bis nach Indien ziemlich in ununterbrochener Reihe geſeſſen, waren ſeit dem hunniſchen Sturme mongoliſch-altaiſche Völker mannigfachſter Art als Keil in der Richtung von Oſt nach Weſt bis nach Pannonien eingeſchoben und noch in fortwährender Wallung; ſie nahmen auch das Gebiet nördlich von Perſien, Turkeſtan und das Land um den Aralſeee ein. Dieſe mongoliſchen Völker waren für Neurom und für Neuperſien der Gegenſtand unaufhörlicher Sorge und fortgeſetzter Bemühungen, indem zugleich jeder ſtrebte, durch ſie dem anderen Schwierigkeiten zu bereiten.

Nicht allein im Handel, in jeder Hinſicht waren die beiden Reiche auf gegenſeitige Feindſchaft geſtellt. Das perſiſche Reich war der einzige Groß- und Kulturſtaat, den das alte und das neue Rom neben ſich ſahen, und beide durften ſich der Erkenntnis nicht verſchließen, daß ſie es mit einem ebenbürtigen Gegner zu thun hatten. Perſien war nicht nur ein Nebenbuhler im Handel, ein politiſcher Gegner, es ſtellte auch eine feindliche Religion dar. Für das heidniſche Rom erwuchs daraus keine Gefahr — im Gegenteil, ohne weiteres hatte es den perſiſchen Sonnengott in ſein Pantheon aufgenommen —, deſto ernſter mußte das chriſtliche mit der Feuerreligion rechnen. Es entſtand geradezu die Frage, ob das innere Aſien dereinſt dem Glauben der Chriſten oder der Perſer zufallen ſollte.

Das Chriſtentum zeigte ſich gleich anfangs überlegen. Sein univerſaler Charakter machte den Anſchluß leichter, als die nationale und damit einſeitige Religion des Ahuramazda,

dessen Feuerkult für fremde Völker weniger Reiz haben mochte; nur politische Gewalt konnte ihn einführen. Das Christentum dagegen verbreitete sich durch eigene Kraft. Aber die dogmatische Erbsünde wurde ihm auch hier alsbald zum Verhängnis. Sie verhinderte den notwendigen Zusammenschluß der Christen, spaltete ihre Bekenner in mehrere feindselige Kirchen und unterband die Macht des gemeinsamen Gedankens.

Naturgemäß äußerte sich der Gegensatz der beiden Staaten in beharrlichem Streit um die Grenzländer.

Westlich von Kleinasien liegt Armenien, ein gebirgiges Hochland mit fruchtbaren Flußthälern, das sich nur kurzer Sommer erfreut, gekrönt von dem altberühmten Ararat, das Quellengebiet des Euphrat. Die erst einige Jahrhunderte vor Christus eingewanderte Bevölkerung ist indogermanischen Ursprungs, aber mischte sich stark mit Syrern. Nachdem Armenien als Provinz des alten persischen Reiches dessen Religion angenommen hatte und später unter die Herrschaft der Seleuciden gekommen war, geriet nach deren Zusammenbruch der westliche Teil von Kleinasien unter die römische Gewalt und fiel später an Byzanz, dem er sich ganz anpaßte. Der viel größere östliche Teil, Großarmenien, wurde ein Königreich und war, während das Herrscherhaus weiter bestand, für die Römer der Zankapfel erst mit den Parthern, dann mit den Neuperſern, die zu Ende des vierten Jahrhunderts das meiste Gebiet als Persarmenien behaupteten. Nördlich, in der Südostecke des Schwarzen Meeres, saßen andere Völker: die Iberer, die heutigen Georgier, deren kleines Reich eine lange wechselvolle, aber zeitweise ruhmreiche Geschichte durchlebt hat, und die rohen kriegerischen Lazen.

In Großarmenien war zu Anfang des vierten Jahrhunderts durch den von Gregor dem Erleuchter bekehrten König Tiridates III. das Christentum eingeführt worden. An Stelle der herrschenden syrischen Schriftsprache ersann der Patriarch Mesrob eine eigene armenische Schrift und übertrug die Bibel in die Landessprache. Bald entstand eine armenische Nationallitteratur, die zum großen Teil in wertvollen Uebersetzungen altkirchlicher Schriften aus dem Griechischen und dem Syrischen besteht, auch große geschichtliche Werke hervorbrachte; die Hauptschule war in Edessa. Die armenische Kirche stellte sich aus dogmatischen Gründen unter einem Katholikos selbständig

ſowohl gegen die Reichskirche als auch gegen das in Perſien verbreitete Neſtorianertum. Obgleich die Perſer das Chriſtentum hart verfolgten, hielt Armenien daran feſt, und von hier aus verbreitete es ſich nach Georgien und weiter in die Kaukaſusländer.

Jedem Schulkinde ſind die Perſer wohlbekannt, aber in der Regel hört es von ihnen nur, daß ſie die barbariſchen Feinde der edlen Griechen waren, daß ſie an die Stelle der Freiheit die Knechtſchaft ſetzen wollten und dafür verdienten Lohn erhielten. Selten kommt dagegen zum Verſtändnis, daß dieſe Perſer ein großartiges, wohlgeordnetes Staatsweſen beſaßen und für den Orient eine Zeitlang das waren, was nachher die Römer für den alten Erdkreis wurden. „Ein weiter Blick, ein großer und humaner Sinn zeichnet das Achämenidenreich aus; über ein Jahrhundert hat ſich unter ſeiner Herrſchaft Vorderaſien eines faſt ungetrübten Friedens, einer wohlwollenden und gerechten Regierung, eines geſicherten Wohlſtandes erfreuen können, und auch die dann beginnende Zerſetzung des Reiches iſt nicht durch Empörungen der Unterthanen, ſondern durch den Hader unter den Herrſchern ſelbſt und die Einwirkung der überlegenen Kultur und des Heerweſens der Griechen herbeigeführt worden.“

Die wenigſten wiſſen, welch wichtige Rolle die Perſer in der Weltgeſchichte geſpielt haben, die weder mit dem Reiche des Darius, noch mit dem der Saſſaniden abgethan war. Mit bewunderungswürdiger Kraft ausgerüſtet, haben die Perſer als Volk eine lange rühmliche Geſchichte hinter ſich. Die Schöpfer einer eigenen unverwüſtlichen Religion, haben ſie auf das Brahmanentum und die buddhiſtiſche Lehre, auf das antike Heidentum, das Chriſtentum und am meiſten auf den Islam einen gewaltigen Einfluß geübt. Immer wieder aus der Unterdrückung emportauchend und ihr eigenes Weſen rettend, trugen ſie auf ihre Beſieger, die Griechen, die Araber, die Türken, die Mongolen, einen ſtattlichen Teil ihres Geiſtes über und ſchufen nach der Zerſtörung für ſich neue Kulturzuſtände. Selbſt ihre politiſche Selbſtändigkeit erlangten ſie mehrmals nach langen Zwiſchenpauſen wieder. Freilich ſelbſt dieſe Zähigkeit erſchöpfte ſich ſchließlich, nachdem das alte Volkstum faſt unkennbar geworden war. Dennoch — ſo gering heute die Ausſichten ſein mögen — vielleicht iſt es noch einmal den

Persern beschieden, ihr ursprüngliches Wesen aus der Umhüllung heraus zu arbeiten.

Die Perser waren echte Indogermanen von stattlichem Körperbau und die hauptsächlichen Kennzeichen dieser großen Völkerfamilie finden sich bei ihnen, wenn auch durch die Natur des Landes und des Himmelstriches, durch die Art der umgebenden Völker in besonderer Weise ausgestaltet. Sie gehören zu der Gruppe, die sich mit stolzem Selbstbewußtsein Arier, die „Herren", im Gegensatz zu den ihnen Dienenden nannten. Sie besaßen die indogermanische Beweglichkeit und Anpassungsfähigkeit, doch mit Bewahrung des Selbstseins, die Neigung zum Denken und Sinnen über die Außenwelt, die aus ihr entspringende Tiefe und gemütvolle Auffassung der göttlichen Kräfte, einen Hang zur Mystik und dennoch fröhliche Teilnahme an dem Leben.

In der Mitte des dritten Jahrhunderts vor Christus, als das syrische Reich der Seleuciden verfiel, machten sich die Reiterscharen der Parther, eines wahrscheinlich turanischen Volkes aus Chorasan, das die arische Sprache angenommen hatte, unabhängig und gründeten die Herrschaft der Arsaciden, welche nachher die furchtbarsten Feinde der Römer wurden, als diese nach dem Kampfe gegen Mithridates an sie grenzten. Die Arsaciden führten sich nicht als Fremdherrscher und nahmen persische Sitte, Regierungsweise und Religion an, aber die Perser haben sie immer als unrechtmäßig angesehen.

Nach fast fünfhundertjähriger Dauer erlag das parthische Reich dem neupersischen, das ähnlich wie das alte Reich der Achämeniden aus dem medischen durch eine Auflehnung der Landeskönige von Persien entstand. Artaschir I. stürzte 224 den letzten Arsaciden und nahm den Titel eines Großkönigs „Schah-in-Schah" an. Die Dynastie nannte sich nach dem Großvater Artaschirs die der Sassaniden. Es war eine nationale Erhebung, denn die Perser bildeten, weil bei ihnen sich Staat, Religion, Volkstum und Leben einheitlich durchdrangen, eine Nation mit wirklichem und wirksamem Nationalbewußtsein. Dann folgten die langen und schweren Kriege mit den Römern, deren letztes großes Opfer der Kaiser Julian war, bis der schmähliche Friede Jovians die Grenzen des römischen Reiches mit Preisgebung der wichtigen Feste Nisibis zurückzog.

Das neupersische Reich umfaßte Mesopotamien, den be-

deutendſten Teil von Großarmenien und das ganze Iran vom Kaſpiſchen Meere bis zum Arabiſchen Meerbuſen; die öſtlichen Grenzen ſchwankten gegen wilde Bergvölker, die Perſien von den alten Kulturen in China und Indien trennten. Im Norden hatten die zu ſtaatlichen Ordnungen gelangten ephthalitiſchen oder weißen Hunnen, wahrſcheinlich ein türkiſches Volk, ein großes Gebiet zu beiden Seiten des Oxus bis zum oberen Indus hin inne. Häufig Feinde der Perſer, pflegten ſie den Romäern willkommene Bundesgenoſſen zu ſein.

Der Umfang des Reiches war demnach ſtattlich genug, aber die Bevölkerung ſehr verſchieden verteilt. Das Hochland enthielt rieſige faſt menſchenleere Wüſten, die ſeßhafte Bevölkerung bewohnte die Oaſen und Gebirgsthäler und die fruchtbaren Randländer; ein rechter Mittelpunkt fehlte daher dem Reiche. Die Hauptſtadt lag im äußerſten Weſten: die ſchätzereiche Stadt Kteſiphon am linken Ufer des Tigris, gegenüber dem von Lucius Verus zerſtörten Seleucia. Weil ringsum andere große Ortſchaften lagen, nannten ſpäter die Araber Kteſiphon Madain, „die Städte". Doch die tragende Kraft des Reiches lag im Iran. In dem neuperſiſchen Reiche gelangte der uralte, nie untergegangene Glaube, der ſich an den Namen des Zoroaſter knüpft, zur ausſchließlichen Herrſchaft. Die heiligen, in der alten Religionsſprache Irans verfaßten Schriften, das Aveſta, wurden wieder das Grundbuch der Religion, in ihrer ehrwürdigen Ueberlieferung ſchon unter dem erſten Saſſanidenkönig geſammelt und durchgeſehen. Nur geringe aber wichtige Teile jenes damaligen Aveſta, einer, der die Liturgien und Gebetsformeln enthält, und das Geſetzbuch über prieſterliche Reinigungen, Sühnen und kirchliche Bußen ſind dem Verfolgungseifer des Islam entgangen und auf uns gekommen. Das Zand, in der dem Aramäiſchen angenäherten Pahleviſchrift geſchrieben, überſetzte und erläuterte jene Religionsbücher; auch von ihm ſind nur wenige über das Aveſta hinausreichende Bruchſtücke erhalten.

Die perſiſche Religion lehrte als ein polytheiſtiſch eingekleideter Monotheismus den Dualismus der ſich ewig bekämpfenden guten und böſen Gewalten des Lichtes und der Finſternis, des Ormuzd (Ahuramazda) und des Ahriman (Angra-Mainju) ſamt den von ihnen geſchaffenen Geiſtern. Der Kultus iſt dem Feuer gewidmet, der ſichtbaren Macht

des Lichtes, des Reinen und Guten; seine Flamme lodert unauslöschlich auf den heiligen Altären. Doch wurden auch niedere Gottheiten, namentlich der alte Sonnengott Mithra, dessen Verehrung einst durch das ganze römische Reich gegangen war, im Gebet angerufen. Der Mensch soll in seinem Leben ebenfalls rein sein, im Denken, Sprechen und Handeln, durch Buße mag er seine Sünden sühnen. Die Religion, von gesundem Lebensgefühl durchdrungen, gebot eine einfache, natürliche Sittlichkeit, die maßvollen Genuß gern gestattete, sie forderte Menschenliebe, Wahrhaftigkeit und Thätigkeit. Hochverdienstlich ist die Ehe, zur Erzeugung einer gesegneten Nachkommenschaft, am besten unter nahen Verwandten, weil dann das Geschlecht am reinsten bleibt. Der Tugendhafte geht ein in den Himmel Ormudzs, die Schlechten unterliegen furchtbaren Qualen der Hölle. Denn der Tod beendet nicht das Dasein der Seele. Der unreine Leichnam darf weder das Feuer noch das Wasser beflecken; an öden, von den Menschen gemiedenen Stätten wird er dem Fraß der Tiere ausgesetzt.

Die Neugründung des Reiches kam vornehmlich dem Priesterstande zu statten, den Magiern, die weder in dem alten persischen Reiche noch unter den Parthern eine hervorragende oder politische Stellung eingenommen hatten. Sie stellten damals nur die Verbindung der Laien, welche die peinlich genauen Vorschriften der religiösen Gebräuche nicht kannten, mit der Gottheit her; jetzt wurden die Priester, von dem neuen Herrschergeschlecht begünstigt, einflußreich auch auf die öffentlichen Verhältnisse, die ihrer Aufsicht unterlagen und ihrer Bestätigung bedurften. Sie waren vollkommen hierarchisch gegliedert unter einem Obermagier, einer der wichtigsten Personen des ganzen Staates, auch für den König, den er bei seinem Regierungsantritt krönte, ihm damit die religiöse Weihe erteilend. Kundig der Zeichendeutung, wurden die Magier bei allen wichtigen Fragen zu Rate gezogen. Als Priester waren sie Führer der sittlichen Reinheit; wie der Arzt den kranken Körper heilt, so erteilt der Priester nach herzlicher Reue dem Beichtenden Erlaß von Sünden. Wie jeder herrschende Geistlichenstand anmaßend und das Formale übertreibend, übten die Magier auf die Religion einen ungünstigen Einfluß aus, indem sie ein starres Ritual, Orakelwesen und äußerliche Behandlung von Schuld und Sühne in sie hinein-

trugen. Die chriſtliche und die perſiſche Religion waren ſich in dieſer Wandlung nicht unähnlich.

Die perſiſche Religion beſaß mit der chriſtlichen auch den verwandten Zug, daß ſie ſich für die allein richtige und alleinberechtigte anſah, daß ſie den Trieb zur Verbreitung und zur Bekehrung hatte. Daher mußten die beiden, ſittlich weit über dem Heidentum ſtehend und an innerem Gehalt nicht ungleich, jede ſtolz auf ſich und nach Eroberung begierig, miteinander in Wettſtreit geraten. Das nationale Gottesweſen der Perſer wehrte ſich gegen das univerſale des Chriſtentums und die Magier wachten nicht minder eiferſüchtig über ihre Religion, wie die chriſtlichen Prieſter.

Schon zur parthiſchen Zeit waren namentlich in der Gegend von Kteſiphon ſtarke chriſtliche Gemeinden entſtanden. Erſt als das römiſche Reich das Chriſtentum zur Staatsreligion erhob, wurden ſeine Bekenner wie in Armenien von den Neuperſern hart verfolgt und mußten zahlreiche Märtyrer darbringen, weil ſie als Freunde der Römer galten. Das byzantiniſche Reich nahm ſich der Glaubensgenoſſen an und pflegte in den Friedensſchlüſſen Zuſicherungen zu ihren Gunſten durchzuſetzen. Als ſie in Byzanz die äußerſte Bedrängnis erfuhren, flüchteten die Neſtorianer zahlreich nach Perſien und gewannen allmählich die dortigen Chriſten für ihre Lehre, ſo daß ſich die perſiſche Kirche, wie es die armeniſche bereits gethan hatte, von der Reichskirche völlig losſagte. Daher erſchien ſie den Königen nicht mehr gefährlich; Chosrau I. gewährte Duldung, nur das Proſelytenmachen war verboten. In Niſibis beſtand eine blühende theologiſche Schule der Neſtorianer, und von Perſien aus verbreitete ſich der chriſtliche Glaube in dieſer Geſtalt weit nach Indien und China hin.

Die Magier verfolgten auch andere Richtungen mit grauſamer Härte. Im dritten Jahrhundert erlitt Mani, der perſiſche Gnoſtiker, der beide Religionen vereinigen wollte, einen gräßlichen Tod, ohne daß ſeine Lehre ausgetilgt wurde; ſie rettete ſich in die muhammedaniſche Zeit, wo ſie nochmals Anhänger fand. Eine merkwürdige Sekte entſtand im ſechſten Jahrhundert. Mazdak lehrte, weil alle Menſchen gleich geſchaffen wären, ſei es ein Unrecht, wenn der eine mehr Güter und mehr Weiber habe als der andere; demnach ſollten die Standesunterſchiede aufgehoben, die Familie aufgelöſt und die Güter-

gemeinſchaft eingeführt werden. Mazdak ging nicht von ſozialen, ſondern von religiöſen Zielen aus; er wollte durch die Gütergleichheit die dem Reichtum entſpringenden ſittlichen Uebel beſeitigen. Selbſt der Großkönig Kawad begünſtigte, wahrſcheinlich als Kampfmittel gegen den Adel, Mazdaks Lehre, die ſehr große Verbreitung und auch thatſächliche Ausübung gefunden zu haben ſcheint; Chosrau I. unterdrückte ſie mit fürchterlichen Metzeleien.

Dem Magier folgte im Anſehen der Krieger. In dem perſiſchen Reiche beſtand wie im parthiſchen ein mächtiger Adel, an ſeiner Spitze eine kleine Anzahl großer Familien, welche gewaltigen Grundbeſitz hatten und auf ihm eine fürſtliche Gewalt ausübten. Sie hatten auch die großen Reichsämter erblich inne. Den Kern der Nation bildete der ritterliche Landadel, eine Art Lehnsadel, die Dinhkane, der in ſchwerer Eiſenrüſtung und mit einem ganzen Arſenal von Waffen ausgeſtattet in den Krieg zog. Noch gab es wie im alten Perſien die „Unſterblichen", eine auserleſene Schar der „Seelenhingebenden". Die Verfaſſung hatte überhaupt viel Aehnlichkeit mit agrariſchem Feudalweſen. Die grundbeſitzenden Dinhkane ſtanden an der Spitze der Landgemeinden und leiteten ſie, erhoben die Steuern und übten über ſie Schutzrechte aus. Die Maſſe der ackerbauenden Landbevölkerung ſtellte die leichte Reiterei und das Fußvolk; das Heer in ſeinem Hauptteil war alſo kein ſtehendes. An Tapferkeit gab es den Römern kaum nach; auch die techniſchen Mittel wußten die Perſer ebenbürtig zu gebrauchen. Zahlreiche Kriegselefanten und Kamele ſtanden in den Schlachtreihen. Die nationale Lieblingswaffe war von alters her der Bogen, doch behauptet Procop, die Römer hätten die Pfeile mit größerer Durchſchlagskraft entſendet. Die heimiſche Ueberlieferung erzählte dagegen mit Vorliebe von Königen und Helden wahre Wunder im Bogenſchießen.

Der Beſtand der Geſamtheit beruhte auf dem Landbau, den auch die heiligen Schriften geradezu als religiöſe Pflicht hochpreiſen. Der Kaufmannsſtand wurde geringer geſchätzt trotz der Größe des Handels. Auch die Finanzverfaſſung beruhte außer auf der Kopfſteuer vornehmlich auf der Grundſteuer, nach der Ertragsfähigkeit an Getreide, Oel und Datteln. Der Jahresertrag unter Chosrau II. ſoll gegen dreihundert Millionen Mark geweſen ſein.

Der Großkönig war, ſo ſehr Magier und hoher Adel ihm gefährlich werden konnten und nicht wenige Herrſcher geſtürzt haben, alleingebietender Herr von übermenſchlicher Würde, dem ſelbſt die Bezeichnung „Gott" zukam. Unendliche Pracht umgab ihn, gewaltige Summen lagen in der Schatzkammer. Der Hofſtaat, durch die übergroße Zahl der Frauen im Serail vermehrt, erforderte viele Tauſende an Dienerſchaft. Zahlreiche rieſige Paläſte in allen Teilen des Reiches ſtanden für den Wechſel des Aufenthalts bereit. Rauſchende Luſtbarkeiten erfüllten das Daſein, unter ihnen am beliebteſten nach altperſiſcher Sitte die Jagd. Sie und die Teilnahme an den Kriegszügen verhüteten ein weichliches Untergehen im Wohlleben und Wolluſt. Die meiſten Großkönige erſcheinen als kraftvolle, wenn auch gewaltthätige Geſtalten; mit den Großen, die ihr Mißfallen erregten, verfuhren ſie ſchonungslos.

Jedenfalls war das Reich durch große Einnahmen leiſtungsfähig und im blühenden Zuſtande. Auch höheren Thätigkeiten verſchloſſen ſich die Perſer nicht. Von ihnen lernten ſpäter die Araber die Kunſt des Geſanges und der Muſik. Noch heute zeugen Ruinen von Paläſten, daß die Baukunſt nicht geringes leiſtete. Mit den von Griechen und Römern entlehnten Formen verbanden ſich altnational-perſiſche, namentlich in der Ornamentik. Die Kuppel erhielt eine eigene Ausbildung, indem ſie in die Höhe gezogen eine ovale Eiform annahm. Schon kam außer dem Rundbogen auch bereits der Spitzbogen in Anwendung. Die Bildhauerei bevorzugte das Relief. Wie bei den alten Perſern wurden große Felswände mit rühmenden Darſtellungen von Kriegsthaten bedeckt, in denen der König hervortritt, ſitzend auf hohem Roß, das Haupt bedeckt mit einer Zackenkrone, über welche eine Kegelmütze emporragt, mit geflochtenem Bart und flatterndem Lockenſchmuck. Großes leiſtete die Teppichweberei und -knüpferei und durch die Welt berühmt waren die Stickereien.

Von der Litteratur iſt außer den religiöſen Schriften wenig erhalten, doch laſſen die Verarbeitungen ſpäterer Zeit auf ihre Bedeutung ſchließen. Es gab eine ſelbſtändige Geſchichtsſchreibung, deren Haupterzeugnis ein großes Königsbuch war. Griechiſche Schriften, namentlich philoſophiſche und naturwiſſenſchaftliche, wurden in die heimiſche Sprache überſetzt. Mit der Medizin wußte man trefflich Beſcheid, es gab

für sie berühmte Schulen. Wenn später unter dem Islam die Perser als Bahnbrecher der neuen Kultur erscheinen, ist darin eine Nachwirkung jener bereits erlangten Kenntnisse zu erblicken; und die Perser würden sie kaum verbreitet haben, wenn sie nicht das den Griechen und Indern Entlehnte bereits selbständig aufgenommen hätten.

Nachdem im fünften Jahrhundert leidlicher Friede zwischen Byzanz und Persien geherrscht hatte, brach 502 der Krieg wieder aus, weil Kaiser Anastasius dem Großkönige Zahlungen zur Erhaltung der Festen im Kaukasus verweigerte, für die von früher her Verpflichtung bestand. Nach furchtbaren Verheerungen wurde 506 Frieden geschlossen, aber da er wiederum jene Beiträge, die im Grunde nichts anderes als ein Tribut waren, bedingte, so entbrannte unter Justin I. aufs neue der Kampf, der auf Justinian überging. Belisar, der in diesem Kriege seine ersten Lorbeeren pflückte, trieb zwar den über den Euphrat vorgedrungenen Feind zurück, wurde aber in offener Feldschlacht nahe der Grenze 531 geschlagen.

In diesen Kämpfen machte sich den Römern ein kleiner Vasallenstaat der Perser zum furchtbaren Gegner. Wie die Araber seit Urzeiten aus ihren Wüsten in das benachbarte Fruchtland ausfielen, sobald Gelegenheit kam, hatten sie sich in der Arsacidenzeit am rechten Euphratufer in der Gegend von Hira festgesetzt; das tapfere Geschlecht der Lachmiden erlangte die Häuptlingsschaft und dehnte sie weit nach Süden an der Meeresküste aus. In und um Hira wohnten viele Christen, doch erst die letzten Lachmiden wurden christlich. Sie führten häufig Krieg gegen andere Araber, die nordöstlich von ihnen an den Grenzen von Syrien und Palästina hausten, und in ähnlichem Verhältnisse zu dem byzantinischen Reiche standen, wie die Lachmiden zu dem persischen; Justinian I. hatte ihren aus dem Geschlechte der Ghassaniden stammenden Phylarchen Arethas mit größerer Macht ausgerüstet. Beide arabischen Herrschaften leisteten ihren Oberherren ähnliche Dienste, wie erst die Germanen den Römern; sie waren unzuverlässig, aber notwendig für den Grenzschutz.

Zur Zeit Justinians machte der heidnische Lachmidenfürst Mundir III. über ein halbes Jahrhundert lang entsetzliche Raubzüge tief nach Syrien hinein und erschwerte den Byzantinern den Kampf gegen die Perser aufs äußerste.

Im Jahre 531 beſtieg als Nachfolger Kawads ſein Sohn Chosrau I. den Thron, Nuſchirwan der Unſterbliche oder Selige beigenannt, ein Fürſt von hohen Gaben, weitem Blick und kühner Unternehmungsluſt; geprieſen werden ſeine Gerechtigkeit und Sorge für das öffentliche Wohl. Auch für die Wiſſenſchaften hatte er großes Intereſſe; an ſeinem Hofe fanden griechiſche Bekenner der alten heidniſchen Philoſophie Zuflucht und viele Ueberſetzungen entſtanden.

Den zu Beginn ſeiner Regierung unter günſtigen Bedingungen mit Juſtinian geſchloſſenen „ewigen" Frieden gab Chosrau bald auf, als ihn der Gotenkönig Witiges und Unzufriedene aus Armenien zum Kampfe gegen die ſo gewaltig geſteigerte Macht des Kaiſers anſtachelten. Er brach 540 in Syrien ein, eroberte mit Sturm ſelbſt Antiochia, die Königin des Oſtens, und verbrannte ſie. Einen großen Teil der Einwohnerſchaft verſetzte Chosrau in die Nähe von Kteſiphon und baute ihr eine Stadt, in der ſie ganz nach gewohnter Weiſe leben durfte. Erſt 545 kam es nach heftigem, doch ergebnisloſem Kampfe zum Waffenſtillſtand, der 562 zu einem Frieden auf fünfzig Jahre umgewandelt wurde. Juſtinian verpflichtete ſich zu hohen Geldzahlungen in laufenden Raten; dafür verzichtete Perſien auf Laziſtan, um das in der Zwiſchenzeit der Kaiſer heftig geſtritten hatte.

Man ſieht, wie weitumfaſſend dieſe Kämpfe waren, wie ſie nicht bloßer kriegeriſcher Beuteluſt, ſondern einem bewußten Gegenſatz der beiden Staaten entſprangen. In dem Streben, den Verkehr nach dem fernen Oſten, nach China, und dem fernen Süden, nach Indien, zu beherrſchen, machte Chosrau die größten Fortſchritte; im Bunde mit den damals zuerſt bekannt werdenden Türken beſetzte er das Reich der weißen Hunnen am linken Ufer des Oxus; er vollbrachte ſogar eine den Perſern ungewohnte Anſtrengung, indem er eine Flotte ausrüſtete und das Land der ſüdarabiſchen Himjariten abhängig machte.

Dort nämlich hatte ſich eine andere Macht gebildet, das am öſtlichen Ufer des Roten Meeres waltende, nach ſeiner Hauptſtadt Axum genannte Reich, jetzt Abeſſinien. Die Bevölkerung dieſes Alpenlandes, zur Gruppe der Hamiten gehörig, empfing ihre erſte Kultur von Aegypten aus; ſpäter kam wahrſcheinlich eine ſtarke Einwanderung von Südarabien

herüber, welche sich mit der heimischen Menge vermischte und ihre Sprache und Schrift, die äthiopische, einführte. Im vierten Jahrhundert wurde durch einen Zufall das Christentum bekannt, das bis zum sechsten allgemeine Annahme fand. Die abessinische Kirche hielt sich zum Patriarchat von Alexandria und demnach zum monophysitischen Bekenntnisse, war also der Reichskirche entfremdet. Auch hier entfaltete sich eine ziemlich reiche Litteratur theologischen Inhalts in äthiopischer Sprache. Damals waren die Aethiopier den bedrängten Christen in Südarabien zu Hilfe gekommen, machten große Eroberungen und bedrohten sogar Mekka. Daher erging an die Perser das Gesuch um Beistand, das Chosrau erfüllte; kurz vorher hatte Kaiser Justinian erst um die Freundschaft der Himjariten und dann um die von Axum geworben. Der Siegeslauf des Islam in Arabien und Aegypten schnitt dann Abessinien von fördernder Verbindung mit den christlichen Ländern ab und brachte es in eine Einzelstellung, welche die höhere Entwickelung der Lebensformen verhinderte.

Der mit Justinian geschlossene Friede hielt nicht lange vor. Sein Nachfolger Justin II. ergriff die Waffen, um den Armeniern Beistand zu leisten, die, erbittert durch die Errichtung eines Feuertempels in ihrem Lande, sich erhoben hatten. Der Krieg wurde mit wechselndem Erfolge geführt, schließlich zum Nachteil der Perser, so daß der einst so sieghafte Schah Chosrau 579 im Mißgeschick starb. Sein Sohn Hormizd erlitt schwere Niederlagen durch den kühnen römischen Feldherrn Mauricius, der sich damit selbst die Kaiserkrone erstritt. Da trat die merkwürdige Wendung ein, daß Schah Hormizd gestürzt und getötet wurde, sein Sohn Chosrau II. zu den Römern floh und durch des Kaisers Hilfe 591 auf den Thron geführt wurde. Als Mauricius durch Phocas fiel, benützte Chosrau die günstige Gelegenheit, als Bluträcher seines Wohlthäters zu erscheinen, und begann einen Krieg, der das Kaiserreich an den Rand des Verderbens brachte.

Aufs engste verflochten sich jetzt die Schicksale von Persien und Byzanz, bis gegen beide ein neuer Feind sein unüberwindliches Schwert richtete, das eine vernichtete, das andere bezwang. Auch den Wettstreit der beiden Religionen um Asien machte er überflüssig, denn er setzte an ihre Stelle seine eigene.

Vierzehnter Abschnitt.

Das byzantinische Reich bis Kaiser Heraclius.

Durch Palastgarde und Senat anerkannt, folgte auf Justinian sein bereits bejahrter Neffe Justin II., der, als er geisteskrank wurde, den tüchtigen Feldherrn Tiberius zum Mitregenten annahm und 578 verschied. Die Erschöpfung des Reiches und der Krieg mit Persien verhinderten eine kräftige Abwehr der in Italien eingebrochenen Langobarden, und die verwüstete Halbinsel vermochte nicht, wie sie sollte, allein die Kräfte zur Verteidigung aufzubringen. Tiberius, der schon 582 starb, bezeichnete den allgemein beliebten Mauricius, seinen Schwiegersohn, der sich gegen die Perser ausgezeichnet hatte, als Nachfolger. Mauricius büßte jedoch trotz nicht unrühmlichen Regimentes die Gunst des Heeres ein, so daß ihn ein Aufstand der Parteien in der Hauptstadt 602 stürzte. Der zum Kaiser erhobene Offizier niederen Ranges, Phocas, ließ den Unglücklichen ermorden, nachdem er die Abschlachtung seiner fünf Söhne hatte ansehen müssen. Gegen den Wüterich, der eine Schreckensherrschaft führte, erhob sich endlich der äußerste Westen. Der Sohn des Statthalters von Afrika, Heraclius, erschien 610 mit einer Flotte vor Konstantinopel, beseitigte den Elenden, der der Volkswut zum gräßlichen Opfer fiel, und wurde zum Kaiser gekrönt.

Die Lage des Reiches war überaus trostlos. Die Langobarden hatten ihre Herrschaften in Italien begründet, die Avaren, welche seit deren Abzuge die Herren nördlich der Donau waren, machten, begleitet von Slaven, furchtbare Einfälle und bemächtigten sich selbst der starken Feste Sirmium an der Save. Nur durch Tributzahlungen konnten sie zeitweise beschwichtigt werden. Noch schwerer lasteten die Kriege gegen Persien, seitdem Chosrau II. gegen Phocas die Blutrache des ermordeten Mauricius übernommen hatte. Die römischen Waffen erlagen überall; die Perser eroberten die großen Grenzfesten, durchstreiften siegreich Kleinasien und verheerten

Syrien. Finanzen und Heer waren zerrüttet, der Staat erschöpft und in Unordnung.

In den ersten Jahren des Heraclius steigerte sich das Unheil unermeßlich. Syrien und sogar Aegypten gingen gänzlich an die Perser verloren, welche aus Jerusalem das heilige Kreuz, das einst Helena, die Mutter Konstantins, gefunden hatte, als Beute entführten. Auch die Stadt Chalcedon, Konstantinopel gegenüber, eroberten sie und schlugen dort ein dauerndes festes Lager auf. Die fehlende Getreidezufuhr aus Aegypten brachte die Hauptstadt in Not, die Pest richtete Verheerungen an. Da kam mit dem Jahre 622 eine wunderbare Wendung. Heraclius bewog die Avaren, die kurz vorher durch Hinterlist bis in die Vorstädte von Konstantinopel eingedrungen waren, zum Stillsitzen, um seine Kraft ganz nach dem Orient werfen zu können. Die Kirche gewährte durch eine große Zwangsanleihe beträchtliche Geldmittel, ihre kostbaren Gefäße wanderten in die Münze; nach beendigtem Kriege sollte der Fiskus den Wert zurückzahlen. Es ist nicht bekannt, in welcher Weise Heraclius Truppen zusammenbrachte. Vermutlich fand eine starke Aushebung statt, selbst Verschnittene wurden eingereiht. Sorgfältige Ausbildung machte die ungeübten Scharen tüchtig; noch vor dem Feinde wurden sie durch kluge Führung im Kriegshandwerk unterwiesen. Heraclius trat selbst an die Spitze, unbeirrt durch den Einspruch, der Kaiser dürfe nicht seine kostbare Person dem Feinde preisgeben. Ihn durchdrang begeisterte Zuversicht auf den Beistand der Jungfrau Maria. Der Kampf war ein Streit für Gott gegen seine Widersacher, denn in der That bedrohte der mit unbegrenztem Hochmut auftretende Perser das Christentum mit dem Untergange. Die Palme der Märtyrer stellte Heraclius seinen Kriegern als herrlichsten Lohn hin.

Der kaiserliche Feldherr begann seine Unternehmungen von Issus aus nach dem Norden zu, und an seinen Fahnen haftete der Sieg. In großartigen Kreuz- und Querzügen von Syrien bis an den Kaukasus schlug Heraclius in den nächsten Jahren die starken feindlichen Heere oder drängte sie zurück. Selbst die ungeheure Gefahr, in welche 626 Konstantinopel geriet, bewog ihn nicht zum Rückzuge. Angeblich 80 000 Avaren mit slavischen Bundesgenossen bestürmten die Mauern, wäh-

rend persische Truppen am jenseitigen Ufer des Bosporus standen. Da sie keine Schiffe hatten, gelang es ihnen nicht, den Avaren ausreichenden Beistand zu leisten, so daß diese nach einem Monat von der tapfer verteidigten Stadt abließen. Im folgenden Jahre brach Heraclius wieder in das feindliche Reich ein. Bei Ninive schlug er den persischen Feldherrn aufs Haupt und eroberte Dastagerd, nicht weit von Ktesiphon, die prunkende Residenz des Großkönigs, der mit seinem Harem angstvoll entfloh. Obgleich Heraclius nach dem Norden umkehrte, war das Schicksal Chosraus entschieden. Ein grausamer Tyrann, ergriffen vom Größenwahnsinn, der seine unglücklichen Heerführer schmachvollem Tode preiszugeben pflegte, und ein harter Bedrücker der Unterthanen, jetzt seines Ruhmesscheines, der ihm den Beinamen Parwez (der Sieger) eingetragen hatte, beraubt, wurde er von seinem Sohne Kawad verdrängt und qualvoll hingerichtet. Kawad bat sofort um Frieden, doch starb er bald, und nun brachen in Persien selbst schwere Wirren aus, die jahrelang andauerten, bis endlich 632 die Erhebung des Knaben Jezdegerd III., Enkels des Chosrau II., die Ordnung herstellte. Doch das so gewaltige Reich war in sich gebrochen. Das römische Kaisertum, in seinen ehemaligen Grenzen wieder hergestellt, hatte den schweren Wettstreit gewonnen.

Heraclius führte das zurückgegebene heilige Kreuz im Triumphe erst nach Konstantinopel, dann nach Jerusalem zurück. Unendlicher Ruhm umstrahlte den christlichen Heros. Seine von mystischem Schwunge ergriffene Seele erhob sich zu weiteren Plänen. Wie sein Vorgänger Phocas verhängte er über die Juden schwere Verfolgungen und forderte die germanischen Staaten zu gleichen Zwangsmaßregeln auf, die auch in Spanien und Gallien nicht ausblieben. In Syrien ist es damals zu gräßlichen Aeußerungen des gegenseitigen wilden Hasses zwischen Christen und Juden gekommen. Der Kaiser wollte auch das höchste Ziel erreichen, die Einheit im Dogma herzustellen. Die Brücke sollte eine neue Spekulation schlagen, daß Christus zwar, wie es dem Beschlusse von Chalcedon, von dem die Reichskirche nicht lassen wollte, entsprach, aus zwei Naturen bestehe, aber alles mit einem gottmenschlichen Handeln gewirkt habe. Man hoffte damit die Monophysiten wiederzugewinnen, die zurückeroberten Provinzen

auszusöhnen und enger mit dem Reiche zu verknüpfen. Anfangs ging alles vortrefflich; da schürte der streitbare Patriarch von Jerusalem aufs neue das Feuer. Gegen den Kaiser erging der Vorwurf, er greife widerrechtlich in die Kirche ein. Den Zwist sollte 638 eine Erklärung beschwichtigen, daß in Christus die beiden Naturen in einem Willen gewirkt hätten. Darüber entbrannte der monotheletische Zank mit aller Heftigkeit; das Morgenland nahm ihn nicht weniger leidenschaftlich auf, als den monophysitischen, und überwarf sich wieder mit der Reichskirche. Syrien und Aegypten, durch den langen Krieg und die Aussaugungen der Perser ohnehin furchtbar ermattet, sollten außerdem sofort zur Tilgung jener vor dem Kampfe gemachten Kirchenanleihe beitragen, auf deren Rückzahlung die Geistlichkeit drängte. Die schon lange bestehende Erbitterung und der daraus entsprungene Absonderungsgeist wucherten mächtig empor.

Bald zeigten sich ihre traurigen Folgen. Während Heraclius den kirchlichen Geist der griechischen Provinzen zum Kreuzzuge gegen die Perser in wirkungsvolle Bewegung setzte, hatte in Arabien eine neue Religion Boden gefaßt. Eben der letzte Kampf zwischen den Sassaniden und den Oströmern erleichterte ihr die Wege ins Ausland. Als Heraclius starb, war sein Gegner, das persische Reich, bereits vernichtet, für ihn Mesopotamien und Syrien verloren, Alexandria von den Feinden belagert. Er selber hatte, unabwendbares Unheil ahnend, das von ihm für Jerusalem zurückeroberte Kreuz von dort nach Konstantinopel geflüchtet, ehe die heilige Stadt den Feinden in die Hände fiel. Schlag auf Schlag trafen den unglücklichen Kaiser die Schreckensnachrichten.

Das Christentum erwies sich für die Gesamtheit als unzureichendes Bindemittel. Die Ermattung des so schwer heimgesuchten Reiches, die Schwäche des Heeres nach den großen Verlusten im persischen Kriege, die Abneigung der Syrer und Kopten gegen die orthodoxe Kirche und der Groll über den schweren Druck des Staates, die Unfähigkeit der Provinzen, selbständig zu handeln, die durch Jahrhunderte eingeflößte Gewohnheit, demjenigen Herrn zu gehorchen, der die Macht hatte, erleichterten dem Feinde, der den sich freiwillig Unterwerfenden Eigentum und Glauben ließ, die Eroberung.

Am 11. Februar 641 beschloß Kaiser Heraclius sein wechselvolles, nahezu siebzigjähriges Leben, in der letzten Zeit von fürchterlichen Körper- und Seelenleiden gepeinigt. Die Nachrichten genügen nicht, um von ihm ein sicheres Bild zu entwerfen. Sein erstes durchgreifendes Auftreten, das ihm die Kaiserkrone eintrug, seine herrlichen Siege über die Perser zeigen ihn als entschlossenen Mann, und unverzagtes Ertragen aller Strapazen in seinen mühevollen Feldzügen und manche Heldenthat im kühnen Handgemenge wurden ihm nachgerühmt. Auch politische Gewandtheit und Klugheit, selbst mit Aufopferung seiner persönlichen Interessen, hat der Kaiser bewiesen. Daher ist es möglich, daß seine Unthätigkeit zu Anfang der Regierung nur wohlberechnete Sammlung der unter seinen Vorgängern arg verbrauchten Kräfte des Reiches war, und auch im Kampf gegen die Araber kann ihn nicht der Vorwurf der Schlaffheit treffen. Dennoch scheint Heraclius unter dem aufreibenden Einflusse persönlicher Erregung und eigenartiger Empfindungen oder auch zeitweiliger Ermattung gestanden zu haben. Nur durch den Einspruch des Patriarchen ließ er sich, ehe er den Angriff gegen die Perser machte, in Konstantinopel zurückhalten, da er nach Karthago übersiedeln wollte.

Ihn beseelte mystische Frömmigkeit; heilige Bilder und Reliquien bedeuteten ihm Pfänder des von Gott zu verleihenden Glückes. Daher mußte das furchtbare Nachspiel der Perserkriege, der Sieg der Araber, ihn an Leib und Seele zerrütten und in entsetzliche Qualen stürzen. Heraclius schwärmte für die Einheit der Kirche und von seinem Standpunkte aus hielt er sich für verpflichtet, aber auch für berechtigt, sie selber zu schaffen. Er fühlte sich im besonderen Schutze Gottes. Nichts ist auffallender, als daß er kein Bedenken trug, nach dem Tode seiner ersten Frau eine Ehe mit seiner starkgeistigen Nichte Martina einzugehen und sie aufrecht zu erhalten, obgleich alle Frommen die für blutschänderisch gehaltene Verbindung leidenschaftlich verdammten.

Als Heraclius in die Gruft sank, war das Reich im Orient schwer gemindert. Nur Kleinasien, also die rein griechischen Lande, waren geblieben, auch sie ständig gefährdet. Wenige Jahrzehnte später ging auch Afrika verloren, nachdem die Westgoten die Plätze in Spanien schon unter Heraclius

erobert hatten. Dadurch änderte sich der Charakter des oströmischen Kaisertums; so viel kleiner, um so einheitlicher in seiner Bevölkerung wurde es. Das Griechentum hatte jetzt die unbestrittene Herrschaft. Die orthodoxe Kirche unter dem Patriarchen von Konstantinopel, der nunmehr allein im Reiche diesen stolzen Titel führte, konnte jetzt nach ihrer Weise leben, nicht mehr beirrt durch den Widerspruch des aramäischen und des koptischen Volkstums. Die Kirchen in den verlorenen Ländern gingen bald eigene Wege; ihre Theologie bediente sich der heimischen Sprachen.

Doch mit dieser Einheitlichkeit des Reiches war eine größere Einseitigkeit gegeben; es hörte auf, ein Weltreich zu sein; seine universale Stellung, bis zuletzt im Wachsen begriffen, war vollständig vernichtet. Dadurch veränderte sich auch seine Politik; nur noch durch den Besitz in Italien und der Küstenpunkte am Adriatischen Meer hing es mit dem Abendlande zusammen.

Denn auch auf der europäischen Seite, auf der Hämushalbinsel, waren großartige Veränderungen vorgegangen, die sich zum Teil allmählich, aber mit unwiderstehlicher Gewalt vollzogen. Jahrhundertelang dauerte hier eine Völkerwanderung, umfangreicher als die germanische, doch auch wüster und verworrener. Nicht ein im Grunde einheitliches Volkstum, wie es das germanische war, unternahm hier seine Wanderzüge, sondern die verschiedenartigsten Massen drängten sich heran, wie der vom wechselnden Winde getriebene Dünensand. Die indogermanische und die mongolische Rasse waren gleichmäßig vertreten, die erste in den Slaven, die andere in mehreren nacheinander erscheinenden Völkern. Die Richtung kreuzte sich vielfach, von Norden und von Osten her; durcheinander preßten sich die Völker. Längste Zeit verfloß, ehe in das Chaos einige Ordnung und festerer Niederschlag kam, doch schon früh war entschieden, daß der größte Teil der Balkanhalbinsel eine neue Bewohnerschaft erhielt, dieselbe, die seitdem dort ihre wechselnde und selten glückliche Geschichte durchlebt hat, und noch heute nicht zur Abklärung gelangt, ein Rätsel für die Zukunft birgt.

Die gräßlichen Verwüstungen durch die häufigen Einbrüche roher Völkerschaften hatten das Land weithin entvölkert;

außer den grausam Erschlagenen waren ungezählte Tausende in die Gefangenschaft weggeschleppt worden. Dafür waren Eindringlinge sitzen geblieben, und wie ihre römischen Vorgänger hatten die byzantinischen Kaiser oft große Mengen Fremder in den Provinzen angesiedelt. Andere kamen als Söldner und Kolonen, blieben auch als Kriegsgefangene im Lande. Der Handel mit solchen, den hauptsächlich Juden betrieben, war so umfangreich, daß schließlich der Volksname der Slaven zur Bezeichnung der unfreien „Sklaven" wurde. Von Byzanz aus hat sich dieses Wort durch die romanischen Länder auch nach dem Norden verbreitet.

Denn die unversiegbare Hauptmasse dieser Fremden waren Slaven. Indogermanischen Ursprungs, traten sie als letzter Zweig der großen Völkerfamilie in die Geschichte als ein mit dem Ackerbau nicht unbekanntes Hirtenvolk. Anfänglich in den wald- und wasserreichen Ebenen des mittleren heutigen Rußland heimisch, geringer Kultur, kannten sie nur gesellschaftliche, keine staatlichen Verbände. Procop mit seiner Neigung, fremde Volksarten zu beobachten, giebt von den in seinen Gesichtskreis gekommenen Slaven eine Schilderung. Sie wohnen in erbärmlichen Hütten, die sie weit voneinander aufschlagen und oft wechseln. Langgewachsen und starken Leibes, sind sie weder blond noch schwarz, sondern Körper- und Haarfarbe spielt ins Rötliche. In die Schlacht gehen sie zu Fuß, leicht bewaffnet und meist nur mit Hosen bekleidet. Ihre Lebensweise ist hart, einfach und schmutzig. Sie leben in demokratischer Verfassung; die Entscheidung liegt in gemeinsamen Beratungen. Die Sinnesart ist gutmütig und schlicht, doch üben sie bei ihren Plünderungen furchtbare Grausamkeiten aus. Wir werden die Slaven an anderer Stelle näher kennen lernen. Wahrscheinlich kamen Schwärme von ihnen schon im dritten Jahrhundert nach der Balkanhalbinsel als Kolonen und Hilfsvölker, ähnlich wie die Germanen nach Gallien; erobernd traten sie erst seit dem Ende des fünften Jahrhunderts auf. Der Abzug der Goten nach Italien machte ihnen Platz.

Den Slaven begegneten bald andere stärkere Mitbewerber um das den Romäern abzustreitende Land. Gegen Ende des fünften Jahrhunderts erschienen die von der Wolga herstammenden, den Hunnen verwandten Bulgaren, ein fürchterliches

Volk. Ihnen boten wieder Schach die Avaren, ein ural-altaisches Volk, wie die Hunnen wilde, nomadenhafte Reiter. In den letzten Zeiten Justinians traten sie in den Gesichtskreis der Byzantiner und machten sich ihnen bald furchtbar. Ihre letzten großen Unternehmungen waren 626 die Belagerung der Hauptstadt und fünfzig Jahre später ein heftiger Angriff auf Thessalonich. Sie streiften siegreich bis nach Thüringen und nahmen nach dem Abzuge der Langobarden Sitz in den öden Donauebenen Daciens und Pannoniens. Dort gründeten sie schließlich, von den Donauslaven nach Norden gedrückt, eine weite Herrschaft, welche die welthistorische Bedeutung hatte, als trennender Keil zwischen die nördlichen und südlichen Slaven eingeschoben, beide außer Verbindung miteinander zu halten.

Nach dem Ausweichen der Avaren machten sich wieder die Bulgaren bemerkbar. Neue vom Schwarzen Meer herkommende Scharen überschritten 679 die untere Donau, verdrängten oder unterwarfen die dort sitzenden Slaven und Thraker und gründeten ein Reich zwischen Donau und Balkan. Wild, heidnisch und grimme Feinde ihrer Nachbarn, waren sie den Byzantinern weit gefährlicher und lästiger, als die zersplitterten Slaven.

Die Vormauer des byzantinischen Reiches gegen die Avaren wurden im Süden von Drau und Donau die von den Slaven besetzten Gebiete. Wir vermögen das Einzelne nicht zu erkennen, aber zur Zeit des Heraclius scheint bereits ein gewisser Abschluß erfolgt zu sein, vielleicht mit seinem persönlichen Zuthun. Bis zum Peloponnes über Epirus, Thessalien, Illyrien, Dalmatien, Macedonien, Thracien verbreitete sich slavische Bevölkerung. Nur die Küstenstriche und insbesondere die Küstenstädte bewahrten ihren bisherigen lateinischen Charakter. Die Landverbindung mit Italien war nun gänzlich abgeschnitten. Im Winkel zwischen Save und dem Adriatischen Meer saßen die Kroaten, östlich von ihnen die Serben bis gegen Belgrad hin. Diese slavischen Länder standen unter heimischen Gaufürsten und volkstümlichen Rechten.

Die Besitznahme dieser weiten Gebiete erfolgte ganz anders, als die der abendländischen von Gallien, Spanien, Italien durch die Germanen. Diese bildeten nur eine neue Oberschicht in der Bevölkerung, mit der sie schließlich zusammenschmolzen, und

waren von dem nicht gänzlich vernichteten altrömischen Erbe umgeben. Auf der Hämushalbinsel wurde leere Tafel gemacht und die alte Aufschrift ausgewischt; die frühere Bewohnerschaft floh oder ging unter. Rohe Völker stellten ihre Hütten auf das Erdreich, das die Trümmer bedeckte; hier mußte die Zivilisation von vorn beginnen.

Durch das Eindringen der Slaven wurden weite Landstriche, die vordem christlich gewesen waren, wieder in das Heidentum oder unsichere Religionszustände zurückgeworfen. Andererseits eröffnete sich dadurch dem Christentum die Aussicht, neue Völker zu gewinnen, die sich später erfüllt hat.

Dafür wurde dem Christentum ein anderes großes Feld entzogen. In den letzten Zeiten war es auch außerhalb des Reiches im Fortschreiten begriffen. Hunnische Stämme hatten sich ihm zugewandt, in Persien hatte es zahlreiche Bekenner; von hier reichte es damals bis nach Indien und in den Osten des Erdteils. Sarazenische Stämme an den Grenzen gewährten ihm Eingang und auch in Arabien zählte es einen sehr großen Teil der Einwohner zu seinen Bekennern. Nicht nur gingen diese Aussichten verloren, es erfolgte sogar ein ungeheurer Verlust, der die Geburtsstätten des Christentums mit sich riß, und zwar durch eine Religion, die dem Christentum näher stand als dem Parsentum und nicht ohne seine Einwirkung entstand.

Die ältere Religion, das Judentum, war nicht zum Wettbewerb fähig. Durch ihre Sonderstellung inzwischen den Religionen hatten die Juden sich in allen Ländern behauptet und vermehrt, namentlich gerade durch sie sich zum Handelsvolk entwickelt. Vielfach trieben sie auch Industrie und Handwerk. Den Christen waren sie aufs äußerste verhaßt und die von Byzanz ausgehende Verfolgung hatte begleitende Akte auch in germanischen Staaten. Die Juden mischten sich nicht mit anderen Völkern und schlossen damals ihre religiöse Ueberlieferung durch den Talmud ab; überall waren sie nur geduldete Fremdlinge. Eben dieser Hang zum religiösen, unduldsamen und hochmütigen Kastenwesen, der den Juden schon im alten Rom eigen war, dort noch verbunden mit Proselytenmacherei, hat vielleicht dem jüdischen Glauben die Eroberung der Welt verscherzt.

Gleichfalls Semiten waren es, von denen die neue Religion ausging, und auch in ihr lebte etwas von dem harten und ausſchließlichen Geiſt des Alten Teſtaments.

An der Johanneskirche zu Damascus befindet ſich eine griechiſche Inſchrift: „Dein Reich, Chriſtus, iſt ein ewiges Reich und deine Herrſchaft währet für und für.“ Seit mehr als zwölfhundert Jahren iſt die Kirche eine Moſchee.

Zweites Buch

Der Islam

Fünfzehnter Abschnitt.

Muhammed und seine Lehre.

Asien ist die Wiege der Religionen. Alle großen Glaubenssysteme, welche in der Kulturmenschheit aufgetreten sind, haben in dem gewaltigen und wechselgestaltigen Weltteil ihren Ursprung genommen: die arischen, verzweigt in die Lehren des Brahmanentums, des Buddha und des Zoroaster, die mannigfachen semitischen, von denen das Judentum die längste Geschichte hat, im Osten die weitverbreitete Anhängerschaft des Konfutse, dann das Christentum und der Islam. Wenn zwischen einzelnen dieser Religionen auch einiger Zusammenhang vorhanden war, so hat doch jede ihre besondere Ausprägung erhalten. Ihr erstes Wesen war meist bedingt durch Natur und Geschichte des heimatlichen Landes und Volkes, und manche sind in den ihnen so gesteckten Grenzen geblieben, andere zogen ihre Kreise weiter und erlitten dadurch Veränderungen. Abgesehen von dem Judentum, bei dem eigenartige Verhältnisse obwalteten, haben nur die beiden jüngsten Religionen auch auf europäischem Boden Verbreitung gefunden. Dadurch gerieten sie in langdauernde Kämpfe miteinander, die noch heute nicht abgeschlossen sind. Diese feindlichen und auch friedlichen Berührungen umfassen ein gewaltiges Stück der Weltgeschichte.

Wunderbar und unvergleichlich ist das erste Wachstum des Islam. Keine andere Religion kann sich darin mit ihm messen. Ausgehend aus einem abgelegenen Wüstenlande, hat er auf Sturmesfittichen sich verbreitet; binnen wenigen Jahrzehnten eroberte er ein Gebiet, dessen äußerste Punkte, im

Westen der Atlantische Ozean, im Osten das Indusland, 90 Längengrade auseinander liegen. Diesen weiten Raum hat er trotz politischer Spaltungen behauptet. Späterhin eine Zeitlang in seiner Ausdehnungskraft stockend, erhob er sich nochmals zu starken und erfolgreichen Vorstößen. Seine staatlichen Kräfte sanken zwar darauf zusammen, aber noch in unserem Jahrhundert hat die muhammedanische Religion allein von allen anderen belangreiche Fortschritte gemacht, indem sie ganze Völker im Innern von Afrika gewann. Dort veranlaßt sie gegenwärtig Erscheinungen, welche an die Zeit ihrer Geburt erinnern. Auch in Indien mehrt sich neuerdings die Zahl der zum Muhammedismus Uebertretenden ganz anders, als die spärliche der vom Christentum Angezogenen.

Während das Christentum sich mit den inneren Einrichtungen der Völker, die ihm anhingen oder zufielen, zu vertragen wußte, stürzte der Islam allenthalben die vorgefundene Regierung. Dadurch brachte er mächtige politische Verschiebungen hervor, die zugleich große Völkermischungen im Gefolge hatten; fast von Grund aus hat er vielfach die Bevölkerungen umgeschaffen. Selbst große Völkerwanderungen sind durch den von ihm gegebenen Anstoß vor sich gegangen. Das geschah zum Teil, weil dieser arabische Glaube mit Waffengewalt durch die Welt getragen wurde, aber in ihm lag auch oft ein überlegener Geist und deswegen wirkte er nicht bloß zerstörend, sondern auch schöpferisch. Viele Völker namentlich Asiens sind erst durch ihn in den geschichtlichen Entwickelungskreis hineingezogen worden. Und merkwürdig: unter dieser Religion des Kampfes entstand eine reiche Kultur, der die Erde längere Zeit nichts Gleiches zur Seite stellen konnte.

Noch eines unterscheidet die muhammedanische von den anderen Religionen. Ueber deren Anfänge und ihre Stifter ist meist wenig bekannt. Der Ursprung des Islam, die Person des Begründers stehen im hellen Lichte der Geschichte vor uns; die Forschung vermag das auch um sie geschlungene dichte Sagengeflecht zu beseitigen oder zu entwirren. Schritt für Schritt läßt sich die weitere Ausbildung der Religion verfolgen, wir kennen auch die ersten Bekenner und Widersacher. Bei keiner anderen ist der Anteil, den der Stifter selbst an ihr hat, so für alle Zeiten maßgebend gewesen. Sonst liegt nur durch Zwischenglieder vermittelte Kunde von den Lehren

des Urhebers vor; von Muhammed besitzen wir eigene Aussprüche, seine Predigten sind zuverlässig und vollständig erhalten, und diese Aufzeichnungen führen uns von den ersten Regungen an durch alle Stufen bis zum Schlusse seines Lebens.

Die Halbinsel Arabien, so groß etwa wie das gesamte Europa außer Rußland und Skandinavien, rings umgeben von steilen, hafenarmen Klippenküsten, im Norden verschlossen durch die wasserlose syrische Wüste, ist Eroberern wie friedlichen Einwanderern schwer zugänglich. Einige Vermittelung nach außen gaben damals die beiden ausgedehnten arabischen Herrschaften, welche von der Wüste aus sich nach Westen und Osten erstreckten, die Palästina benachbarte der Ghassaniden, welche zu Byzanz hielten, und am Euphrat das Reich von Hira der Lachmiden, das persische Oberhoheit anerkannte. Die Byzantiner pflegten diesen wie den anderen Arabern den Namen Sarazenen zu geben.

Die alteingesessenen Bewohner der Halbinsel waren semitischen Ursprungs. Damals zerfielen sie in zwei Gruppen, die nördlichen Ismaeliten und die südlichen Joktaniden im Jemen und in Hadramaut. Die letzteren, vordem ein stattliches, Ackerbau und Handel treibendes Volk, dann von ihrer Höhe herabgesunken, hatten sich auch nach dem Norden zu vorgeschoben und die dort herrschende Lebensweise angenommen, indem sie zu halb nomadischen Beduinen wurden. Die Natur des Landes, heiß, trocken, mit reiner, körper- und nervenstärkender Luft, hält den Menschen mit überwältigender Macht in ihrem Zwang; wie er in den biblischen Zeiten sein Dasein führte, so thut er es noch heute. Die Wohnung des Beduinen ist das bewegliche Zelt; seine Herden bestehen aus Kamelen, Schafen und Ziegen, als wertvollster Besitz gelten Rosse, an denen Arabien niemals reich war, und Panzerhemden. Die Kleidung, wollenes Wams und Mantel, stellen die Frauen her, die Nahrung für den sehnigen, hageren Körper, der wenig beansprucht, bieten Milch, Datteln und ungesäuertes Brot. Einförmig fließt das Dasein dahin; die Nutzung eines Brunnens oder einer guten Weide macht die höchsten Lebensfragen eines Stammes aus. Doch die schlichte Erhabenheit der einsamen Wüste, die furchtbare Gewalt, mit der Gewitter, Regenströme und sandaufwirbelnde Glutstürme hereinbrechen, der weitgespannte Horizont, die flammende Hitze des Tages, die kühle,

sternenfunkelnde Nacht regen den Geist poetisch an. Jeder Araber dichtet oder weiß Dichtung zu schätzen; schon vor Muhammed stand sie in hoher Blüte und schuf einen hochentwickelten Versbau, dem der Endreim gemeinsam war. Die alte Poesie, der die feine Durchbildung der Sprache günstige Mittel bot, wird mehr von äußeren Eindrücken als von inneren Gedanken bewegt und ist reich an lebendigen Schilderungen der Wüste und ihres Lebens; Totenklagen, Kamelritt, Jagd, Weingenuß sind die beliebtesten Stoffe. Nicht minder feurig wird Frauenschönheit gepriesen; doch war die Gefeierte stets eine verheiratete Frau und die Bewunderung galt ihren sinnlichen Reizen. Ein gern bebautes Feld ist die spitzige Wechselrede; die Dichter waren gefürchtete Personen, weil sie leicht einem Manne oder einem Stamme mit höhnischen Versen die Ehre abschneiden konnten. Auch dem frohen Lebensgenuß huldigten volle Klänge, durch welche indessen auch ernstere Stimmungen tönten.

Bei aller dichterischen Veranlagung und Neigung zur phantastischen Uebertreibung ist der Sinn des Arabers, geschärft durch den beständigen Kampf um das Dasein, nüchtern und skeptisch; er prüft den Kern der Dinge und versteht seinen Vorteil eigensüchtig bis zur Habgier. Wenn die spärliche Ernte mißrät oder Dürre den Viehstand lichtet, macht ihn die Not leicht zum Räuber, der nach geglücktem oder mißlungenem Streiche ebenso blitzschnell in der pfadlosen Wüste verschwindet, wie er auf flinkem Kamel oder Roß heranbrauste; der kecke Ueberfall ist des Beduinen Weise, ernstem Kampfe weicht er gern aus. Am ehrenvollsten galt das Gefecht mit der langen Stoßlanze und dem Schwert, doch auch der Bogen wurde gebraucht.

Trotz seines Geizes übt der Beduine großmütige Gastfreundschaft, denn alle Eigenschaften beherrscht die stolze Ehrliebe; nie würde der Araber seinen Gast, oder wer sich seinem Schutze anvertraut hat, im Stiche lassen, und er rächt unfehlbar und blutig die ihm oder seiner Familie angethane Schmach. Die zur Schau getragene würdevolle Ruhe verdeckt heftige Leidenschaftlichkeit, die der leitende Charakterzug des Arabers in seinen Handlungen ist.

Größere staatliche Gemeinschaften kannte diese wenig seßhafte und bedürfnislose Bevölkerung nicht. Sie lebte im

engen Schoße der Familie und der Verwandtschaft, des Geschlechts, im Stamme, der seinen Mitgliedern große Freiheit der Bewegung ließ. Die angesehensten Mitglieder eines Zeltlagers, die Saijid, durften keine Befehle erteilen, nur ihre Einsicht gab ihnen Einfluß; nicht einmal im Kriege hatten sie die Führung. Die Rechtsbegriffe waren mehr als einfach, der Besitz rein persönlicher Natur; ein Strafrecht gab es nicht; im Notfall wandte man sich an einen unverbindlichen Schiedsrichter. Aristokratischer Familienstolz, den treu bewahrte Sagen von den Thaten der Vorfahren nährten, stand unvermittelt neben der demokratischen Freiheit der Einzelnen. Dafür fühlten sich die Männer gegenseitig verpflichtet und hielten fest zusammen; gelegentlich verbündeten sich mehrere Stämme unter feierlichen Formen für gemeinsame Zwecke zu einer Eidgenossenschaft. So war die Gesamtheit in kleine Verbände geteilt.

Die Religion war eine rohe und götzenhafte Verehrung von Gestirnen und Stammesgöttern, die bis zum Fetischismus herabstieg. Doch schwebte über ihr, wahrscheinlich von den Juden entlehnt, ein dunkles Bewußtsein von einem höchsten Gotte Allah, bei dessen Namen feierliche Verträge beschworen wurden. Nicht die Religion, nur die Volkssitte gab der Lebensführung den geringen innern Gehalt.

Ziemlich in der Mitte der langgestreckten arabischen Küste des Roten Meeres, doch gegen fünfzehn Meilen von der See entfernt, lag die Stadt Mekka in einem unwirtlichen, sandigen, von wildzerrissenen Bergen umgebenen Thale. Das dürftige Wasser des darum hochverehrten Brunnens Zamzam ermöglichte ihr Bestehen, die Unfruchtbarkeit des Bodens zwang die Bewohner, in dem Handel ihren Unterhalt zu suchen, den die geographische Lage begünstigte. Daher fanden dort große Messen statt; in Mekka saßen viele wohlhabende Kaufleute und die Bevölkerung, die Koraisch, unterschied sich in ihrer Lebensweise von den umwohnenden Beduinen, die sie geistig überragte. Die großen hochangesehenen Familien leiteten in gemeinsamen Beratungen die öffentlichen Angelegenheiten.

Mekka war zugleich berühmt durch das alte Heiligtum der Kaaba, einem neben dem Brunnen Zamzam stehenden würfelförmigen Gebäude, in dem ein schwarzer Stein eingemauert war. Mit den Messen verband sich die Verehrung der Kaaba und der dort befindlichen Götzen; daher galt für

diese Zeit, wo die Stämme in Mekka zusammen kamen, ein unverletzlicher öffentlicher Friede.

Mekka lag an dem vielbesuchten Handelswege, der vom Süden her nach Palästina über Jathrib und dann der Küste parallel durch das rauhe und dürre Gebiet des Hidschaz führte.

Erst zu Muhammeds Zeiten erhielt Jathrib den Namen Medinat-en-nebi, die „Stadt des Propheten", wofür Medina gebräuchlich wurde. Die aus mehreren Teilen bestehende Ortschaft, mit fruchtbarem Boden in der Nähe, betrieb vorwiegend Acker- und Gartenbau, besonders die Zucht der Dattelpalme. Von altersher saßen hier und im Hidschaz zahlreiche jüdische Gemeinden, neben die allmählich arabische Familien einrückten, welche als die kräftigeren das Uebergewicht besaßen, obgleich sie untereinander verfeindet waren. Auch die Juden hatten sich, abgesehen von ihrer Religion, dem arabischen Leben vollkommen angepaßt und standen zwar nicht sehr angesehen, doch nicht in Absonderung da; selbst ihre Glaubenssätze hatten Eingang gefunden. Auch sonst wohnten in Arabien Juden verstreut. Das Christentum hatte ebenfalls sehr zahlreiche Bekenner. Viele Christen lebten teils einzeln, teils in größeren Gruppen besonders in den Oasen der syrischen Wüste, auch weiter südlich. Sie hatten keinen Zusammenhang mit der großen orthodoxen Kirche, sondern gehörten Ketzergemeinden, Nestorianern und Monophysiten an. Dem ursprünglichen Mönchstum getreu, hausten viele Anachoreten in der Wüste und den Klüften der Gebirge, sich durch strenge Büßungen auf das Gericht Gottes und das Jenseits vorbereitend. Die Araber sahen sie mit Achtung und Bewunderung an. Ueberdies waren auch aus dem gegenüberliegenden Aethiopien, dem Königreiche von Axum, das zeitweise Südarabien besetzte, dann durch Kaufleute und Sklaven christliche Ideen ins Land gedrungen. In Negran gab es sogar einen christlichen Bischof.

Außer dem christlichen und jüdischen waren in Arabien noch andere religiöse Einflüsse wirksam. Die persischen Sekten strahlten dorthin aus; namentlich scheint die der Harranier, die in Mesopotamien südöstlich von Edessa saßen und in Arabien Hanifen hießen, Muhammed bekannt gewesen zu sein. Sie glaubten an Gott, Auferstehung und jüngstes Gericht und beobachteten strenge Fasten.

Stoffe zu einer religiösen Umwälzung waren also vor-

handen, doch keineswegs so stark und mächtig, daß eine solche unmittelbar und notwendig bevorgestanden hätte. Nicht wie beim Werden des Christentums, drängte die religiöse Stimmung der Zeit auf neue Gestaltung hin. Die Zersplitterung in Stämme setzte ihr außerdem ein fast unüberwindliches Hindernis entgegen. Sie wurde das rechte und echte Werk eines Mannes.

Ums Jahr 570 wurde Muhammed zu Mekka geboren aus einer armen Familie des Mittelstandes, der Haschimiten. Der Vater Abdallah starb vor der Geburt des Sohnes, die Mutter Amina wenige Jahre später; in freudloser Dürftigkeit verlief die Jugend. Eine glücklichere Zeit kam erst, als den Fünfundzwanzigjährigen die erheblich ältere bemittelte Witwe Chadidscha heiratete; sein ganzes Leben lang hat Muhammed der Frau, die ihm sechs Kinder gebar und 619 starb, innige Dankbarkeit und herzliches Gedächtnis bewahrt. Als Kaufmann machte er mehrere Reisen, während deren er mit aufmerksamem Blick Beobachtungen anstellen mochte, allein nichts bezeugt, daß der künftige Herr Arabiens in dieser Zeit sich oder anderen als ein vom Gewöhnlichen abweichender Geist erschienen wäre. Erst im Alter von vierzig Jahren begann Muhammed seine Laufbahn und mit sehr geringen Anfängen. Seine grüblerische Seele rang sich durch bange Zweifel hindurch zu dem Glauben an den einen, wahren Gott, vor dem der Götzendienst nicht bestehen durfte. Unzweifelhaft wirkten dabei von anderen entnommene Gedanken mit. Muhammed verkehrte mit Hanifen, doch auch persische und noch mehr christliche Vorstellungen nahm er auf. Nicht nur die monotheistische Richtung, ebenso die Lehre von den durch Gott gebotenen Pflichten, vor allem die starke Betonung des jüngsten Gerichtes als unabwendbarer Strafe entsprachen ganz jenen Ideenkreisen. Muhammed beabsichtigte gar nicht, eine neue Religion zu stiften; er glaubte nur die „im himmlischen Buche", „in der wohlbewahrten Tafel" — auch eine ihm von anderwärts überkommene Vorstellung — niedergeschriebene zu lehren und war sich der Unterschiede kaum bewußt. Freilich floß seine Kenntnis nur aus mündlichen Mitteilungen und Hörensagen.

Die Aufregung Muhammeds steigerte sich zu Gesichten, in denen der Engel Gabriel zu ihm sprach. Erst ihre Wiederholung trieb ihn an, öffentlich als Prophet das Wort zu er-

greifen, und die Bekehrung seiner Landsleute als von Gott auferlegte Pflicht zu übernehmen. Nur wenige, zuerst nächste Anverwandte, glaubten an die Göttlichkeit seiner Rede, und obgleich ihre Zahl, meist unter Sklaven und Armen, langsam zunahm, verachteten und verspotteten die Mekkaner den Schwärmer. Erst als den Koraisch die Furcht aufstieg, seine die Stadtgötter in Mißachtung bringende Predigt möchte den Besuch und damit den Handel von Mekka schädigen und den Aristokraten ihre bisherige Macht beeinträchtigen, gingen sie zu Feindseligkeiten über. Hätte nicht die arabische Scheu, den Familienschutz, unter dem der Prophet stand, zu verletzen, ihn vor dem Schlimmsten bewahrt, sein Werk wäre im ersten Keime erstickt worden. Eben dadurch, daß er selbst den beschränkenden Bann der Familie und des Stammes abstreifte, wurde er der Gründer einer neuen Religion. Unverzagt und unerschüttert in seiner Ueberzeugung, gelegentliches Schwanken mit Strenge gegen sich selbst unterdrückend, mußte er erkennen, daß Mekka für ihn nicht der rechte Ort sei. Daher zog er mit seinen Freunden nach Jathrib-Medina, wo er bereits eine kleine Schar von Gläubigen zählte, die er auf den Wallfahrten in Mekka gewonnen hatte. Es war im Jahre 622, wahrscheinlich im Monat September; die Muhammedaner nahmen später den 16. Juli zum Beginn ihrer Zeitrechnung, als den Tag der Hidschra, die nicht wie üblich als Flucht des Propheten von Mekka nach Medina, sondern als Auszug oder Fortgang zu verstehen ist. Die muhammedanische Zeitrechnung zählt ihre Mondjahre ohne Schalttag, weicht also durchaus von der christlichen ab.

Erst in Jathrib lernte Muhammed die Juden eingehender kennen und nahm manches von ihren Vorstellungen, Ueberlieferungen und gottesdienstlichen Einrichtungen auf. Gab er doch zunächst dem Gebet die Richtung nach Jerusalem, führte den Ruf zum Gebet durch das Horn ein und bestimmte den Versöhnungstag zum Fasttag. Er hoffte wohl, die Juden für sich zu gewinnen. Wichtiger war jedoch seine gegen vorher völlig veränderte Lage.

Indem nun die Gläubigen sich aus verschiedenen Leuten zusammensetzten, trat an die Stelle der örtlichen Stammesangehörigkeit eine rein auf die Religion gestellte Gemeinschaft, welche allein der Glaube an den Propheten vereinte. In den

Kämpfen, die bald ausbrachen, standen sich Glieder derselben Familien mit den Waffen entgegen, was vordem undenkbar gewesen wäre; der religiöse Gedanke löste die alten Bande und ersetzte sie durch neue, die rasch erstarkten. Die Gemeinde der Gläubigen wurde zur eigenen großen Familie mit ihren gegenseitigen Rechten und Pflichten.

Daher mußte sich auch die Lehre Muhammeds erweitern. Ursprünglich hatte sie als Angelpunkt nur den Glauben an den einen Gott, der die Welt erschaffen hat, dessen Verächter mit ewigen Strafen bedroht sind, und enthielt daneben einige sittliche Vorschriften, die des Gebetes, der Rechtlichkeit und der Wohlthätigkeit. Bisher wesentlich das Erzeugnis friedlicher Gedankenarbeit, nahm sie jetzt einen thatkräftigen Charakter an; Muhammed wollte nicht mehr allein bekehren, sondern den Gegnern sein Prophetentum aufzwingen. Wer sich dem dargebotenen Glauben verschließt, ist durch Gottes unabänderlichen Willen zum Verderben hier oder im jüngsten Gericht bestimmt; wem Gott Herz und Sinn erschließt, dem giebt er reiche Gnade, und wen er im heiligen Streite fallen läßt, den versetzt er sogleich in die überschwenglichen Freuden des Paradieses, die alle irdischen Genüsse in üppigster Fülle darbieten. Die Religion wurde kriegerisch.

Die unbequem werdende Lage in Medina drängte zum Kampf. Lange Jahre ging der Streit, der zu manchen blutigen Zusammenstößen führte, die anfangs nach Zahl der Kämpfer ebenso geringfügig waren, wie die „Schlachten" des über seine Nachbarstädte emporstrebenden ältesten Rom. Doch sie bestimmten gleichfalls über die Zukunft; der erste unerwartet glückliche Sieg über die Koraisch bei Bedr im Dezember 623 befestigte auch Muhammeds Gewalt in Medina und hob seinen Mut. Fortan predigte die Religion mit steigendem Nachdruck den Sieg und Glückseligkeit verheißenden Kampf. Geflissentlich hat ihn Muhammed herbeigeführt und geschürt, mit dem erwachenden Triebe zur Herrschaft und Allgewalt. Der Krieg bot außerdem den notwendigen Lebensunterhalt und bald darüber hinaus reichen Gewinn, der, zu vier Fünftel unter die Genossen verteilt, sie anspornte und Zuwachs herbeilockte.

Als weiser und kluger Schiedsrichter gelangte Muhammed in Medina bald zu großem Ansehen, bis er, begünstigt durch die dort herrschende Zwietracht, sich zum Herrn aufschwang.

Die mekkanischen „Fluchtgenossen“ und die medinischen „Hilfsgenossen“ verband trotz gegenseitiger Eifersüchteleien die gleiche Verehrung seiner Person. Da er allmählich empfand, daß er die Juden nicht zu sich herüberziehen konnte und ihren religiösen Einwänden nicht gewachsen war, nahm er die gemachten Zugeständnisse zurück und verwandelte die Freundschaft in bittere und grausame Feindschaft. Die Juden mußten erst aus Medina weichen, dann eroberte der Prophet ihre Festen in der Umgegend und machte sie zinsbar. Omar, der zweite Khalif, trieb Juden und Christen zugleich aus dem geheiligten Lande.

Immer hoffte Muhammed, nach Mekka zurückzukehren, bereit, der Stadt ihren Ehrenplatz zu lassen und die Würde der Kaaba, den Götzendienst des schwarzen Steins, in sein System aufzunehmen. Indem er schon in Medina die Gebetsrichtung wieder von Jerusalem ab und nach Mekka richtete, bekundete er seinen Entschluß, auf das nationale Arabertum seine Religion aufzubauen, und machte sie dadurch zu einer eigenen, neuen. Die alleinige Herrschaft Allahs, dessen Verkündiger er war, wurde sein Ziel. Mit der Religion mischte sich die Politik; die Ordnung seiner Macht in Medina erheischte Maßregeln, die mit der Religion nicht zusammenhingen. Das muhammedanische Staatswesen der Zukunft nahm hier seinen Anfang.

Endlich, nachdem die Koraisch und ihre Verbündeten 627 mit großer Anstrengung das durch einen in Eile aufgeworfenen Graben geschützte Medina vergeblich belagert hatten, unterwarf sich 630 Mekka dem mit 10000 Mann heranziehenden Propheten; die Bewohner selber gaben den Kampf auf, weil ihre kaufmännische Politik, langwierigen kriegerischen Unternehmungen abgeneigt, das vergossene Blut vergaß und aus der immer mächtiger gewordenen Stellung ihres ehemaligen Mitbürgers Vorteil ziehen wollte. Muhammed zeigte sich überaus mild, die Insassen blieben ungestört, nur die Götzenbilder in der Kaaba wurden vernichtet und die Heiden von ihrem Besuche ausgeschlossen. Aus kluger Berechnung machte Muhammed diese Zugeständnisse, welche in seine Lehre durch den teilweisen, wenigstens zeremoniellen Ausgleich mit dem Heidentum ein schädliches Element hineintrugen; auch die ängstliche Schonung der mekkanischen Aristokratie, um sie schnell zu gewinnen, hat später nachteilige Folgen gehabt. Die Mediniten

waren damit wenig einverstanden; um sie zu befriedigen, behielt der Prophet bei ihnen seinen ständigen Aufenthalt.

Nun war alles gewonnen. Die einzelnen Stämme konnten dieser großgewordenen Macht nicht mehr widerstehen. Die Zersplitterung Arabiens ermöglichte dem Islam den politischen Sieg, aus dem dann der religiöse hervorsproß. Die Stämme mußten das Glaubensbekenntnis ablegen und damit dem Götzendienst entsagen, die Pflicht zum vorgeschriebenen Gebet übernehmen, sich den Gesetzen des Propheten unterordnen und den Zehnten vom baren oder natürlichen Einkommen als Armensteuer an die Staatskasse entrichten. Nur in geringem Maße war noch die Anwendung von Waffen erforderlich. Die gesamten Stämme bis zum persischen und indischen Meere und nach Syrien hin, auch die vordem dem Christentum zuneigten, erkannten Muhammed an, als er am 8. Juni 632 zu Medina einem raschen Fieber erlag.

Großes hatte der Prophet geschaffen, siegreich im Kampfe, obgleich er nur ein guter Anordner, kein rechter Kriegsmann war, da er am liebsten den Schlachten in sicherer Deckung beiwohnte. Der unerschütterliche Glaube an sich und seine Sache verlieh ihm unter allen Nöten die zähe Ausdauer, die zum glücklichsten Erfolge führte. Ueberzeugt von seiner göttlichen Sendung, flößte er auch seinen Freunden die Zuversicht ein; das Wort des Propheten, gleich geschickt im Ueberreden, Beruhigen und Anspornen, wurde ihr Gesetz. Seine Person zog sie stärker an als ein innerliches Nachempfinden seiner Gedanken; die Gebote fanden Gehorsam, weil sie von ihm kamen. Das fast kindlich harmlose Thun der ersten Jahre hatte Muhammed allmählich in sachliche Berechnung umgewandelt; auch er wuchs mit seinen Zielen und nahm stetig an Spannkraft zu, wie sein Ehrgeiz sich höher hob. Der Prophet wußte seine Pläne und Ideen zu erweitern, neue Verhältnisse hinein zu ziehen, mit gewandter Schlauheit selbst unliebsame Vorgänge in günstiges Licht zu stellen und sie zu benutzen. Darüber verfiel er in die Verirrung, sein als Gottes Weisung geltendes Ansehen auch auf Sachen der Politik, des Eigennutzes und persönlichen Interesses zu erstrecken. Alle seine Anordnungen kleideten sich in das Gewand göttlicher Vorschriften. Die ihm eigene Milde ließ er gern auch auf der Höhe seiner Macht gegen Besiegte walten; nur bei poli-

tischer Notwendigkeit und in wenigen Fällen, wo ihn Rachsucht für persönlich erlittene Unbill hinriß, wich er von ihr ab und scheute selbst den Meuchelmord nicht.

Immer war sein Wesen liebenswürdig und herablassend, nie trat er als finsterer Tyrann auf; auch als Herr von Arabien führte er das frühere schlichte Leben fort. Er hatte ein Herz für die Menschen, wenigstens für seine Gläubigen. Die Freunde belohnte er reich und schenkte ihnen volles Vertrauen. So ist die begeisterte Liebe, mit der seine Getreuen an ihm hingen, wohl erklärlich. Sehr viele fügten sich allerdings nur der Uebermacht; doch sie errungen zu haben, war eben die unbestreitbare That einer starken Persönlichkeit. Die Fehler und Schattenseiten, welche sich an Muhammed unschwer nachweisen lassen, entsprangen zum Teil dem nationalen Charakter und der Zeit; zum Teil kommen sie allerdings auf Rechnung des Ehrgeizes, aber welcher Mann ist den Pfad zur Macht ohne Fehltritte und Zugeständnisse hinaufgestiegen? Und welche religiöse Gemeinschaft hat bei dem Streben zur ausschließlichen Herrschaft politische und weltliche Mittel verschmäht?

Auch seine äußere Erscheinung gewann Muhammed die Herzen. Die helle Farbe der Haut galt als besondere Schönheit. Die Gestalt war mittelgroß, schlank, doch breitschulterig. An dem stattlichen Haupte mit offener hoher Stirn, feingebogener Nase, leichtgekräuseltem dichtem Haar und langem Bart fielen die großen schwarzen Augen auf, die unter lang überhängenden Lidern und gewölbten, über der Nasenwurzel zusammenschließenden Brauen durchdringend hervorblitzten. Im Zorn schwoll dem Propheten die Stirnader mächtig an; dann erbebten selbst seine Freunde. Ein Mal zwischen den Schultern wurde als „Siegel des Prophetentums" gedeutet.

Erst nach dem Tode der Chadidscha hat Muhammed mehrere Frauen genommen, so daß er zuletzt ihrer neun besaß, obschon er den Gläubigen nur vier gestattete; leitete ihn dabei teilweise die Absicht, seinen Anhang zu vermehren, so folgte er gewiß auch sinnlichen Gelüsten. Doch hielt er seine Frauen in Ehren, namentlich die geliebte kluge Aischa, die Tochter des Abu-Bekr.

Die Frage, ob Muhammed ein Betrüger war, braucht heutzutage nicht mehr erörtert zu werden; er war es so wenig, wie andere von innerem Drange getriebene und von ihrer

Aufgabe erfüllten Geistesheroen. Frühere Gelehrte haben eine gewisse krankhafte Anlage als für sein Wesen bestimmend bezeichnet; er sollte sogar hysterisch gewesen sein. Seitdem unsere Kenntnis von dem mächtigen Einflusse geistiger Anspannung auf den Körper vermehrt worden ist, seitdem wir wissen, daß Visionen dem sie Schauenden als Wirklichkeiten erscheinen können, darf man die krampfartigen Zufälle des Propheten nicht mehr als die Ursachen, sondern als die Folgen seiner hochgesteigerten Erregung erklären.

Muhammed trat auf als Prophet, wie Gott ihrer schon mehrere gesandt hatte. Er setzt seine Vorläufer nicht herab, denn er ist nur der letzte in ihrer Reihe, freilich der vollendende, notwendig deswegen, weil die Lehren der früheren falsch oder ungenügend durchgeführt wurden. Auch Isa (Jesus) gehört ihm zu den Propheten, und zwar als der größten einer, sein unmittelbarer Vorgänger. Muhammed spricht von Jesus mit Ehrfurcht, doch erschien ihm die Trinitätslehre, die er übrigens auf Gott, Jesus und Maria bezog, als Polytheismus. Gott hat Muhammed mit überirdischem Wissen ausgerüstet und redet durch seinen Mund, allein nie hat der Prophet sich anders denn als Menschen dargestellt, keine Wunderkraft beansprucht; er lehnte es ab, in das Verborgene schauen, die Zukunft verkündigen zu können.

Lehre und Gebote Muhammeds sind niedergelegt im Koran, ein Wort, das ursprünglich „Recitation" bedeutet und sowohl jede einzelne Offenbarung wie ihre Gesamtheit bezeichnet. An Umfang nicht ganz so stark wie das Neue Testament, zerfällt der Koran in 114 Abschnitte, „Suren", das heißt Schichten, von sehr ungleicher Länge; die kürzesten enthalten nur wenige Zeilen, die längsten gegen 300 Verse. Muhammed hat bereits bei seinen Lebzeiten einzelne Teile niederschreiben lassen. Unter Abu-Bekr veranlaßte Omar, um der auftauchenden Unterschiede willen, eine Sammlung aller Stücke in ihrer echten Gestalt, welche ein geschickter Schriftkundiger Zaid mit größter Sorgfalt durchführte. Unter dem Khalifen Othman wurden nach dieser Originalhandschrift mehrere Abschriften oder Bearbeitungen hergestellt, auf denen alle Texte der späteren Zeit beruhen. Jedenfalls giebt der Koran in der Hauptsache die unmittelbaren Ergießungen und Eröffnungen des Propheten wieder.

Die Bestandteile des Koran tragen sehr verschiedenen Charakter. Die einen sind als eigentliche Inspirationen oder Offenbarungen zu betrachten, die Mehrzahl besteht aus mit kühler Ueberlegung gemachten Aufzeichnungen. Danach richten sich auch Inhalt und Vortragsweise. Alle sind in der Reimprosa, in der die alten Seher ihre Sprüche abgaben, verfaßt. Die ersteren führen eine schwungvolle, oft poetische Sprache, die anderen werden breit, schwülstig und durch ihre Wiederholungen langweilig, besonders wo sie die Juden, die Heuchler und Zweifler bekämpfen oder jüdische und christliche Ueberlieferungen nacherzählen. Große Schwierigkeit für die geschichtliche Verwertung bietet die mangelhafte Anordnung, welche die Beziehungen auf die einzelnen Momente der Entstehung verdunkelt. Denn sie ist nach der Länge der Suren und anderen Bedingungen getroffen, entspricht also nicht der zeitlichen Folge des Ursprungs. Die Abschnitte sind oft aus mehreren ungleichartigen Bestandteilen zusammengeschweißt, namentlich wenn diese zufällig denselben Reim aufweisen. So inhaltlich durcheinandergeworfen, oft gezwungen und dunkel im Ausdruck, macht der Koran dem abendländischen Leser viel Mühe und ermüdet ihn rasch, dennoch ist er ein eigenartiges, anziehendes Buch. Die späteren Muslime bewunderten ihn als das herrlichste, unübertrefflichste Buch der Welt, das alles dem Menschen notwendige Wissen enthalte, dessen Worte feiner als ein Haar und schärfer als ein Schwert seien. Die ersten Gläubigen wurden von ihm bis in das Innerste der Seele erschüttert; selbst starke Helden, wie Omar, sanken bei dem Hören einzelner Stellen ohnmächtig hin.

Muhammeds System ist weder klar bestimmt, noch logisch in sich vollendet, und tiefsinnige Spekulation war nicht seine Sache. Viele Ideen stimmen mit persischen, jüdischen und christlichen, welche er kennen lernte, überein und es ist kein Zweifel, daß er stark entlehnte. Allerdings bleibt fraglich, wie weit der Prophet sich dessen bewußt war, denn wer seinen eigenen Besitz an Anschauungen prüft, wird sich bald bewußt werden, wie schwer da unmittelbar Aufgenommenes oder Selbstgedachtes oder wenigstens selbständig Umgebildetes zu scheiden ist. Man darf nicht vergessen, wie gering die Vorbildung war, die sich Muhammed verschaffen konnte. Bücher der Christen und Juden hat er sicher nicht gelesen, eine nationale Litteratur

außer den meist mündlich fortgepflanzten Dichtungen war nicht vorhanden. Andere Religionsstifter oder etwa die jüdischen Propheten hatten als Vorläufer ein reiches Schrifttum, selbst hochentwickelte Ideen auf religiösem Gebiete. Daher ist es kein Wunder, wenn Muhammed, fast ganz auf sich angewiesen, manche Gedanken nur anschlug, nicht folgerecht durchdachte. Es kommt auch weniger darauf an, wie viel oder wie wenig Eigenes in seiner Religion war, als was sie für die Welt geworden ist.

Islam bedeutet Hingabe an Gott, Muslim ist der Ehrenname des sich Gott vollkommen Ergebenden. Das Glaubensbekenntnis, die letzten Worte des gläubigen Muslims, lauten: „Ich bezeuge, daß kein Gott ist außer Allah und daß Muhammed der Gesandte Allahs ist." Der Koran enthält außerdem den später oft auf Münzen wiedergegebenen und gegen die Christen gerichteten Vers: „Es ist Gott einer, der ewige Gott; er hat nicht gezeugt und ist nicht gezeugt und nicht ist seinesgleichen einer." Ganz klar, scharf und unzweideutig ist so der Monotheismus ausgesprochen. Gott ist ein über die Welt völlig erhabenes Wesen, der Herr, jeden Dinges mächtig; der Mensch ist überall dem göttlichen Willen unterworfen. Von dem Schöpfer des Himmels und der Erde stammt alles, auch das Gute, das dem Menschen zu teil wird, denn Gott ist gütig und barmherzig. Gott allein entscheidet über das Schicksal des Menschen, nur durch seine Gnade gelangt der Auserwählte zum Glauben.

Doch der Gläubige, der nicht durch den Tod im heiligen Kampfe sofort das Paradies erwirbt, muß, um seiner Freuden teilhaftig zu werden, die von Gott vorgeschriebenen Pflichten sorgfältig erfüllen. Sie sind von Allah dargebotene Heilmittel: Glaube und Verrichtung guter Werke. Sie müssen gethan werden, weil sie göttliches Gebot sind und allein vor der ewigen Strafe schützen, und es ist kein Unterschied zwischen rituellen und sittlichen Vorschriften. Die Pflichten sind vor allem das tägliche Gebet, für das die Regeln, wie für militärische Uebungen, mit peinlichster Genauigkeit vorgeschrieben sind; ihm gehen Waschungen vorauf. Die höchste Vollendung des Gebetes ist die Wallfahrt nach Mekka, deren Zeremonien Muhammed noch in eigener Person festgestellt hat, im engen Anschluß an die herrschenden, aus der Heidenzeit überkommenen Gebräuche. Zu den Pflichten gehören auch Verzicht auf den Beischlaf und strenges Fasten, Unterlassen von Essen und Trin-

ken bis zur völligen Dunkelheit während des ganzen Monats Ramadan, die Vermeidung gewisser Speisen, des Weines und des Glücksspiels. Den Nebenmenschen ist mit Freundlichkeit zu begegnen, den Eltern Ehrfurcht, den Kindern Zärtlichkeit zu erweisen. Wie alle Religionsstifter betonte Muhammed die Gefahren, welche der Reichtum in sich birgt, ohne daß er deswegen von sozialistischen Ideen ausgegangen wäre. Darum empfiehlt er aufs wärmste die Wohlthätigkeit gegen die Armen. Im Verkehr und im Geschäftsleben muß Redlichkeit walten; Wucher wird streng verpönt. Auch Ehebruch und namentlich Unzucht sind strafbar; der Mann soll sich begnügen mit seinen Frauen und Sklavinnen.

Die Lehre vom Jenseits, zuerst in dem babylonischen und dem arischen Religionssystem entstanden, dann vom Christentum zum Mittelpunkt des Glaubens gemacht, wurde auch für diese neue Religion von höchster Wichtigkeit, denn eine vornehmliche Stelle in der Glaubenslehre nehmen die Auferstehung und das jüngste Gericht ein. Im Grabe harren Leib und Seele zusammen, bis der furchtbare Tag erscheint. Den Lohn der Guten im Paradiese, die Strafen der Verdammten in der Hölle anschaulich zu machen, bietet Muhammed alle Farbenpracht seiner dichterischen Phantasie auf. Gerade dieser Teil seiner Lehre war von größter Wirkung auf die Gläubigen und ist es noch heute.

Der Glaube ist also sehr einfach und weil er hauptsächlich aus sinnlicher Auffassung geflossen ist und die Erfordernisse des täglichen Lebens berücksichtigt, leicht zu begreifen. Eben deshalb ist er für Völker, die nicht hoch entwickelt waren, besonders geeignet gewesen und die vielen rituellen Vorschriften gereichten ihnen zur erziehlichen Schulung. Der Islam ist überhaupt eine Religion für Männer. Doch enthielt das Glaubensbuch auch Ideen, die einer weiteren Ausbildung fähig waren, ebenso wie manche Sätze verschieden aufgefaßt werden konnten. Der Koran giebt die Gnadenwahl noch nicht in scharfer Ausprägung, obwohl die Gewißheit, Auserwählte zu sein, schon den Gläubigen des ersten Jahrhunderts zum mächtigen Ansporn wurde; erst unter heißen dogmatischen Kämpfen entwickelte sich die schroffe Prädestinationslehre, die dann zu dem für den Islam so verhängnisvollen Fatalismus führte. Gott erscheint vorwiegend als der drohende, strafende,

furchtbare, der über die Menschen nach seinem ehernen Ratschluß verfügt, so daß die Gläubigen vor ihm in herzdurchbohrendem Schrecken bebten. Allein auch die Erbarmung Gottes, seine Güte weiß der Koran beredt zu preisen. Den Sittengesetzen fehlt die innerlich-seelische Begründung, dennoch klingen sie manchmal, wie im Lobe der Barmherzigkeit, an das Neue Testament an. Die Wohlthätigkeit soll freudigen Herzens, nicht zum Prunken geübt werden; wer heimlich giebt, giebt am Besten. Der Koran kennt auch sittliche Verantwortlichkeit. Selbst der Gedanke der rechtfertigenden Buße war Muhammed nicht fremd.

Es kam darauf an, ob der Islam zu seinen Bekennern Völker gewann, die sich ihrer inneren Begabung nach zur geistigen Weiterführung und Entwickelung eigneten. Denn wie auch Religionen beschaffen sein mögen, die Völker tragen in sie ihr Eigenstes hinein und gestalten sie nach ihren Bedürfnissen, mildern oder verschärfen, stoßen aus oder ergänzen, lassen die Religion vertrocknen oder nähren sie zu reicheren Blüten und Früchten.

Für seine Zeit hat Muhammed genug gethan und von ihr aus muß er zunächst gewürdigt werden.

Der moralische Zustand, den der Prophet schuf, stand hinter dem der damaligen christlichen Welt wenig zurück. Seine sittlichen Gebote brachten in die Zustände, die er in Arabien vorfand, eine wertvolle Verbesserung. So hob er die vorher fast rechtlose Lage der Frau und erließ doch andererseits Vorschriften, welche sie für die Zukunft ungünstig machten. Die Tötung von weiblichen Kindern, die bisher dem Vater freistand, wurde verboten, die Ehe durch Vermögens- und Erbrechte, welche sie den Frauen verlieh, befestigt. Selbst die Sklavin, die dem Herrn ein Kind geboren hat, darf nicht mehr verkauft werden und ist mit dem Tode des Herrn frei. Alle Kinder stehen im gleichen Rechte. Dagegen blieb die Ehescheidung für den Mann zu leicht; sie war seinem Belieben preisgegeben. Das aus sinnlichen Sittlichkeitsgründen erlassene Gebot, den Schleier, der als Frauentracht bereits üblich war, vor anderen Männern und beim Ausgehen zu tragen, hat dem weiblichen Geschlecht, statt zu nützen, nur Schaden gebracht. Vom Glauben und vom Paradies war die Frau nicht ausgeschlossen, erst später erlitt die Teilnahme der Frau am

Gottesdienste große Beschränkungen, denn die Theologen waren ihre schlimmsten Feinde. Die bestehende Vielweiberei konnte und wollte Muhammed nicht beseitigen. Ein gedeihliches Familienleben war allerdings mit ihr nicht möglich, doch die große Menge begnügte sich mit einer Frau, so daß die schädlichen Einflüsse mehr der oberen Gesellschaft, dieser allerdings sehr schwer, zur Last fielen. Doch findet sich oft rührende Liebe zur Mutter. Die Haremsgefangenschaft ist erst nach des Propheten Zeit zu ihrer verderblichen Gestalt gediehen, das schändliche Eunuchentum, das unter den Omeijaden aufkam, bürgerte sich erst aus dem christlichen Byzanz ein und stieß auf scharfen Tadel. In den ersten Jahrhunderten war vielmehr den Damen eine recht freie Bewegung gestattet und das Weib häufig der Gegenstand ritterlicher Verehrung. Die Sklaverei nahm durch die Verpflichtung der Herren zu guter Behandlung und durch die Begünstigung der Freilassung eine milde Form an.

Die Einrichtungen, welche Muhammed in Medina traf, wurden das Vorbild für den islamischen Staat. Der Prophet war der Herr und Leiter und was er anordnete, kleidete er in göttliche Weisung. So verband er von Anfang an unterschiedslos weltliche und geistliche Macht, und diese Vereinigung gab ihm und seinen Nachfolgern unbeschränktes, von tiefster Verehrung getragenes Ansehen. Die Regierungsform war sonach theokratischer Absolutismus. Das Staatswesen stützte er auf die allgemeine Staatssteuer, den Zehnten, in den das ursprüngliche Almosen für die Armen umgeschaffen wurde, dann auf die Verpflichtung zum Glaubenskriege, die jedem Muslim oblag. Auch für die Behandlung der Ungläubigen bildeten sich bereits feste Sätze aus. Diejenigen, welche sich zur Religion der Schrift bekennen, Christen und Juden, dürfen, wenn sie sich freiwillig unterwerfen, bei ihrem Glauben bleiben; sie zahlen Kopfsteuer und sind ausgeschlossen vom Waffenrechte. Die anderen Ungläubigen, die Heiden, aber haben nur die Wahl zwischen Bekehrung oder Vernichtung. Da indessen jedem, wes Glaubens und Volkes er war, der Uebertritt offen stand, hörte der Islam auf, eine arabische Volksreligion zu sein und konnte sich, wie das Christentum, zur Weltreligion erheben.

Muhammed trug stets nur Arabien im Sinne und schwerlich hatte er eine Vorstellung von der Größe der übrigen Welt. Indessen soll er bereits an den griechischen Kaiser

und den persischen Großkönig die Aufforderung gerichtet haben, sich zum Islam zu bekennen. Jedenfalls war auf die Dauer ein Zusammenstoß unvermeidlich, weil jene beiden Reiche arabische Vasallenstaaten hatten und die Kriegslust und wachsende Beutegier der Muslime Raum zur Ausübung erforderten. Der erste Angriff gegen das Ghassanidenland verlief unglücklich und Muhammed rüstete eben einen Rachezug gegen die Romäer, als ihn der Tod ereilte.

Sechzehnter Abschnitt.

Das Khalifenreich bis zum Beginn des neunten Jahrhunderts.

Der Prophet hatte keine Verfügungen darüber getroffen, wie es nach seinem Tode mit der Nachfolge gehalten werden sollte. Durch schnelles Handeln erlangten die Mekkaner, die Fluchtgenossen, das Uebergewicht über die Männer von Medina und verschafften dem Vater der Aischa, Abu-Bekr, der vom ersten Augenblicke an mit nie wankender Treue zum Propheten gestanden und ihn bereits mehrmals vertreten hatte, die Führerschaft. Er nannte sich bescheiden Khalife „Stellvertreter des Gesandten Gottes", die Nachfolger fügten den Titel „Befehlshaber der Gläubigen" hinzu. Auf die Khalifen ging die Würde des weltlichen und des geistlichen Oberhauptes über; da der Staat auf religiösen Pflichten beruhte, flossen beide Gewalten in eine zusammen. Sie waren Vorbeter, Gesetzgeber, Richter, Heerführer und Verwalter des Staatsschatzes. Abu-Bekr hielt sich an Muhammeds Lehren mit reinster und uneigennütziger Gewissenhaftigkeit und erwarb dadurch dem Khalifate die Rechtskraft.

Die Herrschaft des Islam war noch zu jung, als daß die Beduinenstämme nicht hätten versuchen sollen, sie und namentlich die geforderten Abgaben abzuschütteln. Der raubgierige und grausame, als Feldherr unübertreffliche Chalid, „das Schwert Gottes", warf sie mit den alten kampfgewohnten Scharen nieder und rettete die Einheit. Bald leitete der

auswärtige Krieg die Gefahren daheim ab. Als Abu-Bekr schon im August 634 starb, folgte ihm Omar, der aus einem Todfeinde früh zum Anhänger des Propheten geworden und immer seine feste Stütze war. Er wurde, ohne selbst ins Feld zu ziehen, der Begründer der Weltmacht des Khalifates. Als der Khalife am 3. November 644 den schweren Wunden, welche ihm ein persischer Gefangener aus persönlicher Rache beigebracht hatte, erlag, umfaßte seine Herrschaft bereits Aegypten, Syrien, Mesopotamien und die westliche Hälfte von Persien.

Der Islam erzielte seine ersten großartigen Erfolge durch kühne und dabei vorsichtige Leitung, durch die ungestüme Tapferkeit und die hingebende Zucht seiner bis zum Fanatismus begeisterten Krieger, durch die Gunst der Verhältnisse, welche das oströmische wie das persische Reich geschwächt hatten. Der Ausbreitung des Islam kam zu statten, daß seine Lehre den Glaubenskrieg als verdienstliches Werk hinstellte. Denn die menschliche Natur ist ihm mehr zugeneigt, als entsagenden Tugenden; wie oft sind selbst unkriegerische Völker plötzlich durch kraftvolle Führer oder andere Verhältnisse zu begeisterten Streitern geworden, sobald die ersten Erfolge Zuversicht gaben.

Indessen darf der Glaubenseifer dieser ersten Streiter keineswegs als alleinige Ursache ihrer Unternehmungen und Siege angesehen werden. Wie das bei neuen, rasch angenommenen Religionen stets und naturgemäß der Fall ist, ging der Islam den wenigsten seiner Bekenner tief ins Herz und haftete nur sehr äußerlich. Die meisten von denen, die hinauszogen, waren noch als Heiden, Juden oder Christen geboren, und hatten sich der Lehre Muhammeds angeschlossen, weil sie mußten oder dem herrschenden Zuge folgten. Den neuen Glauben machte ihnen am kostbarsten, daß er sie in den Krieg führte, und in einen, der unermeßliche, nie geahnte Beute ihnen in den Schoß warf. Die armen Wüstenbewohner hatten jahrhundertelang nach dem reichen Persien hinübergeschielt, gerade so wie die Germanen nach der römischen Zauberwelt; jetzt war die Zeit gekommen, ihre gierige Sehnsucht überreich zu stillen. An die Stelle hastiger, angstvoller Raubfahrten traten groß geleitete Kriegszüge, und der Beduine lernte von den lachmidischen Arabern bald, die alte kleinliche Fechtart in nachdrückliche Kampfesweise umzutauschen.

Seitdem der Perserschah Chosrau Parwez den letzten

Lachmidenfürsten beseitigt hatte, waren die Wüstenaraber bereits wieder in Hira eingedrungen und ein beduinischer Stamm eröffnete hier den Kampf gegen das Perserreich. Abu-Bekr sandte ihm Chalid als Feldherrn, der 633 die Stadt Hira eroberte. Die kriegsgeübten Leute dieses Landstriches wurden alsbald eine wertvolle Verstärkung für die Araber. Als Chalid nach Syrien ging, kämpften die Muslime längere Zeit unglücklich, bis sie 637 bei Kadisia, nicht weit von Hira, die persische Uebermacht, die unter dem greisen Feldherrn Rustem focht, nach dreitägigem Ringen niederwarfen. Dann fiel Ktesiphon mit seinen unermeßlichen, die einfachen Söhne der Wüste in maßloses Staunen setzenden Kronschätzen in ihre Hand. Noch dauerte der Widerstand weiter, selbst ein zweiter großer arabischer Sieg im Innern Persiens bei Nihavand südlich von Hamadan 644 brach ihn nicht völlig; längere Zeit verteidigten sich noch einzelne Städte und hielten sich ehemalige Satrapen unabhängig. Aber der junge Großkönig Jezdegerd wurde auf seiner schrecklichen Flucht, die er immer weiter nach dem gebirgigen Osten von einem Statthalter zum anderen ausdehnen mußte, 651 oder 652 in Merw ermordet. Das Reich der Sassaniden endete wie das der Achämeniden, doch der Geist des persischen Volkes ging nicht mit ihm zu Grunde. Manche Statthalter hielten sich auf eigene Hand und die Bergvölker am Südrande des Kaspisees, in Delem und Tabaristan wurden nie wirklich unterworfen.

Geringeren Widerstand erfuhren die Araber von dem byzantinischen Reiche. Der Kampf gegen die Romäer hatte schon in den letzten Zeiten Muhammeds begonnen, indem die Araber das mit den Griechen befreundete arabische Zwischenreich der christlichen Ghassaniden befehdeten. Zwei Heere, das eine unter dem Feldherrn Amr, fielen 634 in Syrien ein. Die Römer verloren eine Schlacht, Chalid, der mit Verstärkungen von Mesopotamien hierhergeeilt war, verfolgte sie und eroberte 635 Damascus, nachdem er vor dessen Mauern nochmals eine Schlacht gewonnen hatte. Der Kaiser Heraclius hatte zu wenige Kräfte zur Verfügung, und als er endlich ein stärkeres Heer zusammenbrachte, erlitten seine Feldherren am 20. August 636 eine vernichtende Niederlage am Flüßchen Hieromuk (Jarmuk) nahe dem See Genezareth. Dann fielen Jerusalem und Cäsarea, die Hauptburg der byzantinischen Kriegsmacht.

Wie Syrien und Mesopotamien verloren gingen, so auch Aegypten. Außer dem kirchlichen Zwiespalt zwischen den Jakobiten und Melchiten, wie hier Monophysiten und Reichskirchler hießen, lagen dort und namentlich in der Hauptstadt Alexandria auch die bürgerlichen Parteien im Zwist und die griechischen Heerführer waren uneins. So folgte den ersten Siegen des kühnen Feldherrn Amr im Jahre 640 rasch trostlose Verwirrung; die Araber nahmen das feste Babylon am Nil. Als nach dem Tode des Heraclius die Regierung in Konstantinopel Frieden schloß unter der Bedingung, daß die Christen im Besitz ihrer Kirchen und eigener Verwaltung bleiben sollten, öffnete Alexandria 642 nach dem Abzug der griechischen Truppen die Thore. Die Eroberer machten alsbald den alten Kanal zwischen dem Nil und dem Roten Meere wieder benutzbar, um Arabien mit Korn zu versorgen.

Die Eroberung der byzantinischen Provinzen wurde den Arabern erleichtert durch die Zustände im Reiche. Nach dem Tode des Kaisers Heraclius brachen am Hofe widerliche Streitigkeiten aus; die Regierung, den eigenen Truppen mißtrauend, überließ daher den Feinden das Nilland durch Vertrag. Möglicherweise rührte die Tributzahlung, welche die Khalifen zeitweise den Kaisern wie eine Anerkennung ihrer Oberhoheit entrichteten, von dieser Abmachung her. Wunderbar genug, wie auch hier im Osten sich noch lange die Idee des historischen Rechtes der Vergangenheit erhielt.

Die griechischen Unterthanen, in Aegypten wie in Syrien leidenschaftliche Monophysiten, haßten das Regiment in Konstantinopel, das sie kirchlich zwingen wollte. Die Länder waren erschöpft durch die vorhergehenden langen Kriege mit den Persern und sollten nun zur Bestreitung der Kriegskosten schwere Steuern zahlen. Daher zogen die Bewohner die Unterwerfung neuen und, wie es schien, zwecklosen Opfern vor. Ohnehin galt in der damaligen Zeit ein Staat nicht als ein durch die Natur der Bevölkerung zusammengehöriges Gebilde, sondern als ein Erzeugnis der gebietenden Macht. Hörte sie auf oder wurde sie durch andere gestürzt, fügten sich die Unterthanen in ihr Los, als ein über sie verhängtes, dem zu widerstehen nicht ihre Sache war.

Auch die Art und Weise, in welcher die Araber die Eroberung vollzogen, erleichterte den Besiegten ihr Schicksal. Den

ſich freiwillig Unterwerfenden wurden vertragsmäßig Schonung und Beſitz ihrer Ländereien gegen Erlegung von Grund- und Kopfſteuer gewährt. Nur diejenigen, welche erſt durch die Waffen bezwungen werden mußten, waren hartem Kriegsrechte verfallen. Die Männer konnten getötet, Frauen und Kinder, deren Leben das Geſetz ſchützte, verkauft werden, das Land wurde Staatseigentum. Aber meiſt trat auch hier Milderung ein, ſo daß die eroberten Gebiete zwar ſchwer litten, aber nicht von Grund aus verwüſtet wurden; die Gemeinden behielten meiſt zunächſt die Selbſtverwaltung. Die Araber verfuhren menſchlicher, als die Byzantiner zu thun pflegten, und die bei dieſen und den Perſern üblichen grauſamen Maſſenverſchleppungen in andere Gegenden haben ſie nicht angewandt. Doch darf man deswegen nicht meinen, daß die Araber ſanftmütig verfahren ſind, und wenn ſie die Unterworfenen ſchonten, ſo geſchah es zugleich aus praktiſcher Berechnung, um die ihnen unentbehrlichen Arbeitsbienen zu erhalten.

Dem Islam genügte es, zu herrſchen; er hatte nicht den Trieb, der das Chriſtentum allzeit geleitet hat, zu bekehren und keine andere Religion neben ſich zu dulden. Den Chriſten wurde volle Glaubensfreiheit gelaſſen. Sie behielten in der Regel ihre Gotteshäuſer und Klöſter; die kirchliche Verfaſſung wurde nicht angetaſtet. Sie durften nun glauben oder ſich zanken, wie ſie wollten. Die Duldung paarte ſich freilich mit ſtärkſter Verachtung und bei Todesſtrafe war verboten, den Propheten oder den muhammedaniſchen Gottesdienſt zu verſpotten und Gläubige zum Abfall zu verleiten. Man ſah ſogar den Uebertritt der Chriſten nicht gern, weil er den Ertrag der Grundſteuer minderte. Denn wer den Islam annahm, erhielt geſetzmäßig gleiche Rechte mit den Siegern. Daher ſind ihm viele zugefallen, und gewiß mochte auch der Glanz der ſieghaften neuen Religion beſtechen, die zudem mit dem Chriſtentum ſo manche Verwandtſchaft hatte und gerade diejenigen Streitpunkte, welche die chriſtliche Kirche ſpalteten, nicht kannte. Da bei den Arabern außer der Sklaverei nur perſönliche Freiheit beſtand, verbeſſerte auch die abhängige bäuerliche Bevölkerung mit der Annahme des neuen Bekenntniſſes ihre ſoziale Lage. Jedenfalls zeigte der ſtarke Abfall in erſchreckender Weiſe, wie wenig tief der chriſtliche Glaube geſeſſen, wie ihn weſentlich der Zwang des Staates aufrecht

erhalten hatte. Am besten behaupteten sich die ketzerischen Sekten.

Durch die Religionsfreiheit, die er gewährte, hat der Islam sich geschadet. Er verzichtete auf das wichtigste Mittel der Staatenbildung der damaligen christlichen Welt, die vollkommene Einheit aller Unterthanen in Glauben und Sitte. Dadurch entstanden gewissermaßen zwei gesonderte Bevölkerungsklassen, die nie zu einem gleichmäßigen und in seinen Teilen gleichberechtigten Ganzen zusammenschmelzen konnten, die muhammedanischen Herren und die unterworfenen Andersgläubigen.

Wie es in dem Charakter des Islam lag, war seine Ausbreitung als Religion unzertrennlich von politischer Herrschaft; darin unterschied er sich von dem Christentum. Wo der Glaube siegte, mußte sein Oberhaupt, der Khalife, auch der weltliche Herr sein und das Staatswesen nur von Bekennern getragen werden. Weil daher die Andersgläubigen nicht in das Herrschervolk aufgenommen werden konnten, vermochte ein neues Volk nur durch Mischung der Bekehrten mit den Arabern zu entstehen. Omar wünschte sie nicht; im Gegenteil, er wollte die Araber rein erhalten als ständiges Gottesheer, als in dauerndem Kriegszustande befindliche Herren der Unterworfenen. Deshalb verbot er seinen Kriegern den Ackerbau, den die beduinischen Stämme verachteten, und den Besitz von Grundeigentum; selbst die übertretenden Christen mußten ihre Landgüter an ehemalige Glaubensgenossen abgeben.

Es war natürlich, daß der zu mächtigem Selbstbewußtsein gediehene Araber, ohnehin in Bezug auf Abstammung aristokratisch gesinnt, die fremden Glaubensbrüder nicht mit besonderer Hochschätzung ansah. Dazu kam bald die Erkenntnis, daß sie bei ihrer Menge den Anteil der Sieger schmälerten; außerdem zeigte sich unliebsam die Ueberlegenheit ihrer Kultur. Nach dem Koran war jeder Gläubige gleichberechtigt, die Renegaten mußten sich nur einem arabischen Stamme als Schutzgenossen oder Klienten anschließen. Diese „Mawali" wurden jedoch geringschätzig behandelt und ihre Rechte beschränkt. Man bestritt ihnen den Anteil an dem Staatssolde, den die arabischen Krieger bezogen, und an der Beute; schließlich wurden viele, die in die Städte gezogen waren, mit Gewalt gezwungen, wieder zur ländlichen Arbeit zurückzukehren.

Unmittelbar nach der Besitznahme müssen sehr seltsame Verhältnisse entstanden sein. Die neuen Herren, früher vielfach arme Nomaden, sahen sich plötzlich als Grundbesitzer; besonders die Flucht- und Hilfsgenossen des Propheten wurden ungemein bedacht. Ihr Zweck wurde, bequem und glänzend auf Kosten anderer zu leben, den glücklichen Raub nach Möglichkeit zu genießen; manche fingen schon an, über ihre Mittel hinaus sich in den neuen Freudenstrudel zu stürzen. Die Unterworfenen mußten das bald schwer empfinden. Die abgeschlossenen Kapitulationen galten zwar für heilig, aber die Statthalter verstanden es trotzdem, die Abgaben in die Höhe zu treiben, und der arabische Steuereinnehmer wurde ebenso ein Bedrücker, wie vorher der des Schah oder des Kaisers.

Entsprechend dem Charakter der Eroberung waren die Staatseinrichtungen darauf berechnet, die kriegerische Besetzung aufrecht zu erhalten. Die eroberten Länder wurden Statthaltern unterstellt, die die Ueberschüsse an die Zentralverwaltung abzuführen hatten. Zur Behauptung der Herrschaft dienten große Standquartiere, die zugleich die Truppen von der heimischen Bevölkerung fernhalten sollten. Von bisher bedeutenden Städten kam nur Damascus zu dieser Ehre, sonst entstanden neue befestigte Plätze, die rasch zu großartigen Verkehrsmittelpunkten wurden: an dem vereinigten Lauf des Euphrat und Tigris Basra, dann Kufa am linken Euphratufer in der Nähe von Hira, und in Aegypten Fostat, das heutige Alt-Kairo. Neben diesen Waffenplätzen ersten Ranges hielten kleinere Garnisonen die Krieger zusammen.

Große Scharen müssen damals aus Arabien mit Weib und Kind ausgewandert sein; sie mehrten und ergänzten sich draußen durch die Renegaten und bald durch starken Nachwuchs. Was sie auch in der Heimat gewesen waren, draußen wurden alle Muslime zu Kriegern. Aus der unendlich wachsenden Fülle des Staatsschatzes empfingen sie alle bis auf die Kinder nach geregelten Sätzen ihre bare Belohnung oder vielmehr Besoldung. Die Verpflegung mußte die Umgegend mit Naturalabgaben leisten.

So weit auch die Araber zerstreut wurden, ihre Familien hielten an ihrer Stammeszugehörigkeit fest. Unglücklicherweise bewahrten sie damit zugleich die altererbte Feindschaft, so daß die Abkömmlinge der südarabischen Stämme in Syrien, nament-

lich die Kelb, mit den nordarabischen Kais in Eifersucht und Reibereien lebten. Auch die Mekkaner und Mediner hegten untereinander den alten Groll weiter. Die späteren inneren Erschütterungen hingen oft mit dieser unvertilgbaren, echt arabischen Eigentümlichkeit zusammen. Sogar in der Religion trat sie hervor. Die am unteren Euphrat, in dem sogenannten Iraq, stehenden Kriegerfamilien kamen meist aus dem mittleren Arabien und waren daher vom Islam wirklich ergriffen, während in Syrien und Aegypten die neuen Ansiedler mehr aus Jemen und dem ehemaligen Ghassanidenreiche stammten, die sich zum Koran nur äußerlich, wenn auch in schlichtem Gehorsam bekannten.

Da die großen Städte, die zugleich Sitze der Regierungsgewalt waren, meist aus Standlagern entstanden, bildeten die Araber in ihnen eine zusammenhängende Masse, die ihre Reinheit bewahrte und die Umwohner mit ihrem Wesen durchdrang. So bewirkte die Sprache schnell eine allgemeine Annäherung. Für den Islam wie seine Kultur war es ein großer Vorteil, daß die Sprache der Religion eine lebendige war. Im Abendlande blieb das Lateinische, die Kirchensprache, auf den Gebrauch der Geistlichen beschränkt, das Arabische wurde zur allgemein verstandenen Sprache aller islamischen Völker. Da der Koran nicht übersetzt werden durfte, mußten die Bekehrten arabisch lernen, um ihn, wie es ihre Pflicht war, zu lesen. Auch dadurch, daß sie einem Stamm beitraten, wurden sie rascher arabisiert. Die Kinder der ungemein zahlreichen Sklaven wuchsen in ihrem Dienste mit der arabischen Sprache auf und sehr viele von ihnen vermehrten als Freigelassene die muslimische Bevölkerung. Auch die Christen gewöhnten sich an die Herrensprache, während sie sich beim Gottesdienst und in der kirchlichen Litteratur ihrer altheimischen Redeform, Syrisch und Koptisch, bedienten und allmählich auch in dieser Hinsicht der griechischen Kirche fremd wurden.

Das Volkstum der Syrer und Kopten blieb zwar bestehen, war aber zu erschlafft, als daß es sich in der Unterordnung hätte geltend machen können. Anders war das der Perser beschaffen, dessen altgeschichtlich nationales Gepräge auch die großartige politische und religiöse Wandlung überstand.

Die Bekenner der persischen Religion wurden anfangs weder verfolgt noch gewaltsam bekehrt, weil man sie den

Schriftbesitzern gleich achtete; bald aber wurde der Feuerdienst nicht mehr geduldet und unterdrückt, so daß seine Anhänger bis auf einen geringfügigen Rest nach Indien flüchteten. Die Perser fielen wie die Christen haufenweise dem Islam zu; der kleine Adel der Grundbesitzer, die Dihkane, behielten dadurch ihre alte wichtige Stellung. Da die Araber von jeher mit den Persern mehr Fühlung hatten als mit den Griechen, bedienten sie sich ihrer zu mancherlei Thätigkeit, obgleich sie sonst die Perser nicht minder verachteten. Unter den späteren Omeijaden erfuhren die Perser noch harte Unterdrückung, erst unter den Abbasiden konnten sie sich freier regen. Am kräftigsten war das persische Element im Osten vertreten.

Ehe Omar starb, bestimmte er sechs Männer, welche den neuen Khalifen wählen sollten, und die sich schließlich auf Othman, der auch einer der ersten Freunde Muhammeds und sein Schwiegersohn war, einigten. Seine gutmütige Schwäche war der großen Aufgabe nicht gewachsen.

Aufs lebhafteste regten sich jetzt die Gegensätze. Die stolzen Koraisch in Mekka, die sich erst zuletzt und unter Zwang bekehrt hatten, erregten durch ihren Hochmut und ihr weltliches Gebaren, das die Vorschriften des Koran arg verletzte, den Zorn der Frommen in Medina, wo der Khalife noch immer seinen Sitz hatte. Der Ehrgeiz einzelner war vielleicht noch mächtiger als die Religion. Weil Othman den Wünschen der Eiferer nicht entsprach, die mekkanischen Omeijaden maßlos begünstigte und ihnen alle hohen Posten einräumte, entstand eine Empörung, der der achtzigjährige Greis am 17. Juni 656 zum blutigen Opfer fiel. Die Reihe zum Khalifat kam nun endlich an den schon mehrfach übergangenen Ali, den Schwiegersohn des Propheten als Gatten seiner Tochter Fatime. Der Omeijade Muawija, der Statthalter von Syrien, versagte die Anerkennung; zu ihm, der als Bluträcher Othmans auftrat, hielt auch Amr, der kühne und verschlagene Eroberer von Aegypten. Ein verzehrender Bürgerkrieg brach aus, in dem sich die besten Kräfte des Islam gegenüber standen. Ali glückte es zwar, die herrschsüchtige und ränkevolle Aischa, „die Mutter der Gläubigen", die eine Partei gegen ihn bildete, in der „Schlacht des Kamels" bei Basra zu besiegen, aber als er 657 in dem Landstriche von Siffin am mittleren Euphrat nahe daran war, über Muawija den Sieg zu erringen, nötigte

ihn die Hinterlist Amrs, die Schlacht abzubrechen. Der Schlaue ließ von seinen Leuten Koranrollen hochhalten; nicht die Waffen, sondern Gottes Wort sollte entscheiden, ein Blendwerk, das die Frommen im Heere Alis, die Leute aus dem Iraq bestach.

Der Bürgerkrieg führte zu Parteiungen, die für den weiteren Gang des Islam verhängnisvoll wurden. Die bisherige Anhängerschaft Alis spaltete sich in zwei Teile, deren einer, die Kharigiten, von ihm abfiel. Sie vertraten den demokratischen Grundzug des Islam, das Recht der Gemeinde gegen die beginnende Umwandlung zur erblichen Monarchie, und wollten die Theokratie; der Khalife sollte aus dem Volke durch Wahl allein nach Verdienst erhoben und, wenn er sich untüchtig erwies, abgesetzt werden. Die Kharigiten, die alle Gläubigen als gleichberechtigte Brüder betrachteten, wollten weder Ali noch Muawija, sondern nur selbstgesetzte Khalifen; sie widerstrebten überhaupt als Verteidiger der Armen und Unterdrückten jeder Zwangsregierung.

Allmählich entwickelten sie auch eine selbständige Auffassung des Koran. Düstere Puritaner, unwandelbar in ihren Ueberzeugungen, voll Furcht vor dem ewigen Höllenfeuer, jeden, der ihnen nicht zugehörte, für einen zu vertilgenden Feind erachtend, begehrten sie praktische Werkthätigkeit gegenüber dem formalen Gebaren der Orthodoxen und bestritten die Prädestination. Männer des Fastens und des Gebetes, verwarfen sie alles, was dem Leben Reiz verleiht. Ali, wie dann die Omeijaden, hatten gegen die Fanatiker, welche aus der Ebene östlich in das gebirgige Chuzistan zurückgedrängt wurden, schwer zu kämpfen, aber selbst fürchterliche Metzeleien unterdrückten sie nicht.

Waren die Kharigiten Kinder echt arabischen Geistes, so mengte sich in den Schiiten der Islam mit Altpersertum. Die Schia, das heißt Partei, entbrannte immer leidenschaftlicher für das Erbrecht Alis und seines Hauses, so daß sie schließlich selbst die drei ersten Khalifen für nicht rechtmäßig erklärte. Der Widerstand ging zunächst gegen die verhaßte Regierung, aber bald vertiefte sich die Bewegung und nahm einen eigenartigen Charakter an, in dem sich Religion mit politischen Grundsätzen verband.

Das arische Blut in den Persern machte sich geltend und

der indogermanische pantheistische Grundzug wandte sich gegen das äußerliche Gebaren der neuen Religion, nach höherer, mystischer Auffassung ringend. Die Perser paßten sich dem Islam und den Islam sich an. Die Schiiten waren der Ansicht, daß die übermenschliche Weisheit Muhammeds nicht mit ihm vergangen sei, sondern weiter bestehe. Da ihnen alle Macht nur als Ausfluß der Prophetenwürde galt, hofften sie auf einen Imam, der als der Mahdi (der von Gott Geleitete) das Reich Gottes herstellen sollte. Die altasiatische Idee von der Verkörperung Gottes in der Person des Fürsten lebte in ihnen fort. Ali galt ihnen als der erste wirkliche Imam, und als er und seine Söhne gestorben waren, erwarteten sie in einem Aliden den künftigen, der seiner Zeit aus der Verborgenheit hervortreten werde. Begeisterte Missionäre, Dais, warben, den Tod nicht scheuend, für die Aliden großen Anhang.

Auch die Schiiten hatten ihre meisten Anhänger im Iraq. Nach wieder ausgebrochenem Kriege fiel Ali im Januar 661 in Kufa unter den Händen eines fanatischen Kharigiten, allen Muslimen als herrlicher Held in bewunderndem Gedächtnis bleibend. Da sein ältester Sohn Hassan sich seine Ansprüche von Muawija abkaufen ließ, gelang es diesem, nachdem er in Basra und Kufa der Kharigiten und der Aliden Herr geworden war, die allgemeine Anerkennung als Khalife durchzusetzen. Ein kühl berechnender Staatsmann, der die Religion seinen persönlichen Zwecken unterordnete, und ein Despot zugleich, der Gewalt nur im Notfall, dann rücksichtslos gebrauchte, stellte er die Ordnung wieder her, so daß er auch den Krieg gegen die Byzantiner wieder beginnen konnte. Er rüstete sogar für ihn große Flotten aus, deren Mannschaft die syrischen Seestädte stellten, um die Inseln zu erobern und selbst die Hauptstadt anzugreifen, doch seine Unternehmungen mißglückten.

Muawija behielt seinen Herrschersitz in Damascus, und damit ging auch im Wesen des Khalifates ein völliger Wechsel vor sich. Die beduinische Einfachheit der drei ersten Khalifen wich vor dem Prunke einer glanzvollen Hofhaltung, für die das alte persische Großkönigtum das Muster gab. Der Islam beruhte zwar nach wie vor auf dem Koran, allein die Weltlichkeit überwog durchaus; die strengen Gebote über die Lebensführung fanden wenig Beachtung. Vielen unter den Großen

war der Islam höchst gleichgültig oder geradezu lästig. Wein, Weib und Gesang machten die Lust des Hofes aus. Den rechten Muslimen kamen die Omeijaden immer als gottlose Sünder vor. Eine den Frommen und besonders den Schiiten mißfällige Neuerung war, daß der Khalife noch bei seinen Lebzeiten die Anerkennung seines Sohnes als Nachfolger durchsetzte.

Die Altgläubigen in Medina gehorchten nur dem persönlich ausgeübten Zwange Muawijas. Als der leichtfertige Jesid I. 680 die Regierung antrat, brach der zweite Bürgerkrieg aus. Die Schiiten um Kufa riefen Hußein, den zweiten Sohn Alis. Kühn unternahm er mit geringer Begleitung den Zug; am 10. Oktober wurde er bei Kerbela am linken Euphratufer im hoffnungslosen Kampfe mit allen den Seinigen von den Mannen des dortigen Statthalters erschlagen. Seitdem blieb Kerbela bis auf den heutigen Tag die Hauptstadt des schiitischen Fanatismus und eines gräßlichen Totenkultus; von weit her schleppen die Karawanen die verwesenden Leichen herbei, die in der heiligen Erde bestattet werden sollen. Religiöse Raserei hat hier ihre unbestrittene Stätte.

Die von allen Gläubigen beklagte Gewaltthat entzündete unauslöschlichen Feuerbrand. Der Schlachtruf: „Rache für Hußein!“ erscholl alsbald mit furchtbarer Stärke und verhallte nicht wieder. Ueber Medina, wo die alten Flucht- und Hilfsgenossen Muhammeds Jesid für abgesetzt erklärten, erging durch syrische Truppen ein furchtbares Strafgericht; Mekka, die heilige Stadt, wurde belagert und die Kaaba in Brand geschossen. Als Jesid 683 starb, geriet auch die Nachfolge in Frage; dem Reiche drohte in dem Streite der wutentflammten Parteien die Auflösung. Erst der kräftige Abdul-Melik (685 bis 705) warf, auf Syrien und Aegypten gestützt, in jahrelangen heißen Kämpfen die Schiiten, Kharigiten und andere Parteien nieder und stellte das Khalifat so glücklich her, daß unter seinem Sohn Walid I. (705 bis 715) die Eroberungszüge nach allen Seiten wieder aufgenommen werden konnten. Die Länder zwischen den Flüssen Oxus und Jaxartes, Khwarism (das heutige Khiwa) und Ferghana, die nicht zum persischen Reiche gehört hatten, selbst Indien zu beiden Seiten des Indus erweiterten die Herrschaft im Osten. Aber unter Walids Nachfolger Suleiman scheiterte 718 der

arabiſche Gewaltangriff auf Konſtantinopel und ſeitdem war offenbar, daß ſich das byzantiniſche Reich nicht überwältigen ließ.

Während in Kleinaſien trotz heißer Kämpfe keine bedeutenden Aenderungen im Beſitz mehr eintraten, mußte Byzanz Afrika aufgeben. Seine Herrſchaft war durch die religiöſen Streitigkeiten, durch Truppenaufſtände und den Widerſtand der kriegeriſchen Berbernſtämme, die ſich unabhängig machten, ſehr geſchwächt, die alte Kultur im ſtarken Rückgange. Mehr als mit den Griechen hatten die Araber mit den Berbern zu thun.

Die Berbern — eine von Barbari abgeleitete Bezeichnung — nennen ſich ſelber mit dialektiſchen Verſchiedenheiten Mauren, ein Name, der heute vielfach den arabiſch-berberiſchen Miſchvölkern beigelegt wird. Sie ſind hamitiſchen Urſprunges, wie die alten Aegypter, und demnach von dem ſemitiſchen Typus völlig abweichend. Leute von großer Gewandtheit und ſehnigem Körper, zeichneten ſie ſich von jeher durch kriegeriſchen Geiſt, demokratiſchen Freiheitsſinn und Leidenſchaftlichkeit aus; die meiſten lebten als nomadiſche Stämme. Den Karthagern, den Römern, den Vandalen, den Byzantinern hatten ſie Trotz geboten, dabei ihr Volkstum bewahrt. Jetzt kämpften ſie nicht minder tapfer gegen die Araber und überwanden ſogar zeitweiſe die herkömmliche Zerſplitterung in kleine ſich befehdende Stämme zu gemeinſamer Abwehr der Feinde.

Bereits unter Muawija war der Feldherr Okba über Tripolis vorgedrungen und hatte in Kairuwan weſtlich des kleinen Syrte einen neuen Waffenplatz geſchaffen, doch ging alles Land bis nach Barka hin wieder verloren, als eine Königin im Gebirge, die die Araber ihrer prophetiſchen Gabe wegen Kahina, „Seherin" nannten, die Berbern entflammte. Die Romäer behaupteten die Seeplätze, bis die Araber 695 Karthago erſtürmten. Durch eine große Anſtrengung in Konſtantinopel wurde die Stadt wieder gewonnen, aber 698 ging ſie endgültig verloren; die byzantiniſche Flotte kehrte nach dem Orient zurück. Noch hielten ſich einige Feſtungen, aber die Seherin wurde beſiegt und mit der Uebergabe von Sebta (Ceuta) ſchloß die byzantiniſche Herrſchaft.

Die römiſche Kultur brach völlig zuſammen und mit ihr das Chriſtentum; die heimiſche Bevölkerung war entweder als Sklaven weggeſchleppt oder im Kampfe untergegangen, der

Rest flüchtete über das Meer. Das verlassene Karthago verfiel; in seiner Nachbarschaft entstand das muhammedanische Tunis. Die Städte und zahlreichen Festungen, die namentlich Justinian I. hatte erbauen lassen, wurden menschenleere Ruinen, wie sie noch heute in der Wüste stehen als Denkmäler großer Wandlungen. Die neue Bevölkerung bildete sich aus Berbern und einwandernden Arabern. Die Berbern, obgleich sie noch lange Widerstand leisteten, schlossen sich rasch dem Islam an, der ihrer Natur vortrefflich entsprach, und mit dem Arabertum, dem das halbnomadische Leben zusagte, war für sie unschwer Verbindung anzuknüpfen. Bald kamen flüchtige Kharigiten nach Afrika und gewannen mit ihrer demokratischen, den schlichten Sinn der Berbern packenden Lehre begeisterten Anhang, den Araber altmedinischer Abkunft verstärkten. Es dauerte nicht lange, so wurde Nordafrika der Hauptsitz des streitbaren und fanatischen Islam, der es Jahrhunderte hindurch blieb.

Den Berbern wurde alsbald willkommene Gelegenheit gegeben, unter der Führung der neuen Herren ihre Tapferkeit zu verwerten und glänzendste Beute zu machen. Tarik, ein Unterfeldherr des Statthalters Musa, ging 711 mit einem kleinen, hauptsächlich aus Berbern bestehenden Heere nach Spanien hinüber; nur 7000 Mann begleiteten ihn, die auf vier hin- und wiederfahrenden Schiffen übergesetzt wurden, bis ein späterer Nachschub sie auf 12 000 verstärkte. Tarik bemächtigte sich des seebeherrschenden Kalpe, das seitdem als Gibraltar seinen Namen trägt.

Das kühne, als Raubzug und zur Kundschaft begonnene Unternehmen entschied das Schicksal der iberischen Halbinsel. Dem Westgotenreich fehlte es an innerer Widerstandskraft. Vergebens hatte das Königtum in einzelnen kraftvollen Vertretern versucht, sich der steigenden Macht der Geistlichkeit und des Adels zu erwehren. Furchtbare Verfolgungen ergingen über die ihrer Religion wie ihres Reichtums und Geldwesens wegen verhaßten Juden. Noch zuletzt scheint König Witika das Uebergewicht des Klerus und der Adelsparteien kräftig bekämpft zu haben; er starb oder wurde gestürzt und ein Edler Roderich hatte nach der Krone gegriffen, die ihm ein Teil des Adels mißgönnte. In der Nähe des heutigen Kadix an dem Flüßchen Salado stieß Tarik am

19. Juli 711 auf das gotiſche Heer, das ſtärker als das feindliche, aber uneins war. Mehrere Tage lang dauerte die Schlacht, in der die Goten erlagen; Roderich verſchwand und niemand kennt ſein Schickſal. Die ſpätere Ueberlieferung hat die Geſchichte dieſer Jahre ſo mit Sagen umſponnen, daß ſich wenig mehr als der hauptſächliche Thatbeſtand feſtſtellen läßt; die Nachrichten von allerlei Verrat, die die Niederlage des Chriſtentums beſchönigen ſollen, ſind ſchwerlich haltbar.

Tarik fand reiche Beute, wenig Widerſtand; Cordova und Toledo fielen in ſeine Hand. Im folgenden Jahre kam Muſa, eiferſüchtig auf ſeinen General, mit einem ſtärkeren Heere, drückte die letzten Verteidiger nieder und eroberte Spanien bis nach Saragoſſa hin. Nur ein kleines Häuflein von Chriſten behauptete ſich in den unzugänglichen Gebirgen des öſtlichen Aſturien. Selbſt die Pyrenäen boten den Muslimen kein Hindernis; 720 eroberten ſie Narbonne und richteten von hier aus Verheerungszüge durch das ſüdliche Gallien, deſſen Römerſtädte erſt damals verwüſtet wurden. Endlich trat Karl Martell, der fränkiſche Majordomus, den Feinden mit Kraft entgegen. In mehrtägigem Ringen brachte er ihnen 732 zwiſchen Tours und Poitiers eine ſchwere Niederlage bei; doch erſt Pipin beſeitigte 759 durch die Eroberung von Narbonne die fortwährende Beunruhigung vom Süden her.

Nicht allein der entſchloſſene Widerſtand der Byzantiner und die fränkiſche Tapferkeit, noch mehr die Uneinigkeit der Araber brachten die aufs neue mächtig ausgedehnte Macht des Khalifates zum Stillſtande. Schnell wechſelten die Regierungen der omeijadiſchen Herrſcher, von denen mehrere ſchwere Fehler und furchtbare Grauſamkeiten begingen, bis ihr letzter, der kriegskundige Merwan II., 744 mit gewaltſamer Beſeitigung ſeines Vorgängers den Thron beſtieg. Im Oſten folgte auf das ſtrenge Regiment des um die arabiſche Herrſchaft hochverdienten und von ſeinen Feinden grimmig gehaßten und verleumdeten Statthalters Haggag die Gegenwirkung, ſobald die Zügel weniger ſtraff angezogen wurden. Die Schiiten waren nicht bewältigt worden, doch nicht ihre angebeteten Aliden ſollten die Ernte heimbringen. Die Nachkommen von Muhammeds Oheim Abbas, der ſich erſt ſpät dem Islam anſchloß und dann zu hohem Anſehen gelangte, wußten unter der zweideutigen Loſung: „Die Herrſchaft dem Hauſe des Pro-

pheten" die Aliden an sich zu locken. Als Merwan seine Herrschaft leidlich geführt hatte, entfalteten die Abbasiden in Merw ihre schwarze Fahne, wahrscheinlich als Zeichen des Kampfes gegen das Unrecht, und nahmen Kufa in Besitz. Merwan, im Januar 750 in der Gegend von Mosul geschlagen, fand auf der Flucht in Aegypten den Tod; sämtliche Omeijaden, deren man habhaft werden konnte, wurden gräßlich hingeschlachtet. Die spätere Geschichtsschreibung gedenkt ihrer nur mit Haß.

Mit Abul-Abbas, der sich selbst den „Blutvergießer" nannte, erlangten die Abbasiden die höchste Gewalt. Noch vergingen einige Jahre, bis Abul-Abbas und sein größerer Bruder und Nachfolger (seit 754) al-Mansur, „der Siegreiche", durch Mord und Trug alle Gefahren beseitigt hatten. Nur gelang es nicht, das Reich in seiner bisherigen Gesamtheit zu erhalten; der äußerste Posten im Westen, Spanien, ging an den glücklich entkommenen Omeijaden Abderrahman verloren. Nur mit schwerer Mühe hatten die letzten Omeijaden einen wütenden Aufstand der Berbern niederhalten können und waren gerade durch diesen genötigt gewesen, ihre besten Truppen vom Westen nach dem Osten zu senden, was den Abbasiden zu Gute kam. Gegen Ende des Jahrhunderts warf der äußerste Westen mit meist berberischer Bevölkerung die abbasidische Herrschaft ab; auch im übrigen Afrika erkannte schließlich das Haus der Aglabiten nur dem Namen nach die Oberhoheit des Khalifen an. Von hier und von Spanien aus begannen jetzt heftige Angriffe auf die christlichen Mittelmeerländer bis nach der Insel Kreta hin, aber da der abbasidische Osten nicht mitthat, fehlte die Zusammenwirkung von beiden Seiten her, die noch einmal die größe Gefahr gebracht hätte.

Das war die Folge der religiös-politischen Gegensätze, welche die Einheit des Islam aufhoben und die Vollendung des Khalifates zu einer der ganzen Welt gebietenden Macht hemmten.

Andererseits bedeutete die Erhebung der Abbasiden den Sieg der religiösen Orthodoxie über die Gleichgültigkeit der Omeijaden.

Der Eintritt der Abbasiden brachte die gewaltige Veränderung, daß das reine Arabertum aufhörte, das Reich unter seiner alleinigen Leitung zu halten. Die Abbasiden begannen ihren Siegeslauf auf altpersischem Boden und triumphierten

über die Syrer, die Getreuen der Omeijaden, obgleich zuletzt auch unter diesen der altererbte Stammesgegensatz blutige Feindschaft gestiftet hatte. Perser nahmen die ersten Stellen im Reiche ein, persische Sitte und Lebensweise verdrängten die arabische. Ihre alte Neigung zur Monarchie überwand den letzten Rest des altarabischen Freiheitsgefühls. Der bekannte Satz, wie das eroberte Griechenland Rom eroberte, fand hier eine neue Bestätigung. In der buntgemischten Bevölkerung des Iraq vollzog sich der Ausgleich zwischen Arabertum und Persertum zu Gunsten des letzteren; er führte zur hohen Blüte geistigen Lebens, aber auch zur Zersetzung des Islam und schließlich zu seiner tiefen Spaltung.

Schon die Wahl einer neuen Reichshauptstadt zeigte die Anknüpfung an die altpersischen Ueberlieferungen. Damascus eignete sich nicht zum Sitze eines Geschlechtes, das die dortigen Omeijadengräber hatte verunehren und zerstören lassen. Al-Mansur erkor zur Residenz das Dorf Bagdad oberhalb der ehemaligen Sassanidenhauptstadt Ktesiphon oder al-Madain. Denn diese selbst wieder aufzubauen, verbot der Aberglauben, der in der Stelle einer zerstörten Stadt ein böses Vorzeichen erblickte. Der Khalife hatte sich die größte Mühe gegeben, einen möglichst glückverheißenden Platz ausfindig zu machen, und mit Aufgebot vieler Kräfte wurde die neue Residenz, die „Stadt des Heils", zunächst als Militärstation errichtet, bald die prachtvollste Stadt der ganzen Welt, der unvergleichliche Hort jeder Zivilisation.

So wurde das Iraq der Mittelpunkt des Reiches, die reichste Provinz, durch treffliche Kanal- und Bewässerungsanlagen ein fruchtprangender Garten; auch geistig war sie die regsamste. Das Schwergewicht des Khalifates schob sich nach dem Osten und entfernte sich von den Grenzen des byzantinischen Reiches, diesem sehr zum Vorteil. Auch die hohe Entfaltung, welche das Seewesen auf dem Mittelmeer genommen hatte, wurde nicht weiter gefördert. Aber ebenso wurde es schwieriger, die westlichen Lande jenseits der Sinaihalbinsel in Pflicht zu halten. Der kriegerische Drang erlosch mit der Festsetzung der Verhältnisse und der Gedanke Omars von einem dauernden Kriegszustande als alleiniger Beschäftigung der Muslime war längst erloschen. Schon kam der Khalifat in die Lage, mehr an die Aufrechterhaltung als an die Erweiterung zu denken.

Die Regierungen der ersten Khalifen des abbasidischen Hauses waren zwar durch häufige Aufstände, vor allem in dem unruhigen Khurasan, dem Sammelplatz der Aliden, gestört, aber verliefen dennoch glücklich. Keiner erwarb größeren Ruhm bei der Nachwelt, als Harun al-Raschid, der Gerechte. Sein Vater, der Khalife Mahdi, wurde vom Tode ereilt, ehe er ihn, wie er beabsichtigte, zum Nachfolger bestimmen konnte, und so fiel die Herrschaft an den älteren Bruder Hadi. Seine eigene Mutter Khaizuran, erzürnt, weil ihr der Sohn nicht die begehrte Machtfülle einräumte, und Vergiftung fürchtend, soll Hadi mit Hilfe zweier Sklavinnen in Bettkissen erstickt haben. So wurde Harun 786 Khalife. Freilich, das Ideal von Herrschertugenden ist er keineswegs gewesen. Ein krankhaft erregbarer Despot, mit dem seine Frau, die wackere Zobaida, viel Not hatte, beseitigte Harun mit böser Arglist Aufstände der Aliden; noch schlimmer war, daß er den allmächtigen Wezier Dschaafar, den Barmekiden, dessen aus Persien stammenden Großvater und Vater die Abbasiden viel verdankten, in treulosester Weise plötzlich hinrichten ließ, aus nicht ganz aufgeklärten Gründen. Seine wiederholten Kämpfe gegen die Griechen verliefen glücklich, allein schon 809 starb Harun, erst 47 Jahre alt, auf einem Feldzuge gegen Empörer in Khorasan. Zwischen seinen Söhnen Emin, der ihm folgte, und Mamun entbrannte ein hitziger Kampf, in dem der letztere siegte; auch zwei Gegenkhalifen, deren einen die Aliden, den anderen die Bewohner von Bagdad aufwarfen, bezwang er.

Größeren Ruhm als durch diese Kriegsthaten, welche sein grausam-despotischer Sinn befleckte, erwarb sich Mamun als großartiger Förderer der Wissenschaft. Er gründete in Bagdad eine Bibliothek, ließ zahlreiche Uebersetzungen anfertigen und interessierte sich so lebhaft für Mathematik, daß er eine Sternwarte errichtete. Auch an den religiösen Fragen nahm er den regsten Anteil.

Mit Mamun begann die große geistige Leistung der arabischen Kultur; sein Bruder Mutasim (833 bis 842) umgab sich mit einer türkischen Leibwache und von ihm ab sank das politische Ansehen der Khalifen rasch herab.

Siebzehnter Abschnitt.

Die inneren Zustände des Khalifenreiches.

Die Abbasiden vollendeten das von Omar und den Omeijaden geschaffene Regierungssystem. Während andere Reiche in jahrhundertelangem Laufe ihre Einrichtungen entwickeln konnten, stellten die schnelle Entstehung des Khalifates, die weitere Notwendigkeit, neueroberte Gebiete rasch anzugliedern, schwere Aufgaben, für welche nur die auf viel einfachere Verhältnisse berechneten Grundsätze Muhammeds als erster Leitfaden vorlagen. Daher beschränkte sich die neue Organisation hauptsächlich darauf, die eben geschaffene Macht festzuhalten und auszubauen, und als sie einmal da war, ließ sich ihr Wesen nicht mehr ändern und die überschnelle Einrichtung hinterließ ihre Spuren. Obgleich nachher die Verwaltung größte Fortschritte gemacht hat und sogar zu einer Gleichförmigkeit durch das ganze Reich gelangte, die von Anfang an gegebenen Grundzüge der Besitznahme durch kriegerische Gewalt gingen als Erbschaft auf die Zukunft über.

Das römische Kaisertum hat auch zu seiner größten und glücklichsten Zeit nicht den Glanz besessen, mit dem der Khalifat umgeben war. Pracht und Umfang des Hofhaltes, Fülle aller Mittel, um das Leben zu schmücken, üppige Neigung, die irdischen Freuden auszukosten, vollkommene Ungebundenheit in jedem Thun, schrankenlose Herrschaft über riesige Räume und große Völker, — die Bedingungen der höchsten Herrlichkeit waren so an einer Stelle vereinigt.

Der Khalifat gelangte, ähnlich dem byzantinischen Kaisertum, zu keiner festen Thronfolgeordnung. Immer hielt das Staatsrecht den Satz fest, die höchste Würde sei durch Wahl zu besetzen, nur daß diese an das Haus Koraisch, die Familie Muhammeds, gebunden war. Jeder Khalife bedurfte daher der anerkennenden Huldigung durch das Volk, so sehr sie oft nur Form sein mochte. Da also keineswegs feststand, daß der Sohn die väterliche Würde erbte, ordneten manche Khalifen, wie es in Konstantinopel geschah, schon bei ihren Lebzeiten die

Nachfolge. Streitigkeiten und innere Kriege waren die unvermeidlichen Folgen des unsicheren Rechtsstandes, von dem auch die religiös-politischen Parteien ihren unruhestiftenden Vorteil zogen. Da auch der Khalife den Koran als oberstes Gesetz seiner Regierung befolgen sollte, konnte aus dessen angeblicher Verletzung das Recht zu seiner gewaltsamen Absetzung hergeleitet werden, so daß kein Herrscher der Gläubigen sich auf dem Thron vollkommen sicher fühlen konnte.

Der Khalife war der alleinige Gebieter in weltlichen und geistlichen Dingen, der Herr über Tod und Leben aller Unterthanen. Alle hohen Beamten setzte er nach Gutdünken ein oder ab und konnte ihnen jederzeit den Prozeß machen, ihm allein waren sie verantwortlich. Oft genug fielen sie der Laune oder dem Verdacht des Herrn zum Opfer. Man ließ wohl große Beamte sich mit Reichtümern vollsaugen, um sie dann wie einen Schwamm bis auf den letzten Tropfen auszupressen.

Am Hofe bestanden etwa zehn große Ministerien, nach einem aus dem Persischen genommenen Worte Diwan genannt; die wichtigsten waren für die Finanzen, die Krongüter, die Post, die Ausfertigung und Registrierung der Befehle und politischen Schriftsachen. Eine genaue Register- und Buchführung erleichterte die Arbeiten. An Schreibwerk und eingehender Thätigkeit stand die Verwaltung der byzantinischen nicht nach.

Unter den Abbasiden kam als höchstes Staatsamt das Wezierat auf. Die Großweziere besaßen unbegrenzte Vollmacht und hatten dem Khalifen nur Bericht von ihren Verfügungen zu erstatten. Großwezier konnte nur einer sein, neben ihm gab es Weziere von beschränkter Gewalt, die nur die ihnen erteilten Befehle ausführten.

Das Reich stellte einen Verband von einzelnen Provinzen dar, deren Leiter die Khalifen ernannten und nach Belieben jederzeit absetzen konnten. Große Ländergebiete waren oft in der Hand eines einzigen Statthalters, „Emir", vereinigt, der seine Unterstatthalter für einzelne Provinzen, „Wali's", selbst bestellte, wie diese wiederum ihre Beamten. Die Emirate der Omeijadenzeit waren der Westen mit Kairuwan als Regierungssitz, der Osten mit Kufa und Aegypten mit Fostat; die Statthalter von Mekka uud Medina unterstanden unmittelbar der Zentralregierung.

Die Emire verwalteten das gesamte Militärwesen und die Steuererhebung, und zwar so, daß sie nur die Ueberschüsse über die Bedürfnisse der Provinz an den Hof ablieferten; bei kleineren Statthalterschaften waren die Befugnisse meist geteilt. Außerdem lagen den Statthaltern ob die Aufsicht über die Rechtspflege, der Schutz der öffentlichen Sicherheit und die Ausübung der Polizei. Auch die Religion war ihrem Schirm anvertraut; sie leiteten in ältester Zeit persönlich den Gottesdienst. Zu den öffentlichen von Staats wegen verwalteten Anstalten gehörten Kanalanlagen, Wegebauten, Brunnen an den Heerstraßen, Herbergen und Krankenhäuser. Die Fürsorge für das Recht lag den Kadi ob, über denen ein Berufungshof beim Khalifen die höchste Entscheidung hatte, an dem überhaupt Beschwerden aller Art vorgebracht werden konnten, so daß einige Oberaufsicht geübt wurde. Die geistlichen Geschäfte leiteten die Imame.

Eine eigentümliche Beamtenklasse waren die Postmeister. Die Post, welche auch Reisende beförderte, war nach byzantinischem Muster vortrefflich eingerichtet. Ihre Vorsteher in den Provinzen dienten den Khalifen auch als geheime politische Agenten, welche den Hof über verdächtige Vorkommnisse und Verhalten der hohen Beamten benachrichtigten.

Für die Polizei, Markt, Gewicht, Münze, die Befolgung der Sittengesetze in den einzelnen Städten sorgte der Muhtesib, der mancherlei Funktionen ausübte, auch die Klagen von gemißhandelten Sklaven entgegennahm. Sonst hatten die Gemeinden freie Selbstverwaltung. Doch fehlte ebenso wie für das Reich jede gemeinsame Vertretung in den großen Verwaltungsbezirken. Daher blieben schwere Bedrückungen durch die Statthalter nicht aus; sie erpreßten willkürlich Geld, und die vielfachen Aufstände wie die Habgier der Beamten verursachten oft nicht geringen Schaden, trugen sogar zur Verarmung und Abnahme der Volkszahl bei. Unter den ersten Abbasiden hielt sich jedoch im allgemeinen der gute Stand, hob sich sogar über den der Omeijadenzeit.

Durch Abdul Melik wurde die arabische Sprache in der Verwaltung allgemein üblich. Er erwarb sich auch das Verdienst, ein festes Geldwesen zu schaffen. Die Münzen, vorher nur eine Nachahmung der alten umlaufenden, erhielten arabische Aufschrift mit religiösen Sprüchen. Die Goldstücke,

genau ausgemünzt, Dinar, entsprachen den byzantinischen. Die Silbermünzen, Dirhem, aus dem griechischen Drachme, etwa ein Frank, waren den persischen nachgeahmt; ihr Gehalt wurde später sehr verschlechtert.

Das Reich stand wie das byzantinische auf Finanzwirtschaft. Durch Muhammeds Forderung des Zehnten von allen unterworfenen Stämmen kam sogleich der Gedanke einer allgemeinen Reichssteuerpflicht in das neugegründete Staatswesen. Unter den ersten Abbasiden standen die Finanzen glänzend; zur Zeit Al-Mansurs gingen jährlich 400 Millionen Dirhem als reine Einnahme nach Abzug der Verwaltungskosten in die Hauptstaatskasse ein, die den Khalifen zur beliebigen Verfügung stand. Die Weise der Erhebung erfuhr mancherlei Aenderung und Verbesserung, doch das alte System blieb die Grundlage. Gern bediente man sich der Perser oder selbst der Christen, welche beide an Geschick und Findigkeit die Araber weit übertrafen, als Finanzbeamter.

Aller Grund und Boden galt nach dem Koran als Gemeingut des Islam und gehörte demnach den Khalifen. Es gab ein bedeutendes Staatsgut; große Gütermengen wurden mit Abweichung von den Grundsätzen Omars schon von den ersten Omeijaden an Muhammedaner gegeben; dazu kam der den Uebergetretenen gelassene beträchtliche Besitz. Nach diesem verschiedenen Charakter der Grundbesitzer richtete sich auch die Besteuerung. Die Staatsgüter wurden durch Pächter bewirtschaftet. Die echtmuhammedanischen Besitzer zahlten nur den schon von dem Propheten auferlegten Zehnten, der indessen verschieden bemessen war und sich allmählich in eine Grundsteuer umwandelte. Diese, manchmal sehr hoch bemessen, auf gutem Erdreich bis zur Hälfte des Ertrages, lastete auf allem anderen Boden. Sie wurde entrichtet teils in bar, teils in Naturalabgaben, je nach den Erzeugnissen der Länder, in Getreide, besonders Weizen und Gerste, Datteln, Rosinen, Honig, Zucker, aber auch in Werken des Kunst- und Handwerksfleißes verschiedenster Art. Die Ungläubigen erlegten außerdem eine nach drei Klassen bemessene Kopfsteuer.

Die Verteilung des Grundbesitzes kann in den nach natürlicher Beschaffenheit und geschichtlicher Vergangenheit so verschiedenen Ländern nicht gleichmäßig gewesen sein. Jedenfalls gab es einen bedeutenden Großgrundbesitz, den teils zahlreiche

Sklaven, deren Mehrzahl jedoch für die persönliche Bedienung der in den Städten lebenden Herren bestimmt gewesen zu sein scheint, teils freie Pächter und Arbeiter bewirtschafteten. Die verwickelten Abhängigkeitsverhältnisse, die in Europa bestanden, waren nicht vorhanden. Die Menge der Landleute waren freie Bauern, namentlich in den fruchtbaren, dichtbevölkerten Ländern. Daher erreichten der Ackerbau und der kleine Betrieb in Obst- und Gartenbau eine hohe Blüte. Leider ist unsere Kenntnis dieser Zustände noch recht gering.

Zum Unterschiede vom Abendland war jedoch nicht der Landbau die vornehmliche Quelle des Reichtums und die alleinige Grundlage der Lebensführung, sondern Handel und Industrie standen ihm gleich einträglich zur Seite. Das riesige Wirtschaftsgebiet, welches das Khalifenreich ohne trennende Schranken eröffnete, gab ihnen einen entsprechenden Aufschwung. Der Handelsverkehr hatte schon innerhalb der Grenzen einen fast unerschöpflichen Absatz, wenn er nur die Erzeugnisse der Provinzen, des Handwerks oder des Landbaus gegenseitig austauschte. Allein er ging, wie später zu berichten sein wird, bald weit darüber hinaus, teils ausführend, teils einführend, bis nach China und dem europäischen Norden; selbst in Island sind arabische Münzen gefunden worden.

Daher nahmen die Städte einen hervorragenden Platz in dem gesamten Leben ein; die Kultur war eine städtische. Es gab ihrer überaus viele mit starker Einwohnerzahl; die größten scheinen in der That, selbst wenn man von den Angaben den gebührenden Abzug macht, gewaltige Menschenmengen enthalten zu haben. Viele Bürger besaßen großartige Vermögen und führten in reich ausgestatteten Häusern ein mit aller Bequemlichkeit und Schönheit umgebenes Dasein. Scharen von Sklaven dienten ihnen. Auch der Großbetrieb in Handel und Industrie mochte hauptsächlich mit Sklaven arbeiten. Daneben gab es einen sehr zahlreichen freien Handwerkerstand, der eigene Körperschaften hatte.

Eine ständische Gliederung mit einer vorwiegend kriegerischen Klasse von Herren, wie im Abendland, war nicht vorhanden; im großen und ganzen machte nur die Vermögenslage den Unterschied.

Da Reichtum zu zeigen immer gefährlich war, kam kein Geldadel auf; außerdem wechselte infolge der Verschwendungs-

sucht die Verteilung der großen Vermögen sehr schnell. Es gab wohl verschiedene Adelsklassen, etwa die Angehörigen und Verwandten der regierenden Familie, die Nachkommen der Prophetengenossen und auch hervorragende Geschlechter in den Stämmen, aber sie hatten keine politischen Vorrechte, und weil die Vergebung der wichtigsten Stellen den Khalifen freistand, die oft Freigelassene hoch begünstigten, kann man von einem Dienstadel nicht sprechen.

Die Staatseinnahmen dienten, soweit sie nicht öffentlichen Zwecken zuflossen, vornehmlich der Hofhaltung und dem Heere. Der Hof verschlang bei dem herrschenden verschwenderischen Luxus, der in viele Tausende gehenden Dienerschaft, der in ihrer Willkür oft maßlosen Freigebigkeit der Khalifen, den überaus hohen Beamtengehältern, ungeheure Summen.

Das Heer war, indem die allgemeine Wehrpflicht der Muslime durch die Ueberhandnahme des städtischen Wesens aufhörte, zum Söldnerheer geworden. Ungläubige waren von ihm ausgeschlossen. In allen Provinzen standen große Abteilungen, eine der stärksten, gegen 50 000, in der Hauptstadt Bagdad. Schon gewöhnte sie sich daran, wie einst die Prätorianer in Rom Forderungen zu stellen; neu antretende Khalifen mußten große Geschenke machen. Die steigende Gewalt der Statthalter gab ihnen auch auf die Truppen ihrer Provinz großen Einfluß.

Im Kriegswesen hatten die Araber, teils durch die Völker, die sie bekämpften, teils durch eigene Erfahrung viel gelernt. Schon der Prophet bemühte sich, in die ungeordnete Weise seiner Wüstensöhne festere Zucht zu bringen. Die Truppen waren in Körper geteilt und kämpften in Kolonnen. Gewöhnlich eröffnete die Reiterei den Kampf mit einem Scheinangriff, eine Fechtweise, die sich bei allen berittenen Völkern orientalischer Herkunft findet; wenn dann der Feind die Verfolgung begann, wurde Halt gemacht und zum wirklichen Ansturm übergegangen. Die Angriffswaffen blieben für den Reiter die lange Stoßlanze, für den Fußkampf das kurze gerade Schwert und der meisterhaft gehandhabte Bogen. Die verschiedenen Völker behielten ihre gewohnte Bewaffnung bei. Die hohe Schmiedekunst der Perser und Griechen verstärkte besonders die Schutzwaffen. Die schwere Reiterei, auf der wie in Byzanz die Hauptentscheidung lag, trug eiserne Helme und Kettenpanzer; außerdem führte sie kleine Handschilde, während

das Fußvolk größere gebrauchte. Seitdem die Araber pferdereiche Länder erobert hatten, trat das Kamel für den Schlachtgebrauch zurück, da es sich dazu weniger eignete als das Roß; es leistete indessen weiter treffliche Dienste für den Transport und schnelle Erkundigungsritte. Hinter dem Heere wurde stets als Rückhalt ein festes Lager aufgeschlagen.

Solange der Khalifat in Verehrung und Furcht stand, ließ sich das Uebel der selbständigen Gewalt der Statthalter, die oft wie Unterkhalifen schalteten, noch überwinden. Aber eine ständige Vertretung der Reichseinheit neben dem Oberhaupte, wie sie in Rom einigermaßen der Senat dargestellt hatte, war nicht vorhanden, und in den Provinzen wiederholte sich das Bild des Gesamtstaates. Es gab keine politischen Kräfte, welche von sich aus die Gemeinsamkeit des Reiches hätten wahren können.

Das khalifische Reich ist nie zu einem nationalen geworden, so daß die Bevölkerung eine mit dem Staate zusammenfallende Einheit gebildet hätte. Nur das politische Band hielt das Ganze zusammen, solange es stark genug war; das religiöse war wie im Christentum immer nur ein ideelles, obgleich ihm die ursprüngliche Vereinigung der beiderlei Gewalten im Khalifate längere Zeit den Schein eines thatsächlichen Wertes verlieh.

Die Araber lebten über das ganze Reich verstreut, doch in sehr verschiedenen Zuständen: die einen gingen in die städtische Kultur auf, die anderen blieben Nomaden. Außer in der alten Heimat, die für die politische Entwickelung völlig beiseite trat, waren nirgends geschlossene arabische Massen vorhanden. Zwar lebte in den Nachkömmlingen der Eroberer, welche sich echt arabischer Herkunft rühmen durften, noch der alte Stolz, und die Stammeszugehörigkeit war noch weiter von großem Einfluß, aber auf die Dauer ließ sich die anfängliche Zurückweisung der aus anderen Völkern stammenden Gläubigen, der Mawali, nicht halten. Man hatte anfangs auch bei den Ehen einen Unterschied gemacht, indem man die Kinder von Mawalifrauen wohl, wie der Koran vorschrieb, rechtlich als gleich, aber nicht als voll ebenbürtig ansah. Dieser Unterschied schwand, wie auch die Abneigung, echte Araberinnen mit Männern anderen Volkstums zu verehelichen. Die Mischehen trugen am meisten dazu bei, der muhammedanischen Bevölkerung allmählich einen gleichmäßigen Charakter zu ver-

leihen. Selbst die beträchtliche Zahl der Christen, die ihrer politischen Rechtlosigkeit wegen nicht in der Gesamtheit aufgehen konnten und daher in ihr als Sondertum standen, waren mit arabischer Sprache und Sitte vollkommen vertraut.

Hauptsächlich durch den allgemeinen Gebrauch der arabischen Sprache und durch die Theologie entstand eine Gleichförmigkeit der Kultur, die der altrömischen verglichen werden kann, obgleich in dieser das religiöse Element fehlte. Auch darin bestand eine Aehnlichkeit, daß trotz dieser gleichmäßigen äußeren Erscheinung auch hier zwei im Grunde verschiedene Welten nebeneinanderlagen, Osten und Westen, hier mehr arabisch durchtränkt, dort geistig freier und regsamer; die Perser waren im Khalifenreiche, was einst die Griechen im römischen Gesamtwesen.

Obgleich die Christen das Waffenrecht entbehrten, höhere Steuern zahlten und in Streitsachen mit Muhammedanern deren Recht unterworfen waren, standen sie leidlich günstig; am omeijadischen Hofe zu Damascus hat mancher Christ eine große Laufbahn gemacht. Selbst Ehen mit Christinnen durften geschlossen werden. Der kirchliche Organismus konnte, wo er zur Zeit der Eroberung unterbrochen war, wiederhergestellt werden; seit dem achten Jahrhundert trat in Alexandria wieder die regelmäßige Folge der Patriarchen ein. Die Klöster genossen sogar ein gewisses Ansehen. Der Patriarch der Nestorianer, der Katholikos, dem einige hundert Bistümer unterstanden, hatte, meist von den Khalifen hochgeehrt, seinen Sitz in Bagdad, wo ein großes Christenviertel bestand. Erst später kamen die Christen in schlechtere Lage, von dem Pöbel gehaßt und manchmal verfolgt. In den ersten Jahrhunderten und noch später auch nicht ohne Einfluß auf die muhammedanische Theologie, haben die Christen Wichtigeres als Vermittler und Uebersetzer der griechischen Litteratur geleistet.

Die Geschichte des Islam unterscheidet sich von der anderer Religionen und insbesondere der christlichen dadurch, daß er sofort, wie er entstand, auch gleich von einem mächtigen Staatswesen getragen wurde. Die lange Zeit der Vorbereitung im Verborgenen und die stille Arbeit an seinem Ausbau, welche dem Christentum zu teil wurden, fielen bei Muhammeds Lehre weg; ganz in ihrer ursprünglichen Gestalt trat sie gebietend in die Welt. Erklärt sich daraus ihre stürmische

Kraft, so hat sie auch Staat und Glauben nicht bloß miteinander innig verbunden, sondern zunächst als eine Einheit hingestellt; staatliche Pflichten galten als religiöse. Außerdem gelangten Sätze und Gebräuche so, wie der Stifter sie geschaffen hatte, alsbald zur allgemeinen Geltung, ohne daß sie eine Ausbildung und teilweise Neubildung durch lange Berührung mit einer anderen Kultur erfahren hätten. Der Standpunkt der Geburtsstunde blieb maßgebend für die Zukunft.

Daran änderte auch nichts, daß neben den Koran eine umfangreiche Tradition trat.

Die peinliche Genauigkeit, mit der sich die Orthodoxen an den Stifter der Religion klammerten, bewirkte, daß alle Ueberlieferungen, welche außer dem Koran auf den Propheten zurückleiteten, sorglich gesammelt und jenem gleichgestellt wurden. Das sollte nicht ohne sorgfältige Prüfung geschehen, die freilich weniger den Inhalt, als die Sicherheit der Ueberlieferung nach Person und Zeit betraf.

Bei der Ausbildung der Tradition wie der gesamten Satzungen waren mehrere Schulen thätig, die sich gegenseitig befehdeten. Die konservativ-orthodoxe Richtung hatte ihren Hauptsitz in Medina, während im Iraq, in Basra ein freierer Zug waltete.

Weil anfänglich eine große Unsicherheit in den für den Kultus wichtigsten Dingen herrschte und außerdem der Koran bei weitem nicht für alle auftauchenden Fragen, namentlich im Rechtsleben ausreichte, führte das Bedürfnis zu neuen Aufstellungen, die gleichwohl die Maske der Echtheit annahmen, und schließlich suchten alle politischen und religiösen Richtungen durch frommen und unheiligen Betrug ihr Recht zu erhärten. Auf diese Weise kam allmählich eine gewaltige Masse von angeblichen Ueberlieferungen zusammen, Hadith, das heißt „Mitteilung, Erzählung", genannt, und die Gelehrten mußten eine schier unerschöpfliche Arbeit verrichten, um sie zu prüfen und zu sichten.

Von dem Hadith ist zu unterscheiden die „Sunna", die die Praxis der Gemeinde des Propheten darstellen sollte; man glaubte namentlich in Medina die alten Gebräuche bis auf die Prophetenzeit zurückführen zu können.

Hadith und Sunna fanden viele Bearbeitungen, von denen die des gelehrten Malik in Medina, die Muwatta (das

Geebnete), die meist Hadith enthält, besondere Billigung fand. Um 840 hat Bukhari die bisherigen Ergebnisse kritisch gesichtet und gegen siebentausend Traditionen zu einem Ganzen vereint. Späterhin entstanden noch mehr Sammlungen, meist Kompilationen; die nachträglichen Fälschungen von Aussprüchen des Propheten füllen viele Bände.

Die Ursprungsweise des Islam brachte es mit sich, daß auch das Recht an die Religion geknüpft war. Der Islam schuf sich sein eigenes Gesetz, während überall anderwärts das Recht eine selbständige geschichtliche Entwickelung hatte und aus Volksrecht hervorging. In den muhammedanischen Gebieten gab es weder Volksrecht noch Landesrecht, soweit nicht den Unterthanen gestattet war, ihre persönlichen Angelegenheiten untereinander nach ihrem Herkommen zu schlichten.

Durch das ganze Reich galt wie im römischen gleiches Recht; mit den Statthaltern wurden auch Richter in die eroberten Länder gesandt. Das Recht war ebenfalls eine Schöpfung Muhammeds, der natürlich vielfach die unter seinen Arabern herrschenden Anschauungen aufnahm, doch auch manche ihm eigene Sätze aus seiner religiösen Denkweise aufstellte; auch Aussprüche von ihm, die nicht bezweckten, Rechtsweisungen zu sein, wurden nachher als solche verwandt. Der Koran wurde ergänzt durch Hadith und Sunna und dazu kam eine auf die Vernunft begründete Spekulation, vor der sich selbst Malik, das Haupt der älteren hochangesehenen Rechtsschule in Medina, nicht ganz verschloß. Ihr trat bald eine andere im Iraq zur Seite, die der Vernunft größeren Spielraum einräumte und auch byzantinische Rechtslehren und Grundsätze aufnahm, deren vornehmster Lehrer Abu Hanifa, persischer Abkunft, mit humaner Berücksichtigung der Andersgläubigen ein System schuf, das weiteste Anerkennung erlangte. Malik machte namentlich im Westen, Abu Hanifa im Osten Schule. Gegen ihn wandte sich die Rechtgläubigkeit, die nur die Ueberlieferungen des Propheten anerkennen wollte und jene vernunftgemäße Weiterbildung haßte. Beide Richtungen faßte der 820 in Kairo gestorbene Schafii zusammen, dessen Arbeit ungezählte Kommentare weiter ausspannen. Ueberhaupt knüpfte sich eine riesige Litteratur an die alten Vorlagen an, freilich höchst einseitiger Art. Denn wenn auch die Bedürfnisse des Staates und der Verwaltung, des Geschäftsverkehres und der

Vermögensverhältnisse Berücksichtigung fanden, das Recht blieb immer ein gebundenes, nicht in den Grundgedanken, sondern nur in der Definierung und Spaltung der gegebenen Begriffe entwickelungsfähig.

Die Ausübung der Religion in Gebet, Fasten und anderen Vorschriften gehörte mit zum Recht und nahm in ihm einen sehr weiten Raum ein. Das Strafrecht, das Todesstrafe nur in wenigen Fällen verhängte, beruhte auf den Grundsätzen der Wiedervergeltung und der Abschreckung. Diebstahl wurde mit Abhauen der Hand bestraft. Für den beabsichtigten Mord blieb die Blutrache insofern erhalten, daß der Thäter der Familie des Getöteten preisgegeben wurde, die jedoch Sühnegeld annehmen konnte. Schriftliches Verfahren fand nicht statt; die Untersuchung gründete sich auf Zeugenaussagen, die bei der Leichtfertigkeit, mit der der Meineid behandelt wurde, der Gerechtigkeit oft wenig Sicherheit gewährten. Da Recht und Religion eins waren, so hatte auch derselbe Stand beide unter seiner Obhut; die der Theologie Beflissenen waren zugleich Juristen und Richter.

Die Moscheen und geistlichen Anstalten hatten sehr großen Besitz an Stiftungen (Waq, in der Mehrzahl Wukuf), teils vom Staate gleich bei der Eroberung empfangen, teils durch Schenkungen. Unveräußerlich und gewissen Beschränkungen unterworfen, bot er deswegen keine Staatsgefahr, weil diese beträchtlichen Mittel nur örtlich für ihre Zwecke verwendet werden konnten.

Die geistliche Seite des Khalifates verkümmerte unter den Omeijaden, die sie hinter der weltlichen zurücktreten ließen. Im Gegensatz zu ihnen betonten die Abbasiden ihre Stellung als religiöses Oberhaupt, als Imam, und umgaben sich mit theokratischem Schimmer. Sie trugen frommen Eifer zur Schau, legten sich religiöse Beinamen zu, mit denen sie die Geschichtsschreibung zu bezeichnen pflegte, und hielten Mekka in hohen Ehren. Wie es schon der Prophet gethan hatte, wallfahrteten sie dorthin und statteten die heiligen Orte freigebig mit reichem Schmuck aus. Staatliche Einrichtungen erleichterten die Pilgerfahrt, die in der That der festeste Kitt des Islam für alle Folgezeit wurde. In der ältesten Zeit pflegte der Khalif noch persönlich das Freitagsgebet zu sprechen.

Nicht der Khalif, sondern das Gesetz war sozusagen der

Beherrſcher der Gläubigen. Seine Handhabung und Deutung, ſowie die Schätzung der ergänzenden Tradition, lag daher bei den Parteien, von denen ohnehin manche, wie die Kharigiten und die Schiiten, die Abbaſiden nicht als rechte Khalifen anerkannten. Nicht einmal ein rein geiſtlicher Stand hat ſich entwickelt, weil dem Islam der Begriff des Prieſtertums fehlte. Man könnte den Islam eine laienhafte Religion nennen. Die Ulemas (die Schriftgelehrten, Theologen) lebten wie die Weltlichen verheiratet in ihrer Familie, oft noch einen anderen Erwerb nebenbei treibend. Ueberhaupt konnte jeder, der den Beruf in ſich fühlte, als religiöſer Prediger auftreten. Daher gab es unter den Khalifen keine gegliederte Hierarchie, wie ſie ſich im Abendlande früh gebildet hat, ſo daß ihnen dieſes weſentliche Machtmittel fehlte. Der Islam wurde nicht zur Kirche.

In den erſten Jahrhunderten waltete ein duldſamer Geiſt, der Meinungsäußerungen gewähren ließ. Wie in Byzanz nahmen alle Gebildeten teil an der Erörterung der religiöſen Fragen, die mit der Zeit lebhafter wurde. Der Islam kam unter ſeinen großen Verhältniſſen und den vielfachen Einflüſſen, denen er begegnete, auf den Weg zu einer inneren Entwickelung; die denkende Vernunft wie die Spekulation rührten ſich ebenſo wie im Chriſtentum und brachten ähnliche Erſcheinungen hervor, obgleich der religiöſe Grundſtoff, mit dem ſie zu arbeiten hatten, ſehr viel härter und ſpröder war. Diejenigen dogmatiſchen Fragen, welche die chriſtlichen Theologen am meiſten beſchäftigten, von der Perſon Chriſti und ſeinem Erlöſungswerk, waren für die muhammedaniſche Theologie von vornherein ausgeſchloſſen, weil ihr der Prophet nicht Gott war.

Nachdem längere Zeit der Koran ſchlicht und recht ſeinem Wortlaute nach gegolten hatte, kam das Bedürfnis, in ihn und ſeinen Sinn tiefer einzudringen. Da zeigte ſich bald, daß die Sache nicht ſo einfach lag; Unklarheiten, ſelbſt Widerſprüche ſtießen dem forſchenden Scharfſinn auf. Daher erhoben ſich Richtungen und Sekten religiöſer Natur. Das in Perſien nicht ausgeſtorbene Manichäertum wie der indiſche Buddhismus trugen nützliche und ſchädliche Ideen bei. Nicht minder hat das Chriſtentum ſowohl aus Damascus, dem Sitze der kirchlichen Scholaſtik, wie durch die im Iraq lebenden Neſtorianer das religiöſe Denken befruchtet.

Die Streitigkeiten gingen um das Weſen des Koran ſelbſt,

um den Gottesbegriff und über den freien Willen, die Prädestination. Gegen die bald nach Muhammed entstandene Meinung, daß der Koran ungeschaffen und, weil er deshalb von Ewigkeit her bestanden habe und ewig bestehen werde, Gottes selbsteigenes und durch den Verstand nicht zu deutendes Wort sei, beanspruchte die Vernunft ihr Recht. Sie erklärte das heilige Buch zwar für geoffenbartes Gesetz, aber nur als den Inbegriff der Lehren eines gottbegeisterten Propheten. Die ersten Abbasiden, namentlich Mamun, huldigten dieser Auffassung. Deshalb gewannen die Vertreter der rationalistisch-spekulierenden Richtung, die Mutaziliten (die sich Trennenden), viele Freunde und förderten die theologische Wissenschaft.

Obgleich die Mutaziliten nicht eigentlich Freidenker waren, suchten sie als Gegner grobsinnlicher Anschauungen den Gottesbegriff zu vergeistigen. Sie leugneten, daß Gott Körper und Gestalt und mit ewigen menschlichen Eigenschaften ausgestattet sei; sie faßten ihn als Inbegriff des Sittengesetzes. Die göttliche Gerechtigkeit beurteilt jeden nach seinen Werken; der Mensch ist verantwortlich für sein Thun und da die Mutaziliten ihm die Fähigkeit zuschrieben, nach freiem Willen zwischen Gutem und Bösem zu wählen, verwarfen sie die Prädestination.

Den Mutaziliten gegenüber standen die Orthodoxen in mehreren nicht sehr voneinander abweichenden Schulrichtungen. Sie faßten Gott anthropomorph, das heißt, sie legten ihm menschliche Glieder und menschliche Attribute bei, erklärten den Koran als ein göttliches Buch, das wörtlich verstanden werden müsse, und behaupteten, des Menschen Thun sei lediglich von Gottes Willen abhängig. Was geschieht, hat der Mensch als unabänderliche Bestimmung, als willenloses Werkzeug in der Hand der Vorsehung hinzunehmen. Die freie Bethätigung der Sittlichkeit geht so im Zwangsgehorsam unter. Der Prophet wurde als unfehlbar, sündenlos und durch besondere göttliche Gnade mit übernatürlichen Eigenschaften ausgerüstet über die gewöhnliche Menschheit erhoben.

Die Rechtgläubigen kamen durch die eindringende griechische Philosophie ins Gedränge, so daß auch sie eine Vermittelung nicht gänzlich ablehnen konnten, aber sie hatten die Masse, namentlich der ländlichen Bevölkerung, auf ihrer Seite, so daß die Khalifen, der Volksgunst bedürftig, schon im neunten Jahrhundert ihnen bereitwillig ihr Ohr öffneten. Die niedrigen

Leute arabischen Blutes bevorzugten eine möglichst knapp bemessene, durch feste Vorschriften sicher erfüllbare Glaubensform. Die alte Neigung der Araber, sich auf das Leichtbegreifliche zu beschränken und darüber hinaus der Phantasie die Zügel schießen zu lassen, behauptete auch in der Religion ihr Recht.

Die Heiligenverehrung nahm im Islam rasch einen nicht geringeren Umfang an als im Christentum. Nicht der Koran lehrte sie, sondern das Bedürfnis des Volkes, das der unnahbaren Majestät Gottes gegenüber greifbare Helfer in der Not haben wollte, schuf sie. Die Mutaziliten suchten auch hier dem Uebermaß zu steuern und sprachen gegen die Wunderkraft der Heiligen. Das Volk ließ sich nicht beirren und die Sekten haben dazu beigetragen, rohe Anschauungen zu bestärken, indem auch sie ihre Helden zu Heiligen erhoben. Da der Islam keine Bilder gestattete, hatte der Kultus hauptsächlich an den zahllosen Grabstätten seinen Tummelplatz. Reliquien des Propheten, deren es eine gewaltige Masse gab, sowie anderer Heiligen kamen in größte Verehrung. Auch Muhammeds Aussprüche über die Engel und die Ginnen gaben dem Aberglauben Nahrung. Die einen als überirdische Wesen dienen in zahllosen Scharen Gott, dessen Boten sie sind, und schirmen die Gläubigen, die anderen in vielen Arten bevölkern als dämonische, spukartige Wesen allenthalben die Erde; am liebsten treiben sie in der Wüste ihr unheimliches Wesen. Obgleich es auch gute, zum Islam bekehrte Ginnen giebt, sind die meisten böse, dem Menschen feindlich und die Ursachen von Krankheit und Unheil. Der Satan, wie an ihn die Christen und Juden glaubten als Peiniger der Menschen und Verführer vom rechten Glauben, fand ebenfalls im Koran Aufnahme. Der alte Volksglaube ging wie in das Christentum in den Islam über und auch in ihn wurden heidnische Festlichkeiten übernommen. Das Gebet sank zur feierlichen Uebung mit pedantischem Festhalten an Aeußerlichkeiten herab, gewissen Formeln wurde besondere Kraft zugeschrieben.

Neben der rein kirchlichen Sekte der Mutaziliten gingen andere einher, die dem Islam in seinem Kern wie dem Staate höchst gefährlich waren. Außer den Kharigiten, die für sich standen, entwickelte die Schia überschwengliche Lehren. Durch die Abbasiden in ihren Hoffnungen enttäuscht, stürzten

sich die Aliden mit steigendem Fanatismus in die Verehrung Alis und seines Geschlechtes und erhoben sie zu Abgöttern. Die Idee eines verborgenen, unsichtbaren Imam, der dereinst erscheinen und das goldene Zeitalter einleiten werde, eine Art Messiasglauben, setzte sich als Mittelpunkt des Glaubens unausrottbar fest und hat sich bis in unsere Zeiten fortgepflanzt. Den religiösen Meinungen nach spalteten sich die Schiiten in eine gemäßigte und eine schärfere Partei. Altpersische und indische pantheistische Vorstellungen, Ideen von einem Dualismus des höchsten Wesens, von Fleischwerdungen Gottes gewannen wieder Kraft. Der Koran wurde allegorisch gedeutet und somit auch die Strenge der Sittengesetze umgangen, die Prädestination ebenfalls verworfen. Der Mensch bestimmt sein Thun, doch Gott weiß sein Schicksal voraus.

In allem vertiefte sich der Riß zwischen Schiiten und Orthodoxen. Dynastische, religiöse und nationale Gegensätze bildeten hier unter der Oberfläche einen Feuerherd, dessen Flamme jede günstige Gelegenheit mächtig anfachte.

In jeder Religion treten mystische Strömungen auf, die entweder nur neben dem allgemeinen Glaubensleben hinlaufen oder es unter ihre Gewalt bringen. Sie pflegen zu entstehen im Widerspruch gegen das Ueberhandnehmen der Verweltlichung, der sie Verinnerlichung entgegenstellen. Der Hang zur Askese ist darum eine häufige Zuthat. Muhammedanische und christliche Tendenzen trafen zu ihr zusammen. In Syrien, wo die nestorianische Kirche sich der Gunst mancher Khalifen erfreute, kamen die beiderseitigen Theologien in enge Berührung. Die Furcht vor den entsetzlichen Strafen im Jenseits, welche der Koran den Gottlosen androhte, ein überliefertes Wort Muhammeds: „Wenn ihr wüßtet, was ich weiß, würdet ihr wenig lachen und viel weinen", erweckten auch im Iraq fromme Seelen, die Leidenschaften zu zähmen und die Begierden zu dämpfen. Auch Frauen beteiligten sich an der Bewegung und priesen die Liebe zu Gott und die Vereinigung mit ihm. Die politischen Stürme zogen glaubensinnige Gemüter hinüber zu Weltentsagung und heiliger Betrachtung bis zum religiösen Rausch. Eine überreizte Bethätigung der rituellen Vorschriften, namentlich beim Gebet, waren die weitere Folge. Die Frommen thaten sich zusammen und trugen kennzeichnende Tracht, ein wollenes Gewand, nach dem sie Sufi genannt wurden.

So war der Schritt zum Mönchstum, das Muhammed von dem Islam abgewieſen hatte, nicht fern. Auch der indiſche Buddhismus iſt nicht ohne Anteil an ſeinem Gedeihen. Das erſte Kloſter ſoll gegen Ende des achten Jahrhunderts in Damascus entſtanden ſein, doch die rechte Entwickelung der Derwiſche (Bettler) brachte erſt die folgende Zeit.

Individuelles Leben genug war alſo in der Religion, von der Schranken ziehenden Orthodoxie und dem milden Rationalismus bis zum wüſten Schwärmertum, und ſelbſt atheiſtiſche Leugnung alles Poſitiven iſt ausgeſprochen worden. Zu den neuen Zuthaten, welche der Islam zu verarbeiten hatte, kam indeſſen noch eine von größter Tragkraft, die weltliche Wiſſenſchaft, und ſie hatte ihre Quelle in dem antiken Griechentum.

Die zahlreichen großen Städte gaben dem geiſtigen Leben freien und ergiebigen Raum. Durch ſie wurde das Arabertum erſt recht ſeßhaft, die unermeßlichen Reichtümer, welche ſich in ihnen anhäuften, drängten zur Verwendung in verfeinerten Formen. Zwiſchen den Reichen und dem Haufen nahm ein wohlhäbiger Mittelſtand gern an höherer Bildung teil. Schulen und Bibliotheken entſtanden, in deren Pflege Staat und Bürger wetteiferten. Unter den erſten Abbaſiden erſtieg bereits das von barbariſchen Wüſtenſöhnen geſchaffene Reich eine hohe Stufe in Litteratur, Wiſſenſchaft, Kunſt und Gewerbe.

Vor Muhammed beſchränkte ſich die litterariſche Erzeugung auf die Poeſie. Sie blieb den neuen Verhältniſſen angepaßt friſch und formgewandt; unter den Omeijaden erhielt ſich der Ton der heidniſchen Vorzeit. Auch die Gegenſtände blieben dieſelben: der frohe Waffenkampf, die Liebe, der Spott über den Gegner; dazu kam das dem Herrſcher geſpendete Loblied und das Gelegenheitsgedicht. In der Abbaſidenzeit machte ſich der perſiſche Einfluß geltend, der die ſchlichte Weiſe verfeinerte, aber auch fremde Beſtandteile brachte. Die Litteratur, obgleich weiter in arabiſcher Sprache geführt, wurde eine allgemein islamiſche. Wein, Liebe, Jagd fanden auch jetzt noch vollen Preis und in Abu Nuwas erſtand der größte Dichter dieſer Zeit, der freilich auch dem frivolen Lebensgenuß ſtark huldigte.

Die Proſalitteratur nahm ihren Ausgang von geſchichtlichen Aufzeichnungen und philologiſchen Arbeiten, welche die

Erklärung des Koran erforderte. Auch hier wirkten die Perser mit ihren annalistischen Geschichtswerken stark ein, während die Grammatik von griechischer Seite her durch die aristotelische Logik Anleitung empfing. Die Geschichte des Propheten schrieb Ibn Ischak aus Medina, Wakidi, aus derselben Stadt gebürtig, erzählte die Gründungsgeschichte des Khalifenreiches und die Feldzüge. Der erweiterte Gesichtskreis erregte die Wißbegierde; der durch die Eroberungen neu erschlossene Erdkreis forderte zur Kenntnisnahme heraus und der Geschichte trat als Schwester die Geographie zur Seite. War ihr erster Zweck die Beschreibung der Oertlichkeit, so empfing sie bald von den Naturwissenschaften her weiteren Anstoß.

Um sie kennen zu lernen, bedurfte man der griechischen Litteratur. Die Syrer, welche zahlreiche Werke der griechischen Litteratur in ihre der arabischen verwandte Sprache übertragen hatten, waren die gegebenen Dolmetscher. Die Khalifen Al-Mansur und noch mehr Mamun erwarben sich die größten Verdienste um die Uebertragung fremdsprachiger Werke; griechische syrische, persische, indische Schriften wurden übersetzt. Besonders der Khalif Mamun mit seinen persischen Gehilfen schenkte diesen Unternehmungen reiche Gunst. Schnell bürgerten sich die Schriften des Aristoteles, Ptolemäus, Euklid, Hippokrates, Galenus und andere ein. Die Philosophie und alle empirischen Wissenschaften gediehen glücklich unter der Pflege fähiger Köpfe und fleißiger Hände. Doch ihre volle Blüte erreichten diese Geistesleistungen erst in den nächstfolgenden Zeiten und wir werden dann von ihnen zu reden haben.

Auch die Baukunst begann über den altarabischen einfachen, dem Zelte nachgeahmten, von Säulen getragenen Hallenbau hinauszustreben. Selbstverständlich waren hier Griechen die Lehrmeister, wie die ersten künstlerischen großen Moscheen, welche Walid I. in Damascus, Abdul Melik in Jerusalem errichteten, augenscheinlich lehren. Die Bedürfnisse der Religion, dann die Farben- und Formenfreude schufen nachher selbständige Werke und eigenen Stil.

Wenn je in der Weltgeschichte, zeigte sich hier, was die gegenseitige Befruchtung der Völker für die Menschheit zu bedeuten hat.

Kultur und Macht des römischen Reiches beruhten einst darauf, daß es das ganze Mittelmeer umschloß. Das alte

perſiſche Reich der Achämeniden ſowie Alexander der Große hatten nicht vermocht, dieſes letzte Ziel ihrer Politik zu erreichen. Der Islam war nahe daran geweſen, den Ring zu vollenden. Er hatte verhindert, daß die Byzantiner die Pläne Juſtinians weiter führen konnten, aber ſie nicht im erſten Anlauf über den Haufen rennen könnten. Es mußte ſich zeigen, ob dieſes griechiſche Reich trotz der furchtbaren Verſtümmelung ſeines Leibes noch lebensfähig war.

Achtzehnter Abſchnitt.

Das byzantiniſche Reich zur Zeit des Bilderſtreites.

Nicht bloß in der Ausbreitung, auch in der Beſchränkung und Zuſammenfaſſung können ſich Kräfte entfalten. Während der Islam danach ſtrebte, in vergrößertem Maßſtabe das zu werden, was einſt das römiſche Reich geweſen war, mußte Byzanz notgedrungen ſich als kleinere, aber einheitliche Macht innerlich befeſtigen. Nicht daß es je ſeine Anrechte oder Anſprüche auf alle Länder, die einſt zum Imperium gehörten, aufgegeben hätte. Allein die Notwendigkeit zwang, überhaupt erſt zu erhalten, was ſich aus dem großen Zuſammenbruch noch retten ließ. Dazu war erforderlich, daß die Gründe, welche bisher zum Streit und zur Abſonderung geführt hatten, beſeitigt wurden, daß einmal die Kirche zur Ruhe kam und das Kaiſertum als ausſchließlich gebietende Macht jede weitere Parteiung niederdrückte.

Zunächſt freilich ſah es nicht ſo aus, als ob das Kaiſerreich eine neue und beſſere Zukunft erleben würde. Heraclius hatte beſtimmt, daß ſein Sohn erſter Ehe, Konſtantin II., und der älteſte Sohn ſeiner zweiten Gattin, Heracleonas, mit der Mutter Martina gemeinſam regieren ſollten. Allein der Haß, der Martina umgab, ſchärfte die Abneigung gegen die Herrſchaft einer Frau und auch die dogmatiſchen Streitigkeiten

spielten hinein; Konstantin allein wurde Kaiser. Als er bald starb, angeblich von Martina vergiftet, erhob seine Anhängerschaft mit Zustimmung des Senates seinen jugendlichen Sohn Constans II., dem Heracleonas wurde die Nase geschlitzt, der Martina die Zunge ausgeschnitten. Währenddessen eroberten die Araber Persien und Aegypten.

Unter Constans folgte Niederlage auf Niederlage, bis der Khalif Muawija im Kampfe gegen die Aliden 659 Frieden und Tributzahlung anbot. Der Kaiser, in der Absicht, durch Stillung des Kirchenstreites das Reich zu festigen und Italien und Afrika, die hartnäckig die zwei Willen in Christus verteidigten, näher heranzuziehen, verbot durch den sogenannten „Typus" unter schweren Strafen jede Erörterung des Streitpunktes und setzte seinen Willen durch. Ein heftiger und harter Mann, der selbst vor dem Morde eines Bruders nicht zurückschreckte, verließ Constans 662 Konstantinopel, angeblich willens, die Hauptstadt des Reiches nach dem Occident zu verlegen, um so Afrika vor den Sarazenen zu schützen und vielleicht Italien den Langobarden zu entreißen. Auf der Fahrt besuchte er die Stätten des Altertums, Athen und Rom, das ihn mit knechtischer Unterwürfigkeit empfing, obgleich der Kaiser den gegen den Typus ungehorsamen Papst Martin I. in die Verbannung nach der Taurischen Halbinsel geschickt hatte. Der letzte byzantinische Kaiser, der Roms Boden betrat, nahm die bronzenen Statuen und die ehernen Dachziegel vom Pantheon als gute Beute mit! Wenige Jahre später wurde Constans zu Syrakus im Bade ermordet.

Glücklicher, wenn auch voll schwerer Bedrängnis, war die Regierung seines einsichtsvollen Sohnes Konstantin IV. Pogonatus (des Bärtigen) (668 bis 685). Muawija hatte bereits den Frieden gebrochen und immer wieder ergossen sich seine Scharen verheerend über Kleinasien. Von 672 bis 677 erschienen Jahr für Jahr arabische Flotten vor Konstantinopel, bis die Feinde erkannten, daß sie der zerstörenden Gewalt des sogenannten griechischen Feuers nicht widerstehen konnten. Wie die Hauptstadt von den Arabern, wurde Thessalonich mehrere Jahre lang heftig von den Slaven und Avaren angegriffen; die Errettung der Stadt schrieb der fromme Glaube dem heiligen Demetrius zu. Dagegen vermochte der Kaiser nicht die

Festsetzung der Bulgaren zwischen Donau und Hämus zu verhindern.

Endlich fand durch Konstantins Klugheit der monotheletische Streit sein Ende; seitdem Syrien und Aegypten verloren waren, hatten die Orthodoxen ohnehin die Oberhand. Er versammelte 680 in Konstantinopel das sechste ökumenische Konzil, zu dem auch Vertreter des römischen Bischofs Agatho kamen, und genehmigte dessen Beschluß, der die Lehre von zwei Willen und zwei Energien in Christus als rechtmäßig festsetzte. Als monotheletische Partei erhielten sich die Maroniten im Libanon. Der gehoffte Gewinn, mit dem Westen in gutes Einvernehmen zu kommen, blieb dennoch aus.

Ueber das Reich kamen dreißig Jahre voll Schrecken; nicht weniger als sieben Kaiser sind in dieser kurzen Zeit aufeinander gefolgt.

Wir gehen schnell über diese Gräßlichkeiten hinweg. Konstantins Sohn, Justinian II., der sich durch sein wahnwitziges Wüten allgemeinen Haß zuzog, wurde 695 von einem General Leontius mit Hilfe befreiter Gefangener überwältigt und an Nase und Zunge verstümmelt in das Exil geschickt. Nach drei Jahren erlitt Leontius das gleiche Schicksal: die Mannschaft einer Flotte, welche aus Afrika vor den Sarazenen hatte weichen müssen, empörte sich auf der Heimkehr, segelte nach Konstantinopel und setzte einen ihrer Anführer, Tiberius III., zum Kaiser ein. Da erschien 705 Justinian, der nach merkwürdigen Abenteuern endlich zu den Bulgaren geflohen war, mit ihrer Hilfe wieder vor der Hauptstadt, in die er leicht gelangte, und nahm grausame Rache an seinen Gegnern. Er setzte alles daran, um die Städte Ravenna, die zu seinen Feinden gehalten, und Cherson, die ihm als Verbannten Hilfe versagt hatte, zu züchtigen, allein die nach der Krim gesandte Flotte warf den General Bardanes als Kaiser Philippicus auf. Während Justinian in Asien Truppen sammelte, zog Philippicus 711 ungehindert in Konstantinopel ein, ließ des Kaisers Söhnchen, den letzten Sproß vom Geschlechte des Heraclius, ermorden und den von seinen Soldaten verlassenen Justinian enthaupten. Den Philippicus, der nochmals die monotheletische Partei belebte, überfielen nach zwei Jahren schwacher Regierung von Mißvergnügten gedungene Söldner in seinem Palaste und blendeten ihn. Senat und Volk riefen den Geheimschreiber

Artemius als Anastasius II. aus, allein dieselbe Partei, welche Philippicus beseitigt, aber nicht ihren eigentlichen Zweck erreicht hatte, zwang einem hohen Steuerbeamten Theodosius den Purpur auf; Anastasius, am Widerstande verzweifelnd, ging ins Kloster. Gegen Theodosius erhob sich der hochgefeierte Feldherr Leo, auf den sich schon seit längerer Zeit aller Augen gerichtet hatten. Er lag in Asien zu Felde gegen die Araber, die Konstantinopel mit einem Angriff bedrohten. Die Notwendigkeit, einen tüchtigen Krieger auf dem Thron zu haben, bewog den Senat und die hohen Offiziere, ihn zu wählen, und Theodosius wich. Am 25. März 717 hielt Leo III. seinen Einzug in die Hauptstadt. Man pflegt ihn den Isaurer und dementsprechend sein Geschlecht das isaurische zu nennen.

Wie konnten solche Wirrnisse entstehen? Man hat sie auf den Wunsch der Aristokraten zurückgeführt, keine absolute Macht mehr aufkommen zu lassen. Allein der Widerstand äußerte sich nicht gegen das Kaisertum an sich, sondern immer nur gegen die Personen. Niemals ist der Versuch gemacht worden, wie er sonst in Staaten mit einer starken herrschenden Klasse begegnet, das Kaisertum mit gesetzlichen Schranken zu umgeben. Ebensowenig hat, wie damals bei den Merowingern oder nachher bei den Khalifen, ein Hofamt bürgerlicher oder militärischer Art darauf hingearbeitet, den Kaiser seiner Machtfülle zu entkleiden und sie auf sich zu übertragen. Auch nicht Konstantinopel allein hat die Umwälzungen herbeigeführt. Das Wesen des Absolutismus selber war die eigentliche Ursache. Weil der Kaiser für alle Geschicke des Reiches allein verantwortlich war, fand die Unzufriedenheit der Parteien, wie lange nachher in Rußland, nur dadurch Abhilfe, daß man ihn beseitigte. Die meisten gestürzten Kaiser erlagen nicht allgemeiner Empörung, sondern kleinen Aufständen, die oft nur Putsche waren, und dabei entschied meist, daß die Rädelsführer der kaiserlichen Personen habhaft wurden. Am ehesten jedoch waren diejenigen Kaiser einem schnellen Ende ausgesetzt, welche keine Legitimität besaßen. Uebersieht man die lange Reihe der Kaiser, so zeigt sich sofort, daß gerade die durch Schicksalsgunst Emporgekommenen auch am leichtesten von der jähen Wendung betroffen wurden.

Selbst bei so traurigen Verhältnissen bewahrte der Staat noch einigen Halt. Unter Justinian II. begannen wieder die

Kämpfe mit den Arabern, weil er, wie erzählt wird, nicht die mit Koransprüchen gezierten Münzen als Tribut annehmen wollte, und dauerten mit geringen Unterbrechungen fort. Obgleich Kleinasien entsetzlich litt und einige Festungen verloren gingen, wurde die dortige Grenze im allgemeinen behauptet. Dagegen zahlte Byzanz die Schuld für die inneren Störungen anderweitig durch den Verlust Afrikas, der in die Zeit des Leontius und des Tiberius fällt, denn bei ihm wirkte die Unsicherheit der Staatsleitung sehr erheblich mit.

Auch die Finanzen waren stark beschnitten, seitdem die Araber sich Persiens, Syriens und Aegyptens bemächtigt hatten. Byzanz mußte nun mit ihnen den Welthandel teilen, den es so lange als Monopol besessen hatte.

Lange durften solche Verhältnisse nicht dauern. Das Reich konnte nur durch tüchtige Männer dem von allen Seiten hereinbrechenden Elend entgehen, nur sie vermochten die geheiligte Kaisergewalt vor der sonst unausbleiblichen Verachtung zu schützen. Wie hätte Byzanz weiter bestehen sollen, wenn das Kaisertum dahinsank? Einen Ersatz dafür gab es nicht. Vielmehr mußten die Kaiser alle vorhandenen Kräfte aufs engste an die Krone knüpfen, den Staat mit ihr verschmelzen, so daß sie in sich die ausreichende Festigkeit hatte, jeden Personenwechsel zu überdauern. Das ist die welthistorische Leistung der Isaurer.

Der neue Kaiser hatte gleich Gelegenheit, sein Kriegstalent darzuthun. Im August erschien der arabische Feldherr Maslama, der Bruder des Khalifen Suleiman, nachdem er bei Abydus den Hellespont überschritten hatte, mit einem Landheer vor Konstantinopel; ihm folgte eine Flotte von 1800 Schiffen.

Die Umsicht Leos, die Tapferkeit seiner Mannschaften, die fürchterliche Wirkung des griechischen Feuers, der ungewöhnlich harte Winter, endlich der Mangel an Lebensmitteln und ausbrechende Krankheiten zwangen die Feinde, im August 718 nach einem vollen Jahre die Belagerung, welche ihnen nur ungeheure Verluste eingetragen hatte, aufzugeben. Selbst die abendländische Christenheit, eben in tiefster Seele erschüttert durch den Fall des westgotischen Reiches in Spanien, teilte die Freude über den herrlichen Sieg.

Ueber sieben Jahrhunderte lang verzichteten fortan die Muslime, das Bollwerk des Christentums anzugreifen. Die

größte Gefahr war abgelenkt, denn obgleich unter Leo und seinem Sohne Konstantin die Kämpfe gegen die Araber weiter gingen, führten sie beiderseitig zu keinen sonderlichen Ergebnissen, da sie meist nur in raschen Plünderungszügen bestanden. Die Unruhen unter den ersten Abbasiden, dann die Verlegung ihrer Hauptstadt nach Bagdad nötigten die Khalifen, von dem Plane einer Eroberung des byzantinischen Gesamtreiches abzulassen. Die abendländische Welt war endgültig vor einer Ueberflutung durch den Islam gerettet!

Wie Leo das Reich nach außen schirmte, hat er es auch im Innern wieder zur Ordnung geführt. Schon Justinian I. hatte Aenderungen in der alten Provinzialverfassung vorgenommen, die im siebenten Jahrhundert fortgesetzt wurden und schließlich zu einer neuen Einteilung des Reiches in Themata führten. Der zwingende Grund war die Notwendigkeit, ununterbrochen nach allen Himmelsrichtungen hin schlagfertig dazustehen.

Die alte Staatsordnung trennte vollständig die Zivil- und Militärverwaltung voneinander. Der erste Durchbruch dieser Ordnung war die Errichtung der beiden großen Exarchate in Afrika und Italien, die Kaiser Mauricius vornahm, wodurch den Exarchen die gesamte sonst in ihrer herkömmlichen Gliederung belassene Beamtenschaft unterstellt wurde. Die furchtbaren Kämpfe um die Erhaltung des Reiches im siebenten Jahrhundert legten nahe, auch anderweitig neben der Zivilverwaltung große Militärkommandos zu bilden, zu denen auch die Flotte gehörte. Leo vollendete den Umbau der Staatsverfassung zu einer wesentlich militärischen. Er übertrug den Befehlshabern auch die bürgerliche Verwaltung und stellte sie über die Präfekten, so daß die Armeebezirke nun zugleich Provinzen waren; doch ist die von ihm vorgenommene Einteilung nicht vollständig bekannt. Im neunten Jahrhundert gab es in Europa drei, jenseits des Bosporus vierzehn Themen; später wurde ihre Zahl durch Zerlegung einzelner großer stark vermehrt, so daß die Themen an Größe, wie an Rang und Einkommen ihrer Oberbefehlshaber sehr ungleich wurden.

Die Heeresabteilungen lagen in starken Festen. Im neunten Jahrhundert betrug die Heeresstärke 120 000 Mann. Die oberste Leitung, das Kommando je über 10 000 Mann, hatte ein vom Kaiser ernannter und mit ihm unmittelbar verkehrender

Strategos mit dem hohen Titel Patricius, unter dem zwei Turmarchen befehligten; die ihnen im Range folgenden Drungarien führten je 1000 Mann, unter ihnen fünf Hauptleute, darauf Zugführer und Unteroffiziere.

Außer dem Solde, der für die Gemeinen niedrig, für die Offiziere in steigendem Grade sehr hoch bemessen war, erhielten die Soldaten vollständige Verpflegung, Ausrüstung und Bekleidung aus den großen Staatsmagazinen, die durch die Lieferungen der Unterthanen gefüllt erhalten wurden. Wie schon früher, war noch die Reiterei die wichtigste Truppengattung.

Neben dem stehenden Feldheere, dessen Abteilungen überallhin, wo es not that, geschickt wurden, gab es noch ausgehobene Provinzialtruppen; außerdem bestand noch die erbliche Verpflichtung zum Kriegsdienst auf Grund verliehenen Landbesitzes, den besonders Veteranen erhielten.

So lange der Verzweiflungskampf gegen die Araber dauerte, hatte die Flotte größten Wert und höchstes Ansehen. Leo teilte sie in zwei Bezirke, einen in Asien, den anderen in dem Inselmeer, die an Rang den Themen gleich waren; auch die innere Einteilung mit Titeln und Rangklassen war ähnlich. Ueber die pflichtige Mannschaft wurden sorgfältige Listen geführt; wie für die Landarmee, gab es für die Flotte erbliche Dienstgüter. Das wichtigste Kampfmittel war das griechische Feuer, das der Syrer Kallinicus um 670 erfunden haben soll, eine in ihrer Zusammensetzung nicht bekannte Masse von gewaltiger Zündkraft, die auch im Wasser brannte. Die Zubereitung war sorgfältig gehütetes Staatsgeheimnis. Man goß es auf die feindlichen Schiffe aus großen Behältern mittels Röhren; damit die eigenen Schiffe nicht Feuer fingen, waren sie mit Kupfer oder Filz beschlagen. Man schleuderte auch mit dem Feuer gefüllte Töpfe dem Gegner auf das Verdeck, wo sie mit furchtbarem Krachen und Rauch explodierten; selbst auf dem Lande wurde es in kleinen thönernen Handkugeln gleich den späteren Granaten geworfen.

Die Kenntnis der lateinischen Sprache war allgemein so zurückgegangen, daß selbst große Gelehrte sie nicht mehr verstanden. Deshalb und weil auch das Rechtsstudium tief gesunken war, veranlaßte Leo III. eine Zusammenstellung der wichtigsten Gesetzesabschnitte in griechischer Sprache, die Ecloga, die vielfach neue Rechtsbildungen enthält.

Die Finanzen stellte Leo unter unmittelbare kaiserliche Leitung, so daß der bisherige Schatzmeister nur Verwaltungsmann war. Die Strategen nahmen daher bei aller Vollmacht nicht die Stellung der Statthalter im Khalifenreiche ein. Die Erhebung der Steuern wurde den ländlichen und städtischen Kurien entzogen und kaiserlichen Beamten übertragen. Die Großgrundbesitzer gewannen dadurch den Vorteil, von einer schweren Verantwortlichkeit entlastet zu werden, verloren andererseits viel von ihrer Gewalt über die ländliche Bevölkerung. Auch kirchliches Gut wurde herangezogen, und da außerdem jede Steuerumänderung etwas Beschwerliches hat, brachen in Griechenland und Kleinasien Aufstände aus, für die sich alsbald ein zündender Schlachtruf fand.

Die spätere Geschichtsschreibung hat diesen Wiederhersteller des Reiches mit Schimpf und Schande bedeckt, für einen grausamen Tyrannen und einen Feind von Gott und der Kirche erklärt. Denn Leo eröffnete den Bilderstreit.

Im zehnten Jahre seiner Regierung (726) „begann der gottlose Kaiser Befehl zu erlassen über das Herunternehmen der heiligen und verehrten Bilder", sagt der bilderfreundliche Schriftsteller Theophanes. Als er ein hochgefeiertes Christusbild in Konstantinopel zerstören ließ, ermordete die erbitterte Volksmasse, darunter viele Weiber, den Beamten, der den ersten Schlag führte. Soldaten erdrückten den wachsenden Tumult mit Blutvergießen. Die griechischen Empörer, namentlich von den Cykladischen Inseln, riefen einen Gegenkaiser aus und führten ihn zu Schiffe gegen Konstantinopel, wo sie bald der kaiserlichen Flotte erlagen. Nicht zu bezwingen war dagegen der Widerstand in Italien, dessen an anderer Stelle zu gedenken sein wird. Da der greise Patriarch Germanus dem kaiserlichen Willen seine Zustimmung verweigerte, erhielt er einen gefügigeren Nachfolger, mit dessen und des kaiserlichen Rates Billigung 729 eine zweite Verordnung gegen die Bilder erging. Solange Leo lebte, blieb die Ruhe erhalten.

Acht Jahrhunderte später ist in den westlichen Ländern Europas ein ähnlicher Sturm über die Bilder ergangen. Hat Leo bereits aus denselben Gründen, welche die Eiferer der Reformationszeit entflammten, einen Brauch bekämpft, in dem das Volk seine Frömmigkeit zu bethätigen liebte? Wir wissen nur so viel, daß der Kaiser die Bilderverehrung für Abgötterei

erklärte. Leo ist uns wohlbekannt als Kriegsmann und Staatsverwalter, sein inneres Denken vermögen wir nicht mehr zu ergründen. Weder seine Erlasse, noch die Schriften, welche sie verteidigten, sind erhalten. Nur die einseitigen und mit leidenschaftlichem Hasse durchtränkten Schilderungen der sieghaften Bilderfreunde, welche alles gegnerische Schrifttum vernichteten, kamen auf die Nachwelt. Deshalb sind die Urteile der späteren Forscher über ihn weit auseinandergegangen. Die einen priesen Leo als aufgeklärten Freigeist und bedauerten, daß seine geplante Kirchenreform nicht durchgedrungen sei; die anderen stellten Leo dar als rohen, ungebildeten Emporkömmling, der nur das Schwert geschätzt habe. Seine Absicht sei gewesen, die Kirche völlig zu unterjochen; das Bilderverbot sollte sie an ihrer empfindlichsten Stelle treffen, weil in der Bilderverehrung die echteste Eigenart der griechischen Kirche gelegen hätte. Er wollte, sagte man, das Volk wieder mehr militärisch und politisch interessieren und zu diesem Zwecke einer kirchlich bevormundeten Frömmigkeit und damit dem kirchlichen Einflusse entwinden. Demnach hätte es sich um die Freiheit der Kirche gehandelt. Ja, der kaiserliche Plan ist noch weiter ausgedeutet worden als ein Kampf des Militarismus gegen den Klerikalismus, um das Reich aus einem hierarchischen in einen Militärstaat zu verwandeln. Leo und seine Nachfolger hätten nichts anderes gewollt, als die Kirche in die einfachsten, etwa dem Judentum entsprechenden Glaubensformen einheitlich einzuzwängen. Der Krieg gegen die Bilder sei ein Kampf gegen Christus gewesen.

Das sind Ansichten, welche mit den damaligen Verhältnissen nicht recht vereinbar erscheinen. Hat denn Leo wirklich die Kirche bekämpft? Sie stand vielmehr auf seiner Seite, mochte sie sich auch widerwillig gefügt haben. Was verstanden die damaligen Menschen unter Kirchenfreiheit? Ihre eifrigsten Wortführer beklagten die Eingriffe der weltlichen Macht nur dann, wenn sie nicht nach ihrem Sinne waren, verlangten vielmehr, daß die Kaiser die ihnen genehmen Dogmen bestätigen und die Widerstrebenden mit Strenge der Gemeinschaft zuführen sollten. Man mag den Bilderstreit verwerfen von dem Standpunkte aus, daß in religiösen Dingen Freiheit herrschen müsse, aber wer hätte damals solche Gedanken zu hegen vermocht? Die Idee der sittlichen Freiheit war nicht

vorhanden; für alles hafteten Kirche oder Staat, und so konnten nur Dogmen und Gesetze den zu verfolgenden Weg auferlegen. Leo hat nichts anderes gethan als seine Vorgänger, die auch in kirchlichen Fragen Partei nahmen. Die Dogmen erkannte er durchaus an, das heiligste Symbol des Christentums, das Kreuz, wurde nie angefochten, den Kirchen blieb ihr Vermögen.

Keinesfalls ist den Bilderfreunden ihre Anmaßung zuzugestehen, alleinige Vertreter der christlichen Kirche gewesen zu sein. Im Morgen- und Abendlande hatten schon früher gewichtige Stimmen entschiedenen Einspruch gegen den Bilderdienst erhoben; es war sogar nichts Neues, daß Bischöfe überschwenglich verehrte Bilder zerschlagen ließen. Haben doch späterhin auch Karl der Große und die fränkische Kirche die Bilderanbetung verworfen. Sicherlich war auch in Byzanz die Zahl derer, welche den heiligen Schildereien abhold waren, nicht gering. Wir wissen das zuverlässig von den Kriegsleuten, obgleich solche für den Aberglauben sehr empfänglich zu sein pflegen, aber auch im niederen Volke fanden die scharfen Maßregeln gegen die Mönche Beifall. Mehrere große Synoden haben den bilderstürmenden Kaisern beigepflichtet; warum sollen sie mehr unter Zwang gestanden haben als die anderen, die sich für die Bilder aussprachen? Noch im letzten Augenblicke der ganzen Bewegung 842 erklärte ein Großwürdenträger der Kaiserin Theodora, die Bilderverehrung müsse, wenn nötig, selbst *gegen* den Willen des Volkes durchgesetzt werden.

Seine Feinde schrieben Leo Hinneigung zum Islam oder Judentum zu. Es kann wohl sein, daß die Enthaltung der Muslime von jedem Bildwerk auf den Kaiser Eindruck machte. Allein daß Leo gehofft habe, die Muhammedaner zum Christentum herüberzuziehen, ist sehr wenig glaubhaft. Das Beispiel der verachteten Juden, ihr Spott über den christlichen Aberglauben würden ihn kaum bewegt haben. Er hat sie vielmehr mit Gewalt zum Christentum zwingen wollen, und zudem war ihre große Masse, die in Syrien und Aegypten saß, aus dem Reiche ausgeschieden. Endlich sollen gar Ketzer im Spiele gewesen sein, die in Asien weitverbreiteten Paulicianer, welche alle sinnlichen Formen des Gottesdienstes verwarfen.

Wo käme das Recht her, Leo zu bestreiten, daß er aus innerlicher Ueberzeugung den mit den Bildern getriebenen Unfug beseitigen wollte? Wir brauchen nicht kunstreich aus-

gesonnene kirchlich-politische Absichten vorauszusetzen, wenn wir glauben, daß der Kaiser, dessen Frömmigkeit unbestreitbar ist, es für seine Pflicht hielt, einem Wesen zu steuern, das er für eine götzendienerische Entstellung der reinen Lehre hielt. Alle dogmatischen Streitigkeiten entsprangen ja dem Wunsche, den Gottesbegriff rein zu gestalten; hier handelte es sich um die rechte Form der Anbetung Gottes. Die allgemeine Ueberzeugung pflegte alles Unheil, das den Staat traf, der Strafe des Himmels für Unglauben oder falsche Lehren zuzuschreiben. Es wird erzählt, daß furchtbare Erdbeben im Aegäischen Meer Leo nachdenklich gemacht hätten. Kann er demnach nicht gemeint haben, das unsägliche Unglück, das über das Reich seit einem Jahrhundert hingegangen war, sei die Folge einer unreinen Gottesverehrung? Hat doch später Kaiser Leo V. denselben Gedanken gehabt. Moderne Rationalisten sind die bilderstürmenden Kaiser gewiß nicht gewesen.

Andererseits ist nicht zu bestreiten, daß Leo allzu einseitig und gewaltsam vorging. Die Freunde der Bilder hatten recht, wenn sie ihnen auch eine nützliche Wirkung zuschrieben. Leo mochte sich dagegen sagen, so lange Bilder geduldet würden, sei der Mißbrauch nicht zu hintertreiben.

Erst unter Leos Sohne, Konstantin V., der im Juni 741 folgte, hat der Bilderstreit harte und sehr gehässige Weise angenommen. Er ist bekannt unter dem Spottnamen Kopronymus, „der Kotmensch", mit dem ihn die Orthodoxen beehrten. Doch wird der Beiname auch mit des Kaisers Vorliebe für Pferde und Marstall erklärt. Er mußte erst seinen Thron verteidigen. Während er in Kleinasien gegen die Sarazenen im Felde lag, bemächtigte sich sein Schwager Artavastus als Gegenkaiser der Hauptstadt und stellte die Bilder wieder her; erst nach längerem Kampfe wurde er besiegt und mit seinen Söhnen der Augen beraubt. Konstantin leistete nach außen nicht weniger als sein Vater: er hielt die Araber zurück, unterwarf die Slaven in Macedonien und bekriegte erfolgreich die Bulgaren, gegen die er achtmal zu Felde zog. Allerdings gingen unter ihm Rom und Ravenna für immer verloren. Ein harter und karger Finanzmann, wandte er doch auch Geld an große, öffentliche Zwecke.

Alles Interesse an Konstantins Person spitzt sich auf den Bilderstreit zu. So sicher war er der Kirche, daß er es wagen

konnte, 754 eine allgemeine Synode nach Konstantinopel zu berufen, zu der über 300 Bischöfe kamen. Die Versammlung, die monatelang beriet, verdammte jedes Bild, seine Aufstellung in Kirchen und Häusern und die Anfertigung, doch verbot sie auch die Beraubung von Kirchen unter dem Vorwande der Bildervernichtung. Sie erläuterte ihren Beschluß als eine Rückkehr zum Glauben der Apostel, als eine festere Verkündigung der Untrennbarkeit der beiden Naturen und Vertreibung der Abgötterei. Unter dem Scheine des Christentums habe Satan die Idolatrie eingeführt, aber Christus erweckte den Kaiser gegen den neuen Götzendienst.

Jetzt begann der volle Kampf der „Ikonoklasten" gegen die „Ikonodulen". Die Bilder wurden weggenommen und verbrannt, oder übertüncht und übermalt, auch Reliquien fielen der Vernichtung anheim. In späteren Jahren band eidliche Verpflichtung die Bevölkerung gegen die Bilderverehrung.

Es darf nicht übersehen werden, daß es sich zugleich um die Autorität des Kaisers und der rechtmäßig zu stande gekommenen Kirchengesetze handelte. Der Widerstand der Ikonodulen war nach dem herrschenden Staatsrecht Rebellion. Dazu kam noch ein anderes Moment. Die hauptsächlichsten Gegner der Regierung waren die Mönche. Es wäre ebenso unrecht, ihnen ehrliche Ueberzeugung abzusprechen wie den Kaisern, und der Bilderdienst entsprach ganz den mönchischen Ideen. Die Klöster besaßen einen großen Schatz heilig gehaltener Bilder und betrieben schwunghaft die kirchliche Malerei. Daher spitzte sich der Kampf gegen die Bilder zum Angriff auf das Mönchstum zu, dessen Genossen auch sittlichen Makels bezichtigt wurden. Gegen die Mönche besonders richtete sich die Leidenschaft des Kaisers. Viele büßten die Kühnheit, mit der sie ihn einen neuen Julian, seine Gebote ketzerisch nannten, mit dem Tode oder erlitten schwere Mißhandlungen. Die Geschichtsschreiber erzählen schauerliche Dinge. Der Kaiser ließ Klöster abbrechen oder in Kasernen verwandeln; Mönche und Nonnen wurden der Unzucht geziehen und zum Hohn Arm in Arm durch den Cirkus geführt, selbst zu weltlicher Kleidung und zur Heirat zwang man beide. Den Mönchen wurde der Bart abgeschnitten oder abgesengt, oder mit Pech zusammengeklebt. Zahlreiche Personen auch hohen weltlichen Standes

starben als Märtyrer. Wie ein sinnloser Tyrann hätte der mit schweren sittlichen Gebrechen behaftete Kaiser gegen jeden, der seinen Verdacht erregte, gewütet. Bei aller Uebertreibung wird in diesem Berichte Wahres enthalten sein. In seiner Leidenschaft, den Widerstand zu ersticken, entfaltete Konstantin die wilde Kraft eines rauhen Despoten und verzerrte den Grundgedanken seines Zweckes zu maßlosen Folgerungen. Ein ergrimmter Zeitgenosse schildert Konstantin wie den blutigen König Uhlands: „Wenn vor ihm entschlossene Rede geführt wurde, biß er die Fingerspitzen der einen Hand mit den Zähnen, mit der anderen fuhr er wild durch die Luft; zischend und die Stirne zusammenziehend saß er mit offenem Munde da." Neuere Forscher schreiben ihm gar den Plan zu, das gesamte Mönchstum zu unterdrücken als schädlich der Zunahme der Bevölkerung und ihrer kriegerischen Kraft. Das ist allzu modern gedacht, und grundsätzliche Gebote zur Unterdrückung der Klöster hat der Kaiser nicht erlassen.

Nach Konstantins Tode 775 folgte sein ältester Sohn von der ersten Gemahlin, Leo IV., der, obgleich milder als sein Vater, ebenfalls dem Bilderdienste gram war. Ein schwächlicher Mann, starb er bereits 780, nachdem er schon vorher seinen Sohn Konstantin VI. hatte krönen lassen.

Für den unmündigen Knaben übernahm seine Mutter Irene, eine schöne und geistreiche Frau, die Regierung und behauptete sich gegen eine Verschwörung, welche einen jüngeren Bruder Leos IV. auf den Thron bringen wollte. Sei es, daß sie schon vorher der Bilderverehrung zuneigte, oder nun für geraten fand, der Konstantinischen Partei eine eigene entgegenzustellen, ließ Irene vollkommene Freiheit und ernannte einen Patriarchen, der der Bildersache günstig gesinnt war und in Verhandlungen mit dem römischen Papste Hadrian über eine allgemeine Kirchenversammlung trat. Noch leisteten viele Bischöfe und Offiziere Widerstand, bis Irene sich der alten Garde Konstantins zu entledigen wußte und im Jahre 787 die siebente allgemeine Synode in Nicäa zu stande brachte. Die Bilderfeinde fügten sich dem Beschlusse, den auch Irene mit ihrem Sohne unterzeichnete, und der dahin lautete: es sei die wahre Lehre, den Bildern, welche den Beschauer zur Erinnerung an die Urbilder und zu deren Nachahmung anregen, Gruß und fußfällige Verehrung, doch nicht eigentliche An-

betung zu widmen und ihnen Weihrauch und Lichter darzubringen.

Die Orthodoxen verherrlichten Irene als die von Gott geleitete „neue Helena"; sie wurde später als Heilige verehrt. Als ihr heranwachsender Sohn Konstantin VI. die Mutter beiseite schob und allein die Zügel der Regierung ergriff, ließ ihm Irene nach längerem Zwiste 797 in demselben Gemache, in dem sie ihn einst zur Welt gebracht hatte, durch ihre Getreuen die Augen ausstechen. Fünf Jahre lang regierte Irene wenig rühmlich, geleitet von Günstlingen, bis 802 der Generalschatzmeister Nicephorus sie durch eine Beamtenverschwörung stürzte und in die Verbannung schickte, in der sie bald starb.

Die Bilderfreunde hatten keinen vollen Sieg errungen, im Gegenteil, die auf Irene folgenden Kaiser hielten entweder die Mitte zwischen beiden Parteien oder bekämpften den Bilderdienst. Nach außen hin blieb der Staat in fast beständigem Kriege gegen den Khalifat, die Slaven und vor allem gegen die Bulgaren. Im Kampfe gegen sie fiel 811 Kaiser Nicephorus I., dem sein unkriegerischer Schwiegersohn Michael I. Rhangabe folgte, den schon 813 das Heer durch den Feldherrn Leo V. den Armenier ersetzte. Er, der gegen die Bilderverehrung einschritt, weil der Götzendienst das Unglück des Reiches verschulde, und nur die hochhängenden und daher unberührbaren Bilder in den Kirchen duldete, fand 820 seinen Tod durch eine Palastrevolution, welche den General Michael II. den Stammler auf den Thron erhob.

Auch Michael suchte den abergläubischen Mißbrauch der Bilder abzustellen und hielt Leos VI. Bestimmungen aufrecht; er wandte sich deswegen selbst an den weströmischen Kaiser Ludwig den Frommen. Sein Sohn Theophilus (829 bis 842), der Konstantin Kopronymus an schonungslos durchgreifendem Selbstwillen glich, nahm den Kampf wieder mit allem Nachdruck und harten Verfolgungen auf, aber seine Witwe Theodora, die für ihren unmündigen Sohn die Regierung führte, wandte alsbald das Blatt, indem sie die Bilderverehrung in vollem Umfange wiederherstellte, nachdem sich der von ihr eingesetzte neue Patriarch, der gelehrte Methodius, und eine Synode für sie ausgesprochen hatten. Die griechische Kirche feierte fortan den 19. Februar 842 als hohes Fest der Rechtgläubigkeit. Für Theodoras Sohn Michael III., einen wüsten

Trunkenbold, führte ſein Oheim Bardas, frech und gewaltthätig, aber energiſch und den Wiſſenſchaften geneigt, die Regierung, eine Perſönlichkeit, die den angeblichen „Uebermenſchen“ der Renaiſſancezeit in nichts nachſtand. Erſt 866 wurde er ermordet durch einen neuen Günſtling des Kaiſers, den Macedonier Baſilius, der im folgenden Jahre Michael ſelber töten ließ und als Kaiſer eine neue Dynaſtie begründete. Vorbedeutend für die ferne Zukunft war, daß im Jahre 860 ein neues Volk vor Konſtantinopel erſchien, die Ruſſen, die mit ihren rohen Schiffen die Hauptſtadt bedrohten.

Die ihnen wieder zugewandte Gunſt des Kaiſertums hatte die Bilder endgültig zu Ehren gebracht. Die Folge war jedoch nicht die Freiheit der Kirche, ſondern die Befeſtigung ihrer Unterordnung unter den Staat, obgleich das autokratiſche Syſtem Juſtinians gemildert wurde. Die Kaiſer ließen der Kirche die ſelbſtändige Verwaltung ihrer Angelegenheiten, aber behielten die Oberleitung und Oberaufſicht; die Geſetzgebung griff weiter auch in kirchliche Dinge ein. Das höhere Anſehen kam den Kaiſern zu. Die Wolke des kirchlichen Weihrauchs umwallte auch die durch ihren halb geiſtlichen Charakter über die Laienwelt erhabene Perſon des Herrſchers. Die Einheit der Kirchenverfaſſung vermehrte Leo III., indem er Illyrien und Unteritalien von Rom, ſowie zahlreiche kleinaſiatiſche Bistümer von Antiochia trennte und Konſtantinopel unterſtellte.

Die theologiſche Entwickelung ſchloß abhängig von der Tradition mit völligem Stillſtand. Im achten Jahrhundert faßte Johann von Damascus, zugleich ein begeiſterter Verehrer der Bilder, das dogmatiſche Wiſſen zuſammen und ſtellte es, eigene Geiſtesarbeit vermeidend, mit Hilfe der aus Ariſtoteles und anderen helleniſchen Philoſophen entnommenen Begriffe ſyſtematiſch dar. Die Theologie verarmte zur ſilbenſtechenden Scholaſtik, die jede rationaliſtiſche Richtung ausſchloß. Der vorliegende dogmatiſche Stoff war einſeitig aufgearbeitet und von außen kamen keine neuen Anregungen, oder man wies ſie von vornherein ab. Das griechiſche Chriſtentum ging auf in dem rituellen Kultus und den durch ihn dargeſtellten Myſterien. Eingeklammert zwiſchen den harten Schalen äußerlicher Bethätigung verkümmerte die ſittliche Arbeit am und im Menſchen, welcher der ihm durch Chriſtus ge-

wordenen Erlöſung gewiß ſein darf, wenn er die Vorſchriften der Kirche ſorglich erfüllt.

Zum Siege der Bilder hatten die Mönche am meiſten beigetragen und ihr asketiſcher und abergläubiſcher Geiſt erfüllte wieder die Kirche; die meiſten Biſchöfe gingen aus den Klöſtern hervor. Entſprechend der Kirche blieb auch das Mönchstum das gleiche, wie es von Juſtinian I. geordnet worden war; ſelbſt ſeine Regeln hat es ſeitdem kaum geändert. Es ergab ſich ruhiger Beſchaulichkeit und Weltverneinung. Gottesdienſt, etwas Land- und Handwerksarbeit, Malen von Heiligenbildern, Abſchreiben von erbaulichen Büchern füllten das Leben aus, ſoweit nicht einzelne den Gipfel der Vollendung in völliger Zurückgezogenheit mit Leibespein und dumpfem Hinbrüten zu erreichen ſuchten. Die vornehme Laienwelt ſah mit heimlicher Verachtung auf dieſes ihr niedrig ſcheinende Treiben. Das Volk dagegen hing an den Klöſtern, die ihm auch manchen Troſt boten und durch Mahnung zur Buße nützlichen Einfluß übten. So ganz wertlos für die Allgemeinheit war auch das griechiſche Mönchstum nicht, aber es erlangte nicht den gewaltigen Einfluß auf Kultur, Staat und Kirche, den das abendländiſche erreichte, indem es kämpfend aus ſeinen Mauern heraustrat. Nur in den von rohen Völkern beſetzten Grenzgebieten konnten die Klöſter kulturſchaffend wirken.

Der Staat hatte den großen Vorteil, daß kirchliche Parteiungen ihn nicht mehr ſtörten, und er hütete ſich, dazu neuen Anlaß zu geben. An der Reichsverwaltung hatte die Geiſtlichkeit keinen Anteil. Bei aller Hochſchätzung, die die Kirche genoß, blieben Geiſtliches und Weltliches geſchieden, und der Staat hatte die unbeſtrittene Obermacht. Er ſetzte ſelbſt die Beſteuerung der Kirchengüter durch.

Kirche und Theologie beſtimmten ſtark die litterariſche Thätigkeit, und auch die weltlichen Schriftſteller gaben ſich ihrem Eindruck hin, verfaßten ſogar ſelbſt theologiſche Werke, und die meiſten Gelehrten gehörten der Geiſtlichkeit an. Indeſſen bewahrte der höhere Laienſtand ſeine Bildung und Stellung; die zahlreiche Beamtenſchaft war ganz weltlich.

In der zweiten Hälfte des ſiebenten Jahrhunderts und im achten erſcheint die Litteratur faſt völlig unfruchtbar; die furchtbare unaufhörliche Kriegslaſt verhinderte ihr Gedeihen. Seit Anfang des neunten Jahrhunderts nahm ſie wieder zu,

ein Beweis, daß in der Zwischenzeit nicht Barbarei herrschte und der Bilderstreit nicht die Studien zerstört hat. Georgius Synkellus verfaßte eine Chronik von der Erschaffung der Welt an, wertvoll, weil sie uns zahlreiche chronologische Angaben der verlorenen Schriftsteller des Altertums überliefert; Theophanes setzte sie bis auf seine Zeit fort. Der Patriarch Nicephorus erzählte einem größeren Leserkreise die Geschichte des achten Jahrhunderts. Der geistlichen Poesie widmeten sich der große Hymnendichter Theodor Studites und selbst eine Dichterin, Kasia, die, ausersehen die Gemahlin des Kaisers Theophilus zu werden, aber nicht erkoren, den Nonnenschleier nahm; auch die weltliche ging nicht leer aus. Unter Michael III. erneuerte Bardas die Universität in Konstantinopel für die weltlichen Wissenschaften.

Unzweifelhaft studierte man die alten Schriftwerke mit demselben Eifer wie früher, und während zuletzt die Schriftsprache sich den im Umgange eingetretenen Aenderungen gefügt hatte, begann jetzt die Rückkehr zum Klassizismus. Ihr brach die Bahn der Patriarch Photius, ein Gelehrter von staunenswerten und allumfassenden Kenntnissen, geboren um 820, zu einer Zeit, in der noch die Wogen des Bilderstreites hochgingen. Ein echter Schulmeister, ließ er auch unter der Last der höchsten Aemter nicht vom Lehren ab. Sein „Bibliothek" benanntes Werk gibt einer Litteraturgeschichte ähnlich Berichte und Auszüge von fast dreihundert Werken verschiedener Gattungen, nur nicht der Poesie und der alten Philosophie; sein „Lexikon" sollte als Nachschlagebuch das Lesen der klassischen Autoren und der heiligen Bücher erleichtern.

Diese beginnende Renaissance der Litteratur unterscheidet sich von anderen dadurch, daß sie eine nationale war, daß sie nicht neuen Kenntnisstoff einführen, sondern vorhandenen erhalten und die Form als mustergültig hinstellen sollte. Auch darin lag, wie in dem kirchlichen Leben, ein inneres Abschließen, ein Abweisen anderer Bildungsstoffe; das byzantinische Griechentum nahm überall feste Gestalt an.

Die Kunst ersetzte bald den Abbruch, den ihr der Bilderstreit gethan hatte, indem er ihre Thätigkeit in den Kirchen, doch nicht in den Profanbauten, verringerte. Es blieb dabei, daß die Bildhauerei, weil es nicht üblich war, Statuen von Christus und den Heiligen herzustellen, vom Kultus keine An-

regung erhielt und die Kunst nur die Fläche berücksichtigte. Obgleich die Vorlagen, welche die alte Zeit bot, weiter benutzt wurden, begann das Dekorative zu überwiegen und das Ausdrucksvolle zu beschränken. Während des Bilderstreites kam die Wandverzierung mit Ranken, Bäumen, Blumen und Vögeln auf. Kaiser Theophilus gab mit großartigen Palastbauten, in deren einem sarazenische Kunst nachgeahmt wurde, der Architektur reiche Beschäftigung.

Wie die Litteratur, nahm auch die Kunst am Ende des neunten Jahrhunderts einen neuen Aufschwung. Die trefflichen Erzeugnisse des Kunsthandwerks gingen nach wie vor in die Ferne und riefen dort Nachahmung hervor. Ueberhaupt, das technische Geschick versiegte nicht. Die Erfindung des griechischen Feuers hat am meisten dazu beigetragen, Reich und Christentum zu erhalten. Feuersignale verbanden telegraphisch Konstantinopel mit der cilicischen Grenze. Auch mechanische Spielereien, wie brüllende Löwen und singende Vögel, waren beliebt.

Selbst der Handel behauptete sich trotz der schweren Beeinträchtigung durch die Araber. Sie bemächtigten sich der Handelslinie über die Wolga und holten das von ihnen hochgeschätzte Pelzwerk und den Bernstein aus dem nördlichen Rußland, aus Skandinavien und von der Ostsee. Dafür behielten die Griechen den reichen Verkehr den Dniepr entlang und auf dem Mittelmeer den Handel nach Italien und den gallischen Küsten. Die vollwichtigen Byzantiner Goldmünzen gingen noch immer durch die ganze Welt und wurden auch im Frankenreiche unentbehrlich, seitdem dort die Goldmünzung eingestellt war. Dieser beständige Abfluß, der immer wieder ergänzt wurde, zeigt, wie groß der Reichtum und der Vorrat an Gold war.

Von dem täglichen Leben in oberen und unteren Gesellschaftsschichten, dem allgemeinen Stande der Sittlichkeit, erfahren wir wenig. Interessant sind manche Bestimmungen der Ecloga Leos III. Sie betrachtet die Ehe christlicher Auffassung nach mit wenigen Ausnahmefällen als unauflöslich, allein sie gewährt Gütergemeinschaft und erteilt der Frau vielfach denen des Mannes gleiche Rechte. Die Strafen für Verbrechen erscheinen sehr hart, weil das byzantinische Recht Freiheits- und Gefängnisstrafen fast gar nicht kannte, aber diese körper-

lichen Züchtigungen und Verstümmelungen traten in vielen Fällen ein, in denen früher Todesstrafe verhängt wurde. Ueber Majestätsverbrechen mußte vor der Verurteilung dem Kaiser Vortrag gehalten werden.

In solchen Bestimmungen liegt ein Fortschritt der Gesittung. Ihm stehen andere, trübe Erscheinungen zur Seite. Entsetzlich ist die Barbarei, mit der die Kaiser ihre Feinde beseitigten; Strafen wie Blendungen, Nasenaufschlitzen, andere Verstümmelungen bis zur grausamen Hinrichtung waren an der Tagesordnung. Auch die eigene Familie wurde nicht geschont; fünf Söhne Konstantins V. sind geblendet worden. Doch nach allem, was wir urteilen können, war sonst der durchschnittliche Stand der Sitte nicht schlecht.

Sehr merkwürdig ist eine tiefgreifende Verschiebung der ländlichen Verhältnisse. Der alte Kolonat mit seinen harten Beschränkungen war verschwunden. Es gab jetzt zwei Klassen der Landbewohner, selbständige Freibauern und Bauern unter einem Grundherrn. Die ersteren lebten in Gemeinden, welche die Eigentümer und gemeinsamen Benutzer der Flur waren, doch blieb Teilung zur Eigenbenutzung nicht ausgeschlossen; Veräußerung des Besitzes war nur in diesem Kreise möglich. Für die Steuern hafteten alle Genossen. Die anderen Bauern bestellten das ihnen vom Gutsherrn überlassene Feld entweder nach vertragsmäßigen Bedingungen oder entrichteten den Zehnten vom Getreide; wahrscheinlich war das der Fall auf den weiten, wüst gewordenen Fluren, für die Anbauer zu finden der Gutsherr froh sein mußte. Die Fesselung an die Scholle scheint aufgehört zu haben.

Vermutlich war der alte Großgrundbesitz durch die fortwährenden Einfälle und Verwüstungen zerstört worden, und es entstand Bedürfnis nach Neuansiedelungen, die freiere Bedingungen erheischten. Vielleicht kamen auch slavische Gewohnheiten zur Geltung. Der Verlust der vornehmlich Getreide erzeugenden Länder Aegypten und Afrika mochte außerdem die Landwirtschaft fördern. Die Besserstellung des Landmanns erhielt sich freilich nur so lange, als sie unentbehrlich war, mag aber dazu beigetragen haben, das Reich zu kräftigen.

Die ländliche Bevölkerung war sehr gemischten Ursprunges und namentlich slavisches Blut floß sehr stark in sie. Die Kriege, die Erdbeben und die Pestkrankheiten, von denen eine

unter Konstantin V. wahrhaft grausig wütete, leerten hier und dort Stadt und Land und machten Neubesiedelung notwendig. Wie vordem, geschahen noch jetzt Menschenverpflanzungen in größtem Maßstabe; Tausende von Slaven wurden nach Kleinasien und selbst nach Cypern geführt. Dennoch gestattete der festausgeprägte Charakter des Staates, in seinem Machtbereiche die massenhaften fremden Volkselemente allmählich einzuordnen und gleichartig zu machen. Dazu half die Kirche förderlich mit.

Schon seit längster Zeit hatten sich slavische Kriegsscharen bis in den Peloponnes und selbst über die Inseln ergossen, denn die Feinde machten sich auch mit dem Meere vertraut. Sie verhängten überall Verwüstung und schonungslose Plünderung; die unglücklichen Einwohner schleppten sie als Sklaven mit. Viele Slaven blieben sitzen, doch machten sie kaum die Mehrheit der Bevölkerung aus. Namentlich in den Städten retteten sich viele Hellenen in eine bessere Zeit hinüber, und durch sie wurden auch die Eindringlinge allmählich griechisch oder vielmehr romäisch gemacht, so daß sie auch die griechische Volkssprache annahmen. Der Peloponnes gelangte sogar wieder zu leidlichem Gedeihen. Die Regierung legte Wert darauf, die in der Nachbarschaft der Hauptstadt entstehenden Lücken durch Heranziehung von Griechen zu ergänzen. Nach Konstantinopel selbst kam freilich fortwährend Zufluß von außerhalb und viele der vornehmsten Familien stammten aus Asien, besonders aus Armenien. Noch immer lag das Schwergewicht des Reiches in den Ländern jenseits des Bosporus und ihnen gehörte Konstantinopel fast mehr an als den nördlichen Gestaden. Mehr als je wurde die Hauptstadt, in der eine sehr starke Garnison von 24 000 Mann lag, der Kern des Reiches, seine inneren Verhältnisse beherrschend. Nur etwa das kunst- und gewerbreiche Thessalonich, das die schwersten Schicksalsschläge überwand, konnte sich daneben stellen.

Wenn die Waffen auch nie völlig ruhen durften, war doch nach dem großen Zusammenbruch wieder ein nicht ungünstiges Ergebnis erzielt worden; die Grenzen gegen die Araber in Asien standen jetzt so ziemlich fest. Im Norden der Balkanhalbinsel war die ehemalige Bevölkerung vernichtet oder verjagt worden und die Slaven in Kroatien und Serbien blieben unabhängig, doch nicht allzu gefährlich. Bei ihnen

setzte sich allmählich das Christentum fest; aber da hier die Kirche sich der heimischen Rede bediente, führte sie auch weniger von der griechischen Kultur ein. Der Romäer waren zu wenige, um über die Reichsgrenzen hinaus die Slaven zu durchsetzen, diese nicht so bildsam, wie die Germanen. Selbst die Bulgaren, diese entsetzlichen Plagegeister, mit denen die meisten Kaiser harte Sträuße zu bestehen hatten, wurden schließlich im Zaume gehalten, nachdem sie 813 nochmals Konstantinopel belagert hatten. Auf die Dauer war auch ihr Heidentum nicht zu halten; der Islam wie das Christentum suchten sie zu gewinnen. Das letztere hatte durch seine unmittelbare Nachbarschaft und allseitige Berührung den Vorsprung, aber nun stritten sich die griechische und die römische Kirche um die neuen Bekenner.

Wir werden später die Geschicke Italiens verfolgen und sehen, wie dort Rom und die Mitte der Halbinsel für Byzanz verloren gingen und ein westliches Imperium entstand. Selbst auf dem Festlande vom Adriatischen Meere her drang dieses gegen das byzantinische Reich vor, so daß dort eine Zeitlang ein Zusammenstoß drohte und die Möglichkeit vorlag, daß die slavischen Völker von Byzanz ab und in nördliche Verbindung gezogen wurden.

Durch die Zerstörung des Avarenreiches unter Karl dem Großen kamen die Franken in die unmittelbare Nachbarschaft der Balkanhalbinsel. Sie unterwarfen Istrien und Dalmatien und slavische Stämme noch jenseits der Sau. Auch Böhmen und Mähren fielen unter das Frankenreich.

Man kann diese weiten Gebiete mit dem modernen Ausdruck als Interessensphäre bezeichnen und wie heute entbrannte um sie der Streit. Unter seinen mancherlei Gründen spielte damals die Religion eine noch wichtigere Rolle wie gegenwärtig, da sie die politische Herrschaft vorbereitete.

Daher stritten die griechische und die römische Kirche um die Seelen ebensogut wie die beiden Großstaaten. Aber auch die Herren der Gebiete hatten das Interesse, ihre Selbständigkeit zu bewahren, und beurteilten die Religionen gleichfalls vom politischen Standpunkte aus. Der Ausgang war jedenfalls für alle Beteiligte von größter Wichtigkeit, und so mag dieser Verhältnisse schon in dem gegenwärtigen Zusammenhange gedacht werden.

Fielen die Zwecke der griechischen Kirche mit denen ihres Reiches zusammen, so lag auf der anderen Seite die Sache nicht ganz gleich. Denn das Papsttum, bereits nach Selbständigkeit ringend, nahm auf das abendländische Kaisertum keine ängstliche Rücksicht, wenn nur der griechische Mitbewerber ausgeschlossen blieb. Dagegen nahm sich das fränkische Reich der deutschen Kirche an, die zwar Rom anhing, aber vor allem ihre eigenen Absichten verfolgte, weil sie die Mission im Osten, die gewaltige Erweiterung versprach, als ihr gutes Recht beanspruchte.

Damals kämpften die nördlich der Donau wohnenden Slaven gegen König Ludwig den Deutschen und seine Söhne für ihre Unabhängigkeit; ihr Führer war der Fürst Rastislaw von Mähren. Um den kirchlichen Verband mit dem ostfränkischen Reiche abzuschütteln, wandte sich Rastislaw nach Konstantinopel mit der Bitte um Missionäre. Der Kaiser Michael III. sandte zwei aus Thessalonich gebürtige Brüder aus vornehmer Familie, Methodius und Konstantin, gelehrte Theologen und Mönche, der slavischen Sprache kundig, bereits geübt im Missionswerke. Konstantin übersetzte die für den Gottesdienst nötigen Abschnitte der Bibel in die slavische Sprache, aber als die Brüder ihre Thätigkeit begannen, berief sie 867 Papst Nicolaus I. nach Rom, um ihre Rechtgläubigkeit zu prüfen und ihren Missionsbezirk seiner Kirche zu erhalten. Konstantin, der den Namen Cyrillus annahm, starb dort, Methodius erhielt vom Papst Hadrian II., dem Nachfolger des Nicolaus, die Erlaubnis, seine Arbeit fortzusetzen. Er nahm sie zunächst in Pannonien auf, aber als er sich eigenmächtig der von ihm in die slavische Sprache übersetzten Liturgie bediente, veranlaßten die deutschen Bischöfe eine nochmalige Vorladung nach Rom, die jedoch dem Methodius das Amt eines Erzbischofs von Mähren und Pannonien eintrug. Die deutschen Bischöfe setzten ihn daher 870 auf einer Synode in Regensburg ab und hielten ihn drei Jahre in Haft, bis Papst Johann VIII. den Erzbischof wieder einsetzte und ihm nur den Gebrauch der slavischen Sprache bei der Messe untersagte. Methodius kümmerte sich nicht darum und hatte deshalb fortwährende Anfeindungen zu erdulden.

Nach seinem Tode 885 errangen die Lateiner mit Hilfe des Papstes Stephan VI. den Sieg. Die Schüler des Metho-

dius mußten aus dem Lande weichen und fanden in Bulgarien und Serbien eine neue Heimat, in der sie slavische Liturgie und Litteratur verbreiteten. Die beiden griechischen Brüder haben die slavische Schrift wohl nicht erfunden, aber zuerst für größere Darstellungen zusammengefaßt. Aus dieser ältesten Form, der glagolitischen, bildete sich eine jüngere, bequemere, die kyrillische, aus.

Die in Pannonien einbrechenden Ungarn zerstörten das Werk des Methodius vollends, und da sie sich zwischen die nördlichen und südlichen Slaven eindrängten, blieben die letzteren der griechischen Kirche erhalten. Die ostfränkischen Eroberungen auf slavischem Boden waren inzwischen auch verloren gegangen.

Ebenso siegte die griechische Kirche in Bulgarien. Die Bulgaren standen mit den Ostfranken erst in Feindschaft, dann in Freundschaft, so daß Fürst Boris mit Ludwig dem Deutschen über den Anschluß an das Christentum verhandelte. Daher schien es den Griechen ein großer Triumph, als Boris 864 von ihnen die Taufe und von seinem Paten, Kaiser Michael III., den Namen annahm und daran ging, seine Unterthanen mit Gewalt zu bekehren. Doch wie Rastislaw um seine Unabhängigkeit besorgt, sandte er 866 an Nicolaus I. Boten und erbat sich Belehrung für die neuen Christen. Bereitwillig erteilte der Papst Antwort und sandte zwei Bischöfe. Bald wechselte der Bulgare seine Gesinnung wieder und empfing von Byzanz einen Patriarchen und kirchliche Ordnung. Die eingeführte slavische Kirchensprache trug dazu bei, die herrschenden, an Zahl geringen Bulgaren trotz ihrer völlig verschiedenen Abstammung mit ihren Unterworfenen zu einem gleichsprachigen Volke zu verschmelzen. Das ural-altaische Volk wandelte sich in ein slavisches um, doch behielt es seinen kriegerischen Zuschnitt.

Gelangte Byzanz dazu, seine schwer erschütterte Stellung im Norden wieder zu befestigen, so war es aus dem Westen fast herausgedrängt und im neunten Jahrhundert erlitt es dort noch weitere Verluste. Die Schuld daran trug die sträfliche Vernachlässigung der Flotte. Der im Osten in feste Grenzen gebannte Islam ging jetzt von der entgegengesetzten Himmelsrichtung aus angriffsweise vor. Aus Spanien, aus Nordafrika, wo Tunis das vandalische Karthago fortsetzte und

jahrhundertelang der Hafen eines furchtbaren Seeraubs blieb, und aus Aegypten, Ländern, die sich vom Khalifate ganz freigemacht oder thatsächlich getrennt hatten, suchten große Scharen die benachbarten Küsten heim. Der Hauptzweck war Raub und Plünderung, aber das Bedürfnis, sichere Landungsplätze und Stützpunkte zu haben, führte zu dauernden Festsetzungen. Im Jahre 827 landeten Sarazenen aus der Herrschaft der Aglabiten, gerufen von Empörern, in Sizilien, das sie schon mehrmals betreten hatten, eroberten vier Jahre später Palermo, dann Messina und ein Stück der Insel nach dem anderen, bis sie 878 auch Syrakus einnahmen und in Schutt legten. Als der letzte Rest der Christen bezwungen war, blieb Sizilien fast zweihundert Jahre lang den Muslimen.

Sardinien war schon vorher in ihre Gewalt gekommen. Das italische Festland erfuhr nicht minder die schweren Angriffe der Sarazenen, die selbst starke Städte, wie Bari und Tarent, besetzten und für längere Zeit behaupteten. Wirksame Abhilfe war schon deshalb schwierig, weil bereits seit 826 aus Spanien vertriebene Aufrührer, die zu Korsaren geworden waren, die Insel Kreta in Besitz genommen hatten und nun von dort aus Züge nach allen Richtungen führten. Die gesamten Meeresküsten unterlagen beständiger Beunruhigung und nur der Mangel an Einheit und planvoller Führung ließ diese furchtbare Plage nicht zu einer noch viel ernsteren Gefahr anschwellen.

Das Gesamtreich blieb somit allenthalben auf die Verteidigung und auch dadurch auf innere Befestigung angewiesen. Noch immer stand Byzanz zwar nicht mehr als Weltmacht, doch als große Vormacht im Osten da, bei weitem am besten von allen Reichen geordnet. Aber das Reich war in Vereinzelung geraten; der unmittelbare Erbe des alten Römerreiches hatte sich aus dem ihm gebliebenen Reste ein seinem Wesen entsprechendes Haus gezimmert, in dem es sich vor allem Fremden abschloß. Die christlichen Kirchen im Orient waren losgelöst, die abendländische hing mit Konstantinopel nur noch durch den geschichtlichen Faden locker zusammen. Wie anders sah während dieser Zeiten die Welt in Europa aus! In Byzanz Abschluß, hier Werden; dort Zusammenfassung, hier Zersplitterung; dort unverrückbare Grundlagen, hier Unsicherheit der Zukunft; dort konservative Ruhe, hier gärendes Wogen!

Während das oströmische Reich zum echt byzantinischen wurde, hatten sich im Westen großartige Neubildungen vollzogen. Es ist eine der merkwürdigsten Verflechtungen, daß der Bilderstreit, der schließlich die Eigenart des Griechentums vollendete, den Anstoß zur selbständigen Zusammenfassung des Abendlandes gegeben hat. Damit traten in die Geschichte ganz neue Elemente ein, politische, kirchliche und geistige.

Drittes Buch

Das Abendland

Neunzehnter Abschnitt.

Das fränkisch-merowingische Reich.

Wir treten in einen anderen Luftkreis!

Weder von dem oströmischen Reiche noch von dem Islam ist die spätere Weltkultur ausgegangen. Sie entfloß Ländern und Völkern, die damals hinter jenen beiden Weltmächten weit zurückstanden. Die alte Kultur war das Erzeugnis milder Himmelsstriche, die neue bildete sich vorwiegend in Gegenden aus, die von Klima und Natur weniger glücklich bedacht waren. Jene entstand, indem die Mittelmeerländer zur Einheit gelangten, diese entbehrte von Anfang an geographischer Bindemittel. Die alte Welt fand ihren Abschluß in politischer Zusammenfassung, die neue hat eine solche nie erreicht.

Während die byzantinische und die arabische Kultur aus vielfältiger Völkermischung hervorgingen, ist die abendländische ausschließlich bei indogermanischen Völkern geworden, bei Romanen und Germanen.

Alle drei Kulturen, wenn auch die islamische nicht ausschließlich, beruhen auf dem Altertum. Dennoch sind alle drei sehr verschieden geartet, die Folge der Benutzung je verschiedener Formen desselben Grundstoffes, noch mehr des gewaltigen Unterschiedes zwischen den Völkern.

Die byzantinische Kultur ist nicht neu entstanden, sie hat sich nur entwickelt, dagegen waren die islamische und die abendländische Neuschöpfungen. Da ist nun das merkwürdige, daß die erstere verhältnismäßig sehr schnell entstand, die andere sehr viel längere Zeit zur Ausreifung bedurfte.

Es ist nicht leicht, die Gründe dieser seltsamen und für historische Entwickelung hochwichtigen Erscheinung zu erkennen.

Araber und Germanen besaßen, so abweichend ihre Lebensverhältnisse waren, etwa einen gleichen Kulturgrad, als sie Herrenvölker wurden, und beide hegten dieselbe Absicht, sich von den Unterworfenen erhalten zu lassen. Aber die arabische Gründung fiel ganz anders aus als die germanische.

Vor allem brachten die Araber ihre Religion mit, die sie zur gebietenden machten, und wer im Staate gleichberechtigt werden wollte, mußte sie bekennen. Ebenso wurde ihre Sprache sofort die der Regierung und alle Völker, die den Koran annahmen, waren genötigt, sie zu lernen. Religion und Sprache waren demnach von Anfang an einheitlich. Aus der Religion leitete man zugleich die Weise der Regierung ab. Endlich bildete das Reich lange Zeit eine große politisch-geographische Einheit.

Im islamischen Gebiet änderten die Besiegten, im germanischen die Sieger ihre Religion. Sie war eine angenommene und mochten auch viele sich ihr früh von Herzen anschließen, sie blieb lange eine fremde, nicht aus dem ureigenen Sein erwachsene. Die Religion gebrauchte eine fremde Sprache, die lateinische, sie war vor allem zugleich die überlegene Trägerin einer Fülle von Kenntnissen, die dem einfachen germanischen Wesen fern lagen. Diese Religion verfügte über eine Geistlichkeit, die anfänglich vorwiegend römisch war, und auch späterhin blieb der Klerus ein höherer besonderer Stand über dem Volke. Diente also den Arabern die Religion als Machtmittel, so stand sie in den germanischen Ländern der herrschenden Schicht als selbständige, verehrte und gefürchtete Macht gegenüber.

Die lateinische Sprache konnte bei den Germanen nicht Sprache des Volkes werden, ihm daher nicht die in ihren Werken niedergelegten Schätze zuführen; sie blieb den Idiomen des Landes überlegen, und weil alle höhere Thätigkeit, auch die Regierung, ihrer bedurfte, behauptete sie ihren von der Volksmasse getrennten Vorrang.

Seitdem das Christentum im römischen Reiche sich dem Staate untergeordnet hatte, erkannte es überall die regierenden Gewalten an. Daher wirkte es nicht oder nur wenig — außer im Westgotenreiche, das auf den Weg geriet, von der Kirche

geleitet zu werden — auf die Staatsverfassungen ein. Diese erhielten sich in den germanischen Formen, wie sie je den Völkern eigen waren.

Endlich standen die germanischen Staaten selbständig in Zersplitterung, sogar Feindschaft nebeneinander.

Auf der germanischen Seite fehlten also alle die Faktoren, die dem Arabertum die rasche einheitliche Gewalt verliehen.

Dadurch, daß die Religion romanisch, Staat und Recht germanisch waren, bestand von Anfang an im Abendlande ein Gegensatz, der weder in Byzanz noch im Khalifate vorhanden war, mochte er auch nicht gleich zum Vorschein und zum Bewußtsein kommen.

Dieses Verhältnis wurde verschärft durch die verschiedene Verteilung des Wissens. Bei den Franken wie bei den Arabern besaßen es die Unterworfenen, doch bei den ersteren blieb es durch die Verbindung mit der lateinischen Kirche dem Volke eine fremde höhere Kunst. Im Orient wurden die griechischen Werke durch die Uebersetzungen in die Volkssprache zum Gesamteigentum und die wissenschaftliche Thätigkeit stand den Laien offen, die sich ihr reichlich widmeten. Die Kirche im Abendland hatte kein Interesse, ihre geistige Ausrüstung den Laien zu übertragen, und nur innerhalb ihres Bannkreises war sie zugänglich.

Griechen und Perser waren infolge schwerer Erschöpfung ihrer Reiche den Scharen des Propheten ebenso zur Beute geworden, wie die westlichen Lande den Germanen, aber die angerichtete Verwüstung war nicht allzu groß und nicht lang dauernd. Die abendländischen Länder dagegen hatten seit dem Beginn des fünften Jahrhunderts alle schwer zu leiden, so daß Kultur und Wissenschaft stark zurückgingen. Der Handel hörte auf, die Lebensfristung war auf den Landbau angewiesen und die Städte verloren immer mehr ihre Bedeutung. Die Germanen kannten nichts als Krieg und daneben die notwendigste ländliche Beschäftigung; geflissentlich mieden sie die Städte. Daher wurde in Gallien der gesamte Lebenszuschnitt ein anderer, als er in den guten römischen Zeiten gewesen war; eine niedere Wirtschaftsform, die naturalwirtschaftliche, schlug durch. Im Orient blieben die großen Städte ungestört bestehen und die Araber schufen mit ihren großen Garnison-

städten noch neue, die rasch emporkamen. Wie schnell wandelte sich Basra zum Sitz geistiger Thätigkeit um! Daher blieb die vorgefundene Geldwirtschaft erhalten und Handel wie Gewerbe empfingen durch die Größe des Reiches sogar rasch großartige Förderung. In Asien hoben die Unterworfenen die Sieger wirtschaftlich, in Gallien ging es umgekehrt. Der Orient wurde städtisch, das Abendland bäuerlich, und darin lag ein ungeheurer Unterschied.

Im Orient sorgten die Größe des Khalifates und die Nachbarschaft von Byzanz für fortwährende geistige Befruchtung; im Occident traten völlige Vereinzelung und Zerlegung in kleine Teile ein.

Die Anpassungsfähigkeit der Germanen war also weiterhin wie schon vorher auf die Unterordnung unter das Römertum angewiesen und dieses war bald lediglich durch die Kirche vertreten. Der Individualismus hatte längste Zeit nur im Staat Spielraum. Damit war eine rasche Entwickelung ausgeschlossen.

Man darf sich durch die Vorliebe für die Germanen nicht täuschen lassen: chaotische Zustände traten ein, die Welt, die sie beherrschten, ging, soweit sie römisch gewesen war, traurig zurück. Dafür boten die Waffenfertigkeit der Germanen und ihr Freiheitssinn geringen Ersatz, weil sie ungeordnete Triebe waren, und auch ihr Individualismus entfaltete vorläufig mehr seine schädlichen als seine nützlichen Seiten. Eine schwere Uebergangszeit trat ein, so tiefgreifend und lange dauernd, daß die alte Kultur zusammenbrach und eine neue geschaffen werden mußte. Aber dank der Kirche bewahrte sie einigen Zusammenhang mit der großen Vergangenheit, der später eine geistige Wiederanknüpfung ermöglichte.

Romanen und Germanen haben beide ihren Teil an der Neubildung, aber der entscheidende fällt den letzteren zu. Denn das Frankenreich war es, das zum Ausgangspunkte wurde. Es gab sogar dem christlichen Rest in Spanien die Rückendeckung, durch die er sich für die Zukunft behaupten konnte, und zog dann Italien zur Kulturarbeit heran. Der Kern des Frankenreiches waren nicht die altrömischen und trotz aller Verwüstung besser erhaltenen und reicher ausgestatteten Gefilde des Südens, sondern die rein germanischen Teile, und von ihnen aus wurde in späterer Zeit nochmals das zerrüttete

Reich erhalten und neu gefestet. Die Leistungen waren politische, aber sie sicherten erst das gesamte Leben.

Alles, was die Germanen später vollbracht haben, führte auf das Frankenreich zurück, denn Britannien und der germanische Norden wären zu schwach gewesen, um dem Germanentum eine Zukunft zu eröffnen, und die damals in dem späteren Deutschland sitzenden Völkerschaften entbehrten der Einheit und selbst der Möglichkeit für sie. In Italien und in Spanien ging das Germanentum unrettbar dem Untergange, der Romanisierung entgegen. Das Frankenreich hat die furchtbaren Verluste, welche die Völkerwanderung den germanischen Stämmen zugefügt hatte, wieder eingebracht.

Nichts ist fesselnder, als das Werden neuer geschichtlicher Mächte zu beobachten, zu sehen, wie sich die spröden Stoffe an- und ineinander fügen!

Das Aufhören des Kaisertums in Rom hatte die ihm einst zugehörenden Länder selbständig gemacht, die Germanen, die bisher unter dem Einfluß der römischen Atmosphäre lebten, auf eigene Füße gestellt, aber auch die Römer des letzten schwachen Schutzes beraubt. Der Süden von Gallien war bereits von den Goten und den Burgundern besetzt, nur in der Mitte war die alte Bevölkerung oft heimgesucht, aber noch nicht fremden Herren unterworfen. Im Osten, am Rhein, drangen südlich die Alemannen, nördlich die Franken ein. Sie bestanden aus mehreren Gruppen, von denen die an der See sitzenden Salier, deren Namen verschieden erklärt wird, und die weiter südlich zu beiden Seiten des Rheines wohnenden Ribuarier am meisten genannt werden. Zwei Jahrhunderte lang währte bereits ihr allmähliches Vorwärtsrücken, unter dem die alte Bevölkerung meist zu Grunde ging oder in Knechtschaft geriet, und die Städte jämmerlich herunterkamen. Diese unstäte Periode fand jetzt ihren Abschluß, denn wenn auch in den von Chlodowech eroberten Gebieten noch viele Franken ihren Sitz nahmen, eine Volkseinwanderung in sie hat nicht mehr stattgefunden. Das Reich Chlodowechs entstand aus Eroberungssucht, aus der Begierde nach auszubreitender Herrschaft, aber nicht zum Zweck der Besitznahme von Grund und Boden für Besiedelung. Nicht das Volk, sondern das Königtum trieb vorwärts.

Damit fing das europäische Staatenleben an.

Der Gründer eines wirklichen Frankenreiches ist der Merowinger Chlodowech, der um 481 seinem Vater Childerich, einem Freunde und Bundesgenossen der Römer, in dem Königtum über einen Teil der salischen Franken folgte; der Hauptsitz war Tournai an der Schelde. Wir kennen Chlodowechs Thaten meist nur aus den Erzählungen des Gregor von Tours, der fast ein Jahrhundert später sie niederschrieb, und obgleich die Summe feststeht, sind das Einzelne, seine Reihenfolge und die Jahreszahlen sehr unsicher. Zunächst pflückte der König die reife Frucht, indem er den Rest römischen Gebietes, den Syagrius, der Sohn des römischen Feldherrn Aegidius, noch hielt, durch den Sieg bei Soissons an sich brachte. Ohne Mühe erstreckte er die fränkische Herrschaft über die Landstriche nach der Loire und den westlichen Küsten hin. Dann kämpfte Chlodowech (496?) mit den germanischen Nebenbuhlern, den Alemannen — wo? ist ungewiß, vielleicht nördlich von Straßburg —; die erst schwankende Schlacht entschied für ihn. Einige Jahre später besiegte er die Alemannen nochmals, so daß sie zurückwichen.

Mit jener ersten Alemannenschlacht verbindet die Ueberlieferung des Königs Bekehrung zum Christentum; seine Niederlage vor Augen, habe er gelobt, sich taufen zu lassen. Weihnachten 496 soll zu Reims Bischof Remigius die feierliche Handlung vollzogen haben. Der Glaubenswechsel scheint die Folge sowohl eines persönlichen Entschlusses, dessen Gründe wir nicht kennen, wie der Verhältnisse gewesen zu sein. Unter der römischen Bevölkerung waren die Bischöfe als die allein übriggebliebenen Vertreter des weltlichen Bestandes höchst einflußreich und es war natürlich, daß sie gern einen Herrscher ihres Glaubens sahen.

Den Franken war das Christentum, mit dem sie schon lange Berührung hatten, nichts Fremdes; sie wußten zudem, daß andere große germanische Völker den römischen Glauben angenommen hatten, ohne den Zorn der alten Götter zu erfahren. Daher brauchte Chlodowech in seinem Volke keinen nachhaltigen Widerstand zu befürchten, und in der That sollen alsbald viele seinem Beispiele gefolgt sein. Zwang wurde nicht geübt und noch lange dauerte es, bis das Christentum allgemeines Bekenntnis war; erst die Enkel des ersten christ-

lichen Königs verboten heidnische Gebräuche und befahlen die Zerstörung von Tempeln und Bildern.

Es war selbstverständlich, daß Chlodowech die orthodoxe Glaubensformel annahm, welche seine Römer und auch der damalige Hof in Konstantinopel bekannten. Dadurch erwuchs für das Frankenreich der größte Vorteil: die Scheidewand, die anderweitig die Römer so lange von ihren germanischen Herren trennte, wurde gar nicht errichtet, und dazu kam, daß die römischen Grundbesitzer kein Land hergeben mußten. Gleich nach der Besiegung des Syagrius hatten die Franken die Römer als gleichberechtigt in der Eheschließung, in den Waffen wie in der Bekleidung von Aemtern behandelt. Jetzt stand, da keine Hilfe vom Kaisertum mehr zu erwarten war, der Vereinigung zu einem Reich und Volk kein Hindernis entgegen.

Andererseits trieb der Katholizismus einen Keil zwischen die Franken und die arianischen Germanen. Chlodowech benutzte sofort die neue Freundschaft der römischen Christen; er griff die Westgoten an, besiegte und tötete ihren König Alarich II. in der Nähe von Poitiers bei Vouillé, dann eroberte er in weiteren Kriegen das Land über die Garonne hinaus. Viele Westgoten blieben sitzen und ihr Recht behielt seine Bedeutung.

Mit böser Arglist und blutigen Thaten beseitigte Chlodowech die anderen Volkskönige neben sich. Die fränkische Monarchie war fertig. Dem Wachstum von dem germanischen Osten nach dem romanischen Westen zu entsprach, daß der König in den letzten Jahren in Paris seinen Hof aufschlug.

Chlodowech war kaum mehr als ein Barbar und ein vom Glücke begünstigter Krieger; mit dem christlichen Glauben zog er keinen neuen Menschen an. Ihm ist nachzurühmen, daß er mit bewußter Kraft handelte und verstand, seine Siege zu benutzen.

Nach dem Tode des Reichsgründers im November 511 nahm jeder seiner vier Söhne ein besonderes Gebiet mit voller Gewalt an sich, ohne daß deswegen die Einheit des Reiches aufgehoben wurde.

Der Tod Theoderichs und der ihm folgende Rückgang der ostgotischen Macht erleichterten den Frankenkönigen gewinnbringendes Umsichgreifen. Sie eroberten 534 das benachbarte Reich der Burgunder, das sich langhin von Nord

nach Süd zu beiden Seiten der Saone und der Rhone und bis zur Durance erstreckte. Nur im Osten saßen die Burgunder dicht bei einander, im übrigen Lande überwogen die Römer. Wie im Westgotenreich war hier das römische Recht in einem Rechtsbuch zusammengestellt, ebenso wurde das burgundische Recht, schon stark romanisiert, zu einem Gesetzbuche geordnet, das auch in seinen Umarbeitungen den Namen des Königs Gundobad bewahrte und als „Loi Gombette" noch lange Gültigkeit behielt. Wenige Jahre später trat der von Justinian bedrängte Ostgotenkönig Witiges die Provence und die alemannischen Gebiete am oberen Rhein und an der oberen Donau und die Alpenländer ab. Vorher war schon 531 in schnellem Kriege das Reich der Thüringer zerbrochen worden, das von der unteren Elbe bis zur Donau reichte; den nördlichen Teil nahmen die heidnischen Sachsen, die Bundesgenossen der Franken.

Auch die Alemannen verloren ihre Selbständigkeit und selbst die Bayern erkannten die fränkische Oberhoheit an. Sie waren die alten Markomannen, die mit Quaden vermischt im ehemaligen Bojerlande (Böhmen), von dem sie den Namen Bajovarii erhielten, gesessen hatten und gegen Anfang des sechsten Jahrhunderts in ihre neue Heimat zogen, nachdem die römische Bevölkerung unter Odovakar zum großen Teil nach Italien gewandert war. Starke Reste blieben zurück, die dann in die Bayern aufgingen und diesen mancherlei in der Landwirtschaft, in der Benutzung der Almen, in handwerklichen Thätigkeiten lehrten. Die Stadt Regensburg ist wahrscheinlich nie zerstört worden. Doch wurde Bayern nicht in das fränkische Reich einverleibt, sondern blieb unter seinem eigenen Herzogshause, den christlichen Agilolfingern. Als die Langobarden Oberitalien eroberten, erneuerten die Bayern mit ihnen die alte Freundschaft; König Authari freite die bayrische Prinzessin Theodelinde, und Bayern stieg schneller zur Kultur auf als seine Nachbarländer.

Mit dem Gewinn von Bayern gelangte das fränkische Reich zum Abschluß. Nur nach den Pyrenäen zu schob es sich noch weiter vor, konnte aber Septimanien nicht den Westgoten entreißen. Die Versuche, erst als Bundesgenossen der Byzantiner gegen die Ostgoten, dann als Feinde in Italien Eroberungen zu machen, schlugen fehl, und wiederholte Kriege

mit den Langobarden und anderen Nachbarvölkern führten keine belangreiche Aenderung der Grenzen herbei. Sie zogen sich von Nizza ab den Alpenkamm entlang mit Ausschluß der südlichen Thäler. Bozen war bayrisch, Trient langobardisch. Die Bayern dehnten sich östlich bis nach Steiermark und Kärnten aus, wo sie an die Avaren und eingeschobene Slaven stießen. Weiterhin schieden etwa der Böhmerwald und die Saale das Frankenreich von anderen slavischen und wendischen Völkern. Gegen die freien Sachsen zogen die Unstrut und die Helme die Grenzlinie; südlich von ihnen saßen im Reich außer den botmäßigen Thüringern die Hessen, Nachkommen der alten Chatten, die mit den Franken ein Volk bildeten und nach salischem Rechte lebten. Oestlich von der Schelde hatten die Friesen die Nordseeküste in freiem Besitz.

Merkwürdig genug, daß die alten Beziehungen zum Kaisertum noch lange weiter dauerten. Chlodowech fühlte sich nach germanischer Weise geehrt, als ihm der Kaiser Anastasius I., der den Barbaren gegen das Ostgotenreich gut brauchen konnte, den Konsultitel erteilte. Selbst nachdem Justinians Weltpolitik durch den Einbruch der Langobarden in Italien den schweren Stoß erhalten hatte, setzten die Kaiser die altrömische Kunst fort, die Germanen aufeinander zu hetzen, und pflegten mit den Franken gutes Einvernehmen, um sie gegen Langobarden und Westgoten zu verwenden. Nicht selten gingen Gesandtschaften hin und her. Sogar in die inneren Angelegenheiten steckten die Kaiser ihre Hände: ein fränkischer Kronprätendent fand in Konstantinopel Aufnahme und Unterstützung. Noch unter Heraclius verkehrten die Höfe miteinander, bis die arabische Sturmflut die Romäer vollauf beschäftigte. Dennoch ging die Erinnerung an die Vorzeit nicht verloren; Konstantinopel galt den Franken als die „Königsstadt". Irgend welche Oberhoheit von Konstantinopel erkannten sie jedoch nicht an.

Das Frankenreich enthielt außer den Römern mehrere germanische Stämme; die Völker waren sehr verschieden verteilt. Fast ganz römisch und nur spärlich mit germanischem Blut durchsetzt war das große Gebiet im Süden und Westen der Loire, ebenso das nördlich von ihrem mittleren und unteren Laufe gelegene. Von der Loire an war das Volk gemischt, doch überwiegend romanisch; erst östlich von der Somme be-

gann geschlossenes Ansiedelungsgebiet der Franken. Am Rhein, an der Mosel, im Elsaß war das Germanentum so stark, daß die romanischen Ueberbleibsel nicht in Betracht kamen; am rechten Rheinufer saß rein germanische Bevölkerung. Die Burgunder waren mit Ausnahme ihrer östlichen Gegenden stark romanisiert. In der späteren Schweiz, soweit sie nicht burgundisch war, wohnten Alemannen vorwiegend im Flachlande, im Gebirge Rätoromanen, namentlich in Churrätien, wo ihre Sprache noch jetzt lebt. Auch in Tirol sind romanische Reste teilweise bis auf den heutigen Tag geblieben.

Allmählich kamen besondere Benennungen für die Reichsteile auf: der romanische Westen hieß Neustrien, der germanische Osten Austrasien, das ehemals burgundische Land behielt seinen Namen.

Selbst als in der Religion die äußerliche Einheit hergestellt war, standen in dem neuen Reich noch die größten Gegensätze nebeneinander, in Lebensgewohnheiten, Wirtschafts- und Besitzverhältnissen, vor allem in staatlichen Anschauungen. Die Romanen kannten noch die feineren Genüsse städtischen Lebens, die von den Germanen höchstens die Vornehmen begehren konnten. In den romanischen Gegenden blieb Großgrundbesitz mit seinen Kolonen, die Franken waren freie Bauern, wenn sie auch viele Knechte hatten. Die Romanen waren an eine absolute Staatsgewalt mit Beamtentum und strenger Steuerverfassung gewöhnt, obgleich die letzten Zeiten starke Lockerung gebracht hatten; die Franken anerkannten bisher nur ein Königtum von geringer Macht, das auch räumlich sehr beschränkt war; einen wirklichen Staat bildeten sie nicht. Indessen, obgleich die Franken die Römer gern über die Achsel ansahen und ihnen nur ein geringeres Wehrgeld zugestanden, als sie selbst hatten, der gute Wille war vorhanden, jedem sein Recht zu lassen.

Unter diesen Umständen war es wohl möglich, eine Herrschaft zu begründen, aber die innere Einrichtung konnte nicht sofort eine gleichmäßige werden. Man rechnete zunächst mit dem Vorhandenen und übernahm von den römischen Einrichtungen, was man noch vorfand. Daher ist es kaum thunlich, in den späteren Verhältnissen auseinander zu scheiden, was seinem Ursprunge nach römisch oder germanisch war. Es galt eben, die Macht durchzuführen und zu erhalten; feste Begriffe

für die Regierungsweise mußten sich erst bilden, weil die römischen den Franken zu fremdartig, die germanischen für ein großes und gemischtes Staatswesen unbrauchbar waren. Man richtete sich nach dem Bedürfnis und das Königtum hatte zunächst recht freie Hand, weil es allein die Ordnung schaffen konnte. Es befand sich in einer eigenartigen Doppelstellung. Durch die starke römische Unterthanenschaft war es der alten Abhängigkeit von dem Volke entbunden und hoch über den bisherigen engen Kreis gehoben; trotzdem durfte es seinen germanischen Ursprung nicht verleugnen und vermochte vollends die Franken nicht zu entbehren.

Für den Anfang war entscheidend, daß der König und nicht das Volk die großen Eroberungen gemacht hatte und in den ehemals römischen Ländern von selbst an die Stelle des Kaisertums trat. Die königliche Macht übernahm aus beiden Grundlagen die stärkeren Elemente, und es entstand eine neue Art Königtum.

Das Reich war auf das Königtum gestellt. Die königliche Familie betrachtete es als ihren persönlichen Besitz. Deshalb konnte Chlodowech unter seine Söhne teilen und die Nachfolger thaten dasselbe. Nur bei den Franken begegnen diese Reichsteilungen, nicht in anderen germanischen Staaten. Diesem Rechtscharakter entsprang eine starke Monarchie und ein wirkliches Reich, dessen alleiniger Inhaber und Vertreter der König war. Die Herrschaft gebührte nach germanischen Anschauungen erblich dem Mannesstamme des merowingischen Geschlechtes, doch so, daß der König keiner Wahl mehr durch das Volk bedurfte; er nahm nur von allen Unterthanen Huldigung und Treueid entgegen, welche ihm die Einzelnen persönlich verpflichteten. Seine Person war unverletzlich, und was mit ihr in unmittelbarer Beziehung stand, genoß vornehmliche Ehre und höheren Rechtsschutz; selbst der Niedriggeborene konnte durch den König hoch erhoben werden, und den Mord eines königlichen Dieners traf dreimal schwerere Buße, als den eines anderen Mannes gleichen Standes.

Die urgermanische Landesversammlung war vermutlich dem Umschwung durch die Völkerwanderung erlegen; weder im ostgotischen, noch im westgotischen, noch im langobardischen Reiche hat sie fortbestanden. Sie war dort unter den neuen Verhältnissen unhaltbar geworden; ob sie zur Zeit, als Chlodo-

wech zur Regierung kam, noch bei den ſaliſchen Franken lebendig war, iſt unbekannt. Für die romaniſchen Länder hätte eine neu zu errichtende Volksgemeinde keinen Sinn gehabt. An ihre Stelle trat die allgemeine Heerſchau, das ſogenannte Märzfeld, das ſich jedoch allein in Auſtraſien auf die Dauer erhielt, und auch dort nur den jeweilig aufgebotenen Heerbann vereinte. Dagegen wurde üblich, daß bei dieſer Gelegenheit und auch, wenn keine Heerſchau ſtattfand, der König die Großen des Reiches um ſich verſammelte und mit ihnen wichtige Angelegenheiten beriet; wie weit er an ihre Meinung gebunden war und dieſe Vorläufer der Reichstage rechtliche Kraft hatten, ſteht dahin. Jedenfalls gab es keine wirkliche Vertretung des Geſamtvolkes, und die ehemaligen Rechte der Volksverſammlung gingen zum größten Teil auf den König über.

Ihm ſtanden zu die auswärtigen Angelegenheiten, Heerweſen, Rechtsſchutz, Friedensbewahrung, Fremdenſchirm, Finanzen und Verwaltung. Der König ſtellte gegenüber dem Auslande das Reich dar, ſchickte Geſandte, ſchloß Verträge und Bündniſſe, entſchied über Krieg und Frieden, bot den Heerbann auf, zu dem jeder Freie verpflichtet war, und leitete den Feldzug nach ſeinem Ermeſſen entweder ſelbſt oder beauftragte andere Feldherren damit. Eroberte Gebiete kamen unter ſeine Herrſchaft, die in ihnen liegenden eingezogenen oder ſtaatlichen Ländereien, ſowie die auferlegten Zahlungen und Tribute fielen dem königlichen Fiskus zu.

Der König hatte die oberſte Gerichtsbarkeit inne, das Königsgericht, deſſen Beiſitzer er beſtimmte. Jede Sache konnte dorthin gezogen, über gewiſſe Perſonen und Fälle, über Todesſtrafe Höherſtehender nur hier geurteilt werden; gegen die Strenge des geltenden Rechtes durfte mildernde Billigkeit in die Wagſchale fallen.

Des Königs Recht und Pflicht war, den öffentlichen Landfrieden, den Königsfrieden, zu wahren. Deshalb handhabte er auch die oberſte Polizeigewalt. Er vermochte allen Unterthanen bei Strafe zu gebieten und verbieten. Dieſes Recht, ſowie der Friedensſchutz waren eingeſchloſſen in ſeine Banngewalt. Das Wort „Bann“ bezeichnete ſowohl den Befehl wie den durch ihn bewirkten Rechtszuſtand, und auch die Buße, welche den Uebertreter traf und in Geld oder entſprechend bewerteten Vermögensſtücken zu entrichten war. Wie

der König verordnen konnte, stand ihm auch frei, Vorrechte zu erteilen und von öffentlichen Pflichten zu entbinden.

Den Mittelpunkt und Schwerpunkt des Reiches bildete der königliche Hof. Doch gab es keine ständige Residenz; der König mit seiner Gefolgschaft wechselte nach Gutdünken den Aufenthalt, für den besonders die im Lande verstreuten königlichen Pfalzen bereit standen. Den König umgab stets eine stattliche Menge. Die Hut seiner Person hatten die Antrustionen, das Gefolge der Urzeit, doch betraute sie der Herr auch mit anderen Zwecken. Bei Hofe weilten die hohen Beamten, die außer dem persönlichen Dienste auch staatliche Aemter bekleideten, der Seneschall, der Marschall, der Kämmerer und Schatzmeister, der Schenk und vor allem der Pfalzgraf, eine wichtige Person für das Hofgericht, dann der Referendarius, der Vorsteher der königlichen Kanzlei, der nicht bloß für das Schreibwesen sorgte, auch die Verantwortung für die Echtheit der erlassenen Urkunden trug. Dem königlichen Hofstaate und Haushalte stand der Majordomus vor.

Der wichtigste und fast alleinige Staatsbeamte außerhalb des Hofes war der Graf, der in seinem Bezirke alle öffentliche Gewalt ausübte, die militärische wie die zivile. In diesem Doppelwesen, das ihn von den römischen Beamten unterschied, lag die Eigenart seiner Stellung. Er amtierte in seiner Grafschaft (Gau) an Stelle des Königs; der Graf sammelte den Heerbann und führte ihn an, er handhabte den Landfrieden und die Polizei, beaufsichtigte die öffentlichen Gefälle, er leitete das Gerichtswesen und sorgte für die Vollziehung der Urteile. Als Entschädigung bezog er ein Dritteil der Banngelder und Naturaleinkünfte aus überwiesenen königlichen Gütern; wo er sein Amt ausübte, mußte ihm der Unterhalt beschafft werden. Der König setzte ihn ein und konnte ihn wieder abberufen. Solange die Grafen vom Könige abhingen, waren sie die besten Träger seiner Macht.

An Rang über den Grafen standen die Herzöge, welche die Oberleitung größerer Sprengel, mehrerer Grafschaften, manchmal auch deren unmittelbare Verwaltung hatten, ebenfalls als reine Beamte.

Ueber den Staatsschatz und die gesamten Staatseinnahmen hatte der König freie Gewalt.

Endlich hatte er volle Hoheitsrechte über die Kirche. Nur

seine oder der Grafen Erlaubnis ermöglichte den Eintritt in den geistlichen Stand. Er berief die Kirchenversammlungen, die Bischöfe bestätigte er oder ernannte sie geradezu.

Die königliche Macht war also eine beinahe unbeschränkte und von einer starken Persönlichkeit gehandhabt, vermochte sie geradezu zur Willkür auszuarten. Wenn sich gleichwohl die fränkische Königsmacht nicht zu einer der römisch-byzantinischen Kaisergewalt ähnlichen ausbildete, so lag der Grund an den gänzlich verschiedenen geschichtlichen Vorbedingungen, die nicht gestatteten, daß ein einheitlicher Organismus entstand. Die Franken trugen noch zu sehr ihre ursprüngliche Art an sich, deren Sprödigkeit nicht so leicht ein allgewaltiges Königtum aufkommen ließ, und darüber geriet das Staatswesen in Unklarheiten, als die erste Zeit der um sich greifenden Königsgewalt mit ihrer überwältigenden Kraft vorbei war.

Während im römischen Reich der Unterthan ein Atom des Staates war, fühlten sich die Franken als Einzelwesen, die ihre Stellung zu König und Staat persönlich nahmen. Das gleiche Recht der Gemeinfreien, aus der Urzeit ererbt, bildete noch die Grundlage des Staates. Weniger das Gesetz als Herkommen und Treue knüpften die Franken an den König, und diese Hingabe verlangte eine Erwiderung, Rechthalten gegen Rechthalten, Treue gegen Treue, bewahrte sich also ein persönliches Freiheitsrecht. Bald ging diese Anschauung auch auf die Romanen über. Der merowingische König konnte sich daher, ohne Gefahr zu laufen, nicht viel mehr der Rücksicht auf seine Untergebenen entbinden, wie der ehemalige Volkskönig. Außerdem gelangte das fränkische Königtum nicht in den Besitz aller Machtmittel, über die das Kaisertum verfügte. Vor allem vermochte es nicht, das Heer zu seinem Werkzeug zu machen, denn das Waffenrecht der Freien war wohl geeignet, den alten Trotz zu bewahren, und zum Heer versammelt, nötigte gelegentlich das Volk dem Könige seinen Willen auf. Für die Romanen brachte die Verpflichtung zum Heerdienste eine tiefgreifende Veränderung. Es scheint geradezu, als ob das alte gallische Blut wieder in Fluß gekommen wäre, denn auch in den Gegenden, in die nur wenige Germanen eingesprengt waren, regte sich die Waffenfreude und blieb jahrhundertelang lebendig.

Der größte Unterschied vom Osten lag im Finanzwesen.

In den römischen Teilen übernahm das Königtum die vorgefundenen Einrichtungen, konnte sie aber nicht voll behaupten, weil das Geschick dazu fehlte. Zwar blieben dort Grundsteuer und Kopfsteuer bestehen, aber als unveränderliche Last, und obgleich mancherlei Abgaben genannt werden, brachte es die fränkische Verfassung nicht zu einer allgemeinen Steuerpflicht, und auch die Romanen lernten bald sich neuer Steuern zu erwehren. Die Franken ließen sich eine persönliche Besteuerung nicht auflegen. Die Haupteinnahmen flossen aus dem fast unermeßlichen Grundbesitz, dem Königsgut, zu dem auch alle unbebauten Strecken wie die mächtigen Waldungen gehörten. Hausgut, Krongut und Staatsgut waren nicht gesondert. Die Bodenerträgnisse lieferten den Unterhalt der Herrscherfamilie, des Hofes, der Beamten und Bediensteten. Auch war die Gegend, wo der König seinen Aufenthalt nahm, zu Lieferungen für ihn und den Hof verpflichtet. Außerdem empfing der Herrscher jährlich Geschenke von den Kirchen und den weltlichen Großen; in den Schatz flossen ferner die Gerichts- und Strafgelder, die Einkünfte der Münze, die Verkehrsabgaben, Grenz- und Binnenzölle, sowie die öffentlichen Steuern, soweit solche bestanden.

Eine schriftliche Festlegung des römischen Rechtes hat im Frankenreiche nicht stattgefunden. Nach ihm lebten die Römer. Nicht die Fassung, wie sie Justinian anordnete, gab die Regel, sondern das ältere unter den Provinzialen gebräuchliche Vulgärrecht, für das die Verarbeitungen, welche es unter den Westgoten und den Burgundern gefunden hatte, zum Muster wurden. Die Kirche als Institut lebte auch nach römischem Rechte, die Kleriker aber nach dem ihrer Geburt.

Denn im Gegensatz zum alten Rom, das sein Recht überallhin trug, war alles Recht ein persönliches, ein angeborenes und daher nicht zu vertauschen. Da im Reiche mehrere germanische Stämme nebeneinander saßen, hatte jeder eigenes Recht, das für die Zugehörigen galt, auch wenn sie außerhalb des Stammesgebietes wohnten. Natürlich war es, daß die Stämme, nun miteinander in enger Berührung, sich auch in der Rechtsbildung beeinflußten. Einige Sätze des römischen Rechtes drangen ein, außerdem hat das fränkische bei den anderen Stämmen in manchen Dingen Nachahmung gefunden. So ergab sich einiger Ausgleich, zu dem auch das Königtum bei-

trug. Das Volksrecht beanspruchte, unveränderlich und ewig gültig zu sein, doch das Königtum griff ergänzend ein. Sein Recht der Gesetzgebung kam hier in Kraft, wenn es auch der herrschenden Anschauung nach nur mit Zustimmung der Beteiligten geschehen sollte; der König durfte Volksrecht nicht willkürlich ändern. Zwar nicht mehr eine Landesgemeinde, aber die Großen wurden um ihre Zustimmung bei wichtigen Akten der Gesetzgebung befragt. Doch gab es keine festen Grenzen, und neben dem persönlichen Volksrecht bildete sich ein allgemeines Reichsrecht. Dennoch blieben die Eigentümlichkeiten der Stammesrechte jahrhundertelang in vollem Bestand.

Wohl auf älterer Grundlage erfolgte noch vor Chlodowechs Tode die Niederschrift des Volksrechtes des salischen Stammes, die Lex Salica, die indessen nicht mehr in ihrem ursprünglichen Texte, nur in späteren Ueberarbeitungen vorliegt. Später folgte das Recht der Ribuarier. Noch in die merowingische Zeit fiel dann die erste Aufzeichnung über Recht der Alemannen. Ins achte Jahrhundert gehören wohl die Volksrechte der Alemannen und Bayern, erst in die Zeit Karls des Großen die der Chamaven, Friesen, Sachsen und Thüringer.

Alle diese Volksrechte sind in lateinischer Sprache abgefaßt, freilich so, daß die germanische Ausdrucksweise deutlich durchschimmert. Unzweifelhaft waren die ältesten Aufzeichnungen die Folge sowohl des Bedürfnisses wie des römischen Beispieles und Römer mögen sie vorgenommen haben. Die Franken in ihrer Mischung mit den Römern bedienten sich deren Sprache, die sie als ihrer Redeweise überlegen erkannten. Die lateinische Sprache machte sich, wie bei Langobarden und Westgoten, auch im Frankenreiche zum Herrn des Schriftwesens jeder Art, sehr zum Schaden der germanischen Sprache und ihres inneren Lebens.

Man merkt es den Volksrechten an, wie schwer es den Aufzeichnern fiel, den spröden fremdartigen Stoff zu bewältigen. Die Form, namentlich die ältere, ist unbeholfen, ohne systematische Anordnung; der Inhalt erstreckt sich auf Strafrecht, Prozeßgang und privatrechtliche Verhältnisse, nur vereinzelte Stellen werfen nebenher Licht auf die öffentlichen und staatlichen Zustände. Diese Volksrechte, die man einst verächtlich Leges barbarorum nannte, enthalten zwar nicht mehr germanisches Recht der Urzeiten, sondern nur dessen Nachklänge,

und tragen bereits, wie es auch ihr Zweck war, den neugewordenen abweichenden Bedürfnissen reichliche Rechnung; dennoch hören wir ihre stammelnden Laute nicht ohne innere Bewegung. In ihnen offenbart sich ein kräftiges, selbstbewußtes Volkstum, wie es der (später entstandene) Prolog des salischen Rechtes mit packender Macht verkündet. Er preist das berühmte, von Gott gegründete Volk der Franken, das tapfer in den Waffen ist, fest im Friedensbunde, tief im Rat, edel von Leib, rein an der Seele, von hohem Wuchs, kühn, schnell und hart, und nun den katholischen Glauben bekennt, frei von Ketzerei.

Eigen ist dem Rechte, daß es in dieser wilden Zeit den Freien für alle Verbrechen, auch Totschlag, nur Vermögensbußen, nicht körperliche Strafen auferlegt, ein Zeichen ihres stolzen Sinnes. Die Volksrechte stellen eine lange Liste von Körperverletzungen auf, die je nach ihrer Schwere zu büßen waren. Zwar die Blutrache, aber nicht die alte Selbsthilfe, die Fehde, wurde beseitigt, obgleich sonst das Gesetz im Vergleich mit den Urzeiten eine viel straffere Beugung des Einzelnen unter das Recht aufweist. Die germanische Abneigung gegen staatlichen Zwang hatte sich notgedrungen abgeschwächt, doch noch nicht verloren.

Das Gericht war wie von jeher Sache des Volkes. Das Königtum zog indessen die wichtige Befugnis an sich, den Leiter des Gerichtswesens und Vollstrecker des Urteils, den Grafen, der wieder seine Unterbeamten bestellte, zu ernennen. Die Gerichtssprengel waren bei den Franken die örtlich abgegrenzten Hundertschaften. Bei den Gerichtsversammlungen waren noch die uralten Formeln in Anwendung; sie traten zusammen unter freiem Himmel an ständigen Malstätten und entweder als „echte", das heißt ein für allemal zu bestimmten Zeiten abgehaltene Dinge, bei denen alle Freien erscheinen mußten und späterhin der Graf den Vorsitz führte, oder als „gebotene", nach Bedürfnis berufene Dinge, die der von den Gerichtsinsassen gewählte Centenar leitete. Das Urteil, das bei den Franken ein Ausschuß, die sieben Rachinburgen, vorschlug, fällten die Gerichtsgenossen.

Seit den germanischen Urzeiten war ein großer Umschwung in der Wirtschaft eingetreten, dessen Verlauf sich nicht verfolgen läßt. Die erste Ursache mag das durch den römischen Grenzwall gebotene Stillsitzen der anwohnenden Stämme ge-

wesen sein, dann bot die Besitznahme von Land durch Eroberung den Anlaß zu fester Verteilung; wo römische Bevölkerung saß, war sie ohnehin durch die bestehende Güterabgrenzung gegeben und unumgänglich. So fand in den Gebieten germanischer Insassen der Uebergang zu festem Besitz an Grund und Boden statt, während die Mark, die Allmende, als Gemeindeland erhalten blieb. Die ältesten Dörfer waren meist sogenannte Haufendörfer, das heißt die Hofstätten lagen regellos nebeneinander. Jeder war das zur Erhaltung der Familie nötige Land, die Hufe, zugewiesen. Die urbar gemachte Ackerflur wurde in Gemenge-Lage aufgeteilt. Je nach der Zahl der berechtigten Freien und nach der Güte des Bodens waren Stücke, Gewanne, abgemessen und in jedem erhielten die einzelnen Haushaltungen ihren Längsstreifen. Daher bestand Flurzwang, das heißt die Feldarbeiten, Säen und Ernten, mußten von allen Teilhabern eines Gewannes gleichzeitig vorgenommen werden. In anderen Gegenden, wo die Einzelhofsiedelung üblich war, lagen in der Regel die zugehörigen Grundstücke um das Gehöft herum.

Die Germanen im Frankenreiche waren zum landwirtschafttreibenden Volke geworden; schon das salische Recht schützt die ländliche Arbeit. Auch wo sich die römischen Städte erhielten und manches aus früherer Zeit, wie namentlich Marktverkehr bewahrten, hatte die Einwohnerschaft keine Sonderstellung, und die Städte, die wie große Dörfer dastanden, weil die meisten Bewohner auch von der Landwirtschaft lebten, wurden in die ländliche Verfassung hineingezogen, den Grafen und ihrem Gericht unterstellt. Weil die Siedelung jetzt eine dauernde, feste, endgültige war, verwuchsen ihre Bewohner mit dem Bodenfleck, auf dem ein Geschlecht nach dem anderen hauste; er wurde das wertvollste Eigentum, die erste und einzige Lebensquelle, die möglichst nutzbar gemacht wurde. Das römische Beispiel verbesserte den Betrieb; neben der althergebrachten Viehzucht erfuhr der Körnerbau steigende Ausdehnung. An die Stelle der mit dem Boden verschwenderisch umgehenden Feldgraswirtschaft trat später die Dreifelderwirtschaft, die zwei Teile in Bestellung nahm, während der dritte als Brache ruhte; Winter- und Sommersaat wechselten auf den Ackerstücken. Auch Wiesen-, Garten- und Weinbau fanden verständige Pflege.

Die festeren Verhältnisse führten dazu, daß nun die Dorfgemeinde für das bäuerliche Leben der eigentliche Halt wurde. Die Mark umfaßte das ungeteilte Wald- und Weideland, die Gewässer und was sonst zur freien Benutzung für den Haushalt erforderlich war. Ueber die Verhältnisse der Mark richtete die Gemeinde selbst als Markgenossenschaft. Sie gestattete bei der zunehmenden Volkszahl, die neuer Wohnstätten bedurfte, die Erwerbung von Neubruch zum Eigentum. Lange war ausreichender Raum vorhanden und überaus viel in den Wäldern gerodetes Neuland ist in diesen Jahrhunderten entstanden. In den Grundbesitz kam eine größere Beweglichkeit für Erbe, Kauf und Pfand; selbst den Eintritt Fremder als Gemeindeglieder hinderten keine unüberwindlichen Schranken. Das Rodland stand von vornherein in freierem Eigentumsrecht. Aus dem gefesteten Besitz an Haus, Hof, Ackerfeld und Wiese ergab sich daher allmählich eine Verschiedenheit des Vermögens auch im Bauerndorfe.

Der geringe Bauer ging nun auf in seiner ländlichen Arbeit, die ihn und die Familie nährte. Darüber wurde er friedlich und verlor die Lust zum Kriegswerk. Der unentgeltlich zu leistende Heerbann, der mit dem vollendeten zwölften Lebensjahre begann, führte ihn in der besten Jahreszeit fort und von der etwaigen Beute mochte nicht mehr viel nach unten fließen. Auch die Pflicht am Gerichte raubte dem häuslichen Werke kostbare Zeit. Die einst eifersüchtig gewahrten Rechte wandelten sich zur drückenden Last um und das Verständnis für ihren Wert ging darüber verloren. Sie schädigten zugleich Lebensunterhalt und Vermögen, und nicht minder stürzten die hohen Bannbußen manchen in Armut. Es dauerte nicht allzu lange, daß Freie besitzlos wurden.

Indem die Beschaffung des Lebenserwerbes für alle Klassen vornehmlich und fast ausschließlich durch den Landbau besorgt wurde, sank die Wirtschaft unter den Stand zur römischen Zeit, beinahe auf den altgermanischen zurück: die Naturalwirtschaft wurde für alle Verhältnisse maßgebend.

Unter Naturalwirtschaft versteht man einen Zustand, in dem Güter, Werte und Leistungen unmittelbar ohne Dazwischentreten des Geldes gegeneinander ausgetauscht werden. Sie arbeitet mit Selbsterzeugung und für Selbstverbrauch. Der Grundbesitzer setzt seine Erträgnisse nicht durch Verkauf in Geld

um, sondern verbraucht sie für sich und seine Leute, und benutzt den Ueberschuß, um etwa mehr Menschen zu beschäftigen und durch sie entweder weiteres Land bebauen zu lassen, oder sie zu anderen Diensten, wie kriegerischen, zu verwenden. Der Mensch wird dadurch gewissermaßen selbst ein Bodenerzeugnis; die Volksvermehrung hängt von der Steigerung des Getreidebaues und der dafür verwendeten Fläche ab. Kleidung, Gerät, Waffen werden in der Wirtschaft selbst hergestellt oder gegen Naturprodukte eingetauscht, auch die Zahlungen, wie Gehälter, Abgaben, Löhne, Strafgelder und dergleichen erfolgen wenigstens vorwiegend in Naturalien, Getreide, Vieh, Wollzeug und ähnlichem, oder durch Ueberweisung von Land.

Einem so einfachen und ursprünglichen Zustande hat sich, ohne jedoch völlig in ihm aufzugehen, das Frankenreich sehr genähert und nicht nur in seinen germanischen Teilen, in denen diese Wirtschaft eine herkömmliche war, sondern selbst in den romanischen.

Außer der Gewohnheit des Eroberervolkes war die Abnahme von Edelmetall eine der hauptsächlichsten Ursachen. Große Mengen von ihm waren durch die Völkerwanderung aus dem Verkehr verschwunden oder in den Osten abgeflossen; auch die germanische Gewohnheit, den Schatz in Schmuck und kostbarem Gerät aufzuspeichern — daher die vielen Goldschmiede —, verringerte die Zahl der umlaufenden Münzen.

Lange Zeit setzte das merowingische Reich die Prägung von Goldmünzen nach dem römisch-byzantinischen Muster fort. Der Goldsolidus, 72 Stück auf das römische Goldpfund, der auch in halben und Drittelstücken ausgemünzt wurde, wog etwas über 4,50 Gramm; später wurde sein Gewicht verringert. Scheidemünze war der Silberdenar, von dem 40 auf einen Solidus gingen. Funde bezeugen, daß anfänglich der Münzvorrat nicht gering war, aber er nahm beständig ab, so daß seit dem achten Jahrhundert Gold gar nicht mehr geprägt wurde und das Silber beträchtlich im Wert stieg. Die Ursache mochte sein, daß die Tribute aufhörten, bares Geld von außen her nicht ins Land kam, sondern durch den Handel nur abfloß, die Bergwerke noch nichts einbrachten.

Obgleich die Münze Regal war, gab es zahlreiche Prägestätten; Münzmeister zogen im Lande umher. Der mangelhafte Zustand des Geldwesens verrät wohl aber auch, daß kein

rechtes Bedürfnis danach vorhanden war, namentlich in Austrasien, und daß die Naturalwirtschaft es zum Teil überflüssig machte. Die Volksrechte setzten zwar die Bußen in Geld fest, aber unzweifelhaft konnten sie auch in Vieh und sonstigen Naturalien entrichtet werden. Immerhin zeigt der Ansatz, daß der Staat mit Geld rechnete, und eine ganz reine Naturalwirtschaft hat nicht bestanden. Nur der kleine Mann zu Haus und wohl nur im Osten konnte allenfalls ohne Münze auskommen.

Der Handel, der ihrer bedurfte, hat nicht gänzlich aufgehört. Ihm dienten weiter die alten Römerstraßen, außer denen auch neue Wege, freilich von schlechter Beschaffenheit, angelegt wurden, und die Flüsse. Die Häfen am Mittelmeer, Marseille und Narbonne, besuchten orientalische Kaufleute, besonders Syrer; den Handel im eigenen Lande betrieben meist Juden, die in manchen Städten zahlreich waren. Kostbare Stoffe, Teppiche, Weine, Gewürze, Schmuck, Kleinodien kamen reichlich aus der Fremde und wurden von den Reichen gekauft, auf den Märkten und auf dem Lande von herumziehenden Krämern vertrieben.

Man muß sich daher hüten, in der Naturalwirtschaft die Erklärung aller Zustände des Frankenreiches zu suchen. Der Großgrundbesitz in den romanischen Gebieten war bereits vor langen Zeiten unter der römischen Geldwirtschaft entstanden, und wenn sich ein solcher auch in den anderen Landesteilen bildete und eigenartige Folgen hatte, so lag der Grund auch an der Einwirkung des germanischen Wesens.

Wir sahen oben, daß der Besitzstand der Freien ein ungleichmäßiger wurde. Noch war die Gemeinfreiheit die Grundlage der Verfassung, aber neben den Freien gab es eine an Zahl gewiß weit überwiegende Menge von Unfreien, den Knechten, die als Sache im Eigentum eines Herrn standen, obgleich ihre thatsächliche Lage günstiger war als ihre Rechtsstellung, und mehrfache Zwischenglieder, abhängige Freie und Halbfreie. Freie mit größerem Besitz ließen wohl alle ihr Land durch solche zu Abgaben Verpflichtete bewirtschaften und lebten von dem Ertrage.

Beruhten die Klassen der Knechte und der Halbfreien, zu denen die römischen Kolonen, die germanischen Liten und die Freigelassenen rechneten, auf herkömmlichen und gleichbleibenden

Verhältnissen, so nahm die Zahl der kleineren Freien ab, weil viele in Abhängigkeit gerieten und sich dadurch der Unfreiheit näherten.

Da der Besitzstand der Römer unangetastet blieb, erhielt sich bei ihnen der alte Großgrundbesitz, der ganze Gebiete umfaßte, und seine Bewirtschaftung durch Kolonen und Pächter. Der freie Mittelstand scheint dort fast ganz untergegangen zu sein. Eben ihrem Reichtum verdankten es die vornehmen Romanen, daß auch sie zu hohen Ehrenstellen und Einfluß bei Hofe gelangten. Von mächtigem Umfang war ferner das Krongut, ebenso das Grundeigentum der Kirche, das die ersten Könige stetig vermehrten. Daneben erwarben auch Franken großen Besitz. Die Könige konnten anfangs aus dem Vollen spenden und thaten es in verschwenderischer Weise. Schon bei der Besitznahme mochten Franken große Güter erhalten haben und sie empfingen späterhin noch mehr. Bei dem Mangel an Geld und dem Zuschnitt des Staates waren Zuweisungen von Grund und Boden die vornehmlichsten Vergabungen, die die Könige aus Gunst und zur Entschädigung für geleistete Dienste gewährten; außerdem wurden ja die hohen Beamten, insbesondere die Grafen, mit Land zu ihrem Unterhalt ausgestattet.

Diese Großwirtschaften, deren Stücke oft weit zerstreut lagen, so daß der Herr sie nicht allein verwalten konnte, verlangten schon wegen der umfangreichen Urbarmachungen viele fleißige Hände. Als die Knechte nicht ausreichten, zog man Unfreie und auch Freie heran, die für einen Zins das Land bestellten und dabei ihren eigenen Unterhalt gewannen, und auf diese Weise wuchs eine große Klasse von Hintersassen und Abhängigen heran.

Außerdem bethätigte der Großgrundbesitz die auffaugende Kraft, die er immer und in nicht minderem Grade als das moderne Kapital gehabt hat, nur daß er vornehmlich die persönliche Freiheit beschränkte. Die Grundherren, die großen Beamten und die Kirche bewogen oder nötigten durch allerhand Mittel Freie, ihnen ihr Gut zu überlassen, doch blieben die bisherigen Eigentümer darauf sitzen und erlegten eine Abgabe. Dafür erfreuten sie sich mächtigen Schutzes und standen sich oft besser als die freien Kleinbauern. Denn der Herr hatte nicht nur die Strafgewalt über die Unfreien, auch die freien Hintersassen konnte er vor Gericht vertreten.

In den Staat schob sich der Unterschied zwischen Reichen und Armen, zwischen Herren und Abhängigen ein; die germanische Neigung zu persönlichen Verhältnissen lockerte sein Gefüge. Mit großer Schnelligkeit kam, während die kleinen Freien dem Waffendienst abhold wurden, eine Oberklasse in die Höhe, die sich durch anderer Arbeit erhalten ließ und die alte kriegerische Gesinnung fortpflanzte. Die Großherren bekleideten auch vorwiegend die hohen Aemter, die Grafschaften, und hatten dadurch noch mehr die Möglichkeit, nach unten zu drücken; es gelang ihnen, öffentliche Abgaben an sich zu reißen. Die großen Herren durften sogar eigene Krieger unterhalten; die Könige empfanden die Notwendigkeit, diesen neuen Grund- und Dienstadel sich geneigt zu halten, und sie thaten es außer durch weitere Grundverleihungen durch Erteilung von besonderen Vorrechten auf Kosten der Staatsgerechtsame. Geistliche und weltliche Herren erhielten Immunität, Befreiung ihres Gebietes und der Insassen von öffentlichen Lasten und Abgaben, und das Recht, sie selber für ihren Vorteil zu erheben, sogar teilweise die Aushebung aus der Gerichtsbarkeit der königlichen Beamten. Auch hierdurch wurden zahlreiche Freie den Großen unterstellt, während sich zugleich eine grundherrliche Gerichtsbarkeit vorbereitete.

Neben der staatlichen Ordnung kam eine andere privatrechtlicher Art auf; die adelige Grundherrschaft entwickelte sich zur selbständigen Gewalt innerhalb des Staates.

Vermöge seiner politischen Natur als Beamten- und Waffenadel wirkte der Großgrundbesitz nicht bloß schädlich nach unten, sondern auch nach oben, indem er die Vollmacht des Königtums einengte. Besonders förderlich wurden ihm die Reichsteilungen.

Zwanzigster Abschnitt.

Der Verfall des merowingischen Reiches.

Die Reichsteilungen, diese von seinem Ursprung herrührende Eigentümlichkeit des fränkischen Reiches, wurden die vornehmste Quelle seiner Zerrüttung, die floß, so lange ein

Gesamtreich vorhanden war. Schon diejenige, welche die vier Söhne Chlodowechs vornahmen, hatte zu Streit geführt.

Erst 558 wurde das Reich wieder in einer Hand vereinigt, doch bereits 561 aufs neue unter die vier Söhne Chlotars I. geteilt. Jetzt brachen entsetzliche Greuel über das Reich herein, innere Kriege, Mord, Verrat, vielfach aufgehäufte Frevel. Zwei Frauen trugen die Hauptrollen. Brunichildis, die Tochter des westgotischen Königs Athanagild, gepriesen wegen ihrer Schönheit, Liebenswürdigkeit und Klugheit, hatte 567 König Sigibert, der den östlichen Reichsteil beherrschte, geheiratet und führte mit ihm eine glückliche Ehe. Ihre Schwester Gailswintha wurde von Chilperich, der im Norden gebot, heimgeführt, doch bald von ihm ermordet, worauf er eines seiner früheren Weiber, Fredegundis, zur Gattin nahm. Später begann er Krieg mit Sigibert, den, als er sich erfolgreich verteidigte, Diener der Fredegundis meuchlings niederstießen. Brunichildis geriet in die Gewalt Chilperichs, aber während die Großen die Regentschaft für ihren unmündigen Sohn Childebert II. an sich rissen, gewann sie Merovech, den Sohn ihres Todfeindes, der mit ihr den Ehebund schloß. Chilperich trennte sofort die beiden; Merovech starb später eines gewaltsamen Todes, entweder von eigener Hand oder durch Mord. Auch der zweite Sohn Chilperichs, Chlodowech, wurde geblendet und getötet; wohl mag die Stiefmutter Fredegundis für beide den Stahl geschliffen haben. Nachdem der Krieg weiter getobt hatte, erlag 584 auch Chilperich einem Mörder; ungewiß ist, wer ihn anstiftete. Fredegundis versuchte vergeblich, Brunichildis und den mit deren Sohne verbündeten König Gunthchramn von Burgund aus dem Wege zu schaffen; diese beiden schlossen einen Vertrag, der Fredegundis' Sohn Chlothar II. auf die Küstenlandschaften im Norden beschränkte. Unter Bemühungen, ihr Schicksal zu wenden, starb Fredegundis 597, während Brunichildis nach Childeberts frühem Tode nunmehr als Leiterin ihrer unmündigen Enkel Theudebert und Theuderich fast über das ganze fränkische Reich gebot, bestrebt, den Adel niederzuhalten. Nicht lange dauerte es, da entzweiten sich die Brüder. Theudebert, in Theuderichs Gewalt gefallen, wurde getötet, doch auch der mit Bruderblut befleckte Sieger starb bald. Brunichildis ließ ihren ältesten Urenkel Sigibert II. zum Könige ausrufen, allein nun ver-

band sich der haßerfüllte Adel mit Chlothar II. Verraten und verlassen wurde die Greisin 613 dem Sohne der Fredegundis ausgeliefert; der ließ sie drei Tage lang martern, dem Heere zum Spott auf einem Kamele herumführen und endlich mit dem Haar, einem Arm und einem Fuße an den Schweif eines wilden Pferdes gebunden zu Tode schleifen.

Chlothar vereinigte wieder das Frankenreich, doch nur auf ein Jahrzehnt, und der erlittene Schaden ließ sich nicht wieder gut machen. Nachdem noch sein Sohn Dagobert I. die königliche Würde mit Kraft geführt hatte, sank sie rasch und tief vor dem Adel und seinen Führern herab.

Die Verfassung gestaltete sich anders, als ursprünglich in Aussicht war. Das Königtum, statt zum Absolutismus durchzudringen, mußte sich die gebieterische Mitwirkung eines Teiles der Unterthanen gefallen lassen, weil in ihm die kriegerische Kraft des Reiches lag. Die Umkehr des Staates vollzog sich thatsächlich, aber wurde nur teilweise rechtlich festgelegt. Schon Chlothar II. machte 614 Zugeständnisse, indem er königliche Verordnungen gegen das bestehende Recht für ungültig erklärte, die neuen Steuern und Zölle aufhob und bestimmte, daß die richterlichen Beamten nur aus ihrem Heimatgau genommen werden sollten. Aber die Umwandlung war zu formlos, als daß sie hätte gesetzlich gefaßt werden können, das Staatsrecht kam darüber ins Ungewisse, in das Getriebe von Machtfragen. Wohl gaben die geringeren Freien, zum Heerbann aufgeboten, dem Königtum noch manchmal eine Stütze, aber politische Bedeutung war von ihnen gewichen.

Nicht allein die Störungen durch innere Kriege, durch Schuld der Könige und des Adels, machen den Anblick der merowingischen Epoche zu einem trostlosen. Gräßliche Hungersnöte, mörderische Krankheiten suchten oft das Volk heim, aber schrecklicher erscheint die sittliche Verwahrlosung. Die Verderbnis der römischen Zeiten, welche eifrige Zeitgenossen, wie Salvian von Massilia, mit so grellen und wohl übertriebenen Farben malen, wurde noch übertroffen unter den Merowingern. Es scheint geradezu, als ob die römischen Kulturlaster sich mit der germanischen Wildheit gepaart hätten. Die Schändlichkeiten, welche in Byzanz manchmal die Thronwechsel begleiteten, stehen zurück hinter den maßlosen Freveln, welche das Frankenreich erlebte; dämonische Wut hetzte hier die nächsten Bluts-

verwandten gegeneinander. Jedes Treugefühl war erloschen. Die höheren Stände ergaben sich einer ungezügelten Sinnlichkeit. Bei den Romanen erhielten sich Hoffart und Prunksucht, die in üppiger und verschwenderischer Kleidung, in kostbarem Gerät, in schwelgerischem Leben Befriedigung suchte. Waren vorher die Germanen an schlichter Gesinnung, die Romanen an Bildung überlegen, so verlor bei jenen die urwüchsige Sitte ihren Halt, bei diesen verkamen die vom Altertum angesammelten Geistesschätze.

Selbst Kirche und Christentum schienen keine sittigende Kraft entfalten zu können.

Der Uebergang der Kirche in das fränkische Reich war derart erfolgt, daß das Königtum, indem es ihren Schutz übernahm, sie in ihrer äußeren Verfassung dem Staate unterstellte, aber ihre innere Thätigkeit freiließ. In dogmatische Angelegenheiten, in Lehre und Glauben wagten sich die Neubekehrten nicht zu mischen. Der Kirchenzucht waren auch die Könige unterworfen. Die Kirche war eine selbständige Landeskirche; der Papst, obgleich anerkannt und hochgeehrt als erster Bischof des Abendlandes und im Verkehr mit Königen und Bischöfen, hatte keine befehlende Macht. Die Konzilien berief der König, doch ihre frei gefaßten Beschlüsse bedurften seiner Genehmigung nur, wenn sie ins weltliche Recht übergehen sollten, wie die königliche Gesetzgebung auch äußere Kirchenangelegenheiten betraf. Die bischöflichen Stühle sollten den kirchlichen Vorschriften gemäß durch Wahl der Geistlichkeit und Gemeinde besetzt werden, doch die Könige dehnten ihr Bestätigungsrecht so weit aus, daß sie Bischöfe unmittelbar ernannten, und schließlich wurde dieser Brauch allgemein. Er hatte schlimme Folgen, denn unredliche Mittel wurden angewandt, um diese gewinnbringenden Würden zu erlangen, die in großen Familien fast erblich wurden. Die Verweltlichung schritt so weit vor, daß die Könige oft Laien zu Bischöfen ernannten, die sich dann erst in Eile zu Geistlichen umwandelten. Auch im Frankenreiche hatte die Kirche den Anlauf genommen, auf den Staat Einfluß zu erringen, aber sie gelangte nicht zum Ziel. Die Bischöfe, die auch heerbannpflichtig und der weltlichen Gerichtsbarkeit unterworfen waren, gingen in die Reihe der weltlichen Großen über. Hierarchische Betriebsamkeit fiel hinweg, ebenso ein wirklich geistliches Leben. Die Provinzialsynoden wurden

spärlich, die Konzilien der gesamten Kirche hörten auf und die sittliche Zucht erlahmte.

Mit Wissenschaft und Litteratur ging es jäh bergab. Die geistige Arbeit versiegte fast gänzlich und das wenige, was in ihr geleistet wurde, war nur ein letztes Aufflackern der erlöschenden römischen Ueberlieferung. Wie seltsam sich noch eine Zeitlang Altes und Neues mischten, tritt uns am Ende des sechsten Jahrhunderts in zwei Gestalten entgegen. Da fand am Hofe König Sigiberts der Italiener Venantius Fortunatus ehrenvolle Aufnahme und reichliche Versorgung, ein Schüler der alten Rhetoren, der unermüdlich seine flüssigen Verse über alle möglichen Dinge schmiedete. Sein Freund war Bischof Gregor von Tours, der Sprosse einer vornehmen altrömischen Familie, aber schon zum rechten Franken geworden. Er schrieb umfassende Werke, vor allem die Geschichte des Frankenreiches und seiner Zeit, in schlechtem Latein, völlig kunstlos, kindlich abergläubisch, mit harmlosem Gleichmut die schlimmsten Unthaten verzeichnend, aber sein Bild ist getreu und lebensvoll. Die Fülle und Anschaulichkeit seiner Erzählung findet sich dann Jahrhunderte durch nicht mehr. Nach ihm verdorrte die Geschichtsschreibung; das siebente Jahrhundert hat nur chronikalische Aufzeichnungen in roher Form hinterlassen und das achte fügte bis gegen sein Ende nichts Besseres hinzu. Eine Anzahl von meist inhaltslosen Lebensbeschreibungen geistlicher Männer und Legenden ist fast das einzige Erzeugnis kirchlicher Litteratur, das uns überkommen ist, und gewiß hat sie nicht viel anderes besessen.

Ueber der Geschichte des Frankenreiches liegt nach Gregor das Dunkel der heranbrechenden Nacht und kein geistiger Stern war vorhanden, es zu durchleuchten. Die Zeitgenossen empfanden selber ihre Kläglichkeit. Der Laienstand, von dem anfänglich manche sich mit Bildung befreundeten, gab solche Bestrebungen ganz auf. König Childebert II. besaß noch ein ganz stattliches gelehrtes Wissen, bald verstanden seine Nachkommen nicht mehr, ihren Namen unter die Urkunden zu schreiben.

Schriftwerke wurden lediglich in lateinischer Sprache verfaßt, so daß auch in dieser Hinsicht die germanische Laienwelt zurückblieb. Das Latein war jedoch roh, formlos und spottete jeder Grammatik. Die Romanen redeten in dem von der alten Schriftsprache stark und immer mehr abweichenden Vul-

gärlatein; die Schriftwerke wollten noch jene gebrauchen, aber Kenntnis und Bewußtsein von der Bedeutung der Endungen, des Satzbaues waren den meisten Verfassern verloren gegangen. Trotz alledem muß sich einiges litterarisches Interesse in verborgenen Winkeln erhalten haben, sonst wäre in der karolingischen Zeit die Wiederaufnahme nicht so schnell möglich gewesen.

Besser als im Schriftwesen hielt in der Kunst die alte römische Form vor. Das sechste Jahrhundert baute noch viel und stattlich; später trat auch hier Abnahme ein. Die Kleinarbeit, besonders im Schmiedewerk, das die Germanen schon früher übten, richtete sich nach germanischem Geschmacke und wußte auch selbständig Tüchtiges zu leisten. Aber wie sehr der Formensinn abnahm, tritt in der Schrift zu Tage, die an Häßlichkeit kaum zu übertreffen ist, so spitzig, verschnörkelt, ineinander gewirrt stehen die Buchstaben da.

Die geringe Wirkung der Religion ist auffallender bei den längst christlichen Römern, als bei den neubekehrten Germanen. Zwar der dogmatische Grundzug, den die Kirche im römischen Reiche angenommen hatte, wurde ihnen gleich eingeprägt, wie der Prolog des salischen Gesetzes mit seinem Preise der fränkischen Rechtgläubigkeit zeigt, und ein orthodoxes Glaubensbekenntnis war das wichtigste Erfordernis für den Christen, gab schon die Bürgschaft für das künftige Seelenheil. Ein Verständnis dafür konnte freilich bei den wenigsten vorhanden sein.

So sehr die Kirche das heidnische Wesen ächtete, es war natürlich, daß die neuen Christen kraft der Beharrung und Vererbung viel von ihm beibehielten und ihre Religion mit der alten mischten. Für die Masse waren Christus und die Heiligen nur neue Götternamen, die an Stelle der alten traten, und die christlichen Gebräuche der Gottesverehrung wurden hingenommen als ein der neuen Gottheit schuldiger Tribut, den man pflichtschuldigst entrichtete. Der Aberglaube, zusammengesetzt aus vorwiegend römischem und germanischem Heidentum nebst den christlichen Zuthaten, waltete in unglaublicher Fülle. Die Furcht vor dem Teufel war stärker als die Liebe zu Gott, und die Verehrung der Heiligen überschritt jedes Maß. Sie standen durchaus im Vordergrunde; was nur geschah, wurde ihrer Gunst oder ihrem Zorn zugeschrieben, als ob sie ebenso irdisch und thöricht gesinnt wären wie ihre An-

beter. Durch Geschenke, je reichlicher, je sicherer wurde ihre Gunst gewonnen, durch Eingriffe in ihr Eigentum der Untergang heraufbeschworen. Nicht die Sittlichkeit, sondern Wunder- und Heiligenglaube, begleitet von durch und durch sinnlichem Reliquiendienst, machte die Religion aus. So wenig wie das Dogma, vermochte die Askese, die den Germanen von Haus aus völlig fremd war, alsbald innerliche Teilnahme zu erwecken.

Indessen dürfen wir nicht annehmen, daß die Verwilderung der oberen Stände das gesamte Volk durchfressen hätte. Wahrscheinlich stand es mit ihm nicht besser und nicht schlechter als früher, und es fand in der fleißigen Arbeit auf dem Felde und in den sich lichtenden Wäldern seine nützliche Befriedigung. Mochte das Christentum zunächst nur die Bedeutung haben, daß es unschätzbare Kulturelemente vor dem völligen Untergange bewahrte, es verhütete zugleich, daß die Germanen, wo sie unvermischt saßen, in ihre alten Zustände zurücksanken.

Allmählich faßte die christliche Lehre tiefere Wurzeln.

Wie es zu allen Zeiten sittlichen Verfalls einzelne giebt, welche sich ehrenvoll aufrecht erhalten, so haben auch damals Männer und Frauen redlich gerungen, in Entsagung und Wohlthätigkeit den religiös-menschlichen Pflichten gerecht zu werden. Unter dem höheren Klerus ragten immer manche wackeren Hirten über den Durchschnitt hervor. Indem das Volk die heidnische Vorstellung von der Macht der Gottheit auf den Christengott übertrug, unterwarf es sich dem Gefühle seiner unbegrenzten Allgewalt, wenn er auch weiter sehr menschlich gedacht wurde. Das Verhältnis zu Christus wurde als ein persönliches gefaßt; die Gläubigen betrachteten sich als seine große ihm verpflichtete Gefolgegenossenschaft. Damit gewannen langsam die Lehren der Kirche, in wie groben Umrissen sie auch die Priester vortragen mochten, Gewicht und Beachtung, vor allem die einfache Seelen am mächtigsten packende Vorstellung von dem künftigen Leben als dem ersten und letzten Zwecke des irdischen Daseins, von den Freuden des Himmels und den Qualen der Hölle. Daneben entstand einiges Bewußtsein von der Verderblichkeit der Sünde, und der den Germanen eigene innere Gemütszug neigte sich religiöser Innigkeit zu, die auch die Ueberzeugung von der Verdienstlichkeit der Entsagung erfaßte.

Langsam bereitete sich die christlich-germanische Ansicht des Mittelalters vor.

Das Klosterleben nahm an Umfang zu und die Laien sahen bewundernd auf die Beispiele der Selbstverleugnung. Könige und andere Personen gründeten zahlreiche Klöster und so viele von diesen auf die abschüssigen Wege der Weltkirche gerieten, einiges von ihrer Richtung auf das Höhere blieb haften.

Zudem erhielt das Mönchstum von außen her belangreiche Förderung.

Seit dem Ende des sechsten Jahrhunderts kamen irische Mönche auf das Festland herüber, um fern von der Heimat die völlige Lostrennung von irdischen Dingen zu suchen. Von ihrer grünen Insel her, wo das Mönchstum die Seele der Kirche bildete, das Volk zu leiten gewohnt, unternahmen sie es, betroffen über die Zustände, welche sie vorfanden, im Frankenreiche ebenfalls auf die Bevölkerung bessernd einzuwirken. Einer der ersten und der vornehmlichste von ihnen, Columba oder Columbanus, der das Kloster Luxeuil in Burgund stiftete, von dem andere ausgingen, entwarf eine Regel, welche die Vervollkommnung durch stummen Gehorsam, Abtötung des eigenen Willens und Bußzucht erstrebte, aber die übermäßigen Prügel, mit denen er jede Verletzung der Vorschriften ahndete, bekunden die sachliche Handhabung der Religion.

Weithin erstreckte sich die Thätigkeit dieser Iroschotten; namentlich in den Gegenden, in denen noch Christentum und Heidentum manchmal in seltsamer Weise vermischt waren, haben sie durch Klostergründungen oder Einführung ihrer herben Strenge den kirchlichen Gedanken gekräftigt. Unvergessen blieb der heilige Gallus; durch Alemannien, Bayern und Thüringen lassen sich die Spuren seiner keltischen Genossen verfolgen. Jahrhundertelang hat die damals geschlossene Verbindung mancher Klöster mit Irland angedauert und lebte fort in dem Namen der Schottenklöster.

Diese irischen Mönche brachten außer ihrer straffen Zucht noch andere Gaben. In ihrer Heimat blühte die gelehrte Beschäftigung; zahllose Handschriften, meist geistlichen, aber auch klassischen Inhalts wurden hergestellt. In großen ledernen Taschen trugen die Fremdlinge ihre Bücher mit sich und verteilten sie auf ihren Wegen, oder stellten neue Abschriften her. Oft schufen sie den ersten Bestand von Kloster-

büchereien. Noch bezeugen viele Handschriften in der den Iren eigenen Schreibform und mit dem von ihnen geliebten krausen Ornament den segensreichen Fleiß ihrer geschickten und rastlosen Hände.

Alle diese Bemühungen waren nur Tropfen, die sehr langsam den harten Stein höhlten. Im ganzen überwogen die rohen Kräfte. Die noch nicht gedämpfte überkräftige Weise des Germanentums stieß viel Nützliches von der Mitgift aus, welche die Romanen in die Ehe mitgebracht hatten. Der Staat geriet in Zerrüttung und in unklare Rechtsverhältnisse. Nach außen hin erweiterte er sich nicht mehr, erlitt sogar Niederlagen durch Feinde; ein Glück, daß ihn keine allzu mächtigen Nachbarn umgaben. Das Herzogtum gewann selbständige Bedeutung, indem es aus einem Staatsamt zur Führerschaft von Stämmen oder gewisser Gebiete zu einem Unterkönigtum aufstieg: in Thüringen, Bayern, Alemannien, Elsaß, Aquitanien kamen erbliche Herzogswürden auf. Auch die Austrasier wollten für sich sein.

Das Gesamtergebnis kann keinen Zweifel darüber lassen, daß in diesen westlichen Ländern das siebente Jahrhundert an Kultur weit hinter dem fünften zurückstand und der Barbarei zuneigte. Man spricht daher von einem Niedergange, aber in Wahrheit ist diese lange Zeit als die eines Ueberganges zu bezeichnen, der zugleich ein Werden und ein Fortschreiten in sich einschließt, denn die Zustände bildeten sich aus, auf denen der weitere Fortgang beruhte. Das geschah in schmerzvoller Zerrüttung, in traurig langer Dauer, aber in dieser harten Mühle wurden die widerstrebenden Stoffe zurecht gerieben, damit sie sich zu einer einheitlichen Kultur vereinigen konnten.

Das germanische Wesen hat staatlich gesiegt und sich geistig fügen gelernt; das römische Wesen erlag im Staate, aber empfing einen unschätzbaren Vorteil, es erstarkte wieder zu selbständigem Leben. Das Germanentum schwächte seinen überstarken Individualismus ab, das Romanentum konnte ihn neu entfalten.

Eine schnelle Durcheinandermischung sehr verschiedener Elemente von etwa gleicher Stärke pflegt immer zur Verwirrung zu führen, weil der Ausgleich nicht ebenso rasch eintreten kann, und naturgemäß sind zunächst die harten und

leidenschaftlichen Seiten die stärksten. Im Frankenreich war erst der Boden für neue Verhältnisse zu schaffen, ehe eine günstigere Wendung eintreten konnte. Denn weder das germanische noch das römische Wesen waren unter der Wucht der ungeheuren Aenderung in dem Stande haltbar, den sie beim Zusammenstoß hatten. Die Stärke des merowingischen Königtums, über Nacht geworden, war nur ein Schein, der nicht vorhielt, weil die Germanen sie nicht ertragen konnten. Sie zeigten sich für ein Staatswesen weniger geschaffen als die Araber; denn diese bewahrten die vorgefundenen Einrichtungen zum Vorteil ihres Reiches, die Franken ließen sie rasch verfallen. Die Masse des Volkes verlor über den neuen Verhältnissen den Sinn für die ehemalige Freiheit, und die alte Unbotmäßigkeit ging auf die Großen über, zum Schaden der Reichseinheit, aber sie waren es wieder, die einen anfangs drohenden Absolutismus unmöglich machten und damit die Reste germanischer Freiheit erhielten. Indem die Romanen davon ihren Teil abbekamen, erfuhren sie eine wohlthätige Auffrischung und eine gegenseitige Annäherung war die Folge.

So erscheint der Verfall als ein großartiger und folgenreicher Entwickelungsprozeß. Er verliert damit nicht sein Häßliches, aber aus ihm erwuchs der Welt Ersatz für das Verlorene.

Der politische Gang war der alle anderen Verhältnisse bestimmende gewesen, und so konnte eine Besserung nur geschehen, wenn er selber gebessert wurde. Die Franken hatten viel Unheil gestiftet, dafür ging von ihnen die Umkehr aus, die auf einem Zusammenfassen der beiden Grundstoffe beruhte. Ein austrasisches Geschlecht brachte Hilfe, indem es germanische Kraft mit den römischen Ueberlieferungen verband. Nichts läßt so sehr die eigentümliche germanische Anlage und die Art ihrer Anpassungsfähigkeit erkennen, als die Weise, wie sich die Germanen fortan in Kirche und Christentum einarbeiteten.

Einundzwanzigster Abschnitt.

Italien und das Papsttum.

Die Geschichte seit der Völkerwanderung hat vornehmlich zu berichten, wie neue Reiche entstanden, wie ihnen entsprechend hier langsam, dort schneller neue Volkstümer aufkamen. Wird sie demnach allmählich zu einer Geschichte der einzelnen Staaten, teils in ihrem eigenen Sein, teils in ihrer gegenseitigen Berührung, und ergiebt sich somit die äußere Anordnung von selbst, so ist in dieser ein Land schwer unterzubringen: Italien. Weder ein Staat ist es bis auf unsere Tage gewesen, noch besaß es eine Volksgemeinschaft, und die nationale Durchbildung hat es noch jetzt nicht vollkommen erreicht. Der Halbinsel, die jahrhundertelang die Völker der alten Welt beherrscht hatte, fiel das traurige Los, einer Fremdmacht nach der anderen preisgegeben zu sein; sie unterlag dem wie es schien untilgbaren Fluche der politischen Zerrissenheit. Die wechselnden äußeren Gewalten zerrten die Teile auseinander, so daß die Unterschiede, welche seit dem Ende der Völkerstürme die Bevölkerung teilten, nicht ausgeglichen, sondern verschärft wurden. Sogar noch in späterer Zeit drangen andere fremde Elemente ein. Fortwährende Unruhe und Ungleichartigkeit lassen kein geschichtliches Bild Italiens aufkommen, und es ist nur eine Täuschung, wenn man im Papsttum oder in der italienischen Kultur die Einheit sucht.

Gerade dieses Land, das am ehesten dazu berufen schien, das Altertum fortzusetzen, wie es noch der große Sinn Theoderichs dachte, wurde unter schrecklichen Leiden früh von ihm losgerissen. Nicht allein darum, weil unter dem römischen Bischof die Kirche und ihre Ideen selbständig emporstiegen, sondern weil der Halbinsel die geographische Lage, die ihr einst zur Weltmacht geholfen hatte, nun zum Nachteil gereichte. Italien kann nur bestehen, wenn es den benachbarten Mächten ebenbürtig ist und das umliegende Meer für sich behaupten kann. Vordem der glücklichst gelegene Mittelpunkt, von dem die Eroberungen ausstrahlten, boten nun dasselbe Meer und

dieselben Gebirgspässe, über welche die römischen Waffen nach außen gezogen waren, den feindlichen Angriffen leichten Zugang, und es fehlte die ausreichende Macht, sie abzuwehren. Für das oströmische Reich war Italien zum Nebenlande geworden, das es als Ganzes gegen starke Feinde nicht nachhaltig verteidigen konnte, aber die Meeresverbindung ermöglichte ihm, es teilweise zu behaupten. So war die unglückselige Teilung geworden, welche zwei unvollkommene Herrschaften schuf, die weder einander zu überwinden noch jede genügende Kräfte zu entwickeln vermochten. Da sie völlig verschieden waren, nahmen auch die Unterschiede zwischen ihren Unterthanen mit der Zeit zu. Zum Unglück wurde sogar die Halbinsel geviertteilt. Im Norden lag das langobardische Königreich mit beträchtlicher Beimischung germanischen Blutes, daran stießen die Gebiete von Rom und Ravenna, mit nicht reiner, doch vorwiegend lateinischer Bevölkerung, dann die Herzogtümer Spoleto und Benevent, in denen langobardische Familien wenigstens die Vormacht hatten, endlich der Süden, der sehr wenig germanischen Einfluß erfahren hatte, und wo das nicht gänzlich untergegangene altgriechische Element von Byzanz her einige Zufuhr erhielt.

Die Kämpfe der Langobarden gegen den griechischen Besitzstand nahmen im siebenten Jahrhundert unter tüchtigen Königen, wie Agilulf (590 bis 616) und Rothari (636 bis 652), der Genua und die ligurische Küste eroberte, ihren Fortgang, dann trat Stillstand ein durch einen Frieden mit Byzanz. Das durch Wahl aus den edlen Geschlechtern hervorgehende Königtum war vielfach gehemmt durch innere Kämpfe; die meisten Könige fielen im Kampfe oder wurden gestürzt. Die erblichen Herzöge von Benevent und Spoleto behaupteten fast unbeschränkte Selbständigkeit, doch auch in dem engeren Königreiche erhielten sich Herzöge in größerer Machtstellung, wie die von Friaul. Obgleich die Langobarden sich romanisierten, kam es zu keiner rechten Verschmelzung mit den viel zahlreicheren Einwohnern römischer Abkunft, die ihre durch die Vorzeit begründete Abneigung gegen die rauhen Herren bewahrt zu haben scheinen. Das langobardische Königreich ist thatsächlich nie fertig geworden. Da die Langobarden dem Seewesen fremd blieben, behaupteten die Griechen im Norden auch die Küsten von Istrien und Venetien, dann den Exarchat

von Ravenna und die südlich angrenzende sogenannte Fünfstadt bis über Ancona hinaus. Schließlich war es ihnen auch geglückt, die Verbindung mit Rom über Perugia wiederherzustellen, so daß dieser schmale Landstreifen die langobardischen Herzogtümer Spoleto und Benevent von dem eigentlichen Königreiche abschnitt. Die südlichen Grenzen von Benevent blieben im Schwanken, doch dauernd hatten die Griechen Neapel und Amalfi, die Küsten von Apulien und Kalabrien nebst der Insel Sizilien inne.

Die Stadt Rom mit Umgebung war sonach aus dem langobardischen Italien ausgesondert, ohne lebendigen Zusammenhang mit Byzanz zu haben, denn der oberste kaiserliche Beamte, der Exarch, hatte seinen Sitz in Ravenna. Daher führte die Stadt ein eigenes beschränktes Dasein in sich selbst, unter dessen Dürftigkeit die alte Kultur hinsiechte. Wohl konnte die Erinnerung an die frühere Großzeit, erhalten durch die gewaltigen Bauwerke, nicht ganz absterben, aber sie verkümmerte in der Enge und der Not des täglichen Lebens. Da kam Ausfüllung der Leere durch das Papsttum. Als Rom zur Provinzialstadt herabgewürdigt wurde, hörte die Auszeichnung, die gleich anfangs das römische Bistum genossen hatte, nicht auf, weil es in seiner Ableitung von den beiden größten Aposteln noch eine andere unversiegbare Lebensquelle hatte, die gerade durch den Zusammenbruch des Kaisertums besondere Kraft gewann. Es begann eine zweite Geschichte von Rom, die freilich ohne die erste nicht möglich gewesen wäre.

Das unglückliche Schicksal Italiens gereichte dem Papsttum zum Heil. Denn so viele andere Umstände zu seinem Emporkommen beitragen mochten, keiner ist so wirksam gewesen wie die freie Entwickelung, die ihm gegönnt war. Nie hätte das Papsttum werden können, was es wurde, wenn Rom der Sitz des Kaisertums geblieben wäre, wenn nicht dann jahrhundertelang Italien der staatlichen Einheit entbehrt hätte. Konstantinopel war immer kaiserliche Stadt, Rom wurde früh zur päpstlichen. Ganz ähnlich ist es mit der abendländischen Kirche gegangen. Nur ihre Zersplitterung durch die Völkerwanderung ermöglichte nachher die Entstehung einer selbständigen Kirchengewalt, und als dann ein neues Kaisertum entstand, hatte das Papsttum sich bereits so weit ausgestaltet, daß es nicht mehr zurückgedrängt werden konnte.

Die Anfänge des Papsttums fallen vor die Zeit, mit welcher unsere ausführliche Betrachtung beginnt, und können hier nur in kurzer Uebersicht betrachtet werden.

Die Anwesenheit des Apostels Paulus in Rom bezeugen die biblischen Schriften; daß er dort sein Ende durch das Schwert des Henkers fand, bekunden erst spätere Nachrichten. Der Streit, ob auch Petrus in Rom war oder nicht, läßt sich nicht mit Sicherheit schlichten. Kein Beweis ist aufzubringen, der zwingend darzuthun vermöchte, daß Petrus dort weilte und den Kreuzestod starb. Doch spricht einiges dafür und die feste Ueberzeugung der römischen Gemeinde, die allerdings erst für die zweite Hälfte des zweiten Jahrhunderts zuverlässig verbürgt ist, mag als Bestätigung gelten. Jedenfalls war Petrus nicht der erste Bischof von Rom, und es ist bekannt, daß die Worte der Evangelien, aus welchen sein Vorrang vor den anderen Aposteln hergeleitet wird, nicht allseitig dieselbe Deutung finden.

Die Geschichte des Papsttums wird keine andere, ob Petrus in Rom gewirkt und gelitten hat oder ihn nur irrige Ueberlieferung dorthin gekommen sein läßt, denn erst in sehr späten Jahrhunderten sind Zweifel an diesem Fundamente der römisch-katholischen Kirche aufgetaucht und die zuerst ausgesprochenen verhallten wirkungslos. Die römisch-päpstliche Kirche wuchs auf in dem ungetrübten und allgemein geteilten Glauben an ihre Herkunft von dem Apostelfürsten.

Die Erhabenheit der Stadt Rom gab auch der dortigen christlichen Gemeinde früh großes Ansehen. Den von Aposteln gestifteten im Osten war sie als Tochter zweier und der größten Erstverkündiger des Evangeliums mehr als ebenbürtig, im Abendlande hatte sie keine Nebenbuhlerin. Die geschäftige Sage unterließ nicht, auch Konstantin, den großen Gönner der Kirche, mit dem römischen Bischof in Verbindung zu setzen; Silvester sollte ihn vom Aussatze geheilt und getauft haben. Eine wahrscheinlich in der zweiten Hälfte des achten Jahrhunderts erfundene Urkunde läßt den Kaiser erklären, er sei von Rom gewichen, weil dort, wo das Haupt der christlichen Religion von dem himmlischen Imperator eingesetzt sei, kein weltlicher Imperator Gewalt haben dürfe. Dem Papste Silvester überlasse er seinen Palast und alle Provinzen der Stadt Rom, Italiens und „der occidentalischen Regionen". Das

Papsttum hat nachher diese sogenannte Konstantinische Schenkung für seine Zwecke verwertet, das spätere Mittelalter schob ihr darum die Verweltlichung des Kirchenwesens zu und erzählte die Legende, bei ihrer Verkündigung sei eine Engelsstimme erschollen: „Heute ist Gift in die Kirche gegossen worden!"

Die Fälschung hatte insofern recht, als die Verlegung des Reichssitzes nach Konstantinopel den römischen Bischöfen überaus förderlich war. Sie blieben frei von dem Drucke des Hofes und seiner schwankenden Parteien und wurden für die Stadt Rom die angesehensten und höchsten Personen. Sie konnten nicht hindern, daß die Patriarchen von Konstantinopel sich ihnen gleichachteten, aber wie ihr Ansehen im Abendlande feststand, blieb es auch im Morgenlande in hohen Ehren. Man holte von den römischen Bischöfen Belehrung und Entscheidung in streitigen Fragen ein und sie nahmen den Ehrenvorzug als Recht in Anspruch, für das sie sich mit steigendem Nachdruck auf die von Petrus überkommene Gewalt beriefen, je mehr das alte Rom von dem neuen am Bosporus überflügelt wurde. Weil Christus selbst dem Apostel die Schlüssel des Himmelreiches anvertraut hätte, nahm das Papsttum die unmittelbare Einsetzung durch Gott, und zwar über die gesamte Kirche in Anspruch.

Die Teilung des Reiches durch Theodosius brachte keine Beeinträchtigung, weil die Kaiser in Ravenna Haus hielten. Unter den tüchtigen Männern, welche die Kathedra Petri einnahmen, ragt Leo I. (440 bis 461) hervor, hochbegabt und entschlossen, ein Gelehrter und Schriftsteller und ebenso kluger und beharrlicher Staatsmann. Zweimal ist er mutvoll vor barbarische Könige getreten, vor Attila und Genserich, um sie zur Schonung Italiens und Roms zu bewegen. Ueberzeugt, daß dem „apostolischen Sitze" der Primat über alle Bischöfe zukomme, wurde er nicht müde, für diesen Gedanken überall zu wirken, in ihm die Kirche zusammenzuhalten, sie seinem Machtworte unterzuordnen, und im Abendlande krönte sein Wirken glücklicher Erfolg.

Als das weströmische Reich zerbröckelte und die arianischen Germanen ihre Reiche gründeten, sah das Römertum allenthalben im römischen Bischof das Haupt der Rechtgläubigkeit und seinen Mittelpunkt.

Theoderich der Große erwies der katholischen Kirche milde

Schonung und gewährte ihr freie Bewegung, gleichwohl war den Römern die Vernichtung der ketzerischen Goten durch Justinian hoch willkommen. Sie wurde freilich teuer bezahlt durch die entsetzliche Verheerung des Landes, und die wirtschaftlichen Zustände blieben nachher dieselben, indem die Unterwerfung der Kolonen und der niederen bäuerlichen Bevölkerung unter den Großgrundbesitz wenig Milderung erfuhr. Auch der römische Bischof geriet wieder unter dogmatischen Zwang, aber er erhielt wertvolle Entschädigung, als der Kaiser die italischen Verhältnisse durch die pragmatische Sanktion von 554 ordnete. Der Bischof wurde der hauptsächliche Verwalter der Stadt Rom. Er übte die Gerichtsbarkeit über die Geistlichen, führte die Aufsicht über die weltlichen Beamten und wirkte bei ihrer Ernennung mit; er hatte die Obhut über Maß und Gewicht. Der Statthalter des Kaisers für Italien behielt den Sitz in Ravenna, in Rom vertrat nur ein Dux die kaiserliche Gewalt.

Der Einbruch und die Festsetzung der Langobarden brachten neues Elend über die schon so schwer heimgesuchte Halbinsel. Die schreckliche seit den ersten Angriffen der Byzantiner auf die Ostgoten andauernde Verwüstung veränderte jammervoll den Zustand des Landes. Neben den Greueln der Kriege häuften furchtbare Pesten, die Landschaft versumpfende Wasserfluten und Hungersnöte das Verderben zu schauerlicher Höhe. Weite vordem fruchtbare Strecken wurden menschenleer, zur Wildnis oder fieberschwangeren Einöden. Die Städte litten furchtbar; Mailand war völlig vernichtet und mußte wieder neu werden. Die Lebenshaltung sank zu armseliger Fristung des Daseins herab; in den nördlichen Gebieten wurde, wie im Frankenreich, die Naturalwirtschaft üblich. Mit Ausnahme der südlichen Länder stand es in Italien schlimmer als in Spanien und Südgallien. Obgleich sich in den Städten einzelne Reste der alten Studien erhielten und die überlieferte weltliche Rhetorengelehrsamkeit nicht gänzlich ausstarb, die Masse bewahrte vom Altertum nur wunderliche und gespenstische Sagen. An Stelle der feinen Laster der Kaiserzeit traten die der Roheit, Armut und Unwissenheit, ein Tausch von zweifelhaftem Werte. Das allgemeine Elend erschien als der Vorbote des nahen Weltuntergangs.

Am schwersten wurde Rom selbst betroffen. Gegen Ende

des Gotenkrieges war die Stadt so gut wie menschenleer und die sich wieder sammelnde Bewohnerschaft betrug kaum den zehnten Teil der ehemaligen. Die alten Familien erloschen und ein dürftiges, aus bunter Bastardmischung geborenes, wildes Geschlecht hauste innerhalb der viel zu weit gewordenen Ummauerung. Die antiken Bauwerke stürzten zusammen, ausgeweidet wie totes Wild, indem man die die Decken tragenden Säulen schonungslos herausriß und in Kirchen verpflanzte, dann die Trümmer als bequeme Steinbrüche für die ärmlichen Behausungen der heruntergekommenen Nachwelt benutzte. Die Marmorstatuen wanderten in die Kalköfen, die Bronzewerke in den Schmelztiegel. Während Konstantinopel in reichster Lebensfülle über die Welt strahlte, schleppte sich Rom nur noch als düsterer, der Unterwelt verfallener Schatten hin. Doch es ging nicht unter, denn es wurde erhalten vom Papsttum, und so vollzog sich die große Wandlung des zerfallenden antiken Rom zum neu aufstrebenden päpstlichen.

Byzanz, durch die Thronstreitigkeiten und die endlosen Kriege im Orient gebunden, konnte auf Italien wenig Kräfte verwenden, suchte im Gegenteil noch aus dem trübseligen Reste zu schöpfen. Nur die Hafenstädte erhielten gelegentlich Truppenzufuhr, sonst blieb die Verteidigung des Landes meist den Einwohnern überlassen. Für Rom hatten hauptsächlich seine Bischöfe zu sorgen, und ihnen allein verdankte die Stadt ihre Rettung vor den Langobarden, die mehrmals bis an die Mauern vordrangen; erst Gregor I. gelang es, einen Frieden zu stande zu bringen. So verschmolz das Papsttum mit der Bevölkerung und wurde auch zu ihrem weltlichen Haupte. Rom und Umgegend, der sogenannte Ducatus, zu dem auch die vor den Langobarden bewahrten Teile von Kampanien und Tuscien gehörten, waren eine Art besonderer Herrschaft unter dem Bischofe, wenn auch die byzantinische Oberhoheit weiter bestand. Zu unendlichem Danke verpflichteten sich die Bischöfe die ihrem Schutze Anheimgegebenen als deren echte und rechte Väter. Sie halfen zur Verteidigung, verhandelten mit den Feinden, löften die Gefangenen aus, bauten und erhielten Kirchen, Befestigungen und Schutzwehren gegen den verheerenden Tiberstrom, sie nährten die von Hunger Heimgesuchten. Diese segensreiche Thätigkeit ermöglichte ihnen der gewaltige Landbesitz, den die römische Kirche in allen Teilen

des Reiches hatte, die Patrimonien, deren Erträge jetzt für das päpstliche Rom dieselbe Bedeutung gewannen, wie ehedem die kaiserlichen Spenden. Der reiche Landbesitz in Mittelitalien hatte für die Bischöfe noch einen anderen Wert. Sie betrieben seine Bewirtschaftung auch in den schwersten Zeiten mit unverdrossenem Eifer durch halbfreie und unfreie Bauern und Erbpächter. Später schufen sie große wirtschaftliche Mittelpunkte, in denen sie die Landleute vereinigten. Dieser Großgrundbesitz gab einer territorialen Stellung der Päpste, einem Kirchenstaate den ersten Ursprung und weiteren Halt, denn nur auf dieser Grundlage konnten sie die Führer des römischen Dukates werden. Gerade die außerordentliche Geschichte, welche das römische Bistum im Unterschiede von anderen erlebt hat, rührte zum guten Teil daher, daß es sich früh auch zur territorialen Gewalt entwickelte und das Streben danach immer beibehielt. Es war nicht allein eine kirchliche Einrichtung, sondern immer zugleich ein Stück des Landes Italien, es hatte realpolitisches Sein.

Aus der wirren und dunkeln Zeit leuchtet die Gestalt Gregors I. (590 bis 604) in hellerem Lichte hervor, weil ein günstiges Geschick uns seine Briefe bewahrt hat. Aus einem vornehmen Geschlechte der Stadt stammend, wandte er sich in innig frommem Sinn von der weltlichen Laufbahn dem Mönchstum zu; seine Güter verteilte er an die Klöster. Der allgemeine Wunsch rief ihn als Steuermann auf das Schiff der Kirche, das lecke und morsche, von wütenden Wogen umstürmte Wrack, wie Gregor in vollem Gefühl des Niederganges der Menschheit oft schmerzlich klagte. Er hat redlich das Seine gethan, das gefährdete Fahrzeug über den Wogen zu halten, und führt den Beinamen des Großen mit Recht. Der energische Geist in ihm überwand selbst die unaufhörliche Qual körperlicher Leiden. Seine Briefe umfassen alle Länder der Christenheit, kirchliche und politische Fragen ebenso sorglich und klug behandelnd, wie die Verwaltung von Landgütern. Den Primat von Rom verfocht Gregor mit fester Bestimmtheit; gegen den Patriarchen Johannes von Konstantinopel, der sich wie seine Vorgänger als ökumenischer Patriarch anreden ließ, erhob er entschiedensten Widerspruch, während er der Bezeichnung Papa, die bis ins sechste Jahrhundert von allen Bischöfen geführt wurde, aber allmählich dem römischen allein zukam, den schon

von anderen Bischöfen gebrauchten Zusatz „Knecht der Knechte Gottes" beifügte.

Gregor erlebte die Freude, daß nachdem bereits Spanien unter König Reccared zur rechtgläubigen Kirche übergetreten war, die katholische Lehre auch unter dem letzten noch arianischen Volke, den Langobarden, den grimmigen Feinden seiner Römer, durch die schöne und kluge bayrische Prinzessin Theodelinde, die Gemahlin des Königs Authari und seines Nachfolgers Agilulf erst Schonung, dann Verbreitung fand. Selbst eine neue Provinz erwarb der Papst seinem Primat, die ferne britannische Insel, die folgenreichste Eroberung, die Rom je zufiel, und die erste, welche nicht mehr eine Nachwirkung des alten Reiches war. Auch die Franken erwiesen volle Ehrerbietung. Die germanischen und halbgermanischen Völker wußten nichts von dem Patriarchen in Konstantinopel; in Rom saß für sie der erste Bischof der Christenheit. Die Idee der Nachfolgerschaft Petri kam im Abendlande zur vollen Kraft und wob um das Papsttum einen mystischen Glorienschein.

Gregor ist unter die großen Lehrer der Kirche eingereiht worden. Nicht daß er seinen Vorläufern an Geistesfülle und eigenen Ideen gleichkam, denn in seinen Werken trug er nur die Ansichten der abendländischen Kirchenväter, namentlich Augustins, vor, die Gnadenlehre in abgeschwächter Form, aber er legte sie späteren Geschlechtern zurecht. Seine volkstümliche Schrift, die Dialogen, überfließend von den seltsamsten Wundergeschichten, ein rechter Niederschlag des phantastischen, jedem verstandesgemäßen Urteil fremd gewordenen Aberglaubens der Zeit, blieb Jahrhunderten ein Lieblingsbuch. Der Papst verachtete die weltliche Wissenschaft, als des geistlichen Berufes und der christlichen Lehre unwürdig, und verschmähte selbst die grammatischen Regeln; Griechisch verstand er nicht. Er sah in der Kirche die alleinige Zuflucht der zerschlagenen Menschheit und bekämpfte darum die heidnische Sinnenlust. Gleichwohl war er kein blinder Eiferer; er bewahrte menschlichverständiges Urteil, fromme Milde und politische Klugheit, Eigenschaften, welche seine in den furchtbarsten Gefahren nicht erschlaffende Thatkraft harmonisch unterstützten.

Gregor kam als der erste Mönch auf den apostolischen Stuhl und hat seinen Genossen auch als Papst reichhaltigste Gunst und Fürsorge erwiesen. Das mönchische Wesen hatte

gegen Ende des vierten Jahrhunderts im Abendlande festen Fuß gefaßt. Auch hier entfaltete der asketische Gedanke, die Zuversicht, durch ihn Erlösung zu finden, seine Macht, ebenso führten der Wunsch, der friedlosen Welt zu entfliehen, und die durch die Schrecknisse der Zeit erregte und überreizte Gemütsstimmung Männer und Frauen in die Zurückgezogenheit. Außer Ambrosius und Hieronymus hat namentlich Augustin dem Mönchstum den Boden bereitet, so daß in Italien, Südgallien, in Afrika, Spanien und Irland zahlreiche klösterliche Gemeinschaften mit vielen Insassen entstanden. Obgleich der Grundgedanke derselbe war, wurde er nicht ganz gleich ausgeführt; die übertriebenen Formen, die das Morgenland hervorgebracht hatte, paßten nicht für den Occident. Die Phantasie war hier nicht so überreizt und bizarr, und wer hätte unter dem kühleren und wechselnden Klima sich so der freien Luft preisgeben, den kräftigerer Nahrung bedürftigen Leib mit wenigen Körnern abspeisen können? Im Abendland waren die Genossenschaft im Hause und bei aller Genügsamkeit mehr Rücksicht auf die körperliche Pflege geboten. Längere Zeit gab es jedoch keine wirklichen Orden und keine einheitliche Vorschrift, bis die erste Hälfte des sechsten Jahrhunderts eine brachte, die in sich die Fähigkeit zur weitesten Verbreitung im Abendlande trug.

Ihr Urheber ist Benedict von Nursia, der Gründer von Monte Cassino, von dessen Lebensumständen wenig Sicheres bekannt ist; sein Tod fällt um 543. Diese Regula St. Benedicti, wahrscheinlich noch in ihrer ursprünglichen Gestalt erhalten, bot zwar keineswegs nur Neues, aber alles zweckentsprechend zusammengestellt, in ihrer Art vortrefflich, verständig, menschlich durchführbar, frei von unnötiger Härte, angethan die Seelen zu erziehen, zu beschwichtigen und dem Ganzen einzufügen, ohne sie zu brechen. Mit Abscheu sah ihr Verfasser die zuchtlose Selbstzufriedenheit der auf eigene Hand einsiedelnden oder herumschweifenden Mönche; nur sichere Ordnung kann zum gottseligen Leben führen. Sie beruht auf Selbstbezwingung und Selbstverleugnung, auf stetigem Dienst Gottes, freundlicher Bruderliebe, unverweigerlichem und unverzögerlichem Gehorsam gegen den Abt. Der Eintretende leistet das Gelübde, dem Klosterleben lebenslänglich getreu zu bleiben und den Oberen zu gehorchen. Diese sind nicht berufen

zur willkürlichen Herrschaft, sondern zur gewissenhaften und maßvollen Leitung der ihnen anvertrauten Seelen, für die sie Gott schwere Verantwortung schulden. Der Abt wird von der Gemeinschaft gewählt; in wichtigen Angelegenheiten hat er den Rat aller Genossen einzuholen, in geringeren den der Aelteren. Alle sind Brüder; die Herkunft, ob edel oder unfrei, macht keinen Unterschied. Die Kräfte der Einzelnen sollen weise geprüft und nötigenfalls geschont werden. Strenge darf erst nach vergeblich versuchter Milde walten, und die schwerste Strafe ist der Ausschluß aus dem Kloster. Maßlosen Ueberschwang verhütet die strenge Regelmäßigkeit des Lebens, die auch im Kleinsten Ordnung und Sauberkeit verlangt. Für Kleidung und Nahrung wird in ausreichender Weise gesorgt, Fleisch nur den Kranken gestattet, aber Wein denen, die ihn nicht entbehren wollen. Alles Eigentum gehört gemeinsam der Körperschaft.

Gottesdienst und religiöse Betrachtung machen nicht allein das Wesen des Mönches aus, sie erhalten ihre richtige Ergänzung durch die vorgeschriebene reichliche Thätigkeit, auch im Landbau, denn wahre Mönche leben wie die Apostel von der Arbeit ihrer Hände. Cassiodorius, der große Minister Theoderichs des Großen, der sich in seinem Alter in ein von ihm gegründetes Kloster zurückzog, erwarb sich das Verdienst, wissenschaftliche Beschäftigung, auch das Abschreiben von Handschriften in den mönchischen Fleiß einzuschieben und dadurch zu bewirken, daß die christlich-kirchliche Bildung und auch weltliches Wissen in den Klöstern eine Heimstätte fanden.

Gregor der Große verbreitete den Ruhm Benedicts in seinen Schriften, führte die Regel in den von ihm gestifteten Klöstern ein und wahrscheinlich unter dieses Papstes Einfluß fand sie überaus schnell in Italien, Frankreich, Spanien und England Eingang und darauf ausschließliche Geltung.

Nicht nur für die Kirche, auch für die Welt haben die Klöster unendlich Nützliches geleistet. Wie viele durch rohe Gewalt Verfolgte oder von ihrem Gewissen Gequälte fanden in ihnen Schutz und Erquickung, wie manche zartgestimmte Seelen erlangten im klösterlichen Dasein Befriedigung und Gleichmaß für nützliche Beschäftigung!

Den Klöstern verdanken wir alles oder das weitaus meiste, was von antik-lateinischen Schriften und selbst von den alten

germanischen auf uns gekommen ist; sie allein haben den Rückweg zum Altertum offen gehalten, so wenig das in ihrer Absicht lag. Für die Kirche wurden sie ein Sammelbecken christlicher und jeder Gelehrsamkeit, die Erzieher ihrer besten Kräfte, der Weltgeistlichkeit ein Beispiel und auch für die Gesellschaft haben sie wohlthätig gewirkt.

Das Mönchstum, ursprünglich aufgekommen im Gegensatz zu einer durchaus städtischen Kultur, richtete sich, im Abendlande in ländliche Verhältnisse gestellt, auf sie ein und wurde dadurch wirtschaftlich schaffend. Die von Benedict auferlegte ländliche und häusliche Arbeit machte viele Klöster zu lang wirkenden Ausgangsstätten emsigen Fleißes, die in Wüsteneien und bisher undurchdringliche Waldungen gesegnete Samenkörner der Gesittung trugen. Die Klöster wurden zu Mittelpunkten jeder wirtschaftlichen Betriebsamkeit; andererseits sammelten sie dadurch große Reichtümer, die auch die Wertschätzung der kirchlichen Gedanken erhöhten.

Freilich, ihrer allgemeinen Wirksamkeit für die christlichen Tugenden standen Hindernisse im Wege: nur zu oft traten die für sie Gewonnenen selber in das Kloster, so daß gerade die besten Elemente dem Volksleben entzogen wurden. Indem das Mönchstum in seiner Lossagung von den Grundlagen der bürgerlichen Gesellschaft, selbst der Familie, eine beständige Anlockung zur Weltverneinung gab, erschwerte es eine richtige Würdigung des natürlichen menschlichen Daseins. Aber für eine solche war die Zeit noch nicht gekommen.

Das Papsttum hat für die Pflege, die es dem Klosterleben erwies, reichen Lohn geerntet. Die Mönche wurden seine besten Apostel, daher sorglich nahe herangezogen und von der bischöflichen Gewalt, die nicht immer gleich gefügig war, nach Möglichkeit befreit. Ohne diese getreuen Knappen wäre das Papsttum kaum zu seiner Machtentfaltung gelangt.

Mit dem Mönchstum trat in das abendländische Leben eine Macht von größter Tragweite ein, die in ihren Abwandlungen immer wieder zur Kraft gelangte. Das westliche Mönchstum hat eine weit höhere Bedeutung gewonnen als das griechische. Statt nur geschichtslos und ewig in sich gleich nebenherzugehen, wie dieses, arbeitete es in seiner Weise rüstig mit an der Erziehung der Menschheit durch die Kirche, in deren

Dienſt es ſich ſtellte. Dadurch milderte es den Egoismus, der in jeder Askeſe liegt.

Mehr und mehr kam jetzt zum Vorſchein, wie grundverſchieden die kirchlichen Sinnesweiſen im Orient und Occident waren, ein Unterſchied, der ſchon in den Auguſtiniſchen Schriften erkennbar iſt. Dort beſchäftigte man ſich von jeher mit der dogmatiſchen Erläuterung Gottes, hier mit den Heilsfragen. Dort philoſophierte, hier wirkte man mit juriſtiſchem Geiſte. Daher hat Rom zwar in den dogmatiſchen Streitigkeiten kräftig ſeine Stimme erhoben, faſt immer diejenigen Lehren vertretend, welche ſchließlich als orthodoxe durchdrangen, aber der zugeſpitzten griechiſchen Theologie begegnete es mit grobkörniger Einfachheit. Auch die entartete lateiniſche Sprache konnte der griechiſchen Feinheit nicht folgen. Nie neue Fragen ſelbſt aufwerfend, nahm das Papſttum nur zu den ihm entgegengebrachten Stellung. Die abendländiſche Kirche bevorzugte die Praxis vor der Spekulation; auf Buße und Sündenvergebung gingen ihre Gedanken, daneben aber auch auf die Ausgeſtaltung der geiſtlichen Gewalt zur allgemeinen Führerin der Seelen, zur Gewinnung des Staates und der Geſamtheit für ihre Grundſätze, zur Verwirklichung des Gottesreiches innerhalb des weltlichen Seins. Weil nur der Triumph der Kirche das Gottesreich bringen konnte, machte ſie ihre eigene Erhaltung zum wichtigſten Zwecke. Das Papſttum hat dieſes Ziel frühzeitig ins Auge gefaßt, noch ehe die Folgerungen ganz gezogen werden konnten, und die abendländiſche Geſchichte wurde daher endlich die der päpſtlichen Weltherrſchaft.

Freilich entſchwand nach dem Tode Gregors dem Papſttum die Hoffnung, das Abendland unter ſeine Fittiche zu nehmen, in weite Ferne, obgleich es das Ziel nie aus dem Auge verlor. Während der Weſten in der allgemeinen Kultur tief herabſank, erhob ſich im Orient die geiſtig ſtarke Weltmacht des Islam. Zum Schluß des ſiebenten Jahrhunderts ging Afrika an ihn verloren und bald folgte Spanien nach. Die entartende fränkiſche Kirche entzog ſich der päpſtlichen Einwirkung, nur England hing mit feſtem Bande an Rom. Die Bedrängnis der Stadt und ihres Gebietes durch die Langobarden nahm zwar ab, dafür brachen andere Beunruhigungen und Nöte herein. Rom ſank immer tiefer, nur die reichen Erträgniſſe der päpſtlichen Patrimonien friſteten in ſchlimmen

Zeiten dem niederen Volke das Leben. Die alte Stadtverfassung war bis auf die letzten Spuren verschwunden, vom Senat nur der Name übrig geblieben, der jetzt auf die Vornehmen überging. Die eherne Zeit hatte wieder zum Schwerte gezwungen und erzeugte einen neuen kriegerischen Stadtadel, der seine Burgen in der Campagna hatte und anfing, die antiken Bauwerke in der Stadt in Festungen für sich zu verwandeln.

Kunst und Wissenschaft vergingen. Die Bildhauerkunst verarmte zur kindischen Roheit, die klassische lateinische Rede verlor sich unter der barbarischen Sprache des Volkes. Gelehrte Schriften wurden nicht mehr verfaßt, eine im sechsten Jahrhundert begonnene und dann zeitweise weitergeführte Zusammenstellung von Lebensbeschreibungen der einzelnen Päpste, von großem Wert trotz aller Dürftigkeit und Unbeholfenheit, der sogenannte „Liber pontificalis", ist so ziemlich das einzige litterarische Erzeugnis dieser düsteren Jahrhunderte.

Die schlimmste Plage blieb die Abhängigkeit von Byzanz. Die Wahlen der Päpste, die durch Geistlichkeit, Adel und Volk geschahen, bedurften der Bestätigung durch den Kaiser oder den Exarchen in Ravenna; vom Ende des siebenten Jahrhunderts ab nahmen daher fast nur Griechen und Syrer den römischen Bischofssitz ein. Viel Uebles verhängten die habgierigen Exarchen oder meuterische Söldnerscharen, das Härteste die Kaiser selbst, wenn die Päpste deren dogmatischen Geboten nicht gehorchten. Hatten früher die Kaiser oft ängstlich auf die römische Meinung Rücksicht genommen, so gingen sie jetzt zur Gewalt über. Martin I. wurde 653 auf Befehl von Constans II. in das Exil auf die taurische Halbinsel geschleppt, wo er starb, und Sergius I. entging 692 dem gleichen Schicksal, das ihm der wilde Justinian II. bereiten wollte, nur durch den entschlossenen Widerstand der Römer und Ravennaten. Der Vorgang that dar, wie verhaßt das byzantinische Regiment und wie groß die Anhänglichkeit an den römischen Bischof in dem jenem noch unterstehenden Gebiete waren. Ein wichtiger Fortschritt war ferner, daß auch die Langobarden jetzt mit frommer Ergebenheit in dem Papste ihr kirchliches Oberhaupt erblickten, das ihre Bischöfe bestätigte und von ihnen den Eid der Rechtgläubigkeit und des Gehorsams entgegennahm. Zum Ersatz für den verfallenden Primat über das Abendland hatten die Päpste größtes Ansehen in Italien gewonnen.

Es konnte nun Byzanz offener Trotz geboten werden. Gregor II. (715 bis 731) verwarf auf das entschiedenste das gegen die Bilder gerichtete Gebot Kaiser Leos III. Der Exarchat stand bereits neuer Geldforderungen halber gegen den Kaiser in Aufruhr, den Gregor schürte, weil auch die Kirchengüter belastet werden sollten. Das Bilderverbot goß Oel ins Feuer und rief allgemeinen Aufstand hervor. Da kam eine neue Verflechtung der Dinge. Der langobardische König Liutprand benutzte die gute Gelegenheit, im Exarchate und römischen Gebiete Eroberungen zu machen. Allein Gregor war keineswegs gewillt, die byzantinische Herrschaft gegen eine langobardische einzutauschen, unter der das Papsttum seine bisherige weltlich-politische Stellung in Rom nicht hätte behaupten können. Die Politik der Päpste begann, welche seitdem dieselbe geblieben ist, der Widerstand gegen jedes einheitliche Reich oder jede allein gebietende Macht auf der Halbinsel; Italien hat die Kosten davon bis auf unsere Tage zu tragen gehabt.

Die Langobarden waren indessen zum Schutz gegen einen Gewaltstreich von seiten der Kaiser ganz brauchbar. Die Päpste mußten eine feine Politik einschlagen und gleichsam die beiden Feuer, von denen sie bedrängt waren, gegeneinander kehren.

Liutprand geriet in Streit mit den langobardischen Herzögen von Benevent und Spoleto, die er sich fester unterordnen wollte, vielleicht weil er darin eine Vorbedingung für die Eroberung des byzantinischen Besitzes erblickte oder das selbständige Zugreifen der Herzöge verhindern wollte. Daraus ergaben sich mehrfach wechselnde Beziehungen und Verbindungen zwischen den verschiedene Zwecke verfolgenden vier Parteien, König, Papst, Exarch und Herzögen. Gregor II. wußte alle Lagen vortrefflich für sich zu verwenden. Er und sein gleichnamiger Nachfolger ließen sich Städte, welche die Langobarden erobert hatten, zum Geschenk für den Apostel Petrus machen, wohl nicht um einen unabhängigen Kirchenstaat zu gründen, sondern um die Patrimonien und ihre Wehrkraft zu mehren und den Langobarden einen Teil ihrer Beute abzunehmen.

Gregor III. ging in der Bildersache so scharf vor, daß der energische Kaiser Leo III. den schweren Schlag gegen ihn führte, Illyricum und das südliche Italien dem Primate des Papstes zu entziehen und die Patrimonien in seinem Reiche

mit Beschlag zu belegen. Dennoch arbeitete Gregor III. auch Liutprand entgegen und verbündete sich schließlich mit den aufrührerischen Herzögen. Als der König deswegen Rom angriff, kam der Papst auf den Gedanken, auswärtige Hilfe zu suchen. Er wandte sich an den Franken Karl Martell, und es ist wahrscheinlich, daß dieser ein Schutzversprechen gab. Doch kam er nicht in die Lage, es zu verwirklichen, und im Jahre 741 starben Papst, Kaiser und der fränkische Majordomus.

Zacharias bewog Liutprand und, als dieser 744 starb, auch dessen Nachfolger Rachis, die Feindseligkeiten einzustellen, allein der folgende König Aistulf, festeren Herzens, führte entschlossen die Waffen und eroberte endlich Ravenna samt dem Exarchat. Inmitten drohender Gefahren starb Zacharias im März 752, allein dieser letzte Grieche auf dem Stuhle Petri war der erste Urheber des germanisch-abendländischen Kaisertums und damit des weltherrschenden Papsttums geworden.

Zweiundzwanzigster Abschnitt.

Die ersten Karolinger.

Das Geschlecht, das den Merowingern das Knäuel der geschichtlichen Fortbildung, das sie nicht weiter abzuwickeln verstanden, aus der Hand riß, ist weltbekannt unter dem Namen der Karolinger, und man wird gut thun, ihn beizubehalten, obgleich er nicht dem bei Bezeichnung von Familien üblichen Gebrauch, ihren Namen von den Gründern abzuleiten, entspricht. Wie viele Herrscherhäuser haben einen Karl den Großen aufzuweisen?

Der Güterbesitz der Familie, von dem früheste Kunde auf uns gekommen ist, lag im Mosellande, und dort wird demnach ihre Heimat gewesen sein. Die Stammväter Bischof Arnulf von Metz und Pippin der Aeltere, die Führer des trotzigen austrasischen Adels, halfen Chlothar II., der Königin Bruni-

childis ihr gräßliches Schicksal zu bereiten; Pippin wurde Majordomus des jungen Königs Dagobert.

Das Amt eines Majordomus, das am Hofe jedes Teilreiches bestand, hatte an Inhalt und Umfang so zugenommen, daß sein Träger der erste Beamte war. Der Adel pflegte ihn als einen der Seinigen zu betrachten, obgleich die Würde den Keim zur Allgewalt in sich trug. Schon Pippins Sohn Grimoald, mit ihr nicht zufrieden, warf seinen Sohn Childebert zum Könige auf; der austrasische Adel stürzte beide und lieferte sie dem Könige Chlodowech II. aus. Eine Tochter Pippins, die mit Ansegisel, dem Sohne Arnulfs, vermählt war, hat das Geschlecht als Mutter Pippins (des Mittleren) fortgepflanzt.

Inzwischen geriet das Königtum immer mehr unter das Gebot dieser obersten Hofbeamten, welche die eigentlichen Regenten wurden. Der Adel sah bereits in ihnen seine Gegner und wollte, da er am besten in den Teilherrschaften gedieh, verhüten, daß nicht ein Hausmeier über das ganze Reich waltete. In den darüber entstehenden Kämpfen siegte der gewaltige Majordomus Ebroin von Neustrien und erstritt sich die oberste Gewalt in allen drei Reichen; sein vornehmlicher Gegner in Austrasien war Pippin gewesen. Nachdem jedoch Ebroin 681 ermordet worden war, gelang es Pippin 687, in der Schlacht von Tertri (bei Péronne) die Neustrier zu besiegen und die gesamte Reichsregierung an sich zu bringen. Die Könige, ohne Besitz, da das Krongut zum größten Teil entfremdet war, und ohne Macht, trugen fortan nur den leeren Titel, während die Karolinger ihren großen Eigenbesitz und Einfluß in Austrasien der Regierung zuführten. So schufen sie aus den Kämpfen des Adels gegen das Königtum und den Sonderbestrebungen der Reichsteile, in denen sie selber emporgekommen waren, eine neue Einheit.

Nach Pippins Tode 714 sicherte sein unehelicher Sohn Karl, den man nachher Martellus, den Hammer, genannt hat, in schwerem Streit gegen Pippins Witwe und deren Enkel das Werk des Vaters und das Uebergewicht Austrasiens. Mit Recht gilt Karl als Neugründer des Frankenreiches; zufrieden mit dem Titel eines Majordomus herrschte er wie ein König, seine Gegner gewaltig niederhaltend. Die letzten Jahre seines Regiments erachtete er es nicht einmal für nötig, den Thron mit einem Merowinger zu besetzen. Ein großartiger Kriegs-

mann, der Jahr für Jahr zu Felde zog, zwang er die feindlichen Nachbarn, Friesen und Sachsen, zur Ruhe, nötigte Bayern, wieder die Oberhoheit des Reiches anzuerkennen, und hielt die Herzöge in Gehorsam. Besondere Schwierigkeit machte das Herzogtum von Aquitanien, und schon offenbarte sich der geschichtliche Unterschied von Neustrien und Austrasien, ohne jedoch zur bewußten Trennung stark genug zu sein.

Den höchsten Ruhm bei Zeitgenossen und Nachwelt brachte Karl der im Oktober 732 in der Nähe von Poitiers erfochtene gewaltige Sieg über die spanischen Araber unter dem Statthalter Abderrahman. Das neue Gebieterhaus legte eine glänzende Probe ab, was es bereits für das Reich leistete; wie jämmerlich war dagegen das zerrüttete Westgotenreich gefahren! Die That des Franken soll nicht verkleinert werden, doch der Entscheidungskampf zwischen Islam und Christentum war schon fünfzehn Jahre früher vor den Mauern von Konstantinopel geschlagen worden, und hier an seinem äußersten Umkreis hätte der Khalifat damals kaum noch die Kraft gehabt, so kriegerische Völker zu überwältigen. Freilich war es von Wert, daß Karl bereits das Reich fester zusammengezogen hatte.

Nicht ganz so schlimm wie seinem großen Kampfgenossen gegen die Araber, Kaiser Leo III., doch ähnlich ist es dem fränkischen Majordomus gegangen; auch ihm bewahrte die Geistlichkeit kein gutes Andenken: weil er sich Kirchengut angeeignet und verteilt habe, büße er in der Hölle. Karl hat in der That über die Kirche zu weltlichen Zwecken nach Gutdünken verfügt, Bistümer und Abteien an fügsame Geistliche und Laien vergeben und einen großen Teil ihres ungemeinen Besitzes, den man auf ein Drittel des gesamten Bodens geschätzt hat, dem Staate nutzbar gemacht, um dessen Notlage zu erleichtern. Die vielen und schweren Kriege erheischten bei der weiten Ausdehnung des Reiches schnellere und leistungsfähigere Aufgebote, als der Heerbann stellte, und das schwerfällige Fußvolk, das er ins Feld schickte, hatte gegen die Scharen der berittenen spanischen Araber einen harten Stand. Reiterei brachten am besten die Großgrundbesitzer auf, denen dafür natürlich Entschädigung gebührte. Da sie das stark verringerte Königsgut nicht leisten konnte, mußte Kircheneigentum herhalten, und so erlitt es besonders in Neustrien große Verluste durch Einziehung und Verleihung an Weltliche. Die

Nachfolger Karls, die selber noch Kirchenbesitz so verwendeten, haben dann die Verhältnisse geordnet. Der für das Bestehen der Kirchen notwendige Teil der Güter wurde zurückgegeben, der größere blieb den Empfängern zur Nutzung, doch als zinspflichtiges Eigentum der Kirchen. Wahrscheinlich bezweckte die Maßnahme, das der Kirche verliehene Krongut wieder dem Staate nutzbar zu machen.

Die Regelung knüpfte an ältere Verhältnisse an. Die Kirche hatte die schon in römischer Zeit übliche Leihe von Gütern gegen Zins zur Pacht weiter gehandhabt und weltliche Grundherren ahmten ihr nach. Solche Güter hießen Precarien oder Benefizien. Die letztere Bezeichnung ging jetzt sowohl auf jene durch Herrscherbefehl ausgegebenen Kirchengüter über, wie auf die, welche die Kirche aus eigenem Antriebe verlieh, und auch die Vergabungen aus Krongut erfolgten nicht mehr wie vordem als Eigentum, sondern als Leihe, ebenfalls als Benefizien. Dafür findet sich schon im Althochdeutschen der Ausdruck „Lehen"; Feudum kommt zuerst im zehnten Jahrhundert in Südfrankreich vor. Die Inhaber hatten das Recht, das ganze Gut oder Teile in Afterleihe an andere zu geben, nur durften sie es nicht veräußern. Die Verleihung geschah auf Lebenszeit, so daß das Lehen beim Tode des Inhabers dem Verleiher, bei dessen Abgang seinem Nachfolger heimfiel; in der Regel wurde sie erneuert.

Das Lehen begründete keine wirtschaftliche Abhängigkeit; es war für öffentlich-rechtliche Zwecke bestimmt. Der Inhaber sollte sein Gut nicht als Zinsbauer selbst bestellen, sondern von ihm seinen Unterhalt beziehen, um dem Herrn im Heer als Reiter zu dienen. Es lag also ein persönliches Dienstverhältnis vor und hier setzte eine andere alte Beziehung ein. Wie dem Könige außer den hochgeehrten Antrustionen, die jedoch mit dem Ende der Merowingerzeit verschwinden, noch andere Leute dienten, so umgaben sich auch Herren von hervorragender Stellung mit den Gasinden, ein Name, der von dem „Vassi" oder „Vassalli" verdrängt wurde, den ursprünglich unfreie persönliche Diener eines Herrn trugen. Jetzt flossen Benefizialwesen und Vassallität zusammen zu einer Einrichtung, die sich weit verzweigte, denn jeder, der dazu im stande war, konnte sich Vassallen verpflichten. Auch viele Freie traten in dieses Verhältnis zu großen Herren; die Vassallen

erhielten meist Land als Benefizium. Wie der Herr, der Senior, dem Vassallen, seinem „homo“ Schutz schuldete, so war dieser ihm durch die Kommendation, die nach germanischer Sitte durch Handreichung geschah, und durch Eid zu Treue und Diensten gehalten. Das gegenseitige Band war ein lebenslängliches. In den Vassallen, mochten sie frei oder unfrei sein, erstand ein durch seine persönliche Beziehung zu dem Könige oder zu Großen bevorzugter kriegerischer Stand, der über die Gemeinfreien an Ansehen hervorzuragen begann.

Aus diesen Vorstufen, über die mancher wissenschaftliche Streit schwebt, ging das Lehnswesen hervor. Sein Entstehen hing zusammen mit der herrschenden Wirtschaftsform. Da eine Entschädigung für die zu leistenden Dienste und den dafür erforderlichen Aufwand nicht in Bargeld oder Edelmetall gegeben werden konnte, so blieb nichts übrig, als Land anzuweisen, und sollte die Nutzung einen Wert haben, mußte sie eine für längere Zeit gesicherte sein. Zugleich wurde dadurch ermöglicht, weit auseinanderliegende Güter besser zu verwerten. Für den Großgrundbesitz war somit die neue Form eine sehr angenehme, da sie auch äußere Ehre durch zahlreiche Vassallen und eine Machtsteigerung einbrachte.

Zugleich entsprach die neue Einrichtung germanischen Begriffen, der bekannten Neigung, alle Verhältnisse, auch die öffentlichen, als persönliche zu fassen. Senior und Vassallen schuldeten sich Treue gegen Treue. Nicht daß das alte Gefolge der Taciteischen Zeiten erneuert worden wäre oder sich erhalten hätte, aber trotz mancher beträchtlichen Unterschiede war der Grundgedanke derselbe. Die Vassallen des Herrn bildeten eine Genossenschaft unter sich mit gemeinsamen Rechten, Pflichten und Einrichtungen, und als solche standen sie dem Herrn zur Seite. Auch die Romanen hatten die Staatsanschauungen der Germanen übernommen, und sie waren ja in ihrem Grundwesen nicht von jenen verschieden.

Aehnliche Zustände sind auch bei anderen Völkern entstanden, weil es überall nahe lag, Kriegspflicht an Landnutzung zu binden. Aber dieses Lehnswesen trägt seinen besonderen eigenartigen Charakter in den stark persönlichen und genossenschaftlichen Grundzügen und darin, daß es die schon begonnene Ausbildung eines rein kriegerischen Herrenstandes förderte. Wie bereits die Geistlichkeit einen besonderen Stand bildete,

war damit die Entwickelung eines Ständeweſens, das ja auf einer gewiſſen genoſſenſchaftlichen Idee ſteht, für die Zukunft gegeben, zum Nachteile des Staates.

Denn mit dem einheitlichen Staatsgedanken einer allgemeinen Unterthanenſchaft vertrug ſich das neue Gebilde ſchlecht. Die Gefahr lag nahe, daß die königlichen Vaſſallen in dem Herrſcher nicht ſowohl das ſtaatliche Oberhaupt als ihren Lehnsherrn erblickten, weil ihre beſondere Verpflichtung gegen ihn nicht in dem einfachen Unterthanenverhältnis lag. Da auch die Grafen durch Erteilung von Lehen Vaſſallen wurden, ſtörte der andersartige Zuſatz ihr reines Beamtentum. Die Vaſſallen der Großen ſtanden wieder ihrem Senior, der ſich zwiſchen ſie und den König einſchob, näher als der Regentengewalt. Innerhalb des Staates ſetzten ſich zahlreiche Verbände rein perſönlicher Natur feſt, welche ihre Zugehörigen mit ſtarker Kraft umſpannten, zu Gunſten der Senioren. Ihnen war es jetzt erſt recht nahe gelegt, die Zahl der von ihnen Abhängigen zu vermehren. Die Wehrkraft des Reiches wurde verſtärkt, aber durch die geſteigerte der Großen. Während in Byzanz die Krone durch das Söldnertum voll über das Kriegsweſen des Reiches verfügte, drohte es im Frankenreiche der unmittelbaren Handhabung des Königtums zu entſchlüpfen. Die Karolinger trugen unter dem Zwange einer großen Reichspolitik ſelber dazu bei, den Staatsverband zu ſchwächen, und der weitere Prozeß ging dahin, daß ſich die mächtig gewordenen Großen gegen ſie wandten. Doch verfloß noch geraume Zeit, ehe die ſchädlichen Folgen des Lehnsweſens zu Tage traten. Zunächſt wurden die Großen enger an die Träger des Staates gebunden, der außerdem durch die Verfügung über das Kirchengut beträchtlich an Macht gewann.

Die dürftige Ueberlieferung geſtattet nicht, von der Perſönlichkeit des „Hammers“ ein feiner ausgeführtes Bild zu entwerfen, aber ſie giebt ausreichenden Grund zu der Gewißheit, daß er nicht nur der Retter des Frankenreiches, ſondern noch mehr, ſein Neuſchöpfer war. Er ſteht zu ſeinem gleichnamigen Enkel, wie der Große Kurfürſt zu ſeinem Urenkel. Vor ſeinem Tode, der am 22. Oktober 741 erfolgte, teilte er das Reich unter ſeine zwei Söhne ebenſo, wie es die Merowinger zu thun pflegten. Zum Glück ſtanden Karlmann und Pippin (der Jüngere), die wie Könige walteten,

getreulich zu einander, so daß es ihnen gelang, die Empörungen der Aquitanier, Alemannen, Bayern und Sachsen niederzuwerfen; doch hielten sie es für klug, nochmals einen Merowinger, Childerich III., als König einzusetzen. Als Karlmann nach einigen Jahren zurücktrat und in ein Kloster bei Rom ging, herrschte Pippin allein kraftvoll weiter. Da faßte er den Entschluß, nun volle Klarheit zu schaffen und dem Zwitterwesen seiner Stellung ein Ende zu machen, an die Stelle des merowingischen Königtums sein eigenes zu setzen.

Der welthistorische Bund mit dem Papsttum wurde geschlossen, das Samenkorn neuer universaler Ideen in den zerstückten Boden Europas gesenkt, der bis dahin stetig gewachsenen Sonderung der Länder des Abendlandes Einhalt geboten.

Der fromme kirchliche Geist seines Ahnherrn, des Bischofs Arnulf, lebte in dem Pippinischen Geschlechte weiter, obgleich es mit ihm, wie nicht allein Karl Martell zeigt, auch sehr sachliche Handlungsweise zu vereinigen wußte, und freigebige Vergabungen an die Kirche, wie Begünstigung der Klöster waren bei ihnen herkömmlich. Die Brüder Karlmann und Pippin, voll Ehrfurcht vor der Kirche und mit Verständnis für die ihr obliegenden Aufgaben, suchten der argen Zerrüttung der Kirche zu steuern und erkannten die geeignete Persönlichkeit in Bonifatius.

Die Arbeit der Iroschotten entbehrte der Einheit und wurde daher durch eine planvollere überflügelt; die Nebenbuhlerschaft der irischen und der englischen Kirche verpflanzte sich über das Meer nach dem Festlande. Das Werk Gregors des Großen, die Bekehrung der germanischen Angelsachsen trug dem Papsttum die schönsten Früchte. Der fortgesetzt lebhafte Verkehr mit Rom bürgerte in England mit den römischen Kirchengebräuchen und der Benedictinerregel die ehrfurchtsvolle Ergebenheit an den Papst ein und zeitigte in dem Klerus eine christlich-lateinische Bildung, wie sie selbst in Italien nicht zu finden war. Ein allgemein-christliches Bewußtsein erfüllte Geistliche und Mönche und das Beispiel der keltischen Nachbarn trieb sie an, dafür in der weiten Welt Bethätigung zu suchen. Während die Iren vor allem der persönlichen Entsündigung nachgingen, wollten die Engländer das Evangelium verbreiten und wandten sich deshalb der Mission zu. Die Sachsen, deren Voreltern als Heiden nach Britannien gesegelt

waren, kehrten als eifrige Glaubensboten zu ihren Stammesgenossen zurück; doch während die Iren trotz ihrer absichtlichen Trennung von der Heimat Iren blieben, waren die Engländer bereit, sich dem fränkischen Staatswesen einzuordnen, in der Absicht, den über das Besondere erhabenen christlichen Verband zu fördern. Wie die germanischen Krieger im alten Römerreiche wurden sie die getreuen Diener des neuen Rom. Diese Angelsachsen fühlten ebenfalls das Bedürfnis, ihre Person dem göttlichen Herrn zu weihen, und sie übertrugen dieses Gefühl auf den von ihm bestellten Leiter der Kirche, den römischen Bischof. Ihre Treue gegen ihn war mehr Sache des Gemütes, der persönlichen Hingabe, als die Idee eines Rechtsverhältnisses. Germanen waren es, welche den päpstlichen Stuhl huldigend auf ihre Schultern erhoben, wie den Schild, auf welchem der König dem Volke gezeigt wurde, und die Päpste sind hauptsächlich durch Germanen zu ihrer späteren Höhe getragen worden.

Die Versuche Willibrords und anderer bei den trotzigen heidnischen Friesen glückten nur teilweise, aber dort sammelte Winfrith, geboren in Wessex, der nachher den Namen Bonifatius annahm, seine ersten Erfahrungen. Getreu der Gesinnung, die er in der Heimat eingesogen hatte und sein Leben lang zur Richtschnur nahm, daß das Papsttum der notwendige Schlußstein der Kirche sei, wallfahrtete er nach Rom zu Gregor II., der ihn 719 zur Predigt und Taufe unter den Heiden bevollmächtigte und zugleich ausersah, das in den rechtsrheinischen Ländern erst zu ordnende Kirchenwesen mit Rom in enge Beziehung zu bringen. Noch zweimal war Bonifatius in der Papststadt; 722 empfing er dort die Weihe als Bischof und leistete den Eid der Unterwürfigkeit; 738, inzwischen von Gregor III. zum Erzbischof erhoben, erhielt er weitere vertrauensvolle Aufträge. In allem, was er that, erstrebte er die Gemeinschaft mit Rom, voll ängstlicher Gewissenhaftigkeit selbst in geringfügigen Fragen Belehrung erbittend. Doch führte er auch gegen die Päpste offene Sprache, wenn er sie im Interesse der kirchlichen Sache für nötig hielt.

Bonifatius leitete die Erkenntnis, sein Werk müsse von einer höheren Gewalt gestützt sein; ließ er sich doch öfter vom Papste Schreiben an hervorragende Männer in den Gegenden, wo er thätig sein wollte, ausstellen. Wie an die kirchliche, wandte er sich auch an die weltliche Macht; gleich von Anfang

an versicherte er sich der Zustimmung des Majordomus Karl Martell, an den er sich auch vom Papst empfehlen ließ. Eigentliche Mission hat er wenig getrieben, nur in Hessen; dafür schuf er die kirchliche Verfassung in Thüringen und besonders in Bayern. Seine Begabung war eben, Glieder zu einem kräftigen Ganzen zusammen zu fügen. Unter Karlmann und Pippin kam seine größte Zeit.

Wie die politische Wiederherstellung des Frankenreiches von dem germanischen Austrasien ausging, so jetzt auch die kirchliche Neuordnung. Zunächst von Karlmann berufen, hat Bonifatius auf mehreren Synoden die gänzlich aufgelöste hierarchische Ordnung für das gesamte Frankreich hergestellt, Maßregeln zur Hebung der kirchlichen Zucht und zur Reinigung des geistlichen Standes von ungeeigneten Männern durchgesetzt. Seine Reform beruhte durchaus auf der Genehmigung und Unterstützung der Staatsgewalt als eine innerfränkische, aber sie bezweckte auch, die geeinigte fränkische Kirche an das Papsttum zu knüpfen. Eine Synode erklärte ihre Treue zum katholischen Glauben und zur römischen Kirche, ihre Ergebenheit an den heiligen Petrus und seine Stellvertreter. Man darf bei Bonifatius nicht Gedanken voraussetzen, die erst eine spätere Zeit erzeugen konnte; keineswegs wollte er die Selbständigkeit der fränkischen Kirche brechen oder den Staat in seinen Rechten auf sie beschränken. Das Papsttum sollte die fränkische Kirche nicht regieren, sie nur als höhere beratende, belehrende und im Zweifel entscheidende Oberleitung dem christlichen Glauben würdig machen.

Nicht Apostel der Deutschen, sondern Einiger der fränkischen Kirche und Begründer der päpstlichen Obmacht in ihr ist Bonifatius, der erste Erzbischof von Mainz, gewesen. Ein getreulicher Priester, der die Gelehrsamkeit seiner Zeit besaß und über den Mühen des Tages der wissenschaftlichen Interessen nicht vergaß, ausdauernd und klug beharrlich, Störer sehr unliebsam empfindend und daher scharf in seinem Urteile über andere und nicht ohne lebhaften Ehrgeiz, konnte er weder sich selber genug thun noch volle Befriedigung finden. Daher nahm er im Greisenalter die Ideale seiner Jugend wieder auf und ging als Glaubensbote zu den Friesen. Durch sie hat er am 5. Juni 755 den Märtyrertod gefunden. Der Leib wurde nach seiner Lieblingsstiftung Fulda gebracht.

Bonifatius erlebte noch, daß die Beziehungen des Frankenreiches zum Papsttum, an denen er so eifrig gearbeitet hatte, so stark und unmittelbar wurden, daß er selber darüber in den Hintergrund trat.

Wie Karl Martell das Vermögen der Kirche dem Staate dienstbar gemacht hat, so nahmen seine Söhne auch in geistlichen Angelegenheiten eine Ueberordnung in Anspruch, ganz anders als die Merowinger. Die jetzigen Regenten zogen auch das innerste Leben der Kirche und der Geistlichkeit unter ihre Obhut. Die kirchlichen Ideen richteten sich unter ihrer Pflege auf, zunächst in dem Sinne, die Kirche rein zu gestalten um ihrer selbst und der Gläubigen willen. Reinheit der Kirche wurde die Losung für Jahrhunderte, die dann zu immer weitergehenden Folgerungen geführt hat. Sie gestaltete sich schließlich zum Angriff auf den Staat, nachdem er ihr die gedeihlichste Fürsorge gewährt hatte.

Die Karolinger erblickten unter dem Eindruck der von Bonifatius angeregten Vorstellungen in dem Papsttum eine mystisch-höhere Macht, und Pippin kam auf den Gedanken, sie in einer besonderen Angelegenheit anzurufen und unter ihrer Aegide zu vollbringen, was seine Vorfahren vorbereitet, aber noch nicht zur Vollendung gebracht hatten.

Der Absicht Pippins, die Königswürde anzunehmen, stand das uralte Recht der Merowinger entgegen; wie sollte man es beseitigen und dennoch von dem neuen Königtum den Vorwurf gewaltthätiger Anmaßung und des Eidbruches abwenden? Nur eine Gewalt, welche noch mehr wog als irdisches Volksrecht, vermochte von ihm zu entbinden; wenn der Thronwechsel unter göttlicher Billigung erfolgte, wurden alle Bedenken beschwichtigt. Gott war vertreten durch die Kirche, allein die fränkische Geistlichkeit verpflichtete das alte Recht, und so nahm man die Zuflucht zum Papste. Eine Gesandtschaft soll Zacharias die etwas kindlich klingende Frage vorgelegt haben: ob es gut sei, daß die Merowinger, wiewohl sie keine Macht mehr besäßen, noch Könige seien; worauf er geantwortet hätte: es sei besser, wenn derjenige, welcher die Gewalt inne habe, auch König heiße, und daß kraft apostolischer Autorität Pippin König werde. Die Geschichte erinnert an die delphischen Orakelsprüche der altgriechischen Zeit, und in der That, eine innerliche Aehnlichkeit ist vorhanden: der päpstliche Spruch galt

ebenfalls als von der Gottheit eingegeben. Sein Gewicht ist nicht so gering anzuschlagen, wie man es häufig gethan hat; daß man ihn einholte, war eine großartige Huldigung an das Papsttum, und schon des Zacharias nächste Nachfolger haben den Frankenherrschern deutlich genug vor Augen gehalten, wie viel sie ihnen verdankten, obgleich die staatliche Ausführung ganz Sache der Franken war. Die gleichzeitige Geschichtsschreibung zeigt ebenfalls unzweideutig, wie hohes Gewicht sie auf des Papstes Entscheidung legte. Spätere Zeiten vollends führten Pippins Königtum auf päpstliche Uebertragung zurück. Dieser fränkische Handel war einer der größten Glückszufälle für das Papsttum.

Im November 751 wurde Pippin in Soissons „durch die Wahl aller Franken und die Huldigung der Großen" auf den Königsthron erhoben. Bonifatius vollzog die Salbung. Bisher war sie im Frankenreiche nicht üblich gewesen; sie sollte eben dem neuen Königtum die göttliche Weihe verleihen. So trat es von vornherein in Verschwisterung mit der Kirche und fügte zu seinem weltlichen Rechte göttliches, Verstärkung sowohl wie Verpflichtung.

Pippin sah sich bald in die Notwendigkeit versetzt, seine Dankesschuld zu entrichten. Papst Stephan II., nachdem er vergeblich von Byzanz Hilfe verlangt hatte gegen König Aistulf, der auch nach dem römischen Ducate trachtete, kam in das Frankenreich als der erste Papst, der die Alpen überschritten hat; mit ihm wandte sich die Geschichte des Papsttums nach Norden. Demutsvoll empfing ihn Pippin; sein Erscheinen war für das ganze Volk ein ergreifendes Ereignis. Der Papst verlangte nicht nur Hilfe, sondern seine Absichten gingen weiter.

Das Papsttum befand sich in einer eigentümlich schwierigen Lage. Das dringendste Bedürfnis war, von den Langobarden befreit zu werden, und Sicherheit vor ihnen ließ sich nur erlangen, wenn ihnen ihre Eroberungen wieder abgenommen wurden. Byzanz verweigerte dazu seinen Beistand, denn Konstantin V. lag in schweren Kämpfen gegen die Araber. Vielleicht hoffte er auch, Stephan auf diese Weise gefügig zu machen; soeben hatte er, der grimme Feind der Bilder, auf einem Konzil von neuem seinen Entschluß, ihrer Verehrung ein Ende zu machen, kund gethan. Von Byzanz war also nichts zu hoffen. Der Papst konnte jedoch nicht daran denken, sich von

Ostrom völlig loszulösen; das hätte, wie aufs stärkste zu betonen ist, der ganzen bisherigen Ueberlieferung widersprochen. Das Papsttum beanspruchte nicht nur die Gleichstellung mit dem Patriarchen von Konstantinopel, vielmehr höheren Rang, nicht allein für das Abendland, sondern auch für das Morgenland; in kirchlicher Beziehung hielt es sich für berechtigt, selbst dem Kaisertum entgegenzutreten. Brach es mit ihm für die Dauer, dann war auch der Einfluß im Orient dahin, und die Lostrennung ganzer Kirchenprovinzen, die soeben Leo III. vorgenommen hatte, war eine schmerzliche Lehre. Außerdem konnte von Süditalien her auch jetzt noch byzantinische Gewalt Rom antasten.

Konnte sich also Rom von Byzanz nicht losreißen, so erforderte die augenblickliche Lage entschiedenes Handeln. In dieser Verlegenheit half die Vorstellung, daß der heilige Petrus der echte Herr und Eigentümer der römischen Kirche sei, und in seinem Namen wurde Beistand von den Franken verlangt; sie sollten dem Papste als dem Nachfolger des Apostelfürsten das Aistulf entrissene Gebiet überliefern. Denn es war natürlich, daß Pippin nicht den Byzantinern ihr schlecht verwahrtes Land zurückerobern, nicht für einen fremden Kaiser die Langobarden angreifen wollte. Um Gott und den heiligen Petrus sollten sich die Franken Verdienst erwerben, ihm sein Eigentum wieder verschaffen. Nicht eine Schenkung — denn der damals oft gebrauchte Ausdruck Donatio bedeutet nur urkundliche Zusicherung —, sondern eine Wiederherstellung des petrinischen Besitzrechtes verlangte Stephan. Zugleich sollten die Frankenkönige die Schutzpflicht übernehmen, wie sie bisher der Exarch von Ravenna im Namen des Kaisers ausgeübt hatte; daher erteilte Stephan Pippin und seinen Söhnen den von jenem geführten Titel: des heiligen Petrus Patricier sollten sie sein. Die Handlung war ein Notbehelf, staatsrechtlich unklar, wie das immer bei Verlegenheitsauskünften der Fall ist. Gewiß trug sich der Papst nicht mit dem Gedanken einer Souveränetät, eines vollkommen unabhängigen Kirchenstaates, denn der Gedanke lag noch außerhalb der Zeitverhältnisse, schon deswegen, weil die Päpste sie gar nicht hätten behaupten können. Stephan lavierte zwischen zwei Strömungen; genug, wenn er vorläufig der Langobarden entledigt wurde.

So stellte Stephan den Franken den Feldzug gegen die

Langobarden, die Feinde des heiligen Petrus, dar. Welche bessere Weihe konnte das neue Königtum empfangen, als wenn es für den, dem es seinen Ursprung verdankte, das Schwert zog? Aus derselben Vorstellung heraus, die ihn vor drei Jahren die Zustimmung des Papstes zum Königtum hatte erbitten lassen, sagte Pippin mit seinen Söhnen und den fränkischen Großen in Quierzy ihren Beistand zu und gelobte, der heiligen Kirche Petri das ihr von den Langobarden Entrissene wieder zu verschaffen, ohne daß das Einzelne näher bezeichnet wurde. Das war vermutlich der Inhalt der in Quierzy ausgestellten Urkunde, um die die wissenschaftliche Forschung schier endlosen Streit geführt hat.

Der Papst erwies dem Frankenherrscher einen weiteren Dienst. Das Königtum war nur persönlich auf Pippin übertragen, und weil das Volk oder die Großen ihn erhoben hatten, damit deren Anrecht auf die Besetzung des Thrones begründet worden. Daher konnte Pippin die Nachfolge seiner Söhne nur von der Billigung der Großen erwarten. Stephan brach die Bahn, indem er nochmals Pippin und zugleich dessen Söhne Karl und Karlmann salbte und die Franken verpflichtete, niemals ihre Könige aus einem anderen Geschlechte zu wählen. Das karolingische Königtum beruhte fortan, wie einst das merowingische, auf dem Erbrechte, doch so, daß der neue Herrscher erst von den Großen anerkannt sein mußte.

Aistulf, im Sommer 754 von Pippin leicht und schnell nach Pavia zurückgeworfen, gelobte eidlich, Ravenna mit einer Anzahl Städte herauszugeben, und erkannte die fränkische Oberhoheit über sein Reich und Tributpflicht an. Als jedoch die Franken, die offenbar den Feldzug gern schnell beendeten, abgezogen waren, brach er sein Wort und griff Rom an, so daß Pippin 756 nochmals mit Heeresmacht erschien und die Langobarden nötigte, eine Anzahl Städte dem Papste auszuliefern. Er selbst bekräftigte die Ueberweisung durch eine feierliche Urkunde. König Aistulf starb bald darauf, auch Papst Stephan. Als mit dem neuen langobardischen Könige Desiderius gleichfalls Streit ausbrach, rief Papst Paul I. den Frankenherrscher wiederum an, aber Pippin kam nicht mehr nach Italien.

Dreiundzwanzigster Abschnitt.

Karl der Große als Reichsgründer.

Pippin, der noch Septimanien mit Narbonne den Arabern entriß und das oft rebellische Aquitanien unterwarf, verschied am 24. September 768, nachdem er das Reich unter seine Söhne geteilt hatte. Beide Brüder heirateten zum Entsetzen des Papstes langobardische Prinzessinnen, Töchter des Königs Desiderius, doch Karl schickte nachher aus unbekannten Gründen seine Gattin zurück. Als Karlmann Ende 771 starb, nahm Karl mit Zustimmung der Großen dessen Reichshälfte an sich. Die Witwe Karlmanns, Gerberga, floh daher zu ihrem Vater Desiderius, der den Papst Hadrian I. nötigen wollte, ihre Söhne zu Königen zu salben, um sie in ihr Erbe zurückzuführen. Daher drang Karl 773 über den Paß des Mont Cenis und schloß Desiderius in seiner Hauptstadt ein, der erst nach langer Verteidigung sich ergab und dann in einem fränkischen Kloster sein Leben beschloß. Das Langobardenreich ging nach zweihundertjährigem Bestande zu Ende, aber noch heute bezeugen stattlicher Wuchs, blonde Haare und blaue Augen bei vielen Norditalienern, daß das Blut ihrer Vorväter nicht ganz ausgestorben ist.

Von der langobardischen Sprache blieb wenig zurück, denn die italienische zählt nur etwa einhundertfünfzig Wörter germanischen Ursprungs. Sie hat auch keine Litteratur geschaffen und die geistig regsamen Männer bedienten sich der lateinischen Sprache, die diese Langobarden besser beherrschten als die Römer, so daß nachher Karl mehrere in sein Reich zog, um dort die Wissenschaften zu lehren. Einer von ihnen Paulus (Diaconus), erwarb sich das Verdienst, die Geschichte seines nunmehr aus der Geschichte gestrichenen Volkes mit anmutiger Einfachheit zu schreiben.

Noch von dem belagerten Pavia aus besuchte Karl Ostern 774 Rom. Er erneuerte das allgemeine Versprechen Pippins in genau bestimmter Gestalt, indem er urkundlich zusagte, der römischen Kirche ihr gesamtes Eigentum, Städte

und Güter, südlich einer von Luni quer durch das Land bis nach Venetien hin gezogenen Linie, in Korsika, Venetien und Istrien, in dem Exarchate und den Herzogtümern Spoleto und Benevent wieder zu erstatten. Diese Zusicherung hat Karl redlich erfüllt, nur vergingen darüber lange Jahre, weil der Papst allenthalben seine Rechtsansprüche genau begründen mußte; später hat er noch einige Vergabungen hinzugefügt.

Im Langobardenreiche trat Karl in die Stelle der bisherigen Könige und fügte demgemäß zu seinem Titel: rex Langobardorum hinzu. Italien wurde nicht völlig wie eine Provinz in das Frankenreich einverleibt, sondern behielt außer den bestehenden Volksrechten einige Selbständigkeit, doch galten die allgemeinen fränkischen Reichsgesetze, die Verpflichtung zum Heerbann und es wurden Grafen eingesetzt. Auch die langobardischen Herzogtümer zog Karl unter seine Herrschaft, Spoleto bald, Benevent erst später. Istrien wurde ebenfalls besetzt.

Die freihändige Politik der Päpste, sich zwischen den Mächten zu erhalten, war damit unmöglich gemacht. Hadrian hatte noch kurz vorher in seinen Urkunden die byzantinische Oberhoheit anerkannt, jetzt mußte er die fränkische hinnehmen. Indem Karl nunmehr seinem Titel auch den bereits von Stephan II. den Frankenkönigen erteilten, doch von ihnen nicht gebrauchten: „Patricius der Römer" hinzufügte, bezeichnete er damit seine Oberherrschaft über das der römischen Kirche zugestandene Gebiet, über Ravenna und Rom. Er übernahm nicht nur eine Schutzpflicht, sondern auch ein Schutzrecht, das dem Beschirmten gleichfalls Verpflichtungen auferlegte. Er gewährte dem Papste weitreichende Gerechtsame, größere als sie die fränkischen Immunitäten besaßen, nur daß der König neben der Oberhoheit auch die Oberaufsicht übte und Treue forderte.

Wie die Alpen, hat Karl auch die Pyrenäen überschritten. Von arabischen Machthabern, die sich den Omeijaden nicht fügen wollten, gerufen, rückte er 778 mit großer Macht in Spanien ein. Die Sage hat diesen Feldzug verherrlicht und den auf dem Rückzuge durch die christlichen Basken gefallenen Markgrafen der Bretagne Roland zum strahlenden Helden erhoben. In der That endete das Unternehmen mit einem großen Fehlschlag und erst später wurde von Aquitanien aus die spanische Mark um Barcelona über das Gebirge vorgeschoben.

Schon ehe Karl nach Italien zog, hatte er seinen schwersten

Kampf unternommen, den gegen die Sachsen, und gleich mit dem Entschlusse, nicht eher zu ruhen, als bis er sie unterworfen und zum Christentum bekehrt hätte. Denn beides mußte Hand in Hand gehen. Wie später in der Zeit nach der Reformation politische und konfessionelle Zwecke untrennbar in eins zusammenfielen, so war damals die Unterwerfung eines heidnischen Volkes gleichbedeutend mit seiner gewaltsamen Bekehrung zum Christentum; eines ohne das andere war nicht denkbar. Karl bekriegte die Sachsen als fränkischer, aber auch als christlicher König; er brachte die Gedanken des Bonifatius zur Vollendung. Der Herrscher handelte gemäß den Anschauungen seiner Zeit, wenn er die Religion auf die Spitze des Schwertes stellte und den Glauben mit Blut erkaufte.

Zwischen dem Frankenreiche und seinen unabhängigen Nachbarn im Osten bestand alte, durch vielfache Kämpfe lebendig erhaltene Feindschaft. Die Friesen saßen längs der Nordseeküste von der Gegend an, wo noch heute östlich von Brügge und Gent die Grenze zwischen Belgien und den Niederlanden läuft, bis an die Weser und auf den vorgelagerten Inseln und am westlichen Strande von Holstein. Kühne Seefahrer, neben Raub auch Handel treibend, pflegten sie in den fetten Marschländereien Viehzucht und Ackerbau und verfertigten auch weithin berühmte Gewebe. Den Kern des Volkes bildeten die Ethelinge, die vollfreien in Geschlechtsverbänden lebenden Hofbauern; dann folgten die unter der Mund jener als freie Hintersassen stehenden Mindersreien, die Frilinge, die untere Schicht waren die Unfreien, die Liten, und die Knechte. Nur im Westen erscheinen Herzöge, die nach der Unterwerfung durch die Franken verschwanden, sonst herrschte altgermanische Freiheit und ihr entsprechend waren die Volksteile sehr locker verbunden. Die Franken hatten seit Karl Martell gegen den hartnäckigen Widerstand des Volkes in den Grenzgebieten Erfolge errungen und das Christentum eingeführt; über die Ems hinaus hatten sie noch nicht ihre Waffen getragen, und die völlige Bezwingung der Friesen war nur möglich, wenn die der Sachsen vorangegangen war, denn der Mangel einer Flotte verbot den Angriff von der See her.

Dieses kraftvolle Volk hatte seine Wohnsitze auf dem rechten Rheinufer, wo das fränkische Werden und das benachbarte sächsische Essen die Grenze bezeichnen, die wenig verändert noch

jetzt Westfalen und die Rheinprovinz scheidet; südlich reichte sächsisches Land bis zu den Quellen der Sieg, dem Zusammenfluß der Fulda und Werra und an der Saale bis oberhalb von Merseburg. Am rechten Ufer der Saale und der Elbe hausten slavisch-wendische Völkerschaften, dafür hatten die Sachsen Holstein bis zur Eider inne. Sie unterschieden sich in Westfalen, Engern an den Ufern (Angern) der Weser, Ostfalen und Nordalbinger. Die Anwohner der Meeresküste liebten wie ihre Vorfahren die Seefahrt, sonst lebte das Volk noch in einfachen ländlichen Verhältnissen, ohne bedeutendere Ortschaften, von Viehzucht, in der auch große Pferdeherden einen Platz einnahmen, und vom Ackerbau, Roggen und Hafer. Ebenso althergebracht war die Verfassung. Wie bei den Friesen waren die Ethelinge der massige Kern des Volkes, und obgleich manche Familien über großen Besitz verfügten, wurde höhere Gewalt nur im Kriege und von den einzelnen Stämmen an Herzöge übertragen. Selbst in den Kämpfen gegen Karl den Großen hat nie ein Herzog allen Sachsen vorgestanden, denn es gebrach ihnen nach altgermanischer Art an einer Gemeinschaft. Dafür besaß das Volkstum, weil es keine fremden Einflüsse erfahren hatte, ungewöhnliche Stärke, starre Härte, die auch die Gesetze aufwiesen, und trotziges Selbstbewußtsein. Allzeit hat seine Begabung mehr auf der Seite des Verstandes und der Thatkraft, als der Phantasie und poetischen Begabung gelegen. Die heidnische Religion hatte noch keine Trübung erfahren; die christlichen Taufformeln nennen Wotan, Donar und Sachsnot als die vornehmlichsten Götter.

Leider haben wir von den Kriegen Karls nur eine sehr äußerliche Kenntnis, doch gewiß sind die Sachsen den berühmtesten Freiheitskämpfern zur Seite zu setzen. Nur die sichere Feldherrnkunst Karls, der meist den Krieg persönlich leitete, sein unbeugsames Ausharren, die Ueberlegenheit der fränkischen Waffenführung und der Mangel an Einheit bei den Sachsen überwanden die unendlichen Schwierigkeiten, die das tapfere Volk und das waldreiche Land entgegenstellten. Oftmals kam der schon errungene Sieg der Franken wieder in Frage. Nachdem in den ersten Feldzügen die wichtigsten Verteidigungspunkte der Sachsen, durch Umwallungen geschützte Höhen, 772 die Eresburg (Marsberg an der Diemel) und 775 Sigiburg (Hohensyburg am Einfluß der Lenne in die Ruhr)

gefallen waren, hielt Karl siegesgewiß 777 einen Reichstag zu Paderborn inmitten der Bezwungenen. Da erhoben sie sich, als der Gewaltherr nach Spanien gezogen war, mit furchtbarer Wut, bis an den Rhein Verwüstung tragend, an ihrer Spitze der Westfale Widukind, von dem freilich die Sage mehr als die zuverlässige Kunde zu berichten weiß. Die Erstürmung der Verhaue bei Bocholt 779 brach den Aufstand und bis an die Elbe zogen die Franken, so daß 782 Karl einen neuen Reichstag an den Quellen der Lippe hielt.

Doch die Sachsen, denen die Auferlegung des Heerbannes und die Einführung des kirchlichen Zehnten das Grab ihrer Freiheit bedeutete, folgten dem Rufe Widukinds mit allgemeinem Aufstande und vernichteten an der westfälischen Pforte eine gegen die Sorben bestimmte fränkische Heeresabteilung, welche die Empörer übereilt angegriffen hatte. Entsetzliche Rache traf sie; Karl erschien in Blitzesschnelle mit eiligst zusammengerafften Streitkräften und erzwang die Auslieferung der Schuldigen. Sie alle, ihrer 4500, ließ er bei Verden enthaupten. Das berichten wenigstens unzweideutig die Quellen, so gern man dem Gräßlichen und in dieser Weise der Abschlachtung Undenkbaren den Glauben versagen möchte. Erst recht flammte jetzt das Volk in heißem Rachedurst auf. Es vermochte nicht, seine Scharen zum entscheidenden Kampfe zu vereinigen; in den offenen Feldschlachten bei Detmold und an der Hase erlagen sie 783 ihrem gewaltigen Gegner. Weitere Züge in den nächsten Jahren vollendeten die Unterjochung. Wie schon früher manche Großen, beugte 785 auch Widukind, von Karl durch friedliche Anerbietungen bewogen, sein Haupt der Taufe in der Pfalz Attigny. Noch immer waren Züge erforderlich, um den nordöstlichen Teil Sachsens völlig zu bändigen, der letzte erst 804, ein Menschenalter nach dem Beginn des gewaltigen Streites.

Nicht allein mit den Waffen brach Karl die Sachsen nieder; wie die Römer und Byzantiner, verschleppte er große Massen, selbst den ganzen Stamm der Nordalbinger aus der Heimat in andere Provinzen des Reiches bis über den Rhein hinüber, um dem Widerstande die Wurzeln abzuschneiden. An ihre Stelle traten teilweise fränkische Ansiedler; jedenfalls muß das Land starke Entvölkerung erlitten haben.

Das Land wurde dem Reiche einverleibt, denn Sachsen

und Franken sollten fortan ein Volk sein; doch behielten die Besiegten Eigentum, Freiheit und ihr Volksrecht. Die blutigen Gesetze, die Karl im Laufe der Kriege erlassen hatte, um Gehorsam und Christentum mit scharfen Strafen zu erzwingen, wurden aufgehoben oder gemildert. Mit der fränkischen Verfassung verband sich die kirchliche Ordnung, welche die Bistümer aufrecht erhielten; Klöster pflanzten die christlichen Lehren und Kenntnisse ein und fanden rasch Zudrang. Natürlich erfolgte die Bekehrung zunächst nur der Form nach, noch jahrhundertelang dauerten Reste des Heidentums. Doch wie überall bei den Germanen, fanden sich auch hier schnell zugängliche Seelen. Jener Widerspruch im germanischen Charakter zwischen Trotz und Ergebung offenbarte sich auch in der Religion.

Unter einer Bevölkerung, in der niemand Lateinisch verstand und auch die Geistlichen bald meist Sachsen waren, empfand man das Bedürfnis, dem Volke außerhalb des lateinisch gehaltenen Gottesdienstes Lehren und Wesen des Christentums in seiner eigenen Sprache ans Herz zu legen. Unter Ludwig dem Frommen entstand in Sachsen, wo ist ungewiß, eine Dichtung, der Heliand, welche den Inhalt der Evangelien in schlichter, volkstümlicher Weise wiedergab. Der Dichter schildert alles von seinem Gesichtskreise aus ganz menschlich. Christus erscheint wie ein irdischer Gefolgsherr, die Apostel und Gläubigen treten im sächsischen Gewande auf. Ein herzlich warmer Ton klingt hindurch; die treue Hingabe der Person an den himmlischen Führer, den Wert der Buße, den Lohn des Guten prägt der Dichter seinen Volksgenossen ein. Auch das Alte Testament ist damals in ähnlicher Weise behandelt worden.

Wie Sachsen, so fügte Karl der Große auch Bayern dem Reiche ein. Schon gegen Pippin zeigte der stolze Herzog Thassilo Untreue, mit Karl kam er wieder in Einvernehmen, dann aber in Zwist, weil er sich nicht in die Vassallenstellung fügen wollte, so daß der König, der auch den Papst Hadrian gegen ihn wandte, endlich 787 mit übermächtiger Heeresgewalt in Bayern einbrach. Der Herzog mußte sich unterwerfen, aber von seiner Gemahlin, einer Tochter des letzten Langobardenkönigs Desiderius aufgereizt, sann er von neuem auf Abfall. Bald wurden gegen ihn schwere Beschuldigungen erhoben, er habe die Avaren zu Hilfe gerufen. Deshalb fällte die Reichsversammlung in Ingelheim das Todesurteil; Karl schickte

den Herzog mit seiner Familie ins Kloster. Das bayrische Herzogtum hörte auf, das Land kam unter die Verwaltung von Grafen.

Es ging Karl wie den alten Cäsaren: je mehr er sein Reich vergrößerte, desto weiter trieb ihn der notwendig werdende Schutz der neuen Grenzen vorwärts. Die Einziehung von Bayern brachte den Krieg gegen die Avaren. Sie waren noch immer ein wildes Reitervolk, aber nicht mehr von der ehemaligen Furchtbarkeit, durch den Zwist der Häuptlinge geschwächt. Dennoch erforderte die Schwierigkeit der weit angelegten Unternehmung mehrere Züge, bis 796 Karls Sohn Pippin den Sieg, der unermeßliche Beute eintrug, vollendete. Der größte Teil des Volkes, soweit es nicht ostwärts flüchtete, ging in den Kriegen und späteren Aufständen zu Grunde; der Rest verschwand zinspflichtig unter den Slaven und den deutschen Kolonisten, die von Bayern her unter der Führung geistlicher und weltlicher Herren einrückten. Das Land zwischen Donau und Theiß blieb öde liegen. Drei Grenzmarken, die südlichste am Adriatischen Meere, schirmten die neue Erwerbung.

Hinter den Sachsen saßen die wendischen Stämme, die Sorben, Wilzen, Obotriten, die kräftig westwärts drückten, nördlich die Dänen, bei denen die Sachsen in ihren Freiheitskämpfen Zuflucht gefunden hatten. Auch hier griff Karl kriegerisch ein und legte Grenzfestungen an; gegen Böhmen ließ er 805 einen großartig angelegten Feldzug führen, indem drei Heere von Bayern, dem Fichtelgebirge und dem Erzgebirge her einrückten und sich in Eger vereinigten.

Die Waffen Karls brachen der fränkisch-christlichen Kultur den Eingang in den Osten. Der geschichtliche Strom, der bisher südlich und westlich gegangen war, wandte sich jetzt dorthin zurück und verfolgte trotz Unterbrechungen diese Richtung weiter. Seine große Wirkung war die Heranbildung des deutschen Volkes, weil die Scheidung der Sachsen von den südlichen Stämmen dauernd beseitigt wurde. Selbst die Natur hatte durch wilde Waldgebirge dazu beigetragen, das starre Nordvolk von seinen stammverwandten Nachbarn abzuschließen. Nie hat Karl die Sachsen vom Süden aus angegriffen. Nur vom Rhein her konnten Sachsen und Bayern gleichmäßig beherrscht werden und fränkische Art mußte den Vermittler machen, um sie einander zu nähern. Aber aus der nicht mehr

unterbrochenen Verbindung der Stämme, der Friesen, Sachsen, Thüringer, Bayern, Alemannen und Franken ging allmählich ein besonderes Volkstum hervor; die bis dahin nebeneinanderstehende germanische Völker gewesen waren, einten sich zu Deutschen. Um diese Zeit kommt auch in England und im Frankenreiche das später zum Volksnamen gewordene Wort „theodiscus“ vor, ursprünglich die angeborene Volkssprache im Unterschied von der lateinischen bezeichnend.

Die Sachsen hatten bis dahin Verbindung mit dem Norden gepflegt; jetzt setzten das fränkische Reich und das Christentum Feindschaft zwischen sie und die Dänen. Vielleicht wären sie sonst dem Skandinaviertum anheimgefallen. Auch die festen Grenzen, welche Karl gegen die Slaven errichtete, waren von Wert für die Erhaltung des Sachsentums. Die so gewahrte und gesteigerte sächsische Kraft kam wieder den germanischen Franken zu statten, die sich vielleicht sonst zum Schaden ihres Volkstums dem romanischen Wesen allzusehr angepaßt hätten. Jetzt war das gesamte Germanentum in Mitteleuropa zu einem Körper zusammengezogen und trat damit als Deutschtum in die Geschichte ein.

Durch seine Kriegsthaten schuf Karl eine Macht, wie sie Europa seit den Römerzeiten nicht mehr gesehen hatte, die sich mit voller Kraft neben das byzantinische Reich setzte. Orient und Occident kamen wieder in enge Berührung, seitdem die Grenzen der beiden Reiche aneinander rückten. Argwohn und Eifersucht waren die natürlichen Folgen. Auch der Papst hatte ein lebhaftes Interesse daran, wie sich die beiden Reiche zu einander stellten, denn ihm mußte alles daran liegen, nicht den Zusammenhang mit der östlichen Kirche zu verlieren, obgleich die Eroberung des langobardischen Reiches durch Karl und damit dessen Oberhoheit über Rom die politische Trennung zur unumstößlichen Thatsache gemacht hatten. Gerade jetzt wurde der Grund, der einst den Bruch zwischen Byzanz und den Päpsten veranlaßt hatte, aufgehoben, als die Kaiserin Irene wieder den Bilderdienst zu Ehren bringen wollte und deswegen Papst Hadrian anging. Politische Berechnung ließ ihr sogar die Freundschaft mit Karl wünschenswert erscheinen; sie warb für ihren Sohn Konstantin um Karls Tochter Rotrud. Doch die zugesagte Verbindung zerschlug sich des Herzogtums Benevent wegen, auf das Karl nicht verzichten wollte. Es suchte

nämlich bei den Griechen Rückhalt, wurde aber schließlich zur Unterwerfung genötigt. Karl beließ gegen seine sonstige Gewohnheit die erbliche Herzogsfamilie im Amte, wahrscheinlich weil ihre völlige Vertreibung zu viele Schwierigkeiten gemacht hätte. Die eingerissene Spannung beirrte Hadrian nicht; seine Legaten nahmen in ehrenvollster Weise 787 an dem Konzil in Nicäa teil, die fränkische Kirche war jedoch nicht hinzugezogen worden. Der König ließ deshalb durch einen seiner gelehrten Theologen eine Schrift verfassen, die sogenannten Karolinischen Bücher, welche in schärfster Weise die Beschlüsse von Nicäa erörterten; er setzte Konzil gegen Konzil und eine Synode in Frankfurt 794 verwarf die Verehrung der Bilder. Der König verlangte sogar vom Papste Schritte gegen den Kaiser Konstantin.

Papst Hadrian I., in dessen Briefen an Karl unter aller schmeichlerischen Demut, die ihm die Verhältnisse aufzwangen, die tiefe Mißstimmung durchschimmert, mit der er sich dem Gewaltigen fügte, starb Weihnachten 795. Sein Nachfolger, Leo III., der vielleicht im Gefühl seiner unsicheren Lage in Rom sofort größte Ergebenheit zeigte, wurde durch eine feindliche Adelspartei genötigt, persönlich in Paderborn Karls Hilfe anzurufen. Der König ließ ihn zurückgeleiten und erschien dann selbst gegen Ende 800 in Rom, um die Untersuchung zu führen; seine Schutzpflicht über die Römer erforderte, daß er ihre Klagen anhörte und prüfte. Der Papst reinigte sich durch einen ihm freigestellten Eid von den gegen ihn erhobenen Anschuldigungen.

Am Weihnachtstage sollte Karl, der älteste Sohn des Königs, vom Papst zum Könige gesalbt werden. Leo ersah jedoch die Gelegenheit, eine andere Handlung vorauszuschicken. „Als Karl sich am Weihnachtstage nach der Messe von dem vor der Confessio des heiligen Petrus verrichteten Gebet erhob, setzte Papst Leo ihm eine Krone aufs Haupt und das ganze römische Volk stimmte mit dem Rufe zu: Dem Augustus Karl, dem von Gott gekrönten, großen und friedebringenden Kaiser der Römer Leben und Sieg! Und nach dem Huldigungsruf wurde er von dem Papste, wie es bei den alten Fürsten üblich gewesen war, adoriert und statt des Titels Patricius Kaiser und Augustus genannt.“ So berichten die fränkischen Annalen. Einhard bemerkt in seiner Lebensbeschreibung

Karls: „Damals empfing er den Namen Imperator und Augustus, den er zuerst so verabscheute, daß er versicherte, hätte er des Papstes Plan vorher wissen können, so würde er an jenem Tage trotz des hohen Festes die Kirche nicht betreten haben."

An diesem welthistorischen Vorgange ist vieles unklar. Als gewiß darf betrachtet werden, daß wenigstens die augenblickliche Ausführung von römischer Seite aus erfolgte. Es lag nahe, der Stadt Rom die alte unverjährbare Ehre zurückzugeben; von ihr führte ja das Kaisertum seinen Namen, und seitdem die Stadt und der größte Teil von Italien mit einem Reiche verbunden waren, das dem byzantinischen an Macht mindestens gleich stand, konnte das Abendland wieder den ehemaligen Vorrang beanspruchen. Nicht die Griechen, die nur ihre Ohnmacht bewiesen und dadurch ihr Recht verwirkten, sondern die Franken hatten die langobardischen Feinde gebändigt; die neue Kaiserwürde war eine logische Folge des großen Umschwunges in Italien seit Pippin. So gering die historischen Kenntnisse waren, so viel wußte man sicherlich, daß einst zwei Kaiser nebeneinander bestanden hatten. Konstantin der Große hatte Rom seine Ehre entzogen, das Abendland war dadurch den Feinden preisgegeben worden; jetzt war es wieder einig unter einem Herrn, der auch über Rom waltete. Die historischen Thatsachen redeten eine so mächtige Sprache, daß daneben klügelnde Rechtserwägungen kaum aufkommen konnten. Ein echt römisches Kaisertum wurde dem romäischen zur Seite gestellt.

Natürlich indessen, daß die Formen, unter denen damals am Bosporus ein Kaiser erhoben wurde, zum Vorbild dienten. Dort pflegten die Patriarchen den Kaiser zu krönen, und Papst Leo that dasselbe; die Römer ließen den gleichen Huldigungsruf ertönen. Es ist anzunehmen, daß der Papst sich vorher mit maßgebenden Persönlichkeiten verständigte, weil sonst seine Handlung nicht den erforderlichen sofortigen und zwingenden Beifall hätte finden können. Aber eine vorangegangene wirkliche Wahl, eine Rechtshandlung ist deswegen nicht notwendigerweise anzunehmen; dazu lagen die Verhältnisse in beiden Reichen zu verschieden.

In Byzanz vollzog der Patriarch mit der Krönung nur eine Amtshandlung, gewissermaßen im Auftrage des Staates;

in Rom war indeſſen der Stand der Dinge ein anderer. Denn noch nie hatte ein Papſt eine Kaiſerkrönung vollzogen. Leo als erſter verrichtete demnach ſehr viel mehr als die Patriarchen; er vollzog nicht einen herkömmlichen Akt, ſondern ſchuf ein neues Kaiſertum. Wie viel oder wie wenig Gewicht man dem vorhergehenden Beſchluſſe eines Teiles der Römer beilegen mag, die entſcheidende Hauptrolle hatte jedenfalls der Papſt, weil ſeine Handlung in dieſem Falle mehr bedeutete als die des Patriarchen. Daher müſſen Leo perſönliche Gründe beſtimmt haben. Vielleicht wollte er dem neuen Kaiſer, den er gegen ſeine Feinde gut brauchen konnte, eine Dankespflicht auferlegen, vielleicht auch dasſelbe Recht erlangen, das ſein beneideter Nebenbuhler, der Patriarch drüben über den Gewäſſern beſaß, Rom auch als Kaiſerſtadt neben Byzanz ſtellen. Es war klar, daß wie einmal die Verhältniſſe ſich geſtaltet hatten, der Frankenherrſcher für den Papſt in Zukunft mehr bedeutete, als einſt der der Romäer, und Leo wagte es, die Entſcheidung zwiſchen beiden zu treffen. Er mußte ſich ſagen, daß Karl als Kaiſer über die Stadt Rom größere Macht ausüben würde, denn als Patricius, und vielleicht war ihm das zu ſeinem perſönlichen Schutze erwünſcht.

Jene durch Einhard verbürgte Aeußerung Karls iſt ſo eigenartig, daß ſie nicht gleichgültig beiſeite geſchoben werden darf. Dachte Karl ähnlich, wie ſpäter König Wilhelm I. von Preußen, daß das fränkiſche Königtum in der Welt genug bedeute? Hat Karl den Kaiſertitel nur deswegen beibehalten, weil er nicht den Schein erwecken wollte, ſeiner nicht würdig zu ſein?

Vermutlich hat Karl den kaiſerlichen Namen an ſich nicht verſchmäht, nur die ihn überraſchende Uebertragung durch den Papſt gemißbilligt; er mochte ſich erinnern, zu wie großem Verdienſt Leos Vorgänger ſich das Königtum Pippins angerechnet hatten.

Noch eine andere Erwägung mag Karl angeſtellt haben. Mit der Annahme des Kaiſertitels vollbrachte er eine Handlung, die bisher kein germaniſcher König gewagt hatte. Unleugbar beſaßen die Herrſcher von Konſtantinopel das volle und alleinige Recht auf den erhabenen Namen eines Kaiſers; daß augenblicklich dort eine Frau die Regierung führte, konnte, als vorübergehend, kaum ernſtlich ins Gewicht fallen. Die heftige Sprache, welche Karl in den Karoliniſchen Büchern gegen

Byzanz führen ließ, verrät, daß ihn dessen geschichtliches Uebergewicht drückte. Er selbst erkannte Irene an und ging auch auf Verhandlungen ein, welche sie wieder angeknüpft hatte; der griechische Zeitgenosse Theophanes erzählt sogar, Karl habe nach der Kaiserkrönung der Irene seine Hand anbieten lassen, aber der einflußreichste Mann bei Hofe habe die Kaiserin zurückgehalten. Ihr Sturz 802 machte dem seltsamen Plan ein Ende, und Karl griff dann wieder zu Feindseligkeiten, war indessen sehr zufrieden, als ihn endlich 812 Michael III. als Kaiser anreden ließ, und gab im Frieden sogar das bereits eroberte Venedig zurück. Der Franke legte also großes Gewicht darauf, von Byzanz als gleichberechtigt anerkannt zu werden; vielleicht hatte er die Absicht, von dort durch friedliches Vereinbaren die Zustimmung zur selbständigen Annahme des Kaisertitels zu erreichen, als der Papst jäh dazwischen kam. Deshalb bemühte er sich auch nachher, den lebhaften Groll der Griechen, die in ihm nur einen anmaßenden Gegenkaiser sahen, zu beschwichtigen und ihnen zu versichern, daß er keine feindlichen Absichten hege.

Die eifrig gesuchte Freundschaft mit Byzanz hatte zur Folge, daß Karl die Eroberung Unteritaliens nicht ernstlich betrieben hat, und seine Nachfolger mußten auf sie verzichten. Die Eroberung Italiens war die Schwelle zur Weltmacht gewesen, aber die Franken blieben auf ihr stehen. Italien war auf die Dauer in zwei Stücke zerrissen, die mehr und mehr einander fremd wurden. Obgleich als Ganzes auf das Mittelmeer hingewiesen, wurde jetzt der größte Teil an das nördliche Festland zu einer unnatürlichen Verbindung gekettet. Das Herzogtum Benevent blieb als Zwischenglied erhalten, auch dem gemischten Charakter seiner Bevölkerung nach. Süditalien, wohin viele Verehrer der Bilder vor der Zwangsgewalt daheim geflüchtet waren, wurde wie einst im Altertum wieder überwiegend griechisch. Die Großgrundbesitzer bekamen allmählich die großen Beamtenstellen der Duces und die Gerichtsbarkeit in ihre Gewalt, so daß sie hauptsächlich die Bevölkerung beherrschten und über das Land walteten.

Diese Zweiteilung der italischen Halbinsel sollte für die Folgezeit erhalten bleiben und eine weit über die räumliche Bedeutung des südlichen Drittels hinausreichende Wichtigkeit für die Geschichte erlangen.

Doch schon die dauernde Verbindung von Nord- und Mittelitalien mit den Ländern jenseits der Alpen hatte einen unermeßlichen Einfluß auf die Zukunft der ganzen Welt in allen Beziehungen.

Welches auch die Ansicht des Frankenherrschers über die Kaiserkrönung war, es kommt in der Geschichte mehr auf die Thatsache als auf ihre Veranlassung an. Jetzt gab es in der That zwei kaiserliche Würden, eine im Osten und eine im Westen, wenn auch jede sich als die echte Fortsetzung des alten Imperium betrachtete. Zwischen ihnen bestanden jedoch große grundsätzliche Unterschiede. Das östliche Kaisertum war älter als die Kirche und von der weltlichen Macht ausgegangen, die sich die Kirche unterordnete. Das westliche entstand erst, als das Papsttum bereits großes Ansehen durch das ganze Abendland erlangt hatte und zu einer eigenartigen und selbständigen Einrichtung geworden war, als es sich fühlen durfte als Vertreter einer Kirche, die dem Staate und dem Volke nicht als ein Teil der Gesamtheit, wie in Byzanz, sondern als höhere Macht galt. In jedem der Kaiserreiche lagen also die Vorbedingungen ganz verschieden.

Trotz äußerlicher Aehnlichkeiten war das römische Papsttum anders gestellt als der byzantinische Patriarchat. Auch unter dem Kaisertum blieb der Papst trotz größerer Beschränkung der Besitzer von Rom und Umgebung und behielt damit eine politische Stellung und Mittel, die der Patriarch nicht besaß. Da Karl und seine Nachfolger nicht in Rom ihren Sitz nahmen, war der Papst des beständigen Druckes des anwesenden Herrschers und seines Hofes und der Ueberschattung durch die kaiserliche Gewalt enthoben. Die Besetzung des päpstlichen Stuhles stand wohl unter kaiserlicher Bestätigung, doch nicht Ernennung; die Stadt Rom behielt das Wahlrecht, während drüben der Kaiser seinen ersten Reichsbischof ein- und unter Umständen auch absetzte.

Wichtiger noch war, daß im Morgenlande der Segen Gottes unmittelbar auf der gesamten Kirche ruhte; im Abendland ergoß er sich durch das Mittel des Papsttums über sie. Der römische Bischof leitete sein Amt durch Petrus unmittelbar auf Christi Person, auf Gott selbst zurück.

Mochte auch im Augenblick das Kaisertum voranstehen, durch den kühnen Griff Leos gewann das Papsttum unendlich

viel. So weit die Macht des Kaisers, so weit reichte auch die Autorität des Papstes; das großartige durch Karl im Norden und Osten eröffnete Missionsgebiet fiel zugleich dem Papsttum zu. Die kirchliche Einheit war fest beschlossen und sie gab fortan den abendländischen Völkern ihre Gemeinsamkeit. Bald sollte auch die Art und Weise, wie der Kaisername auf Karl gekommen war, durch die Ueberlieferung weiter getragen, den Sachverhalt zu Gunsten der Päpste verwirren.

Schon als König hatte Karl zuerst von den fränkischen Herrschern seinem Titel den Zusatz „von Gottes Gnaden" hinzugefügt, der dann bei den christlichen Fürsten allgemein üblich wurde und es noch ist. Doch er war nur demutsvoll gemeint; erst eine sehr viel spätere Zeit hat ihn zu einer besonderen göttlichen Verklärung des Herrschertums umgedeutet. Als Kaiser bezeichnete er sich ebenfalls als den von Gott gekrönten Kaiser, der des römischen Reiches walte. Er betrachtete seine Würde als eine persönliche, ihm von Gott verliehene geheiligte; wahrscheinlich deshalb hat er, als er 806 mit seinen Großen über die Zukunft des Reiches Beschluß faßte, des Kaisertums nicht gedacht, weil er sich die Verfügung darüber vorbehielt. Er übertrug es 813 seinem Sohne Ludwig und ließ ihn selber die Krone vom Altar nehmen.

Wie seine Vorgänger, hat Karl schon als König die Kirche in seinem Reiche gepflegt und ihr Ansehen gehoben, doch bewußter und weitgreifender als sie. Als er Kaiser wurde, nahmen seine Bemühungen noch zu, als ob ihm die neue Würde auch größere Pflichten auferlegt und höheres Anrecht verliehen hätte. Gott hat ihn eingesetzt und erleuchtet, ihm den Schutz der Kirche und der Christenheit anvertraut; der Kaiser soll das Christentum verteidigen, mehren und verbreiten. Karl nahm nicht nur, wie die byzantinischen Kaiser, Dogma und Kirchenverfassung unter seine Obhut, auch die seelisch-erzieherische Thätigkeit der Kirche förderte er nach Kräften. Im Größten und Kleinsten unternahm Karl die kirchlichen Dinge zu regeln, die kirchliche Zucht zu überwachen, den Gottesdienst zu heben, die Reinheit des Glaubens zu erhalten. Er regierte die Kirche gerade so wie seinen Staat mit genauesten Vorschriften. Als Kaiser erhob er, was er vorher als Person gethan hatte, zum Grundsatz und zur Befugnis. Sein Kaisertum erhielt damit einen theokratischen Charakter.

Welcher Platz blieb da dem Papsttum übrig? Noch als König hat Karl dem eben erwählten Papst Leo III. zur Beglückwünschung berühmte Sätze geschrieben. Er wünsche das mit dem Vorgänger geschlossene enge Bündnis zu erhalten, „damit, indem Eurer apostolischen Heiligkeit Gebet die göttliche Gnade anruft, mich überall der apostolische Segen begleite und der hochheilige Sitz der römischen Kirche mit Gottes Hilfe immer durch unsere Ergebenheit verteidigt werde. Unsere Aufgabe ist es, mit Hilfe der göttlichen Güte ringsum die heilige Kirche Christi vor dem Angriff der Heiden und der Verwüstung der Ungläubigen nach außen mit den Waffen zu verteidigen und im Innern durch die Anerkennung des katholischen Glaubens zu befestigen. Euere Aufgabe, heiligster Vater, ist es, mit zu Gott wie Moses erhobenen Händen unsere Kriegsführung zu unterstützen, damit durch Euere Fürbitte unter Gottes Führung und Verleihung das christliche Volk über die Feinde seines heiligen Namens überall und immer den Sieg davontrage und der Name unseres Herrn Jesu Christi auf der ganzen Erde verherrlicht werde".

Dem Papste wies der Kaiser nur das Gebet zu. Uns erscheint das wenig, Karl meinte sehr viel damit. Seine Auffassung von Kirche und Papsttum trug die germanische Neigung zur Mystik an sich, wie er auch im Gerichtswesen die Gottesurteile begünstigte. Sonst geht durch sein Wesen ein entschiedener realistischer Zug; die Askese und die Schwärmerei sagten ihm nicht zu und für das Mönchstum hatte er kein sonderliches Interesse; den Verkehr mit dem weiblichen Geschlecht verschmähte er keineswegs. In den Karolinischen Büchern begegnen fast rationalistische Gedanken, indem sie die Vernunft nicht ohne weiteres dem Wunder preisgeben, sondern verlangen, daß es sich durch zuverlässige Gründe bewähre. Karls Sorge für die Religion ging von durchaus praktischen Gesichtspunkten aus; er wollte die Lehren des Christentums im Leben zu seiner Läuterung verwirklichen. Deshalb sollten die Priester reiner Führung und durch Kenntnisse befähigt sein, das Volk zu belehren und ihm verständlich zu predigen, alle Christen wenigstens das Vaterunser und das Glaubensbekenntnis auswendig wissen.

Dieser seiner doppelten Geistesrichtung entsprechend, unterschied Karl im Papste die Person und das Amt. Er war für ihn nur ein Mensch, dem die rechten Wege zu weisen er

kein Bedenken trug. Aber den Glauben, daß Christus an Petrus und dessen Nachfolger die Leitung der Seelen übertragen habe, daß des Papstes Würde die göttliche Vermittelung und die mystische Kraft der Kirche darstelle, teilte er durchaus, gemäß den Anschauungen, welche Bonifatius gelehrt und Pippin befolgt hatte. Deshalb ließ er alle seine Söhne, denen er Regierungsrechte übertrug, vom Papste salben, um Gottes Huld auf sie zu lenken. Darum brachte Karl auch die Formen des Gottesdienstes mit den in Rom üblichen in Einklang und machte der Peterskirche die reichsten Geschenke.

Bezeichnend für Karl ist, daß er Thassilo von Bayern vom Papste in den Bann thun und, als er den Feldzug gegen ihn unternahm, dem Herzoge alle Schuld am Blutvergießen zuschreiben, sich selber von ihr lossprechen ließ. Die Sachsen waren Heiden und die Langobarden seine Feinde, die Bayern Christen und seine Unterthanen.

Da das Kaisertum von dem weltlichen Staate getragen wurde, mußte dieser seinen Anteil an der Kirche haben, aber er wurde in den Dienst Gottes gestellt, um dessen Willen durch kaiserliches Gebot auszuführen. Regierte auch der Kaiser die Kirche, die Schlüssel des Himmels behielt sie in ihrer Hand. Mit Karl begann die Verquickung von Weltlichem und Geistlichem, von Staat und Kirche, die das Mittelalter kennzeichnet.

Vierundzwanzigster Abschnitt.

Karls innere Waltung.

Obgleich das karolingische Königtum das zum Schatten gewordene merowingische verdrängt hatte und der Welt das fränkische Reich in vorher nie übertroffener Macht zeigte, so war doch das neue Königtum durch die vorhergehende lange Zeit der politischen Zersetzung, sowie durch die Art seines Emporkommens grundsätzlich beschränkter als das alte. Die Großen forderten Beachtung und es ließ sich nicht umgehen, ihnen Anteil an den wichtigsten Verhältnissen zu gewähren;

ihre Zustimmung war für die Thronfolge wie für die Teilungen des Reiches erforderlich. Auch bei der Gesetzgebung mußte der König seine Optimaten berücksichtigen, wenigstens mit ihnen die angeordneten Maßregeln beraten. Zugleich nahm die bereits begonnene Niederdrückung und Verminderung der Gemeinfreien ihren Fortgang.

Karl hat die Verfassung des Reiches, die er vorfand, nicht geändert, sie nur im geregelten Gange zu halten und innerhalb ihres Rahmens auszubauen gesucht. In den unterworfenen Ländern setzte er Grafen ein und duldete keine Herzogsgewalten, außer in Benevent und in der Bretagne. Aber das Reich war weit und der König nicht überall zur Stelle. Sollten die Geringeren den nötigen Schutz haben, so mußte der Herrscher aus allen Ländern genaue Kunde erhalten und zugleich Werkzeuge haben, um seinen Willen im ganzen Reiche unmittelbar durchzuführen. Schon früher waren gelegentlich Boten in besonderen königlichen Aufträgen zur Ausführung wichtiger Sachen entsandt worden; Karl machte daraus eine ständige und regelmäßige Einrichtung. Die außerordentlichen Bevollmächtigten, die Missi, erhielten von ihm persönlich ihre Anweisungen und hatten von ihren Erfolgen und Erkundigungen sorgfältige Berichte zu erstatten; sie sollten „Auge und Ohr des Königs" sein. Ihre Vollmacht erstreckte sich über alle Zweige des öffentlichen Lebens, Gericht, Verwaltung, Kriegswesen und Kirche. Sie hielten in den Bezirken, die ihnen zeitweilig überwiesen wurden, Versammlungen ab, um Klagen und Vorschläge entgegenzunehmen, Beschwerden abzustellen. Alle Großen und Beamten mußten den Missi Gehorsam und Rechenschaft leisten. Bischöfe und weltliche Herren fanden in diesen Aemtern gleichmäßig Verwendung.

Ein weiteres Mittel, Unterricht von allen Seiten einzuziehen, Ratschläge einzuholen und Verfügungen zu treffen, boten die Reichstage. Eine große Versammlung fand regelmäßig zu Anfang des Jahres statt. Sie trat an die Stelle des Maifeldes, der alten Heeresversammlung, die allmählich einging, und die Besuchspflicht wurde auf die Großen beschränkt. Außerdem fanden nach Bedürfnis kleinere Versammlungen statt. Der König machte Vorschläge, welche die Versammelten begutachteten; namentlich gesetzgeberische Maßregeln wurden erörtert.

Aus dieser gemeinsamen Thätigkeit, wie aus freier königlicher Entschließung, gingen sehr zahlreiche Gesetze und Verordnungen hervor, die Kapitularien, wie man sie nach ihrer Einteilung in Abschnitte (Kapitel) genannt hat. Die Kapitularien betreffen sehr verschiedene Gegenstände und enthalten teils dauernde Anordnungen, teils augenblickliche Verfügungen. Eine zusammenhängende, systematische Gesetzgebung fand freilich nicht statt, und auch in ihrer äußeren Gestalt und Abfassung tragen die Kapitularien ein sehr verschiedenes Gepräge, umfangreiche, durchgearbeitete Stücke stehen neben notizenhaften Entwürfen. Auch in ihrer schlichten Form bedeutete diese schriftliche Gesetzgebung einen Fortschritt.

Der Kaiser wußte wohl und sprach es zum öfteren mit aller Schärfe aus, wie übel es mit der Gerechtigkeit für das Volk bestellt war. Die Ruhe, welche im Innern herrschte, hätte ein glücklicheres Gedeihen begünstigt, wenn nicht die durch die vielen Kriege ins Ungemessene gesteigerte Last des Heerbanns gewesen wäre.

Noch lag allen Gemeinfreien die Kriegspflicht ob. Jeder hatte sich dazu nach seinen Kräften mit Kleidung und Waffen auszurüsten und Lebensmittel für ein Vierteljahr mitzuführen; nur Feuer, Wasser, Pferdefutter und Holz durfte er während des Marsches im Reiche verlangen. Die Bewaffnung des geringen Fußvolkes war gegen die Urzeiten verbessert; bloße Holzwaffen durften nicht gebracht werden, Bogen mit Pfeilen, Schild und Lanze wurden gefordert. Die Reiter, die allmählich das Uebergewicht in der Kriegsführung erlangten, waren besser versehen, sie führten noch Schwerter; Panzer hatten nur die Vermögenden. Den kleinen Freien legte der Heerbann furchtbare Opfer auf, die viele wirtschaftlich zu Grunde richteten, und wer sich nicht stellte, hatte eine so hohe Buße zu erlegen, daß er nur noch schlechter fuhr. Dabei galten die Kriege nicht der Verteidigung von Haus und Hof und waren keine Volkskriege; was konnte dem fränkischen Bauern an der Eroberung Sachsens oder Italiens liegen? Karl versuchte daher Erleichterungen, bei denen die Vermögenslage in Rechnung gezogen wurde, so daß etwa mehrere Freie zusammen einen ins Feld Rückenden ausrüsteten. Da jedoch die Zusammensetzung des Heerbanns den Grafen oblag, wurde deren willkürliche Gewalt durch solche Maßregeln eher noch vermehrt.

Viele Freie ſuchten ſich durch Aufgabe des Eigentums und Ergebung in den Schutz kirchlicher oder weltlicher Großen und insbeſondere der Grafen der Heerbannpflicht zu entziehen, da die Herren ihre Vaſſallen oder eigenen Leute zum Erſatz ſtellten und auch ſonſt Vergünſtigungen verſchaffen konnten.

Da auch die Teilnahmepflicht am Gericht eine die häusliche Thätigkeit hemmende Bürde geworden war, führte Karl, um ſie zu verringern, für die laufende Gerichtsbarkeit in den gebotenen Dingen die auf Lebenszeit ernannten Schöffen ein, die wahrſcheinlich eine Entſchädigung an Gut erhielten. Ihre Zahl betrug ſieben; ſie hatten das Urteil zu finden. Da ſomit das gebotene Ding zum Schöffengericht wurde, brauchten nur die dreimal im Jahre ſtattfindenden echten Dinge von der Geſamtheit beſucht zu werden. Doch bürgerte ſich die neue Einrichtung nicht in allen Ländern des Reiches ein. Im allgemeinen waltete das Beſtreben ob, den Einfluß des Königtums auf das Gerichtsweſen zu ſtärken; auch der Centenar war jetzt königlicher Beamter. Auffällig ſind erhebliche Verſchärfungen der gerichtlichen Strafen, unter denen die körperlichen eine weſentliche Stelle einnahmen.

Die Volksrechte blieben in Kraft, und Karl ließ die der Sachſen, Frieſen, Thüringer und der Chamaven aufzeichnen; auch in Italien folgte die Rechtſprechung dem durch Herkunft angeborenen Rechte. Der Kaiſer beabſichtigte, die Volksrechte zu ergänzen und zu verbeſſern, doch mochten die Schwierigkeiten zu groß ſein, ſo daß er ſich mit Einzelgeſetzgebung begnügte. Den alten Geſetzen fügte er mehrfach Beſtimmungen von allgemeiner Kraft hinzu. Fränkiſche Rechtsſätze drangen auch anderweitig durch und brachten in die Sachen des öffentlichen Rechtes größere Gleichmäßigkeit; die Verſchiedenheit der Volksrechte trug jedoch mit dazu bei, eine Zentraliſierung des Reiches zu verhindern. Auch die nunmehr ſehr häufig verliehene Immunität, wohl darauf berechnet, die Gewalt der Grafen zu beſchränken, begünſtigte im Zuſammenhang mit der Vaſſallität die Entwickelung der örtlichen Gewalten; ihre reiſigen Scharen dienten in dem Heere als beſondere Gruppen.

Außer durch die ſchädliche Einwirkung der Hochgeſtellten nahmen Zahl und Umfang der Großbeſitzungen auch durch Erbſchaft, Kauf und Vertrag zu. Der ländliche Betrieb an ſich litt darunter nicht. Arbeiter und Handwerker erhielten

Land zur eigenen Benutzung, so daß die Großherrschaften zahlreiche erbliche Kleinwirtschaften einschlossen, die ein Ganzes bildeten und sich in jeder Beziehung enger schlossen. Die ehemaligen Unterschiede zwischen Freien und Unfreien flossen in der Zugehörigkeit zum Gut und dessen Herrn zusammen, und die Leute, ganz in dieser Art von Genossenschaft aufgehend, fanden dabei ihr reichliches Auskommen. Rüstig schritten die Rodungen, namentlich auf Kirchengut, vorwärts.

Karl selber hat den Landbau eifrig gefördert; sein Interesse an der bäuerlichen Arbeit bezeugte er, indem er die neuen Namen, die er den Monaten gab, von ihr und der Witterung ableitete. Sein berühmtes Kapitulare über die Villen, unsere hauptsächlichste Quelle für die agrarischen Verhältnisse der Zeit, ist das umfangreichste von allen, die er erlassen hat, in die kleinsten Einzelheiten eingehend. Auch Handel und Verkehr entgingen seiner Aufmerksamkeit nicht, die Einfuhr aus dem Orient blieb jedoch den Fremden und Juden überlassen. Der Handel war kaum groß, wenn auch die Märkte zur Unzufriedenheit Karls ihre verführerische Lockung auf das Gesinde ausübten. Die Städte überschritten noch nicht ihr vorwiegend ländliches Wesen.

Die ganze Entwickelung des fränkischen Reiches war von jeher eine rein binnenländische. In späteren Jahren hat der Kaiser die See nicht außer acht gelassen, weil die beginnenden Wikingerfahrten der Normannen und noch mehr die maurischen Seeräuber in Spanien häufig schwere Plünderungen über die italischen und südgallischen Küsten verhängten. Obgleich die Küstenbewohner zur Abwehr verpflichtet waren, wurden noch Flottenstationen und Küstenwachen in den nördlichen und südlichen Meeren eingerichtet. Selbst die Balearischen Inseln unterwarfen sich, um Schutz zu erhalten, dem fränkischen Reiche und 805 ließ Karl zu einem Feldzuge gegen Böhmen eine Flotte die Elbe bis Magdeburg hinauffahren.

Karl führte die Münzreform, die sein Vater begonnen hatte, weiter aus. Das Pfund Silber wurde auf zwanzig Schillinge berechnet und diese in je zwölf Denare ausgemünzt, die einen Silberwert von ungefähr fünfundzwanzig Pfennig besitzen. Größere Münzen wurden nicht geschlagen; die Ausprägung blieb noch der privaten Thätigkeit in zahlreichen Münzstätten überlassen. Mancherlei läßt jedoch darauf schließen,

daß das bare Geld auch im Osten mehr in Umlauf kam als früher. Aber der Staat blieb im ganzen auf die Naturalwirtschaft gestellt. Das große Krongut war teils durch seine Erträgnisse, teils durch die Möglichkeit, mit seiner Vergabung Dienste zu belohnen und neue zu erwerben, die Grundlage der königlichen Macht. Die Kriegsbeute füllte allerdings zeitweilig den königlichen Schatz reichlich, es gab auch mancherlei Einnahmen an Abgaben, namentlich in den romanischen Teilen, an Zöllen und Gebühren. Aber das änderte nicht den Charakter der Staatswirtschaft und das Reich war sonst auf die Leistungen der Großen, der Vassallen und der Gemeinfreien angewiesen. So vielseitig auch Karls staatliche Thätigkeit war, die Quelle alles Uebels wurde nicht verstopft und der altgermanische Staatsgrundsatz von dem gleichen Rechte der Freien drohte den thatsächlichen Verhältnissen zu unterliegen. Mochte auch der Kaiser noch die Großen niederhalten, dem Volke wuchsen sie mächtig über den Kopf. Zu einer wirklichen einheitlichen Regierung des Reiches konnte es unter diesen Umständen nicht kommen.

Karls Thätigkeit stellte sich noch andere Aufgaben. Er erkannte den Wert geistiger Bildung, und sein Wunsch, die Kirche zu einer gedeihlichen Erzieherin des Volkes zu erheben, erforderte die Ausbildung einer tüchtigen Geistlichkeit. Allenthalben nach tüchtigen Lehrern spähend, hat er Angelsachsen, Iroschotten, Italiener und Spanier berufen, bis ihnen heimische Franken zur Seite traten, wie Einhard und Angilbert. Die Universalität seines Reiches fand ihren Ausdruck auch in den Männern, die er um sich sammelte. Zum Staunen ist, wie in diesem Reiche, das so lange nur Waffengeklirr gehört hatte, plötzlich die Wissenschaft ihre Stimme erhob, wie eine umfangreiche und vielseitige Litteratur sich einstellte, vom leichtgeschürzten Gedicht, scherzhaften Rätsel und flüssigen Briefwechsel bis zur würdevollen Geschichtsschreibung und schwergerüsteten gelehrten Abhandlung. An die Stelle eines Latein, das die grammatischen Formen nur mit barbarischer Willkür anwendete, trat eine verhältnismäßig reine Sprache. Ihre Urheber griffen zurück auf die Latinität der Kaiserzeit, der Bibelübersetzung und der Kirchenväter, doch mischten sie Wörter und Wendungen ein, welche den Bedürfnissen des fortgeschrittenen Lebens entsprachen. So entstand

das mittelalterliche Latein, eine tote Sprache nur insofern, als sie sich nicht mehr lautlich und formal umbildete, sonst fähig für nutzbare Verwendung nach allen Seiten hin. Selbst die Schrift wurde zweckmäßig gestaltet zu der sogenannten karolingischen Minuskel, der Mutter der heutigen Schreib- und Druckschriften.

Diese karolingische Litteratur giebt einen getreuen Maßstab, welcher Leistungen die Besten der Zeit fähig waren. Den Gelehrten merkt man freilich an, wie mühsam sie ihr Wissen erworben hatten, und wie sehr sie von ihrem Lernstoff abhängig blieben. Weidlich plünderten sie die älteren Autoren aus in Stil, Wortschatz und Wendungen und gern klammerten sie sich an Vorlagen. Nicht selten klingt jedoch ein freierer Ton heraus und die Dichtungen enthalten farbenreiche Schilderungen einer lebensfrohen Gegenwart, die wir dann jahrhundertelang vermissen. Der Geist, der überall durchwaltet, ist durchaus christlich, so daß von einer Renaissance nur in beschränktem Sinne gesprochen werden darf; eher kann man sagen, daß hier eine letzte Nachblüte der christlichen Latinität sich entfaltete. Denn der Einfluß des Altertums ging nur auf die Form und auf die Ueberlieferung von Lernstoff; weder veränderte er noch erweiterte er den einmal fest begründeten Anschauungskreis.

Jedenfalls hat die Eroberung von Italien in Karl den Wunsch erregt, seinem Frankenlande höheres Wissen zuzuführen; von dort kamen die Sprachkenner, die Grammatiker und vor allem die notwendigen und vielbegehrten Bücher. Aber auch England hatte an dem Aufschwung rühmlichsten Anteil, glänzend vertreten durch Alkuin, den echten Gelehrten und wahren Lehrer.

Kein Wunder, wenn nun nach langem Stillstande auch die Geschichtsschreibung sich wieder regte. Es entstanden inhaltsreiche Jahrbücher der Zeitgeschichte, die klar und übersichtlich in dem bei Hofe waltenden Geist gehalten sind. Das ansprechendste Werk der Zeit ist das Denkmal, das der getreue Einhard seinem Herrn mit dessen Lebensbeschreibung setzte, trotz der von Sueton geborgten Form ein kräftig hingeworfenes, der Wirklichkeit abgelauschtes Bildnis des unvergleichlichen Herrschers. Karl hat die Arbeiten persönlich mit regster Teilnahme begleitet, als Schüler, Freund und Berater; die mannig-

fachſten Fragen intereſſierten ihn. Ihm war hiſtoriſcher Sinn eigen, und vielleicht hat ihn ſein Lieblingsbuch, Auguſtins Gottesſtaat, auch ſeines geſchichtlichen Inhalts wegen angeſprochen. Er ließ die alten Heldenlieder des Volkes ſammeln und die Bildſäule des großen Gotenkönigs Theoderich aus Ravenna nach Aachen bringen.

Die Weiſe der Regierung Karls und die für ſie erforderliche Uebung im Schreibwerk machten wünſchenswert, auch das Laientum zum Lernen heranzuziehen. Daher war die von ihm errichtete Hofſchule in Aachen zugleich für die Kinder der Vornehmen beſtimmt. Der Plan, allgemeine Volksſchulen zu errichten, iſt ihm jedoch nur irrtümlich zugeſchrieben worden. Wohl aber entſtanden Kloſter- und Domſchulen.

Vielleicht lag es in ſeiner Abſicht, die germaniſche Sprache der lateiniſchen als Schriftſprache ebenbürtig zu machen; wenigſtens deutet darauf hin, daß er eine fränkiſche Grammatik abfaſſen laſſen wollte. Karl fühlte ſich überhaupt als echter Franke; mit ſeltenen Ausnahmen trug er die heimiſche Tracht und nahm nur auf auſtraſiſchem Boden längeren Aufenthalt. Den Monaten und Winden gab er germaniſche Namen. Auch jene Sammlung der Heldenlieder hätte er kaum veranſtalten laſſen, wenn er ſich nicht ſeines germaniſchen Urſprungs bewußt geweſen wäre. Durch die Schuld ſeines Sohnes Ludwig ging leider dieſer koſtbare Schatz verloren. Für religiöſe Zwecke wurden einige Ueberſetzungen gemacht, aber ſämtliche Geſetze Karls ſind lateiniſch verfaßt und die Gelehrten an ſeinem Hofe dichteten, ſoviel wir wiſſen, gleichfalls nur in dieſer Sprache. Es ließ ſich nicht alles auf einmal erreichen.

Auch in der Kunſt war Italien die Lehrerin. Die karolingiſche Architektur bildete ſich hauptſächlich an römiſchen Muſtern der Heimat und Italiens, zugleich unter dem Einfluß von Byzanz, den vornehmlich Ravenna vermittelte. Die berühmte achteckige Pfalzkapelle in Aachen, die unverſehrt auf uns gekommen iſt und zahlreichen anderen Bauten zum Vorbild gedient hat, ahmte San Vitale nach, die Pfalz ſelbſt die Theoderichs. Neben den Rundbauten entwickelte ſich die alte Baſilika weiter und nahm die Kreuzform für das Schiff auf. Auch die Elfenbeinplaſtik und die herrlichen Handſchriften dieſer Zeit, die kalligraphiſche Meiſterſtücke ſind, laſſen in ihren Miniaturen antike Vorbilder erkennen, welche die Künſtler nicht in

gezwungener Weise nachzeichneten, sondern mit freier Linienführung wiedergaben und selbst mit eigener, dem heimischen Geschmack entspringender Erfindung bereicherten. Die Baulust des Kaisers erstreckte sich nicht allein auf die Kirchen; in Aachen, Ingelheim und Nimwegen schuf er weiträumige Pfalzen.

Unerschöpflich war Karls Thatkraft und Arbeitsfreude. Nur in den letzten Lebensjahren hat er vorwiegend in Aachen stillgesessen; den größten Teil seiner langen Regierung verbrachte er auf weiten Fahrten, über zwanzigmal ist er in Sachsen gewesen, viermal in Bayern und Italien. Der Trieb, überall persönlich einzugreifen, durchzog seine ganze Regierungsweise.

Weithin reichten der Ruhm und das Ansehen des großen Frankenkaisers. Das angelsächsische Britannien hat stark unter seinem Einfluß gestanden. Aus seinem Namen schufen sich die slavischen Völker ihre Bezeichnung für das Staatsoberhaupt (Kral). Selbst mit dem Herrscher des Orients, mit Harun al Raschid, wechselte er freundliche Gesandtschaften und Geschenke, und der Khalif gestattete, daß der Patriarch von Jerusalem die heiligen Stätten unter Karls Schutz stellte.

Man spricht von einem Zeitalter Karls des Großen, wie von dem eines Justinian, und gewiß mit Recht. Jedenfalls weilt das Auge lieber auf dem ersten weströmischen Kaiser, als auf dem Oströmer; dennoch haben sie bei aller Verschiedenheit Aehnliches. Beide sind echte Vertreter ihrer Staaten und Völker, beide stellten sich die Aufgabe, das, was sie vorfanden, zur höchsten Vollendung zu bringen. Der Franke wie der Byzantiner gingen auf Eroberungen aus und verbanden dabei politische und religiös-kirchliche Zwecke. An Orthodoxie glichen sie sich; auch Karl schritt energisch gegen die adoptianische Ketzerei ein. Jeder von ihnen benutzte die Kirche für seine Zwecke, jeder wollte die Leistungsfähigkeit des Staates erhalten und mehren und ihn dementsprechend gesetzlich ordnen. Doch da zeigten sich die Unterschiede. Karl brachte es nicht über eine zusammenhanglose Gesetzgebung, Justinian schuf einen großen, überall gültigen Codex. Karl gelangte nicht dazu, eine einheitliche Verwaltung zu schaffen, der andere that darin eher zu viel. Das eine Staatswesen war kunstreich vollendet, das andere schwankte in seinen Rechtsgrundlagen. Die historischen Vorbedingungen offenbarten ihre Macht: hier alt-

ererbtes unterwürfiges Römertum, dort althergebrachtes trotziges Germanentum, hier eine altbegründete Kultur, dort eine erst erwachsende. Aber der byzantinische Staat hatte seine Kraft in der Vergangenheit, der germanische barg in sich zukünftiges Werden.

In allem, was Karl that, führte er freilich in selbständigster Weise von seinen Vorgängern Begonnenes oder Vorbereitetes weiter. Doch von dem, was er vollbracht hat, ist die ganze nachherige Entwickelung abhängig. Durch ihn kam die aufgelöste westliche Welt zu einer gewissen Einheit; bis auf seine Zeit stand alles im Ungewissen. Karls Kriege waren von weltgeschichtlicher Wirkung. Die Vereinigung aller rechtsrheinischen Stämme ermöglichte das Werden eines deutschen Volkes, das später in ihm seinen Ahnherrn und Gesetzgeber verehrte. Nicht weniger wichtig war die Heranziehung Italiens an die nördlichen Länder, politisch, kirchlich und kulturell. Kaisertum und Papsttum blieben fortan die Angelpunkte der abendländischen Entwickelung. Litteratur, Wissenschaft und Kunst folgten dem gegebenen Anstoß und viele Jahrhunderte lebten von dem Ertrage der karolingischen Aussaat.

Dem römischen Christentum war jetzt eine feste Burg gegeben, von der es weiter Eroberungen machen konnte. Vor allem war die Kirche durch ihre Einheit gekräftigt, mit höherer Bildung ausgestattet. Aber in seinem Eifer, Gott zu dienen und durch die Kirche das Volk zu ihm zu leiten, begründete der Kaiser das Zwitterwesen des abendländischen Staates.

Plastisch und lebensvoll tritt Karls Gestalt hervor, wie die glücklich erhaltene Hauptfigur eines Reliefs, dessen übrige Teile nur noch in Umrissen erkennbar sind. Er herrschte über seine Völker in ehrfurchtgebietender Majestät, großartig in seinen Plänen und dabei des Kleinsten achtend, unbeugsam in seinen Entschlüssen und oft hart in ihrer Durchführung, alle Zeitgenossen überragend, doch Mensch unter Menschen, voll heiterer Milde für seine Freunde und Diener. Hoch ragte sein stattlicher Leib; die großen lebendigen Augen, die starke Nase gaben dem rundlichen Antlitz ein scharfes Gepräge. Er war mäßig und einfach in seinen Lebensgewohnheiten, ein starker Esser, aber bescheidener Trinker, nur der Sinnlichkeit ergeben. Die geistige Anstrengung glich er gern durch starke Bewegung auf der Jagd aus.

Der Kaiser bewahrte seine kräftige Gesundheit bis in das späte Alter; ein rasches Fieber raffte ihn im Alter von zweiundsiebzig Jahren hinweg. Er starb am 28. Januar 814. Der entseelte Körper wurde nicht, wie spät erfundene Fabeln erzählen, als lügnerisches Schauspiel der dem Tode trotzenden Majestät in einer Grabkammer auf den Thron gesetzt; noch am Tage des Hinscheidens wurde Karls leibliche Hülle unter den Fußboden der Pfalzkapelle eingesenkt.

Fünfundzwanzigster Abschnitt.

Der Verfall des karolingischen Reiches und das Aufsteigen des Papsttums.

Nicht in unmittelbarer Fortsetzung hat das Reich Karls des Großen die spätere Geschichte bestimmt. Es zerfiel rasch und erst aus den entstandenen Teilen ist die Weiterentwickelung hervorgegangen. Daher kann die Darstellung nicht mit dem gewaltigen Frankenkaiser abschließen, und auch andere Gründe gestatten es nicht. Denn die karolingische Kultur war wohl von und unter Karl begründet worden, aber sie konnte bei seinen Lebzeiten noch nicht tief greifen und erst die nächsten Jahrzehnte gaben ihr die Durchbildung, in der sie auf die folgenden Jahrhunderte überging. Vor allem zog die Kirche bald vollen Nutzen aus den ihr so reichlich dargebotenen Mitteln und bestärkte durch die höhere Bildung, die die Geistlichkeit jetzt empfing, ihr Uebergewicht über die Laien. Die geistliche Strömung griff tiefer nach unten und erfaßte das Volk, und zwar war es die mystische Richtung des großen Kaisers, die allgemein durchschlug. Entsprechend seiner Ansicht, die Kirche bringe die Gnade Gottes auf die Erde, erwuchs der Gedanke, Gotteshuld sei durch die Hingabe an die Kirche zu gewinnen. Sie fesselte die Geister durch ihre mystische Kraft, aber die sinnliche Auffassung sah sie verkörpert in der Geistlichkeit. So wuchs auch diese an Wert und die Bischöfe fühlten sich bald als die Vertreter Gottes auf Erden, denen

Christus die Macht zu binden und zu lösen im Himmel und auf Erden und das Recht des öffentlichen Tadels verliehen habe; die Kirche allein, behaupteten sie, könne die Schäden der Welt heilen. Ihre enge Verbindung mit dem Staatswesen gab ihnen die Möglichkeit zu politischer Wirksamkeit, die auch zur Parteiung führte. Aber die politischen Kämpfe stürzten die Bischöfe in schwere Gefahren und als Schutz gegen sie stieg das Papsttum über die Laienschaft und die Bischöfe selber empor.

Karl hatte im Jahre 806 unter der Zustimmung der Großen bestimmt, wie nach seinem Tode das Reich unter die drei ehelichen Söhne Karl, Pippin und Ludwig zu teilen war. Sie sollten ihre Gebiete vollkommen selbständig regieren, nur zu gemeinsamem Schutz der Kirche und zu gegenseitigem Beistande gegen äußere Feinde verpflichtet. Der Kaiser hielt also an der im Frankenreiche üblichen Erbteilung fest, wohl in Sorge, daß ihre Nichtbeachtung zu schweren Kämpfen führen möchte. Da die beiden älteren Söhne bald starben, wurde Ludwig der einzige Erbe. Karl übertrug ihm 813 die Kaiserwürde und Ludwig nannte sich in seinen Urkunden nur Kaiser, die Nebentitel des Vaters ließ er wegfallen. Er erblickte demnach im Kaisertum den Grund seiner Herrschaft, aber schon unter ihm verlor es seine rechte Kraft.

Bereits sechsunddreißig Jahre alt, bestieg der neue Kaiser den Thron. Als er kaum drei Jahre war, ließ ihn Karl in Rom vom Papste zum König von Aquitanien salben und krönen und schickte das Kind alsbald in das ihm bestimmte Reich. Er suchte den Sohn durch guten Unterricht und frühzeitige Einführung in regierende und kriegerische Thätigkeit vorzubilden; oft berief er ihn zu sich und beteiligte ihn an Heerfahrten, aber den schwachen Charakter vermochte er nicht zu stählen und zu kräftiger Lebensauffassung anzuregen. Schwankend in seinen Stimmungen, stets beherrscht von der jeweiligen Umgebung, die er jedoch unter dem Eindruck anderer Einflüsse jäh wechseln konnte, nicht unthätig in der Regierung und dennoch nichts Angefangenes vollendend, erst leidenschaftlich, dann mutlos, rachsüchtig, nachher wieder bereuend, hat Ludwig nur in der Liebe zu seiner Judith Stetigkeit bewiesen, aber selbst sie zeitweise unter Zwang verleugnend. Er war ein eifriger Beter und hatte starke kirchliche Neigungen; eine

Zeitlang interessierte er sich lebhaft für die Reform des Mönchswesens. Die alten Lieder, die der Vater gesammelt hatte, ließ er als heidnischen Ansteckungsstoff verbrennen. Ludwig war der Gewissensangst überaus zugänglich und bekannte auch ohne Not öffentlich seine Sünden, aber Mönch werden wollte er nicht. Er haßte zwar die Ausschweifung, doch lebte er keineswegs als Büßer. Das fröhliche Weidwerk lockte ihn alljährlich aus seiner Pfalz zu Aachen, die er sonst ohne Not nicht verließ, und die karolingische Sinnlichkeit war ihm nicht fremd. Auch in Entfaltung von Pracht, in kostbarer Kleidung gefiel sich der Kaiser.

Als 816 der Nachfolger Leos III., Stephan IV., nach Reims kam, bewog er den Kaiser, sich von ihm nochmals krönen und auch salben zu lassen. Im folgenden Jahre ordnete er bereits der Sicherheit halber die Thronfolge derart, daß er dem ältesten Sohne Lothar die Kaiserwürde, den größten Teil der Länder und die Oberhoheit über die jüngeren Brüder, von denen Pippin Aquitanien, Ludwig Bayern erhalten sollte, zusprach. Lothar wurde alsbald gekrönt und zum Mitkaiser ernannt. Der Gedanke, auf diese dem Herkommen nicht entsprechende Weise die Einheit des Reiches zu erhalten, vielleicht vom hohen Klerus eingegeben, war gewiß nicht zu tadeln. Da heiratete 819 der eben erst zum Witwer gewordene Kaiser, nachdem er eine Brautschau über die Töchter der Vornehmen seines Reiches gehalten hatte, Judith aus dem großen in Schwaben angesessenen Hause der Welfen, eine schöne, geistreiche und gebildete Frau. Sie gebar 823 einen Knaben Karl (II., später der Kahle genannt). Fortan ging ihr Bemühen darauf, dem Sohne auch einen Anteil an dem Reiche zu verschaffen. Judiths Verschuldung lag nicht in diesem selbstverständlichen Wunsche, sondern in der bald hinterlistigen, bald gewaltsamen Art, mit der sie unverwandt seiner Erfüllung nachjagte und mit wachsender Begierde nach größerem Gewinn für ihr Kind den Gatten nach allen traurigen Erfahrungen aufs neue vorwärts trieb.

Judith suchte anfangs den künftigen Haupterben des Reiches für diese Pläne zu gewinnen. Lothar war zwar tapfer, aber kein Staatsmann, hart, treulos und habgierig. Er gab zuerst seine feierliche Zusage, nachher zog er sich zurück, und nun ging Judith entschlossen vor: im Jahre 829 überwies Lud-

wig Karl Alemannien und benachbarte Gebiete. Rasch wechselten nun die Scenen. Judiths Günstlingswirtschaft erregte einen stürmischen Aufruhr, der Ludwig nötigte, sie in ein Kloster zu sperren; ein rascher Umschlag der Stimmung gestattete ihm, sie ehrenvoll zurückzurufen und Lothar, der sich an die Spitze der Empörung gestellt hatte, seiner Mitregentschaft zu entsetzen und auf Italien zu beschränken; die ihm abgesprochenen Länder wurden an die Brüder verteilt, wobei der junge Karl den reichsten Anteil erhielt. Aber plötzlich vereinigten sich alle drei älteren Söhne gegen den Vater, und Ludwig erlag im Juni 833, als er ihnen mit Heeresmacht entgegentrat, bei Kolmar auf dem Felde, das schon die Mitwelt das Lügenfeld genannt hat, weil Untreue von allen Seiten über den alten Kaiser hereinbrach.

Mit Lothar war Papst Gregor IV. über die Alpen gekommen, um zu vermitteln. So standen sich zwei kirchliche Parteien gegenüber. Die Eiferer für die Kirche, die früher zu Ludwig gehalten hatten, wandten sich dem Papste zu und legten ihm das unbeschränkte Richteramt bei, indem sie erklärten, wenn er für den Frieden der Kirche einträte, habe ihm der Kaiser zu gehorchen; die wenigen noch Ludwig ergebenen Bischöfe bedrohten Gregor mit der Exkommunikation, wenn er gegen sie zum Kirchenbanne griffe. Ludwig empfing den Papst an der Spitze seiner Streitmacht und verhandelte mit ihm einige Tage, aber unter den Seinen griff der Abfall um sich und als der Papst zu den Söhnen zurückgekehrt war, ging auch der größte Teil des kaiserlichen Heeres zu jenen über.

Lothar nutzte den Sieg gründlich aus. Unerhörte Demütigungen, die ihn zur Weiterführung der Regierung unfähig machen sollten, nahm Ludwig über sich, nur in ein Kloster zu gehen, lehnte er standhaft ab. Er hatte damit Erfolg, denn Ludwig und Pippin, mit der Gewaltsamkeit des ältesten Bruders unzufrieden, ergriffen gegen diesen die Waffen, befreiten den Vater und setzten ihn wieder in seine Würde ein. Judith, die man nach Italien geführt hatte, konnte zum zweitenmal zu ihrem Gatten und Sohn zurückkehren. Lothar mußte sich nach längerem Kampfe unterwerfen und wieder nach Italien gehen.

Diese Wirren und ihre jähen Schwankungen rührten nicht allein von dem Ehrgeiz der Söhne und den Ränken der Par-

teien her; sie waren auch die Folgen des Ringens der neuen kirchlichen Idee mit den menschlichen Empfindungen und der Pflichttreue, die immer wieder den Zauberbann der ersteren durchbrachen. Entsetzlich litt das Reich unter den Folgen dieser Gegensätze; auch fremde Feinde verhängten schwere Not und der alte Glanz war dahin.

Der Kaiser hatte nichts gelernt. Nach wenigen Jahren übertrug er wiederum an Karl einen Teil des Reiches und rief außerdem neue Zwietracht hervor, diesmal mit Ludwig. Da sollte Lothar wieder helfen; er ließ sich bereit finden, Ludwig auf Bayern zu beschränken und zu Karls Gunsten die Söhne des inzwischen verstorbenen Pippin vom Reiche auszuschließen. Inmitten dieser Kämpfe starb Kaiser Ludwig auf der Rückkehr von einem glücklichen Feldzuge gegen seinen gleichnamigen Sohn am 20. Juni 840 und wurde in Metz bestattet.

Als nun Lothar das Reich, wie es ihm 817 bestimmt worden war, forderte, verbündeten sich Ludwig und Karl gegen ihn, und die mörderische Schlacht am 25. Juni 841 bei Fontenoy in der Nähe von Auxerre entschied gegen Lothar. Die Brüder wiesen seine schlauen Lockungen ab und beteuerten im Februar 842 zu Straßburg ihren Bund durch feierliche Eidschwüre, jeder in der Redeweise seines Gebietes. Glücklicherweise sind uns diese Eide als kostbare Sprachdenkmäler, das älteste der französischen Sprache, im Wortlaut erhalten. Sie hat uns Nithard überliefert, der Sproß einer Liebschaft zwischen Angilbert und der Bertha, einer Tochter Karls des Großen, der auf der Seite Karls II. focht und die Geschichte des Bürgerkrieges mit politischem Verständnis geschrieben hat.

Das unsichere Ergebnis des Streites zwang zu einer Teilung, die im August 843 zu Verdun erfolgte. Lothar erhielt Italien, den größten Teil von Burgund, das Elsaß, das Land um Mosel und Maas bis zur Schelde mit dem altfränkischen Streifen auf dem rechten Rheinufer und Friesland bis an die Weser. Sein Gebiet zog sich lang und schmal zwischen dem der beiden Brüder hin, sie beide völlig trennend.

Maßgebender Plan der Teilung war, daß Lothar, dem die Kaiserwürde vorbehalten blieb, Italien, Ludwig Bayern, Karl Aquitanien — Gebiete, die jeder seit längerer Zeit regierte — behalten sollten; das übrige wurde in drei gleiche Stücke

geschieden. Offenbar richtete man sie absichtlich so ein, daß jedes Teilreich in sich zusammenhing, und ein weiterer Zweck mochte sein, den Stamm der Franken, den vornehmsten im Reiche, so zu zerlegen, daß alle Brüder von ihm einen ausreichenden Teil bekamen, damit sie mit Recht den Namen des Gesamtreiches führen konnten und das Familienrecht auf das Ganze lebendig blieb. Wohl deshalb und nicht des Weines wegen erhielt Ludwig das Wormsfeld und den Nahegau links vom Rheine und überließ dafür an Lothar das rechtsrheinische Friesland. Demnach mußten auch die Burgunder und die Alemannen auseinandergerissen werden.

Die Teilung, die somit den bestehenden geschichtlichen und persönlichen Verhältnissen gleichmäßig Rechnung trug, erfolgte lediglich aus politischen Gründen, unter dem Gedanken der idealen Reichseinheit, des Herrentums der Franken, nicht aus nationalen Ideen, nicht einmal so, daß solche sich unbeabsichtigt von selbst aus der Verschiedenheit der Kulturen und der Völker ergeben hätten. Nicht aus diesen heraus, sondern von den Höfen her ist die Teilung heraufbeschworen worden. Die alleinige Ursache waren die Streitigkeiten der Brüder, und sie entflossen dem unglücklichen Umstande, daß ihrer mehrere vorhanden waren, und die Landteilung altfränkischer Ueberlieferung entsprach. Dieselben Zufälligkeiten von Leben und Tod haben nachher das Reich Lothars aufgehoben, das östliche und westliche als seine Erben weiterbestehen lassen. Der Verduner Vertrag hat nicht einmal das Frankenreich für alle Zeiten geteilt, denn es ist unter Karl III. noch einmal vereinigt worden, und so ist er nicht als der Geburtstag des späteren deutschen Reiches zu betrachten.

Für die allgemein-geschichtliche Betrachtung ist es ohne Interesse, die folgenden Kämpfe im einzelnen zu verfolgen; wird doch die Geschichte der aus dem Frankenreiche hervorgegangenen Sonderreiche nochmals die hauptsächlichsten Verhältnisse aufnehmen müssen.

Lothar I. starb schon 855, nachdem er, von unheilbarer Krankheit ergriffen, seine Krone niedergelegt und im Kloster Prüm in der Eifel das Mönchsgewand angenommen hatte. Seine Söhne teilten weiter; Ludwig II., der Erbe der Kaiserwürde, bekam Italien, Karl die Rhoneländer, Lothar II. die nördlichen Gebiete, die nach ihm den Namen Lothringen er-

hielten. Als Karl 863 ohne Söhne dahinging, teilten die Brüder seine Länder, aber als auch Lothar bei seinem Tode 869 keine Erben hinterließ, einigten sich schließlich die Oheime, Karl (der Kahle) von Westfranken und Ludwig (der Deutsche) von Ostfranken, mit Uebergehung des berechtigten Erben, des Kaisers Ludwig II., zu dem Vertrage von Meersen (bei Maastricht) vom August 870, der Ludwig die östliche Hälfte von Lothringen und das Elsaß übertrug mit den Städten Utrecht, Köln, Trier, Aachen, Metz, Straßburg, Basel. Nachdem Ludwig, den man mit ungeschichtlicher Vorwegnahme den Deutschen zu nennen pflegt, weil ihn einige Zeitgenossen in antiquarischer Gelehrsamkeit als König von Germanien bezeichnen, 875 gestorben war mit Hinterlassung dreier Söhne: Karlmann, Ludwig (III.) und Karl III. (später der Dicke genannt), brach im folgenden Jahre Karl II. der Kahle in Ostfranken ein, um nichts als eine schwere Niederlage bei Andernach durch Ludwig davonzutragen. Als er 877 und rasch nach ihm 879 auch sein Sohn Ludwig der Stammler starb, wollte Ludwig III. König von Westfranken werden; schließlich begnügte er sich im Februar 880 mit dem Vertrage von Ribemont an der Oise, der ihm noch den Rest von dem ehemaligen Königreiche Lothars mit den Städten Cambray, Toul und Verdun eintrug. Der Tod hielt damals reiche Ernte im Karolingerhause. Karlmann und Ludwig III. starben, ebenso die beiden älteren Söhne Ludwigs des Stammlers.

Daher wurde die Einheit des Frankenreiches nochmals hergestellt, indem 885 der einzige überlebende Sohn Ludwigs des Deutschen, Kaiser Karl III. auch zum Könige von Westfranken berufen wurde. Schon hatte sich dort ein selbständiges Königreich ausgeschieden: 879 Niederburgund unter Boso. Nicht lange dauerte die Verbindung von Osten und Westen, die nutzbringend zu machen der unfähige Herrscher nicht verstand. Nachdem 887 die östlichen Franken Arnolf von Kärnten, den unehelichen Sohn Karlmanns, zum Könige aufgeworfen hatten, legte der todkranke Karl III. die Herrschaft nieder, und die Westfranken setzten, mit nochmaliger Uebergehung Karls, des jüngsten Sohnes von Ludwig dem Stammler, den Grafen Odo von Paris auf den Thron. Zugleich entstand dort ein zweites neues Königreich: Oberburgund unter Rudolf. Zwar lebte noch die Idee der Einheit des Frankenreiches; Odo und

Rudolf haben Arnolf gehuldigt, und nach des ersteren Zwischenregierung kam in Westfranken wieder das karolingische Haus zu seinem Erbrecht. Aber Arnolf starb schon 899 und auch sein Sohn Ludwig (das Kind) sank 911 in jugendlichen Jahren ins Grab. Indem nun das Ostreich nicht dem erbberechtigten Könige Karl von Westfranken huldigte, sondern den Herzog Konrad von Franken zu seinem König machte, war das Reich endgültig gespalten.

Die Einheit des Reiches Karls des Großen fiel unter der Uneinigkeit seiner Nachkommen und der durch sie veranlaßten Schwäche des Ganzen. Denn an sich lag keine zwingende Ursache zur Trennung vor. Ein großer Teil Ostfrankens war mit dem Westen Jahrhunderte hindurch verbunden, das Herrscherhaus auch in den übrigen Teilen lange genug am Regiment gewesen, gleichmäßige staatliche Einrichtungen und dieselbe Kirche umspannten die Einwohner, die gleichen Kulturelemente, nur in verschiedener Stärke, breiteten sich überall aus. Die Verschiedenheit der Sprache und der Unterschied der Sitten fielen noch nicht ins Gewicht; kein einziges der alten Stammesländer hat versucht, sich selbständig zu machen, nicht einmal die Entstehung der beiden Königreiche Burgund und die Lostrennung von Italien sind aus einem Sondertrieb gleichartiger Volkesteile zu erklären.

Den an dem Frankenreiche nagenden schädlichen Kräften machte die Schuld der Herrscherfamilie die zerstörende Arbeit leicht. Am übelsten wurden die Zustände in Westfranken. Jetzt war die Zeit gekommen, wo die Großen ihre Macht in die Wagschale werfen konnten, denn an ihrem Willen hing bald allein das Schicksal der Könige. Beständig stiegen sie an Macht und Besitz, weil die Fürsten, zu denen sie hielten, ihre Dienste durch Verleihungen erkaufen und lohnen mußten. Das Königsgut mußte gewaltig bluten, wie unter den späteren Merowingern, und mit der Zeit ließ sich außerdem kecker Zugriff leicht wagen. Die lehnsrechtlichen Verhältnisse überspannen die staatsrechtlichen, das Amt ging ins Lehen über. Das ganze Reich erschien nur noch als ein großer Lehnsverband, zu dessen Senior der König herabsank. Es kam wohl vor, daß man für „imperium“ kurzweg „senioratus“ sagte. Nicht bloß kriegerischer Hilfe bedurften die Könige. Sie waren genötigt, in allen Dingen Rat und Zusprache ihrer Mannen

einzuholen. Nicht nur an den Beratungen über die Teilungen, auch an den Verträgen nahmen die großen Vasallen gewichtigen Anteil, die Thronfolge wurde von ihnen abhängig.

Nach unten konnten die Großen frei schalten; wer hätte sie da hindern sollen, seitdem ihnen kein Karl der Große mehr das Handwerk legte? Jetzt verfiel auch der Rest der kleineren Freien dem Schicksal der Abhängigkeit. Während der große Adel seine Hände auf die königliche Gewalt legte, trat er mit den Füßen das Volk nieder. Dahin war jeder Gedanke an eine Berechtigung der Gemeinfreien im Staate, das Volk verlor alle politische Bedeutung. Es mochte weiter den Acker bestellen, um Adel und Geistlichkeit zu nähren; zu sagen hatte es nichts mehr. Bald wollte man der unteren Masse nicht einmal mehr gestatten, Waffen auch nur zum Selbstschutz gegen plündernde Feinde zu führen.

Diese übermütigen Machthaber und Volksunterdrücker vermochten nicht einmal das Land zu schirmen. Das Elend zu häufen und den Verfall zu beschleunigen, trugen furchtbare Feinde ihr reichliches Teil bei. Schon Karl der Große hatte an Abwehr der kühnen Seeräuber denken müssen, welche aus dem skandinavischen Norden ihre Fahrten nach den fränkischen Küsten richteten. Unter Ludwig dem Frommen und seinen Söhnen und Nachfolgern wurden sie kecker und erschienen häufiger, bald fast Jahr für Jahr. Da man ihren leichtbeweglichen Schiffen keine Flotte entgegenzustellen hatte, drangen sie vom Meere aus die Flüsse hinauf tief in das Herz der Länder ein. Namentlich an den Mündungen setzten sie sich fest in verschanzten Raubnestern. Von dem Ausflusse der Maas und Schelde her verheerten sie furchtbar Friesland, ebenso hausten sie andauernd an der Seine und an der Loire. Paris sah sie dreimal und mußte ein viertes Mal (885) ein Jahr lang ihre hartnäckige Belagerung aushalten. In Aachen verbrannten sie den Palast Karls des Großen, Köln, Bonn, Mainz, Metz und noch mehr Städte in Westfranken erfuhren ihre Wut. Karl III. wußte sich nur durch Geldzahlungen und schmähliche Verträge zu helfen, aber die wilden Feinde blieben im Lande.

Südfrankreich und Italien hatten noch andere nicht minder entsetzliche Plagegeister auf dem Nacken. Die afrikanischen Sarazenen, die, unterstützt von den spanischen, seit 827 die Insel Sizilien eroberten, bedrohten unausgesetzt auch das Fest-

land, das sie mit Raubzügen bis in die Alpen hinein heimsuchten. An der Rhonemündung schufen sie sich feste Standquartiere.

Italien hatte die ihm von Karl dem Großen gewährte Stellung als gesonderter Reichsteil behalten. Ludwig der Fromme bestätigte 817 dem Papste Paschalis I. die Gebiete, die einst Karl Hadrian I. überlassen hatte, und hier schaltete der Papst als Landesherr, nur daß der Kaiser, dem die Bewohner gleichfalls Treue schwuren, sich die oberste Gerichtsbarkeit zum Schutz gegen ungerechte Gewalt vorbehielt. Daher führten die Karolinger amtlich nur den Titel: König der Langobarden, während sie gemeinhin Könige von Italien genannt wurden. Diese kaiserliche Obergerichtsbarkeit, geübt durch Missi oder die Herrscher selbst, ist in Rom mehrmals nachdrücklich eingeschritten.

Die Wahl der Päpste geschah frei nach alter Weise; 824 bestimmte eine kaiserliche Verordnung, daß die Weihe erst erfolgen dürfte, nachdem der Gewählte in Gegenwart der kaiserlichen Gewaltboten den Huldigungseid, der jedoch nur weltlichen Inhalts war, geschworen hatte. Immerhin blieb es bei dem merkwürdigen Verhältnis, daß der Papst, der die gesamte Kirche des Reiches leitete, allein von der Stadt Rom gewählt wurde. Auch das ist eine der wichtigen Ursachen für das Aufkommen des Papsttums.

Natürlich kam es darauf an, wie weit die Könige und Kaiser ihre Macht ausüben konnten, und das Papsttum war stets darauf aus, sich freie Bewegung zu verschaffen, und hatte nicht selten Glück damit. Ludwig II. konnte nicht verhindern, daß die Sarazenen 846 die Vororte von Rom mit den Basiliken der beiden Apostelfürsten plünderten, weshalb Leo IV. die nach ihm dann benannte rechts vom Tiber gelegene Stadt ummauerte. Der Papst wurde wieder, wie einst zur Langobardenzeit, der Verteidiger von Rom. Die Regierung Ludwigs II., der seit seiner Krönung zum Kaiser 850 selbständig regierte und bei der Teilung der väterlichen Erbschaft unter die Brüder nur Italien behielt, bezeichnet trotz seines ehrenvollen Ringens gegen die Sarazenen, die Herzöge von Benevent und die einreißende Untreue der Großen nur den Verfall der karolingischen Gewalt.

Während es mit ihr allenthalben bergab geht, steigt das

Papsttum in die Höhe. Die kirchliche Strömung, welche die Karolinger begünstigt und geschaffen hatten, fing an, sich gegen sie zu wenden. Von den beiden Seiten, die Karls Auffassung der Religion hatte, der praktischen und der mystischen, gewann die letztere die Oberhand. Die Verehrung der eifrigst gesuchten Reliquien, der Wunsch, durch kirchliche Stiftungen das Seelenheil zu sichern, treten schon in dem Kreise seiner Freunde, wie bei Einhard, stark hervor. Nicht nur Ludwig der Fromme hatte den Hang, durch öffentliches Sündenbekenntnis die Gnade des Himmels zu beschwören, und in dem Unfrieden der Zeit fand die von der Geistlichkeit ausgehende Meinung, nur die Kirche könne helfen, weiten Eingang. Gewiß war die Kirche dazu bereit, aber als einzig geeignetes Mittel erschien die Vermehrung ihrer Machtvollkommenheit auf Kosten des kranken Staates. Wir sahen, wie sich im Frankenreiche eine kirchliche Partei bildete, die aufs schärfste Kaiser Ludwig und seinen Hof angriff. Sie drang jedoch nicht durch und die späteren Kämpfe der Nachfolger, die lediglich um Besitz gingen, hatten mit jener religiösen Idee nichts mehr zu schaffen. Unter den Zwistigkeiten, die am meisten den weltlichen Großen zu statten kamen, mußten jedoch viele Bischöfe Schweres leiden und manche traf sogar das harte Los der Absetzung, unter ihnen auch den Erzbischof Ebo von Reims. Die ernstliche Gefahr, in die die Kirche geriet, rief das Bedürfnis nach starkem Schutz hervor, und ein solcher war nur zu finden in einem festen Zusammenschluß, dessen Mittelpunkt allein das Oberhaupt, das Papsttum, werden konnte. Bis dahin hauptsächlich eine ideelle Macht, wurde es nun eine praktische; die bisher in himmlischen Höhen schwebende Autorität des Papsttums senkte sich auf die Erde nieder.

Die bereits vorhandenen Gedanken, die Kirche dem Weltlichen unantastbar zu machen, bedurften, um wirksam zu werden, der rechtlichen Festlegung. Sie zu geben, unternahm eine großartige Fälschung, deren Urheber nicht mit Gewißheit zu ermitteln sind, die sogenannten Dekretalen Pseudoisidors. Entstanden sind sie um die Mitte des Jahrhunderts im westlichen Frankenreich innerhalb der dortigen kirchlichen Partei, wahrscheinlich in dem Sprengel von Reims. Die Fälscher, kundig der Quellen des kanonischen Rechtes, arbeiteten mit Geschick und Umsicht. Ihr Werk bereiteten sie vor durch andere

erdichtete Rechtsquellen, und sie benutzten vorhandene Rechtssammlungen, in die sie ihre verunechteten und unechten Sätze und angebliche päpstliche Entscheidungen älterer Zeit einmischten. Neben der ehrlichen Absicht, das innere Leben der Kirche durch bessere Zucht zu fördern, war der Hauptzweck, die Freiheit der Bischöfe vor der weltlichen Gewalt ausreichend zu schützen. Nur dem geistlichen Gericht sind sie unterworfen, aber auch dieses wird gebunden durch den Papst. Bischöfe dürfen nur von einer Provinzialsynode unter Vorsitz des Metropoliten abgesetzt werden, diese Synode nur zusammentreten unter der und durch die Autorität des Papstes. Er muß das Urteil bestätigen, an ihn kann jederzeit Berufung eingelegt werden. Der nicht bestimmt ausgesprochene Grundgedanke war, daß der Papst über alle richten, aber von niemandem gerichtet werden könne. Die Bischöfe banden so selber die Zuchtrute, die sie nachher schwer empfinden sollten. Die pseudoisidorischen Dekretalen, die bis in das sechzehnte Jahrhundert, bis protestantische Gelehrte die Fälschung nachwiesen, für echt galten, enthielten den Grundbau für eine allgemeine Gewalt des Papsttums.

Bald kam auch ein Papst, der offen der Welt verkündete, was seine Würde bedeute.

Nicolaus I. (858 bis 867) hat aus innerster Ueberzeugung die Rechte des über die gesamte Christenheit, über Geistliche und Laien waltenden Papstes so bestimmt und klar ausgesprochen, daß seine Nachfolger ihn kaum noch übertreffen konnten. Die Gewalt der Kirche, zu deren unumschränktem Herrscher Christus das Papsttum eingesetzt hat, ist in geistlichen Dingen keiner Begrenzung unterworfen. Des Papstes Wort ist Gottes Wort, die Bischöfe sind nur seine Diener. Die Fürsten haben kein Recht, in kirchliche Angelegenheiten einzugreifen. Da die Kirche über das religiöse und sittliche Leben zu wachen hat, unterstehen ihr in dieser Hinsicht auch Könige und Kaiser; nur tugendhaften Herrschern sollen die Unterthanen gehorchen. Die Kirche kann von menschlicher Gunst keine Wohlthaten erhalten, weil sie selbst im Besitz der höchsten Gewalt und die Trägerin der Weltordnung ist; vielmehr haben die Frankenkönige vom Papsttum ihre Herrlichkeit empfangen.

Welcher Unterschied zwischen Morgen- und Abendland im Stande der Kirche! Nicolaus verkündete zuerst der Welt den Gegensatz der beiden Gewalten.

Ein häßlicher Ehehandel Lothars II. gab Nicolaus die Gelegenheit, als Hüter der Sitte und des Rechtes gegen den König einzuschreiten und über fränkische Bischöfe sein Gericht auszuüben, nicht ohne Widerspruch, aber mit größtem Erfolg. Nicolaus erkämpfte mit unerschütterlicher Festigkeit, jede Einzelsache von seinem großen Grundsatz aus erfassend, dem Papsttum nicht allein die Freiheit von der weltlichen Macht, sondern auch die geistige Ueberlegenheit. Das Papsttum rückte in die Stelle ein, welche das Kaisertum aufgeben mußte. Das fränkische Reich war zerspalten, Kaiser der auf Italien beschränkte, mit tausend Nöten kämpfende Ludwig II., wie konnte da noch das Kaisertum Hort und Schutzherr der abendländischen Christenheit sein? Je lockerer das Reich wurde, desto fester setzte sich der Bau der Kirche, stolz überwölbt von der krönenden St. Peterskuppel. Auf sie waren aller Augen gerichtet, das Abendland erblickte nur noch in ihr seine Einheit.

Obgleich die Kaiserkrönung Karls die politische Verbindung mit Byzanz endgültig aufhob, wollten die Päpste mit nichten die östliche Kirche fahren lassen. Als in ihr der Streit um die Bilder neu entbrannte, suchten ihre Verehrer Unterstützung in Rom, nach seiner Beendigung riefen von dem Patriarchen Ignatius gebannte Bischöfe den Papst um Entscheidung an. Als dann Ignatius durch Bardas, den gewaltthätigen Oheim des unmündigen Kaisers Michael III., abgesetzt wurde und der an seiner Stelle ernannte Photius, der große Gelehrte, sich an Nicolaus um Anerkennung wandte, trat der Papst geradezu als Richter auf. Er erklärte schließlich Photius der Priesterwürde für verlustig und bedrohte ihn mit dem Bann; an Michael richtete er ein Schreiben schärfsten Tones: aus allen Teilen der Welt könne an den Papst Berufung eingelegt werden, und von ihm sei keine weitere Berufung möglich. Die Spannung wurde vermehrt, als der eben erst Christ gewordene Bulgarenfürst Boris zu Rom abschwenkte. Mit Freuden nahm Nicolaus seine Botschaft entgegen und erteilte dem Bulgaren treffliche, ausführliche Ratschläge zur Christianisierung des wilden Volkes. Photius erließ darauf ein heftiges Schreiben, das der römischen Kirche alle ihre Abweichungen von der griechischen im Ritus, in der Sitte und in der Lehre vom Ausgang des heiligen Geistes als Sünden anrechnete, ein Schreiben, das zum Symbol der kirchlichen Trennung wurde.

Die Nachfolger des Nicolaus setzten den Streit fort, bis Photius durch Kaiser Leo IV. gestürzt wurde. Die überhandnehmende Zerrüttung aller Verhältnisse gestattete ihnen weder, die von ihrem großen Vorgänger erhobenen Forderungen weiter zu führen, noch die Bulgaren festzuhalten. Auch das Werk des Methodius in Mähren, den noch Nicolaus nach Rom geladen hatte, brach zusammen. Zwischen den beiden Kirchen machte sich der Gegensatz in Sprache, Sitte und Volkstum immer schärfer geltend. Die Beziehungen wurden zwar nicht gänzlich abgebrochen, weil die gemeinsame Not in Italien gelegentlich auf Zusammenwirken anwies, und die Päpste behielten noch eine Zeitlang einen Ehrenvorrang, aber der war nur ein Rest des alten Herkommens.

Für diese Einbuße fanden die Päpste reiche Entschädigung im Abendlande. Die Kaiserkrönung Karls des Großen durch Papstes Hand fing jetzt an zu wirken und lebte, wie auch die begleitenden Umstände gewesen sein mochten, als Thatsache weitere zeugend fort.

Wie Ludwig der Fromme in Reims von Stephan IV., ließ sich der bereits in der Heimat gekrönte Lothar I. 823 in Rom nochmals von Paschalis I. die Krone aufsetzen. Freilich waren das nur Zeremonien, aber der Gedanke einer höheren durch den Papst erteilten Weihe lag ihnen zu Grunde, und die Wiederholung schuf eine Gewohnheit. Ludwig II. ließ sich 844 in Rom von Sergius II. sogar zum Könige der Langobarden krönen und mit dem Schwerte umgürten; 850 empfing er von Leo IV. auch die Kaiserkrone, obgleich er die Würde an sich der Uebertragung durch den Vater verdankte. So verdunkelten die Karolinger selber den Hergang von 800; Ludwig II. begründete bereits den Byzantinern gegenüber seinen römischen Kaisertitel mit der päpstlichen Salbung, indem er sich mit Saul und David verglich. Durch den Umstand, daß Lothar I. und er Könige von Italien und dort ständig anwesend waren, verknüpfte sich zugleich der Kaisertitel mit der Herrschaft über Italien.

Der Tod Ludwigs II. 875, während kein Erbe zur Stelle war, erledigte das Kaisertum, und Papst Johann VIII. (872 bis 882), gewandt und keck, benutzte die Gelegenheit. Bisher hatte immer der Wille des Inhabers über die Nachfolge im Kaisertum entschieden, und stets war der älteste Sohn

damit ausgezeichnet worden. Die Würde war ferner unbestritten im Besitz der karolingischen Familie und demnach lag nahe, die in ihr sonst üblichen Erbrechte zu beobachten. Dann hätte die ostfränkische Linie den nächsten Anspruch gehabt, und so hatte auch der verstorbene Ludwig II. gedacht, der Karlmann, den Sohn Ludwigs des Deutschen, als seinen Erben bezeichnete; für ihn war auch eine Partei in Italien gesinnt.

Papst Johann nahm jedoch das freie Verfügungsrecht in Anspruch, im Einverständnis mit den Römern, deren Unterstützung er bedurfte. Er legte sich sogar die Vollmacht bei, die Person des Empfängers vorher zu prüfen, ob sie auch würdig der hohen Würde sei, und brachte damit die päpstliche „Approbation" auf. So sank das Kaisertum zu einer Gabe des Papstes herab. Johann berief den Westfranken Karl II., der Karlmann zuvorkam; Weihnachten 875 empfing er in Rom die Krone, die der Papst ganz als seine persönliche Gunstverleihung betrachtete. Am liebsten hätte Johann nach Karls baldigem Tode jenen Boso, der sich nachher zum Könige von Niederburgund aufwarf, zum Kaiser gemacht, aber er mußte 881 Karl III., der mit einem Heere vor Rom erschien, mit dem Diadem zieren.

Johann VIII. war für lange Zeit der letzte Papst, der Großes wollte und vollbrachte. Wahrhaft entsetzlich gestalteten sich die Zustände in dem herrenlosen Italien. Die großen Herren stritten sich um die Beute, während die Sarazenen festsaßen und auch die griechische Herrschaft zu vernichten drohten. Wüste Parteiung zersetzte Adel und Geistlichkeit, wilde Leidenschaft tobte in unausgesetzten Kämpfen und unterwühlte Sitte und Recht. Alle bösen Geister schienen losgelassen. Wie es auf der Halbinsel keine Macht gab, die stark genug gewesen wäre, sich zur herrschenden zu machen, vermochte auch keine der auswärtigen Gewalten durchzudringen, aber sie ließen nicht ab, das Land heimzusuchen.

Die Kaiserkrone behielt ihren lockenden Schein, weil sie die Herrschaft über Italien bedeutete, und deshalb griffen nun auch die kleinen Dynasten nach ihr. Wäre es nicht Gebrauch geworden, daß der Papst sie vergab, würde die kaiserliche Würde schon damals erloschen sein; so konnte sie haben, wer den Papst hatte.

Um Oberitalien stritten Markgraf Berengar von Friaul

und Herzog Wido von Spoleto, die ſich beide in Pavia zu Königen krönen ließen. Der Spoletiner nötigte 891 Stephan VI., ihn mit den kaiſerlichen Abzeichen zu ſchmücken, und zwang bald darauf deſſen Nachfolger Formoſus, das gleiche ſeinem Sohne Lambert zu thun. Da kam, von Formoſus gerufen, der Oſtfrankenkönig Arnolf, erſtürmte die von den Spoletinern verteidigte Stadt Rom und empfing 896 die Krönung. Als ihn ſchwere Erkrankung bald in die Heimat zurücktrieb, trat Lambert wieder als Kaiſer auf. Da den Papſt Formoſus, der bald darauf ſtarb, die Rache nicht mehr als Lebenden treffen konnte, ſchändete der Haß der Feinde ſeine Leiche. Nach neun Monaten wurde ſie aus dem Grabe geriſſen und vor eine vom Papſt Stephan VII. gehaltene Synode geſchleppt. Bekleidet mit den päpſtlichen Gewändern, thronte der verweſte Leib im Saale, während die Poſſe einer Gerichtsverhandlung die Papſtwürde des Formoſus für ungültig erklärte. Darauf riß man von dem Körper die Kleider herunter, hieb die drei Finger der rechten Hand, mit denen der Lebende einen falſchen Eid geleiſtet haben ſollte, ab und ſchleifte den nackten Leichnam an den Füßen durch die Straßen in den Tiberſtrom. Nach Monaten fanden Fiſcher die Ueberreſte auf; ſchon war auch Stephan VII. tot, im Kerker erwürgt.

Lamberts plötzliches Hinſcheiden verſchaffte Berengar die Anerkennung in Oberitalien. Gegen ihn zog 900 König Ludwig von Niederburgund und drang nach Rom vor, wo er von Benedict IV. als dritter ſeines Namens die Krönung empfing. Doch Berengar überfiel den Kaiſer 905 in Verona und ſandte ihn, des Augenlichts beraubt, in die Heimat zurück. Endlich 915 erreichte der Friauler das Ziel ſeiner Sehnſucht, von Johann X. nach Rom berufen und zum Kaiſer gekrönt zu werden; ſelbſt ein Dichter fand ſich, der die Krönung verherrlichte. Als den durch Empörer faſt der Regierung beraubten Kaiſer 924 Mörder niederſtießen, hörte auch das Kaiſertum für Jahrzehnte auf.

Von den beiden höchſten Würden der Chriſtenheit war nur das Papſttum geblieben, aber in welchem Zuſtande! Schnell wechſelten die römiſchen Biſchöfe; in den fünfzig Jahren nach Johann VIII. haben nicht weniger als dreiundzwanzig den Stuhl inne gehabt, ſo manche von ihnen endeten im Gefäng-

nis oder durch Mord. Die Herren der Stadt waren die wilden Adeligen, und nicht die Männer allein, auch ihre Frauen und Buhlerinnen schalteten nach ihrem Gelüst.

Auf den Schultern der Karolinger war das Papsttum emporgestiegen bis zu einer das Kaisertum überragenden Höhe, aber jäh wieder herabgesunken, als der stützende Staat in Trümmer fiel. Das Papsttum hatte früher schwere Zeiten durchlebt, doch die helle Schande war ihm erspart geblieben; unter der harten byzantinischen Herrschaft stand es sittlich viel höher als jetzt, wo jede Obergewalt aus Italien verschwunden war.

Doch zum Glück hingen Kirche und Christentum nicht allein an dem Papsttum und für sie war die Arbeit des Staates nicht vergeblich gewesen. Im Gegenteil: sowohl die äußere Gestaltung der Kirche wie die allgemeine geistlich-kirchliche Stimmung, welche beide den Karolingern so viel zu verdanken hatten, hielten unter allen Stürmen stand. Die Kirche war einmal fest gegliedert und durchdrungen von dem Bewußtsein der Gemeinschaft. Ihre Macht stützte sich außerdem auf den großen Besitz, den sie trotz schwerer Beeinträchtigungen bewahrte und selbständig verwaltete. Die Kirchenverfassung war jetzt fest geregelt. Die Bischöfe führten die Oberaufsicht über die Pfarrkirchen, mehrere Bistümer waren zu einer erzbischöflichen Provinz zusammengefaßt. Im östlichen Teile des Reiches bestanden als solche Mainz, Köln, Trier und Salzburg, zu denen unter Ludwig dem Frommen noch Hamburg kam. Das Klosterwesen nahm beträchtlich zu; man bemühte sich nicht nur, die Regel Benedicts streng durchzuführen, sondern auch die Ideale höher zu stellen. Die Geistlichkeit an den großen Kirchen sollte gleichfalls nach kanonischen Regeln leben, die den mönchischen nachgebildet waren, doch freies Eigentum beließen.

Das Volk hing treu an der Kirche; bei den Bischöfen fand es eher wohlwollenden Schutz, als bei den weltlichen Großen. Noch immer war der allgemeine Sittlichkeitsstand ein niedriger. Die Verehrung der Heiligen, der Reliquien, der Glaube an die Macht des Teufels, der heidnische Aberglaube nahmen eher zu als ab. Aber der Einfluß der Kirche wuchs. Das ganze Leben durchdrang sich mit christlichen Gebräuchen; die stattlich vermehrte Zahl der Kirchen steigerte auch die seelsorgerische Thätigkeit der jetzt besser vorbereiteten

Priester. Die Richtung ging mehr und mehr auf das Uebersinnliche, auf die Geringschätzung der Welt und ihrer Freuden; die feste Ueberzeugung, der Mensch könne seine Hoffnung nur auf Gott setzen, erfüllte die Gesamtheit mit dem Bewußtsein, nur durch die Kirche sei Heil zu finden.

Von höchster Wichtigkeit war, daß die Kirche allein die geistige Kultur bewahrte.

Der Eifer Karls des Großen für die Wissenschaften war nicht vergeblich gewesen und die Erfolge überdauerten ihn. Schon die Kapitularien zur Zeit Ludwigs zeigen mit ihrer ausführlichen und flüssigen Form, wie die Herrschaft über die lateinische Sprache allgemein gewachsen war. Auch in der Litteratur tritt die Wendung zum Kirchlichen hervor, indem sie sich fast ausschließlich auf theologischem Felde bewegte; die Beschäftigung mit den alten Schriftstellern aus Freude an Inhalt und Form kam in Mißachtung. Indessen führte das Streben, vernunftgemäß zu denken, sogar zu gelegentlichem Widerspruch gegen religiösen Aberglauben; es wehrte die Phantastik ab und ließ noch nicht eigentlich mönchischen Geist aufkommen. Im Mittelpunkte standen die Ideen Augustins, freilich einseitig und ohne Schärfe durchgeführt; lebhafte Streitigkeiten gingen um die Prädestination und das Abendmahl.

Sogar ein gewisser Trieb, in der Gelehrsamkeit die Individualität walten zu lassen, ist nicht zu verkennen. Doch als selbstschöpferischer Geist steht einzig da der aus Schottland an den Hof Karls des Kahlen gekommene Johannes (Scotus, Erigena). Ausgerüstet mit umfassendem Wissen, das er der Kenntnis der griechischen Sprache und dem Studium der in ihr verfaßten christlichen Schriften, von denen er mehrere ins Latein übersetzte, verdankte, stellte Erigena seit langer Zeit wieder ein philosophisches System auf. Geleitet von dem Satze, daß die wahre Autorität die durch die Kraft der Vernunft entdeckte Wahrheit, die wahre Theologie wahre Philosophie und umgekehrt sei, bildete er den neuplatonischen Pantheismus nach, indem er aus der Gottheit, dem Allgemeinsten, die Einzelwesen ableitete, die er dann wieder zur Gottheit, die alles in allem ist, zurückführt. Einfluß auf die Mit- und Nachwelt hat Scotus wenig geübt, und man darf ihn mehr der altchristlichen als der mittelalterlichen Philosophie zurechnen.

Unter denen, welche in dem Staatsleben eine große Rolle

spielten, tritt namentlich Erzbischof Hinkmar von Reims hervor, voll bewußt der Bedeutung der Kirche für den Staat, bedacht, das Reich in seinem Zustande zu erhalten durch kirchliche Zucht und Besserung der Notlage des Volkes, politische Zwecke mit kirchlichen vereinend, ein Verteidiger der erzbischöflichen Rechte gegen die übereifrige kirchliche Partei und die erdrückende Autorität des Papsttums, der beste Kenner des kanonischen Rechtes, litterarisch thätig, auch als Geschichtsschreiber. Hinkmar starb 882 auf der Flucht vor den Normannen, die Reims bedrohten, ein trauriges Bild, wie die geistigen Kräfte im Reiche in dessen Verfall hineingezogen wurden.

Es war natürlich, daß der alte westliche Kulturboden dem Osten, der noch Anfangsarbeit erforderte, im geistigen Schaffen voranging. Auch hier warf sich die litterarische Thätigkeit vorwiegend auf die kirchlichen Dinge und zwar mit dem Nützlichkeitszwecke, für Schule und gelehrten Unterricht angemessen zu sorgen. Die Klöster, allen voran Fulda, St. Gallen, Reichenau, Corvey, waren die Heimstätten fleißiger Bücherarbeit und der Erziehung tüchtiger Geistlicher. Hrabanus Maurus, ein Schüler Alkuins, erst Abt von Fulda, dann Erzbischof von Mainz, und Walafrid Strabo, Abt von Reichenau, zeichneten sich als achtungswerte Gelehrte aus. Beide umspannten das Wissen ihrer Zeit und legten es in Lehrbüchern und Kommentaren nieder. Man pflegte auch die Zwecke der religiösen Unterweisung; in allem bediente man sich der lateinischen Sprache, in der die Vorlagen geschrieben waren. Die altgermanischen Dichtungen, die einem anderen als feindlich bekämpften Vorstellungskreise angehörten, konnten bei den Gelehrten keinen Anklang finden, und sie verschollen bis auf wenige Reste, unter denen das leider auch nicht vollständig erhaltene Hildebrandslied die Größe des Verlustes schmerzlich empfinden läßt; nur zufälligen Liebhabern, an denen es doch nicht fehlen mochte, ist die Aufzeichnung zu verdanken. Indessen um das Volk zu belehren und an die Kirche zu ziehen, mußte man zu ihm seine Sprache reden, und daher berücksichtigte man aus praktischen Gründen seine Bedürfnisse. So erstand, nachdem der Heliand vorangegangen war, langsam eine christliche deutsche Litteratur. Otfried von Weissenburg dichtete um 870 den „Krist", eine Bearbeitung der Evangelien, die, so achtungswert sie ist, des

poetischen Schwunges gar sehr entbehrt. Mancherlei Uebersetzungen, Gebete und andere kleine Schriften trugen dazu bei, die kirchlichen Lehren einzuprägen.

Bis auf Karl den Kahlen, der an litterarischen Arbeiten rühmliches Interesse hatte, hielt der Eindruck der großen Vorzeit vor, aber gegen die Wende des Jahrhunderts trat überall trockene Ebbe ein. Selbst die Geschichtsschreibung versiegte. In Rom fand sich nach dem Tode Hadrians II. niemand, der die Lebensbeschreibungen der Päpste fortgesetzt hätte. Im Frankenreiche hatte die Regierung Ludwigs des Frommen noch leidliche Darsteller gefunden, aber die Reichsannalen, an denen in Westfranken mehrere tüchtige Männer gearbeitet hatten, hörten dort mit dem Tode Hinkmars 882 auf; im Osten führten sie Mönche von Fulda bis 901. Bald wurden die spärlichen geschichtlichen Aufzeichnungen so dürftig, wie einst in der Merowingerzeit, so daß sie kaum die allerwichtigsten Ereignisse mit wenigen Worten erwähnen.

Die karolingische Glanzära hatte zuerst wissenschaftlichen Trieb nach dem Frankenreiche verpflanzt und Anleitung zu seiner Pflege gegeben. Die Lust zum Schreiben und damit die Uebung versagten vielfach in dem allgemeinen Elende, in dem man den nahenden Untergang der greisenhaft gewordenen Welt zu erkennen wähnte, aber die Ueberlieferung und die Ueberzeugung von der Notwendigkeit der Studien hörten so rasch nicht auf. Schon daß nun zahlreiche Bücher, Abschriften älterer Werke und neuverfaßte vorhanden waren, gereichte zum größten Gewinn.

Nach anderer Seite hin schließt allerdings die Rechnung mit einem vollkommenen Fehlbetrage. Jener Nithard, der die Bürgerkriege im Frankenreiche bis 842 beschrieb, ist auf Jahrhunderte der letzte Laie, der die Feder geführt hat. Der Wunsch des großen Kaisers, auch die Weltlichen zu geistigen Dingen zu erziehen, blieb unerfüllt, Lesen und Schreiben wurden den Großen wie dem Volke unbekannte Dinge; höchstens daß die Töchter der Vornehmen einigen Unterricht empfingen. Diese Abwendung der Laienwelt von Schule und Wissen sicherte der Geistlichkeit den Vortritt, den sie schon genommen hatte, für längste Zeit. Nicht nur, daß der noch so geringe Grad der Weltkenntnis, den ihre Mitglieder erwarben, ihnen Ueberlegenheit gab, ohne Griffel und Schreibzeug ließ sich keine Staats-

verwaltung führen. Daher fiel das Kanzleiwesen allein Geistlichen zu. Natürlich vermochten sie auch in allen Angelegenheiten auf die Herren Einfluß zu üben; was in diesen rauhen Zeiten die Großen der Kirche mit dem Schwerte abdrangen, ersetzten ihre Jünger durch kluge Arbeit bei Hofe. Vollends dem Volke wurden sie die Inhaber geheimnisvoller Künste. Zudem hatte die Kirche ihre festen Satzungen; das kanonische Recht übertraf weit das zerfallende weltliche.

Das Frankenreich hatte seinen politischen Bestand rasch eingebüßt. Dennoch ging es nicht wirkungslos zu Ende. Eine neue Kultur war angebahnt, neue Völker, einander verwandt und doch verschieden, traten ins Leben. Die in dem Schmelzkessel der Völkerwanderung begonnene Mischung von Römertum, Germanentum und Christentum war vollendet und die erkaltende Masse fing an zu kryſtallisieren.

Sechsundzwanzigster Abschnitt.

Britannien. Die Normannen.

Noch ehe die christliche Kultur im Frankenreiche neu auflebte, hatte sie eine Stätte gefunden in einem meerumflossenen Eilande, das einst zum Römerreiche gehört hatte, dann verlassen und aufgegeben wieder durch das Papsttum herangezogen worden war. Die englische Kirche, obgleich später entstanden als die fränkische, war eine Zeitlang deren Lehrerin.

Tacitus hat nicht allein den Germanen die früheste ausführliche Kunde von ihrem Volkstum überliefert, auch England verehrt in ihm seinen ältesten Geschichtsschreiber. In dem schönen Denkmal, das er seinem Schwiegervater Agricola gesetzt hat, indem er dessen Leben beschrieb, erzählt der Römer von den Kämpfen, welche die Unterwerfung der keltischen Briten herbeiführten. Wie in Germanien, mußten auch in Britannien die Römer auf die Eroberung des gesamten Landes verzichten, und wie dort sperrten sie auf der Landenge zwischen Nordsee und Ozean die Grenze ab durch mächtige Wallreihen, die Hadrian

und Antoninus in zweifacher Linie errichten ließen. Hinter ihnen entfaltete sich römisches Leben, das jedoch die Eigentümlichkeiten der Briten und ihre Sprache nicht auffog. In York wurde Konstantin der Große, dessen Vater Constantius im Westen als Augustus gewaltet hatte, auf einem Feldzuge gegen die Picten im Jahre 306 von den Legionen als Cäsar ausgerufen. So nahm der Weltwandel, der dem Christentum die Herrschaft gab, seinen ersten Ausgang von der entlegenen Insel.

Völlige Ruhe vermochten die Römer nicht zu schaffen, denn die keltischen Scoten aus Irland, von denen als Einwanderern später Schottland seinen Namen empfing, die Picten, deren Abkunft ungewiß ist, im Norden und seetüchtige Germanen vom Festlande, Sachsen genannt, die sich auf der Nordküste Galliens festsetzten, ergossen häufig verheerende Raubzüge über das Land. Ihnen fiel Britannien zur fast wehrlosen Beute, als zu Anfang des fünften Jahrhunderts ein Teil der Truppen nach Gallien abgerufen und keine Ergänzung mehr gesandt wurde. Viele Römer flüchteten auf das Festland, andere blieben in verzweifelter Gegenwehr der Heimat getreu.

Britannien war damals bereits christlich; Pelagius, der den großen Streit über die Erbsünde erregte, stammte dorther. So gelangte von hier aus das Christentum auch nach dem benachbarten keltischen Irland, das römische Heere nie betreten hatten. Die Bischöfe von Rom regten die Bekehrung an, und der nie vergessene Apostel und Schutzheilige der Iren wurde in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts der Brite Patricius (St. Patrick), dessen Leben freilich mit Dunkelheit umgeben ist. Außer der Lehre brachte er auch mancherlei Künste und lateinische Sprache und Schrift herüber.

Patricius gründete das erste Bistum in Armagh und zahlreiche Kirchen; seine Predigt, welche die Martern der Hölle und das Glück der Seligen lebhaft ausmalte, fand so vielen Anklang, daß Hilfsgenossen in Menge, namentlich aus Britannien, herbeieilten. Wenn auch die Bekehrung des ganzen Volkes nicht allzu schnell beendet wurde, das Christentum, das hier, ohne sich in den Glaubenssätzen von der übrigen Kirche zu unterscheiden, manche älteren Gebräuche beibehielt, entfaltete sich mit ungemeiner Kraft. Seine vornehmlichste Bethätigung suchte es im Mönchswesen; zahlreiche stark gefüllte Klöster waren

über die Insel verstreut. In ihnen waltete strengste Zucht, daneben auch rege wissenschaftliche Arbeit. Hier auf dieser feuchten äußersten Thule erhielt sich römisch-griechische Litteratur, schrieben, während die altlateinische Bildung in ihrer eigenen Heimat nur kümmerlich fortlebte, fleißige Mönche Bücher über Bücher in der spitzigen irischen Schrift, die sich dann weithin verbreitet hat. Sie liebten künstlerischen Schmuck, der noch die Technik der Völkerwanderung und ihre Vorliebe für die Spirale und das Flechtwerk zeigt. Eigentümlich verschlungene farbige Bänder bilden die Initialen und Titelblätter; krause Phantastik löst selbst tierische und menschliche Gestalten in gewundene, mit grotesken Köpfen endende Wülste auf.

Auch den Steinbau pflegten die Iren. Eigentümlich sind ihnen und der ältesten von ihnen ausgegangenen Kunst die alleinstehenden Hochkreuze, deren reicher Reliefschmuck mit religiöser Poesie durchdrungen ist.

Die Klöster, die sich unter Vorstehern, die oft den bischöflichen Titel führten, nach alter Weise selbständig leiteten, waren die Brennpunkte kirchlichen Lebens. Ihre rastlose Arbeit widmete sich zugleich der christlichen Zucht in der Laienwelt, und über dem harten Zwange der Selbstentsagung verloren sie nicht den befruchtenden Zusammenhang mit dem Volke. Sendlinge zogen lehrend durch das Land, und bald führte sie ihr Eifer über die Insel hinaus. Die kirchliche Pflicht der Mission erzeugte einen leidenschaftlichen Wandertrieb. Sie suchten weltverlorene Orte, öde Inseln oder unzugängliche Waldungen und Sümpfe auf, um dort frommen Bußübungen ungestört nachzuhängen; irische Mönche haben zuerst auf Island Hütten gebaut. Viele dieser Einsiedeleien verwandelten sich in Klöster, und die düstere, selbstlose Erscheinung der predigenden Mönche ergriff machtvoll die Menschen einer wilden Zeit. Die Iren bekehrten Schottland, wo um 565 Columba der Aeltere auf der felsigen Insel Hy oder Iona nahe der Küste ein Kloster gründete, das der hochgefeierte Sitz der Gelehrsamkeit und Mission blieb, bis es im neunten Jahrhundert die Normannen zerstörten. An der Ostküste trat Hy das gleichfalls auf einer Insel liegende Kloster Lindisfarne zur Seite. Auch von den Angelsachsen zogen nachher viele Geistliche lernbegierig nach der grünen Insel. Wales fiel ebenfalls der irischen Kirche zu. Weiter richteten sich die Fahrten nach dem Festlande, wo

die stammesverwandte Bevölkerung der Bretagne den ersten Anhalt bot; über das ganze Frankenreich bis nach Deutschland und Italien verbreiteten sich die keltischen Mönche, oft die ersten Schöpfer kultivierender Arbeit und die Anreger gelehrter Studien. Der kleine Erdenfleck nützte lange Zeit großen Völkern, bis sie, zu eigener Kraft gelangt, seiner nicht mehr bedurften. Wir sind bereits diesen Iroschotten im Frankenreiche begegnet und sahen, wie sie dort nach fruchtbringender Arbeit den Angelsachsen weichen mußten. Denn bereits war jenseits des Meeres die altbritische Kirche in die römische aufgegangen.

Nach dem Abzuge der Römer suchten die verzweifelten Einwohner von Britannien sich unter einzelnen Fürsten gegen die von allen Seiten einbrechenden Feinde zu verteidigen. Die erst der späteren Zeit entstammende unsichere Ueberlieferung berichtet, um die Mitte des fünften Jahrhunderts hätte ein britischer König Guorthigirn Sachsen zur Hilfe gegen die Scoten und Picten vom Festlande herübergerufen und ihnen die Insel Thanet an der Ostspitze eingeräumt. Hengist und Horsa sollen die Namen der Führer gewesen sein. So viel ist gewiß, daß Jüten, die jedoch keine Dänen waren, Angeln — diese wohl in größter Zahl — und Sachsen sich in Britannien festsetzten und durch dauernden starken Nachschub aus der Heimat vermehrt, ihre Macht ausdehnten.

Von furchtbarer Kraft waren diese Ankömmlinge. Wilde Kämpfe mit wechselndem Geschick durchtobten jahrhundertelang verwüstend und entvölkernd das Land, sowohl mit den Briten, wie der Eroberer untereinander. Einige altrömische Städte, wie London, Canterbury und York, überdauerten trotz kläglichen Herunterkommens die entsetzliche Zeit, während andere in Trümmer sanken.

Zwischen den Germanen und den alten Einwohnern entbrannte flammender Haß, die Briten wurden meist gänzlich ausgetilgt und die altheimischen Fürstentümer mußten nach Wales und den westlichen Küsten zurückweichen.

Auch die neu errichteten Reiche standen in dem fortwährenden Gegenstreit nicht fest und entbehrten der Einigung; nur besaßen mächtigere Könige, zu Bretwalden berufen, anerkanntes doch schwankendes Ansehen auch in anderen Herrschaften. Gegen Anfang des siebenten Jahrhunderts bestanden

mindestens acht unabhängige Königreiche. Gewöhnlich spricht man von einer Heptarchie: Northumbrien im Norden vom Forth ab, Deira und Bernicia, Mercia in der Mitte, im Südosten Northfolc und Suthfolc, Ostangeln, Essex, Kent und Sussex, dann Wessex mit der Insel Wight.

Die Angelsachsen bewahrten ihr Heidentum mit treuer Anhänglichkeit; mit Stolz leiteten Könige ihr Geschlecht von Wotan ab. Weil die wütende Feindschaft gegen die Briten auch den Anschluß an deren Glauben verhinderte, mußte das Christentum, obgleich Reste sich erhalten hatten, neu gepflanzt werden. Papst Gregor der Große, entzückt von der Schönheit angelsächsischer Jünglinge, die in Rom als Sklaven auf den Markt gebracht wurden — so erzählt Beda, der Vater der englischen Geschichtsschreibung —, sandte 596 den Propst Augustinus mit einer Schar Mönche an König Aethelbert von Kent, der mit einer Christin, einer merowingischen Königstochter Bertha, vermählt war und nun die Taufe empfing. Sehr langsam und unter mancherlei Fehlschlägen und Rückfällen vermochte die christliche Lehre Platz zu greifen; erst nach dem Tode des Königs Penda von Mercia, des streitbaren Helden für das Heidentum, 655 war ihr Sieg gesichert. Noch hatte die römische Form die Nebenbuhlerschaft der irischen Kirche zu überwinden, die Northumberland, Mercia und Essex einnahm. Sie bestritt nicht das apostolische Ansehen des Papstes; in der Hauptsache unterschied sie sich nur durch eine andere Berechnung des Osterfestes und durch den Mangel einer eigentlichen Hierarchie. Die Könige von Northumbrien und Mercia traten auf die Seite Roms, die britisch-irischen Geistlichen wanderten meist aus. Theodor, ein Grieche aus Tarsus, hochgelehrt und weltkundig, der 669 von Rom nach Britannien gesandt wurde, war der erste von allen Staaten anerkannte Erzbischof mit dem Sitze in Canterbury, der die Kirche nach römischem Muster ordnete und 673 die erste allgemeine Landessynode hielt. Die kirchliche Gemeinschaft wurde das früheste Einheitsband für die Angelsachsen.

Den größten und nachhaltigsten Einfluß hat dieser südliche Fremdling Theodor ausgeübt. Um tüchtige Geistliche zu bilden, gründete er an den Kirchen und Klöstern Schulen, welche der in Italien üblichen Unterrichtsweise folgten. Gelehrige Schüler strömten herbei; bald wetteiferten die englischen

Mönche an Gelehrsamkeit und litterarischem Fleiß mit den irischen, und die stete Verbindung mit Rom hielt die Begeisterung wach. Von den Klöstern aus, die in Ueberzahl entstanden und von Anfang an der Benedictinerregel folgten, drang der fromme Geist in die Laien; wie später in Altsachsen, trat der germanische Zug, neben freiheitlichem Drange freiwilliger Dienstbarkeit zu huldigen, in der religiösen Gebarung zu Tage. Wiederholt gingen Fürsten nach Rom, um dort ihr Leben im Gebet am Grabe Petri zu beschließen, und so zahlreiche Pilger wallfahrteten nach der Stadt der Apostel, daß dort schon im achten Jahrhundert ein sächsisches Hospiz zu ihrer Aufnahme und zur Beherbergung der höhere Ausbildung suchenden Geistlichen entstand.

Ein neues Leben kam in das bisher von Kriegsstürmen durchtobte Land. Kirchliche und andere Kunst fand von Italien her ihren Eingang. Die geistliche Gelehrsamkeit schuf, gestützt auf die reichen Bücherschätze, welche die Bibliotheken ansammelten, wissenschaftliche Werke in lateinischer Sprache. Der größte Gelehrte des damaligen Abendlandes, Beda der Ehrwürdige in dem northumbrischen Kloster Jarrow, der alles Wissen vollständig in sich aufgenommen hatte, verfaßte bis zu seinem Tode 835 ein Buch nach dem anderen über alle Kenntniszweige, Theologie, Philosophie, Grammatik, Musik, Physik, Astronomie. Hoch wertvoll ist seine klare, mit treulicher Benutzung der vorhandenen Quellen geschriebene, natürlich reich mit Wundererzählungen durchsetzte „Kirchengeschichte der Angeln", die auch der weltlichen Vorgänge gedenkt; Bedas Lehrbücher dienten den späteren Jahrhunderten und seine Arbeiten über die Zeitrechnung gaben der ganzen mittelalterlichen Geschichtsschreibung die Norm; denn von England aus floß diese Gelehrsamkeit nach dem Festlande hinüber, wo später ein Alkuin ihr hervorragendster Vertreter wurde.

Auch der Geist der englischen Kirche verpflanzte sich über das Meer. Wie die Iroschotten zogen die Angelsachsen als Glaubensboten in die Welt. Als ihr Hauptfeld erkoren sie das im Heidentum starre Friesland. Doch größere Erfolge, als die Bekehrung heidnischer Stämme, errang Bonifatius, der die fränkische Kirche in die Bahnen des Gehorsams gegen Rom leitete. Britannien war wieder als vollwichtiges Glied

in die europäische Gesellschaft eingetreten, deren künftigen Charakter es vorbereiten half. Das geschriebene und das vom gewinnenden Munde erklingende Wort christlich-kirchlicher Gesinnung, das zur Nachahmung anspornende Beispiel der Frömmigkeit schufen den neuen Verband.

Daneben hielten sich auch die Erinnerungen der heidnischen Zeiten, sogar getreuer wie anderwärts; in den englischen Wochentagsnamen leben noch die alten Götter. In den geräumigen Hallen tönte der Heldensang weiter, bis ihm das Christentum sein uraltes Recht raubte. Hier erhielten sich als ältestes germanisches Epos das großartig-poetische Beowulfslied, heldenhaft und tiefsinnig zugleich, und Bruchstücke anderer Sagen. In diesem angelsächsischen Volke lebte ein durch jene fremden Einflüsse nicht zu entwurzelndes Volkstum, und sein lebendiger Vollsaft verhütete später, daß nicht mönchische Gesinnung überwucherte. Zugleich hatte es sich gefügt, daß die Volkssprache früher als bei den anderen germanischen Völkern zum schriftlichen Gebrauch gelangte. Die Ursache war, daß die Angelsachsen nicht ein starkes römisches Element neben sich sahen, die Briten sich nicht der lateinischen, sondern der eigenen Sprache bedienten und die heidnischen Sachsen nicht von ihnen das Christentum annahmen. Während in den anderen germanischen Reichen unter Romanen und teilweise romanischer Geistlichkeit das Lateinische die Sprache für schriftliche Aufzeichnung blieb, kannten die Angelsachsen sie nicht und wandten darum die eigene Rede an. Sie hatten von den Briten die lateinischen Buchstaben übernommen, die sie nur mit einigen für die Aussprache nötigen Lautzeichen vermehrten. So war eine heimische Schriftsprache vorhanden, als die Bekehrung zum Christentum begann, und da die Geistlichkeit fast ausschließlich aus dem eigenen Volke hervorging, erhielt sie sich. Die volksmäßige Dichtung gebrauchte sie und ergriff neben den altüberlieferten Stoffen der Heidenzeit mit poetischer Kraft auch christliche. Als erster christlicher Dichter wird im siebenten Jahrhundert Kaedmon genannt, auf den indessen nur ein Hymnus mit Sicherheit zurückzuführen ist; aber er fand Nachfolger, die religiöse Stoffe mit inniger Auffassung und stimmungsvollem Naturſinn durchführten.

Die älteste Rechtsniederschrift in angelsächsischer Sprache ist ein Jahrhundert nach dem salischen Gesetzbuch, um 600,

in Kent entstanden, neunzig Sätze von meist strafrechtlichem Inhalt; noch in demselben Jahrhundert folgten ihr mehrere, die allmählich gewandteren Gebrauch der Sprache erkennen lassen. Sie alle zeigen, wie die altgermanischen Rechte, den urwüchsigen Sinn des Volkes, das rasch zum Schwerte griff, obgleich zeitig Beschränkung der Selbsthilfe eintrat.

Auch die Staatszustände waren rein und echt germanisch, schon weil der römisch-britische Bestand völlig zerstört wurde. Die Stufen der Entwickelung sind schwer zu scheiden und streitig bleibt, wann die später erkennbare Ordnung allenthalben Platz griff. Die aus den ehemaligen Wohnsitzen mitgebrachten Einrichtungen mußten, ohne darüber ihr Grundwesen zu verlieren, natürlich starke Aenderungen erfahren. Wie im heimischen Sachsen zerfiel das Volk in Ethelinge (Eorl), Freie (Ceorl), Laeten und unfreie, rechtlose Knechte. Allen vor schob sich das Königtum als Führer und Friedenshandhaber. Es gebührte bestimmten Geschlechtern, doch meist nicht so, daß der Sohn ohne weiteres dem Vater folgte. Eine Anerkennung war erforderlich, die auch auf andere Glieder des Geschlechtes fallen konnte.

Wie die Aufteilung des besetzten Landes geschah, die bei dem weiteren Fortschritt der Eroberung gewiß in verschiedener Art erfolgte, ist nicht bekannt. Der Geschlechtsverband wird anfänglich maßgebend gewesen sein, denn noch lange Zeit hatte die Verwandtschaft rechtliche Bedeutung. Jedenfalls entstand früh den Ständen gemäß ein größerer Besitz neben dem kleinen, ursprünglich den Freien wohl gleichmäßig zugewiesenen. Privates, frei übertragbares Eigentum neben Anrechten an der gemeinsamen Flur ist vielleicht von Anfang an gewährt worden. Ein großer Teil des Bodens gehörte als Folkland der staatlichen Gesamtheit, die allein darüber verfügen durfte; mit Teilen von ihm wurden auch die Volksbeamten ausgestattet. Die politische Gliederung hatte als untersten Bestandteil die Dorfgemeinde (Township), mit der die befestigten Orte (Burh) gleich standen. Ihrer mehrere bildeten die Hundertschaft, die Gericht und Polizei selbständig übte. Darüber erhob sich als höhere politische Einheit die Grafschaft, die später Shire genannt wird. An ihrer Spitze stand der Ealdorman, der Anführer im Kriege, der Leiter des Folkmot, lateinisch als Princeps bezeichnet, wie auch Gemeinden und Hundertschaften ihre

Vorsteher hatten. Anfänglich lag wohl in diesen Verbänden das gesamte staatliche Leben, bis das Königtum über sie emporstieg und die größeren Reiche mehrere Grafschaften umspannten. Vermutlich gingen die Volksbeamten ursprünglich aus freier Wahl hervor, bis die Könige Einfluß auf die Ernennung und Absetzung der Ealdormen gewannen und ihnen eigene Beamte zur Seite stellten, den Sheriff, den Wahrnehmer der königlichen Rechte, auf den die Leitung des Gerichtswesens überging.

Alle diese Gruppen hatten ihre Versammlungen (Gemot), doch früh fiel die wirkliche Waltung einer beschränkten Zahl von Personen (Witan) zu. Auch das staatliche Gemeinwesen hatte eine Versammlung der Witan, das Witenagemot, in dem außer den Ealdormen auch die Bischöfe und großen Aebte Sitz und Stimme erhielten. Die Witan waren des Königs Beisitzer im Gericht und seine Räte; das Witenagemot wählte und verwarf unter Umständen die Könige, gab seine Zustimmung zur Gesetzgebung, entschied über Krieg und Frieden, gewährte später außergewöhnliche Auflagen und hatte die Vergabung von Folkland, auch an die Kirche, zu genehmigen.

Zu dieser Versammlung stellte der König auch eine Anzahl Beisitzer aus seiner Gefolgschaft, die allmählich die Mehrheit ausmachten. Wie in der Urzeit hatten die Mächtigen ein ihnen zum Kriegsdienst verpflichtetes Gefolge, die Gesyths. Auch hier verlieh der Dienst um des Königs Person höhere Ehre ohne Rücksicht auf Geburt, und so entstand ein Dienstadel (Thegns oder Thans). Hinter ihnen verschwand allmählich der alte Geburtsadel der Eorls.

Des Königs Einnahmen flossen aus seinem Privatgut und dem Folkland, an dem er Nutzungsrecht hatte. Von der Bewirtschaftung des Folklandes wurden Abgaben entrichtet, während der Privatbesitz (Bookland = Buchland, der schriftlichen Uebertragung wegen) steuerfrei war. Außerdem fielen andere Abgaben, Zölle, Hafengelder, ein Teil der Gerichtsbußen dem Fiskus zu. Dem Könige und seinem Gefolge war Unterhalt zu gewähren; einen festen Wohnsitz hatte er nicht. Der allgemeine Entwickelungsgang war, daß der König vom Volkskönig zum Herrscher mit vielfach unbestimmten Rechten wurde, daß er die öffentlichen Beamten unter sich brachte und sich auf seine Getreuen stützte, während die Witan sich zu seinen Beratern umwandelten. Auch der Kirche gegenüber hatte er

seine Rechte; Konzilsbeschlüsse erlangten gesetzliche Gültigkeit durch das Witenagemot, die Ernennung der Bischöfe und Aebte ging meist aus königlichem Willen hervor. Andererseits drangen Vorschriften der Kirche in das allgemeine Recht ein, seine Härten mildernd, und ihre Häupter hatten an den öffentlichen Angelegenheiten vollberechtigten Anteil; der Bischof leitete gemeinsam mit den Ealdormen die Versammlung der Shires.

Wie in allen germanischen Staaten lag allen Freien als persönliche Verpflichtung der Kriegsdienst ob mit Selbstverpflegung und Selbstbewaffnung. Vermutlich geschah die Stellung nach Hundertschaften. Frühzeitig rissen unter der schweren, die Einzelnen je nach ihrem Vermögen sehr ungleich treffenden Last dieselben Mißstände ein wie im Frankenreiche.

Erst nach langen Kämpfen, die das ganze achte Jahrhundert erfüllten, kamen die Königreiche unter Einen Herrscherstab. Auch die Kirche litt schwer und der genommene hohe Flug in geistlicher Richtung erlahmte darüber.

Dem siegreichen Könige Offa von Mercia, mit dem auch Karl der Große Beziehungen pflegte, gelang es, die Mehrzahl der Königreiche unter sich zu beugen, aber nach seinem Tode 796 ging der Vorrang auf Wessex über. Dort bemächtigte sich 802 Ecbert, aus dem uralten Geschlechte Cerdics, des Reichsgründers, stammend, der eine Zeitlang als Flüchtling am fränkischen Hofe gelebt hatte, der Königskrone. Nach einiger Vorbereitung und glücklichen Kämpfen gegen die Briten begann er die Eroberung der sächsischen Reiche; erst besiegte er Mercia, dann Kent, und nach nochmaligem Siege über die Mercier 829 unterwarfen sich ihm die Northumbrier und im folgenden Jahre die Nordwalliser. Noch blieben unter der Oberhoheit Ecberts, der sich auch nach diesen Erfolgen nur König von Wessex nannte, Könige bestehen, und als oberster, nicht als alleiniger König gebot er über die Länder. Man gewöhnte sich daran, sie als eine Einheit zu betrachten, für die der Name Anglia, aus dem England wurde, aufkam.

Schon Ecbert hatte mit fremden Feinden kämpfen müssen; nachdem er 839 gestorben war, erschienen sie aufs neue, kehrten immer wieder und faßten ständigen Fuß auf englischem Boden.

Eine neue germanische Völkerwanderung ging von dem skandinavischen Norden aus, der an der früheren nicht beteiligt gewesen war. Auch sie trug gräßliche Zerstörung weithin.

Wiederholten sich für England dieselben Erscheinungen, unter denen einst die Jüten, Angeln und Sachsen die Eroberung vollzogen hatten, so litten auch sämtliche vom Meere aus erreichbaren Länder unter den mörderischen Fäusten und der Brandfackel der reckenhaften Nordlandssöhne. Aber wie aus den Verheerungen der großen Völkerwanderungen neues Leben emporkeimte, so wurden auch diese wilden germanischen Räuber schließlich die Schöpfer von Staaten und Kulturen. In weit voneinander abliegenden Räumen haben die Nachkommen sich niedergelassen, die einen erfüllt mit neuem Wesen, das dennoch Merkmale seines ältesten Ursprungs behielt, in anderen getreu und beharrlich die heimische Anlage fortgepflanzt. Hier offenbarte sich das altgermanische Vermögen der Anpassung an Fremdes, dort die ebenso tief begründete Wertschätzung des eigenen Seins. Die französischen Normannen gründeten Staaten in Unteritalien und drückten dem eroberten England für lange Zeit ihren Stempel auf; im fernen Osten legten skandinavische Kriegsmänner die ersten Grundlagen staatlicher Ordnung und schufen das russische Reich. Andere besiedelten den hohen Norden, Island und Grönland, und betraten selbst Nordamerika. Die ersten großen Erweiterungen geographischer Kenntnis seit dem Altertum verdankt die Welt den Arabern und den Normannen.

Nur aus späteren Sagen und Sitten schimmern die Urzustände des Nordens hervor und glückliche Funde in reichster Fülle, die die bergende Erde gespendet hat, ergänzen das aus ihnen gewonnene Bild. Die Anfänge der Kultur reichen hoch hinauf in die Steinzeit; in der Folge, als die Bronze wohl von Süden her bekannt wurde, erreichte die Metallarbeit bereits eine nicht geringe Kunstfertigkeit im Guß und in geschmackvoller Verzierung. Schon einige Jahrhunderte vor Christus kam das Eisen in Gebrauch, doch nur spärlich; noch für die Wikinger waren die guten Eisenschwerter der Franken eine gesuchte Beute. Schon in der römischen Zeit brachte der Handel fremde Kunsterzeugnisse; seit dem fünften Jahrhundert kam der Landweg nach Byzanz durch das heutige Rußland in Aufnahme. Auf ihm gelangte viel Edelmetall, das die kunstreichen Hände der Goldschmiede in Schmuck verwandelten, in das Land. Auch Getreidebau wurde schon in den ältesten Zeiten getrieben. Die Kultur war einfach, aber nicht gering.

Von Süden her waren langsam germanische Volksschaften

nach dem Norden vorgedrungen. Mehrere Stämme hausten zwischen Ostsee und Nordsee, aus denen sich die Goten im Süden der Skandinavischen Halbinsel, nördlich von ihnen die Schweden, die Nordmannen in Norwegen und die Dänen auf den Inseln und in Jütland geformt haben. In Skandinavien trafen sie auf ein mongolisches Volk, die Finnen, deren halbtierisches Leben unter der langdauernden Nacht Procop und Paulus Diaconus mit verachtendem Mitleid schildern, und noch spätere Dichtungen beschreiben die Unfreien als häßlich und unscheinbar, weit von der strahlenden Schönheit ihrer Herren unterschieden. Auch jene fremden Schriftsteller preisen die germanischen Nordländer ob ihrer wunderbar herrlichen Erscheinung, ihrer Stärke und Zahl. Dieser Ruhm blieb ihnen; ein spanisch-arabischer Geschichtsschreiber vergleicht den hohen schlanken Wuchs der Wikinger mit stolzen Palmen.

Früh lockte das offene und mit unzähligen Fjorden ins Land einschneidende Meer zu kühner Fahrt und Abenteuer, und die Nordländer fingen an, bis zu den friesischen Küsten um des Seeraubs und des Handels wegen zu segeln. Schon zu Anfang des sechsten Jahrhunderts unternahm König Hygelak aus Götaland einen großen Raubzug nach dem Niederrhein, der in der Sage gefeiert blieb.

Eine dämonische Ueberkraft durchpulste diese Männer des kühlen Himmelsstriches. Wilde Leidenschaft und ungezähmtes Selbstgefühl leiteten ihr Thun; daher war ihnen kein Gesetz heiliger als das der Blutrache. Mit jauchzender Freude stürmten sie in den Kampf. Nicht achteten sie des aus den Wunden rinnenden Blutes; der Tod auf dem Schlachtfelde war willkommen, denn er öffnete die Pforten der Walhalla. Bot das Paradies den gefallenen Helden des Islam sinnlich-geschlechtliche Genüsse, so winkten in der Walhalla immerwährende Kampfspiele und frohe Gelage. Während die germanischen Völker im Süden sich dem Christentum zuwandten, gewann im Norden der kriegerische Zug der germanischen Religion die Obmacht. Obgleich das Volk die alten Götter weiter hochhielt, verehrten die Vornehmen als ihren besonderen Kriegsgott Odin, dessen Kultus von den Niederdeutschen herübergekommen war. Damit prägte sich die nordische Kultur zur eigentümlichen kriegerischen Form um.

Ein so überwältigend kampffreudiges Wesen kann nur da

gedeihen, wo zahlreiche Führer vorhanden sind, welche sich ihm zu widmen vermögen und die anderen mit fortreißen. Sie waren gegeben in den vielen Häuptlingen und Königen, welche über das Volk geboten. Leicht kamen sie dazu, Befriedigung ihres heißen Streitdranges und der gesteigerten Lebensbedürfnisse, des Durstes nach rotem Golde weit in der Fremde, die der Handel kennen gelernt hatte, zu suchen, und die ersten glücklichen Erfolge reizten zur Nachahmung. Das Gefolgschaftswesen mit seiner unverbrüchlichen Treue zwischen Herrn und Genossen konnte sich hier so recht entfalten.

Gegen Ende des achten Jahrhunderts begannen die Fahrten nach dem Westen. Nordische Scharen plünderten 793 in Northumberland die Klöster Lindisfarne und Jarrow, die friedliche Arbeitsstätte Bedas, zugleich machten sie sich Island furchtbar und erschienen an den Küsten des Frankenreiches, die ernstliche Sorge Karls des Großen erweckend. Die Zeit begann, welche als die der Wikinger (wohl von Wik, die Meeresbucht, abzuleiten) der Nachwelt in furchtbarer Erinnerung geblieben ist und ein Jahrhundert lang währte.

Gab den ersten Anstoß wahrscheinlich Kriegs- und Raublust, verstärkten ihn die gemachte Beute und der erworbene Ruhm der Führer und Teilnehmer, so lockten noch andere Ursachen Scharen auf Scharen hinaus. Die Skandinavier kannten neben den hauptsächlichen Nahrungsquellen, der Jagd und dem Fischfang, auch Ackerbau und Viehzucht, aber der oberflächliche Betrieb hatte bereits die spärlichen von Natur geeigneten Räume mit Beschlag belegt. Den besten Platz zur Weide boten die inneren Enden der Fjorde, die das Volk früh besiedelte und im freien Besitz behielt. An der Küste unter den unterworfenen Finnen entstand großer Besitz, auf dem Knechte und Sklaven die Arbeit verrichteten, aber nur der älteste Sohn erbte den Hof, so daß die jüngeren anderweit ihr Auskommen suchen mußten. Zugleich wuchs die Volkszahl, die Vielweiberei oder Beischläferinnen vermehrten. Da das Land der verdichteten Bevölkerung nicht Nahrung genug bot, vollends wenn Mißernten eintraten, suchte sie erst Gewinnung des Unterhaltes draußen, dann Abfluß in andere Länder und bot daher rüstige Arme für jede Unternehmung dar. Der Handelsverkehr, der daneben nicht aufhörte, sondern zunahm, erzog ohnehin zu Kriegswerk, sei es für die Ver-

teidigung oder bei Gelegenheit für den Raub. Andere Männer trieben Furcht vor Blutrache oder durch die harten Gesetze über sie verhängte Friedlosigkeit aus der Heimat. Endlich führte der kriegerische Zuschnitt des Lebens wie immer dazu, daß Mächtigere ihre Gewalt ausdehnten. Häuptlinge und Teilkönige verdrängten einander und drückten die Untergebenen in größere Abhängigkeit; draußen erstrittene Ehre und erbeutetes Schatzgeld waren taugliche Mittel dazu. Das Königtum fing an sich zu erheben.

Teils der besiegte Widerstand, der das Bleiben daheim gefährlich machte, teils die trotzige Lust an der Freiheit fanden den erlösenden Ausweg in dem abwechslungsreichen Wikingerleben. Ein berückender Rausch der vermessensten Kühnheit scheint die Menschen ergriffen zu haben, und der Preis der Skalden nach glücklicher Fahrt, ihre Kriegsfreude atmenden bilderreichen Gesänge mögen manches Herz entflammt haben.

Mehrerlei Ursachen, wirtschaftliche, politische und seelische, haben somit die Wikingerzüge veranlaßt, die einen vielleicht mehr, die anderen weniger stark wirkend, aber erst ihre Gesamtheit erklärt den eigentümlichen Charkter dieser Bewegungen. Denn Uebervölkerung allein ruft nicht die staunenswerten Erscheinungen hervor, welche die Wikingerzeit darbietet. Die schonungslose Vernichtung von Menschenleben, die sie begleitete, ging nicht aus wüster Barbarei hervor — denn die Kultur dieser Völker übertraf die der germanischen Vorzeiten —, sondern aus der durch die Religion überreizten Kriegsleidenschaft. Fast möchte man meinen, daß das Heidentum einen bewußten und absichtlichen Angriff auf das ringsum andringende Christentum gemacht hätte, etwa als Antwort auf die gewaltsame Bekehrung der Sachsen durch Karl den Großen. Das wäre zu viel vermutet. Merkwürdig genug hegten diese Heiden manchmal abergläubische Scheu vor dem Christengott, der ihnen wohl mächtiger erschien als die eigenen, und sie zum Uebertritt zu bewegen, wenn andere Vorteile mit ihm verbunden waren, fiel nicht zu schwer.

Je öfter die Züge unternommen wurden, desto mehr kam Plan in sie. Könige traten an die Spitze, selbst ganze Volksaufgebote führten sie hinaus. Besondere Gesetze entstanden für der Wikinger Recht und Pflicht, eisern und hart, wie der Sinn der Urheber. Um den Raub zu bergen und künftige

Landungen zu sichern, wurden in den überseeischen Landen an Flußmündungen und anderen günstigen Plätzen Befestigungen angelegt, die zur dauernden Besitznahme führten. Gelegentlich überwinterten größere Scharen im bezwungenen Gebiete. So traten den bloßen Raubzügen Unternehmungen zur Seite, die auf Ansiedelung in der Fremde abzielten, und sie überwogen schließlich. Mit Weib und Kind wurde dann hinausgezogen.

Viele Tausende haben während des neunten Jahrhunderts die Heimat verlassen, die auch später noch starken Nachschub aussandte. Nicht nur in einzelnen Haufen, sondern in mächtigen Scharen erschienen die Nordleute an den fremden Gestaden. Die Flotten zählten oft Hunderte von Schiffen. Sie waren freilich nicht groß, sondern faßten in der Regel nur etwa fünfzig Leute. Die stürmische, von wechselnden Winden durchwehte See, reich an brandenden Klippen und tückischen Untiefen, erforderte mehr Uebung und Zuversicht als das gleichmäßigere Mittelmeer, auf dem die antike Seefahrt sich bewegte. Neben dem Ruder war das Segel unentbehrlich zum Kreuzen; die Schiffe durften nicht allzu lang sein und mußten schärfer den Wogenandrang durchschneiden. Erst die nordischen Gewässer haben die heutige Seemannskunst gezeitigt.

Grabhügel, in denen Seekönige mit ihrem Schiff bestattet wurden, haben uns fast völlig erhaltene „Wogenrosse" bewahrt. Ziemlich breit, im Verhältnis von 1 zu 5, vorn und hinten gleich zugespitzt, ohne Verdeck, auf Segel und Ruder eingerichtet, die Planken mit der Axt sorglich zurecht gehauen, nicht mit der Säge geschnitten, und übergreifend aneinander gefügt und mit den Rippen durch Nägel und Tauwerk verbunden, das Steuerruder nicht am Bug, sondern am rechten Bord, Vorder- und Hinterteil gekrönt mit hochragendem geschnitztem Drachenbild, so waren die Schiffe, wie sie uns namentlich ein in Norwegen gefundenes vor Augen führt. In diesen schwanken Gehäusen trotzte die stahlharte Mannschaft dem tobenden Winde, dem rasenden Wogenschlag, dem strömenden Regen. Der Tiefgang war gering, so daß die Schiffe auch die Ströme hoch hinauffahren konnten; im Notfall schleppte man sie mit harter Anstrengung eine Strecke über Land.

Diese unübertreffliche Gewandtheit und Sicherheit im Schiffswesen machten die Nordleute den Küstenanwohnern furcht-

bar. Auf hoher See warteten sie den günstigen Wind ab, der sie schnell und unerwartet ans Land trieb. Das Frankenreich konnte ihnen keine abhaltenden Flotten entgegenstellen und auch die Bewohner Englands hatten die ihren Vorfahren gewohnte Meerfahrt vergessen. Seltsam, wie bei den Germanen das Seewesen gewechselt hat. Während Binnenvölker, wie die Vandalen, sich ihm plötzlich zuwenden konnten, haben andere erst spät das ihre Küsten umspülende Meer ausgenützt, und auch da nur die unmittelbaren Anwohner. Nach den Wikingerzeiten ging auch im Norden die Schiffahrt zurück, und erst die deutsche Hanse hat wieder ein stattliches Flottenwesen geschaffen, das politisches Uebergewicht gab.

Selbst die ersten Wikinger sind keine eigentlichen Seekrieger gewesen; erst zu Aelfreds Zeiten maßen sich in England Schiffe gegen Schiffe und nachher wurden auch im Norden Seeschlachten geschlagen. Doch nicht minder geschickt wie ihre Schiffe lenkten die Männer die Rosse; auf erbeuteten Pferden dahinsprengend, erschienen sie plötzlich in von Flüssen weitentlegenen Gegenden. Ueber den Kanal von Frankreich nach England nahmen sie wohl auch Pferde mit. Ihre Waffen waren das lange Schwert, die beliebte Streitaxt, Messer, Wurfspieß und Bogen. Mächtige Schilde deckten die Kämpfer; griff Uebermacht an, ballten sie sich zum Knäuel zusammen und benutzten die Schilde zur Schutzmauer, indem die vordersten niederknieten. Ein sorgfältiger Kundschaftsdienst erspähte die günstige Gelegenheit zum Vormarsch und sicherte ihn, während mit Lebensmitteln versorgte Schiffe den Rückhalt boten. Man nutzte auch die Gunst der Oertlichkeit für den Kampf aus und täuschte den Gegner durch schlaue Listen. Wie die Anlage von deckenden Schanzen, verstanden die Wikinger auch umfassende Belagerungen vorzunehmen. Da jeder Mann bis zum letzten Atemzug focht, war ihre überlegene Kriegskunst unwiderstehlich.

Bis in das Innerste der Festländer drangen die Nordleute ein, Tod und Verderben verbreitend und nur Trümmerstätten und menschenleere Oeden hinterlassend. Die gleichzeitigen Geschichtsschreiber überbieten sich in entsetzter Schilderung des unermeßlichen Elends. Alle Einwohner ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes verfielen dem Schwerte, die Baulichkeiten wurden in Brand gesteckt. Besonders Kirchen und

Klöster lockten den wilden Grimm an; versprachen sie doch die reichste Beute. Unglaublich, wie weit die Wikinger sich wagten, selbst tief in das Mittelmeer hinein. Spanien haben sie mehrmals betreten und in Lissabon und Sevilla geheert, auch an der afrikanischen Küste erschienen sie. Die Rhone sind sie heraufgefahren; die italischen Küsten sahen die wüsten Gäste, die fast schlimmer waren wie die Sarazenen. Ihre Hauptkraft warfen sie jedoch auf das Frankenreich und die britischen Inseln.

Die heimgesuchten Völker haben ihre erbarmungslosen Peiniger mit verschiedenen Namen bezeichnet. Im Frankenreich nannte man sie Nordmannen, in England Dänen, in Irland Ostmannen. Sie kamen aus allen Teilen Skandinaviens, am wenigsten aus Schweden, dessen Krieger ostwärts die finnländischen Küsten in Besitz nahmen. Die Dänen, die in der Heimat am mächtigsten waren, gingen hauptsächlich nach England und Frankreich, die Norweger nach Schottland, Irland und dem nordwestlichen England; sie haben die Faröerinseln und seit 874 Island besiedelt. Dänen und Norweger schlossen sich manchmal zusammen oder machten sich gegenseitig die Beute streitig, je nachdem es behagte.

Während die Nordmannen die Auflösung des Frankenreiches beschleunigten, haben die Dänen durch das Elend, das sie anhäuften, England zur besseren Einigung gezwungen.

Unter Ecberts Sohn Aethelwulf besetzten die Dänen, während die Waliser, die Gelegenheit benutzend, gleichfalls die Waffen ergriffen, die altberühmte Insel Thanet und stürmten London und Canterbury. Erst als die Gefahr aufs höchste gestiegen war, wandte sie 852 ein Sieg der Westsachsen ab. In Irland gründeten gleichzeitig die Normannen eine Königsherrschaft in Dublin, die sich bis ins elfte Jahrhundert behauptete.

Unter den Söhnen des 858 gestorbenen Aethelwulf erneuerten die Dänen ihre Angriffe und besetzten weite Landstriche im Norden und Osten. Auch der jüngste Sohn Aethelwulfs, Aelfred, der 871 in Wessex zum Könige erhoben wurde, vermochte sich ihrer nicht zu erwehren und verlor an sie Mercia, Ostangeln und Northumbrien. Das Volk war völlig entmutigt. Aelfred mußte 878 in die Sümpfe von Somerset flüchten, von hier aus begann er unverzagt die Wiederherstellung

seines Königtums. Doch es ging nicht anders, als mit den Eroberern Frieden zu suchen und sie zur befreundeten Hausung zu bringen. Der dänische König Guthrum in Ostangeln schloß den Vertrag von Wedmore, wurde dadurch Christ und Freund und erhielt das Gebiet nördlich einer Linie von London bis Chester, das sogenannte Danelaw, weil hier vorwiegend dänisches Recht galt. So war es Aelfred möglich, die Kräfte zu sammeln, um dann in einem schweren fünfjährigen Kampfe von 892 an die anderen hauptsächlich von den fränkischen Küsten her eingedrungenen Dänenscharen endlich zu bewältigen und zu vertreiben. Damit war für einige Zeit Ruhe gewonnen, aber ein großer Teil des Königreiches, halb Mercia, Northumberland und Ostangeln stand unter der Macht der Dänen und die dortige Bevölkerung nahm dieses zwar verwandte, doch nicht ganz gleichartige Element auf, das langsam verschmelzend in Sprache und Ortsnamen (mit der Endung by) bemerkbar geblieben ist. Auch der Titel „Earl" ist dänischen Ursprungs.

Keiner der alten Könige hat sich so dauernd dem dankbaren Gedächtnis des Volkes eingeprägt, wie Aelfred, dem der erst im sechzehnten Jahrhundert beigelegte Ehrenname „der Große" vollauf gebührt. Er rettete die schwer bedrohte Kultur und stellte das tief erschütterte Staatswesen wieder her, eigene und neue Gedanken mit den alten Einrichtungen verbindend. Wie in Frankreich der Normannensturm zur Ummauerung der Städte nötigte, sorgte der König, daß für Zuflucht und Verteidigung feste Plätze vorhanden waren. Die eigentliche Kriegsschar stellte die stark erweiterte königliche Gefolgschaft, die Thane, zu denen auch der große und mittlere Grundbesitz zählte. Das alte Volksaufgebot, das wie im Frankenreiche schwere Gebrechen hatte und unzureichend war, ging zwar nicht ein, aber hatte nur noch für die örtliche Verteidigung Wert. Die Thane wurden so ein erblicher waffenfähiger Stand von Grundbesitzern. Weil es darauf ankam, Landungen der Normannen zu verhindern und sie aus den bergenden Buchten zu verjagen, betrieb der König den Bau von Schiffen, und die später erscheinende Schiffspflicht der an der See liegenden Hundertschaften mag schon in seinen Zeiten ihren wenn auch noch unvollkommenen Anfang genommen haben.

Das Königtum machte sich zum Mittelpunkt der Ver-

teidigung und der kriegerischen Ordnung, und daher nahm sein Ansehen zu. Jeder Angriff auf das Leben des Königs oder Verrat gegen ihn wurde mit dem Tode und Verlust der ganzen Habe gebüßt; sein Wehrgeld, die für seine etwaige Ermordung zu zahlende Strafsumme, überschritt weit alle anderen Sätze, auch den für den Erzbischof, so daß niemand es hätte entrichten können. Aelfred entwickelte auch die anderen Seiten seiner Obergewalt. Das Recht der obersten Gerichtsbarkeit vertiefte er zur Hebung für Zucht und Sitte, mit gewissenhaftem Wohlwollen und echtem Sinn für Gerechtigkeit. Die älteren Rechtssatzungen, die unklar und schwankend, zum Teil in Vergessenheit gefallen waren, sammelte er und verzeichnete sie, soweit sie noch brauchbar waren, und ergänzte sie durch neue Verordnungen. Sein Gesetzbuch hatte allgemeine Gültigkeit und wurde ein weiteres Band der Einigung. Es beginnt mit den zehn Geboten und Satzungen aus dem Alten und Neuen Testament, denn der König zog auch die Kirche zur Mitwirkung heran. Hoch stand ihm die Frömmigkeit. Immer trug er sein Gebetbuch bei sich; als junger Mann hatte er mit dem Vater Rom besucht und dort vom Papste die Salbung empfangen.

Die lange Leidenszeit hatte auch die Geistlichkeit schwer getroffen und heruntergedrückt. Viele Klöster standen wüst und leer, die frühere Begeisterung für sie hatte aufgehört. Die Kenntnis des Lateins war sehr zurückgegangen. Aelfred, wohl erkennend, daß nur eine unterrichtete Geistlichkeit frommen könne, suchte auch hier zu helfen. Es ist bewundernswert, wie der oft von plötzlich ihn überraschenden seltsamen Krankheitsanfällen heimgesuchte König unter der Last der ihm obliegenden Werke, für die er gern im Weidwerk Erholung suchte, noch die Zeit fand, sich selber eine treffliche Bildung zu erwerben. Als er zur Regierung kam, verstand er kein Latein. Er holte es nach, in eifrigem Verkehr mit Geistlichen, von denen sein enger Freund, der aus Wales stammende Asser, des Königs Leben beschrieben hat, so gut er es vermochte. Aelfred hatte weite Interessen; außer dem kirchlichen Wissen zogen ihn Geschichte, Geographie, namentlich die Weise fremder Völker, jede praktische Thätigkeit an.

Wie Karl der Große schätzte er das heimische Volkstum und liebte die alten Lieder. Aber er leistete mehr wie jener

Frankenherrscher und verwirklichte teilweise, was jener nur beabsichtigte. Selber griff er zur Feder und übertrug — denn den Text gestaltete er vielfach frei nicht nach dem Wortlaut, sondern nach dem Sinn, oft Eigenes hinzusetzend — eine Anzahl historischer, philosophischer und theologischer Schriften, die geschichtlichen Werke des Spaniers Orosius und die Bedas, das Buch Papst Gregors des Großen über die Seelsorge, des Boethius Schrift über die Tröstung der Philosophie. Zu der vorhandenen Poesie schuf er die englische Prosa hinzu. Mochten auch seine Bemühungen besonders die Hebung des Wissensstandes der Geistlichkeit bezwecken, die Entwickelung des englischen Volkes erhielt durch diese Litteratur in der Muttersprache, der sich im Abendlande keine andere zur Seite stellen konnte, den schönsten Ansporn. Aelfreds Werke blieben nicht allein; zu seiner Zeit fand auch die Sachsenchronik einheitliche Bearbeitung, das älteste Geschichtswerk eines germanischen Volkes in heimischer Sprache. Freilich, der Wunsch des Königs, die gesamte freigeborene Jugend möchte die englische Sprache lesen lernen, ging nicht viel mehr in Erfüllung, wie der ähnliche Karls des Großen.

Als Aelfred 901 starb, waren die germanischen Grundlagen des Staates erhalten und glücklich weiter entwickelt. Das Königtum war der Mittelpunkt des Staates, kräftig, doch fern von Absolutismus. Allerdings war auch hier der Großgrundbesitz im Wachsen und viele kleine Freien waren in Abhängigkeit als Hintersassen getreten. Die Rodungen gaben den Großbesitzern Gelegenheit, den Kreis ihrer Verpflichteten zu mehren, und die Not der Dänenzeit vernichtete am ehesten den Wohlstand der Kleinen. Aber von Zuständen, wie sie das Westfrankenreich bereits aufwies, war England weit entfernt.

Dieses kleine Reich, von dem die Dänen fast die Hälfte inne hatten, kam für das übrige Europa kaum in Betracht. Aber es war eine Vorbedeutung, daß das Germanentum wohl im stande war, auch in Verbindung mit der römisch-christlichen Kultur sein eigenes Wesen zu behaupten.

Was auch geleistet worden war, das Werk hatten die Angelsachsen mit eigener Kraft verrichtet, denn der Kirche gaben sie vielleicht ebensoviel, wie sie von ihr empfingen. Hoch anzuschlagen war, daß England den Normannen Widerstand geleistet hatte. Nicht allein erleichterte seine andauernde Gegen-

wehr dem Frankenreiche die schwere Last der Verteidigung, sondern sie erhielt auch diesen vorgeschobensten Posten abendländischer Kultur. Englands Geschick war jetzt mehr mit dem Norden als mit dem Festlande verflochten und obgleich keine Aussicht war, daß dieses geringe Königreich etwa Skandinavien bezwingen könnte, war es berufen, leidend und thätig dazu beizutragen, daß der Norden aus seiner bisherigen Absonderung in die christliche Kultur hineingezogen wurde.

Viertes Buch

China und Indien

Siebenundzwanzigſter Abſchnitt.

China.

Wie dem Erdenbewohner ſein kleiner Planet als der allein weſentliche Beſtandteil der Welt erſcheint, ſo neigt auch jedes Volk dazu, ſich für das wichtigſte zu halten. Natürlich genug, denn alle Lebensbedingungen der Menſchen hangen von ſeiner nächſten Umgebung ab, ſie iſt ſeine Welt.

Dieſes Selbſtbewußtſein beſitzt vielleicht kein Volk in ſo hohem Grade, wie das chineſiſche, eine Folge ſeiner Geſchichte und der Lage ſeiner Wohnſitze. Das bekannte Wort: Länder trennen, Meere verbinden, gilt ſo recht von China. Nach Indien zu ſperren es rieſige ſchneebedeckte Gebirge ab, von den uralten Kulturländern des weſtlichen Aſiens trennt es das weite, von kriegeriſchen und feindſeligen Nomadenſtämmen durchzogene abflußloſe Land der Steppen und Wüſten, im Nordweſten und Norden lagert ein an Päſſen armes Gebirgsland vor. Das zur Verfügung ſtehende Gebiet war allerdings ſo ungeheuer groß, daß es auf Jahrtauſende genügte.

Keine andere Kultur hat ſo wenig Einflüſſe von außen her erfahren. Alleinſtehend, höchſtens in Berührung mit Völkern, von denen ſie nichts lernen konnten, haben die Chineſen ſich entwickelt, und da die Gelegenheit fehlte, Fremdes anzunehmen, entſtand auch keine Fähigkeit zur Anpaſſung, wurde die Beharrung das Kennzeichen der Geſchichte.

Die Urheimat der Chineſen liegt tief im Binnenlande. Ihren körperlichen Merkmalen nach gehören ſie zu der mongoliſchen Raſſe, der zahlreichſten auf der Erde, der verſchiedenartigſte Völker in Aſien, Polyneſien, Amerika und Europa

zugezählt werden. Den Bewohnern der innerasiatischen Wüsten verliehen ein Klima voll scharfer Gegensätze und eine mit unwiderstehlichen Kräften waltende Natur Leiber von zäher Ausdauer. Aehnlich ist der Geist geartet. Die Sinne sind scharf, zur Beobachtung geschult, die Gedanken im harten Zwange des Daseins auf dessen Erhaltung bedacht; von der Uebermacht der Natur niedergehalten, richten sie sich auf das Nützliche. Die geistige Thätigkeit erreicht nur ein gewisses Maß, in dem sie leicht mit gleichmäßigem Beharren stehen bleibt.

Die Chinesen nahmen jedoch einen anderen Entwickelungsgang, als die Völker der Mongolei, nachdem sie von dem Tarymbecken ausgegangen am Weiho, dem Nebenflusse des Hoangho, im Lande Schensi ihre Heimat aufgeschlagen hatten. Die anderen Mongolen erscheinen nachher in der Geschichte als bewegliche Reiter, die Chinesen benutzten lange Zeit das Pferd nur als Zugtier. Sie wurden seßhafte Ackerbauer, weil die mit dem vom Wasser losgespülten und vom Winde verstreuten fruchtbaren Lößboden gedüngte Ebene von Schensi ungemein reichen Ertrag lieferte. Diese Getreidekammer ist die ehrwürdige Wiege des Reiches; in ihr lag die älteste Hauptstadt Singnanfu. Von hier dehnte sich, den Thälern folgend, die Herrschaft zunächst nach Osten aus. Wie in Mesopotamien und Aegypten gaben Flußebenen Ursache und Schauplatz der werdenden Ordnung. Die Ureinwohner wurden vernichtet oder aufgesogen.

Obgleich die Chinesen bis über den Wendekreis hinaus vorgerückt sind und die spätere Hauptstadt Peking südlicher wie Neapel liegt, gehört doch ihr Hauptland ganz dem gemäßigten Klima an. Der Chinese besitzt zwar so wie so die größte Fähigkeit, selbst in heißen und kalten Himmelsstrichen zu gedeihen, für die große Masse des Volkes lag jedoch nie die Notwendigkeit vor, sich an ein wesentlich anderes Klima anzupassen und danach seine ursprüngliche Anlage verändernd einzurichten.

Schon früh waren die Chinesen stolz auf ihre Menge, denn der älteste vorkommende Namen Li-Min bedeutet sowohl das „schwarzhaarige" wie das „zahlreiche Volk", und eine andere Bezeichnung Pek-Sing, die hundert Familien, ist zugleich ein Hinweis auf die frühe gesellschaftliche Ordnung.

Die Zeit der Einwanderung liegt in nebelhaftem Dunkel.

Die gelehrte chinesische Geschichtsschreibung stellt wie die altbabylonische ungeheure Zeiträume der ältesten Vergangenheit auf, doch die angebliche Vorgeschichte spiegelt nur wieder, welche Eigenschaften und Einrichtungen des Volkes die spätere Zeit für die wichtigsten hielt, und ist darin lehrreich. Eine Mythologie haben die Chinesen nicht und ihre alten Ueberlieferungen beziehen sich auf die Entwickelung des Verstandes. Nicht Kampf und Krieg stehen wie anderwärts an der Spitze der Geschichte, die „Heroen" sind die Kaiser, die alles thun, alle Erfindungen machen oder Gelehrte dazu heranziehen. Sie schaffen menschliche und staatliche Bildung und Gesittung, Ackerwirtschaft und Baukunst, geleitet von erhabener Tugend; ihr Werk entsprießt der Fürsorge für das Volk, das ihnen dankbar ergeben ist. Durch Naturbeobachtungen angeregt, erfinden sie das Feuer, die Zeitrechnung und die seltsame Schrift, musikalische Instrumente, den Bronzeguß und die Seidenweberei; sie verteilen das Land, schaffen die Beamtenschaft, die bereits auszeichnende Kleidung erhält, bekämpfen die wilden Gewässer. Jeder kann den Kaiser anrufen, ihn auf Mißstände und Ungerechtigkeiten aufmerksam machen. Ein friedlicher, bäuerlich-bürgerlicher Zug geht durch diese Erzählungen; kriegerischer Ruhm tritt dagegen weit zurück.

Während die anderen Völker anfänglich die Arbeit als Last, die nur den Niederen geziemt, ansahen, galt sie in China von jeher für ehrenvoll. Auch darin steht die chinesische Frühzeit einzig da.

Das chinesische Reich ist das älteste auf der Erde bestehende, doch kann man nicht behaupten, daß auch die chinesische Kultur die älteste sei. Sie hat sich nur ohne Unterbrechung bis heute behauptet. An Alter ist sie jedoch der babylonischen und der ägyptischen nicht überlegen; diese sind sogar früher zu größerer innerer Stärke und vielseitigerer Leistung emporgestiegen, und an welthistorischer Wirkung haben sie jene weit übertroffen. Die gesicherte historische Kunde reicht am Tigris, Euphrat und Nil in bedeutend höhere Fernen als in China, und die unmittelbaren Ueberbleibsel der Völker von Mesopotamien und Aegypten sind reicher und beredter.

Obgleich wir erst mit dem neunten Jahrhundert festen geschichtlichen Boden betreten, reicht eine einigermaßen annehmbare Ueberlieferung bereits hinauf in das vierundzwanzigste

Jahrhundert vor Christi Geburt, bis zu der von 2356 bis 2288 angesetzten Regierung des Kaisers Jao, einer noch von Sagen umgebenen Persönlichkeit, wohlwollend wie der Himmel, der alles dem Volke widerfahrene Leid wie eigenes fühlte.

Früh war das Reich wohlgeordnet, von schriftlicher Verwaltung geleitet. Es enthielt neun Provinzen und erstreckte sich ostwärts bis an das Meer, nachdem dort die gewaltige unerschöpflich fruchtbare Tiefebene eingenommen war, vom Golf von Petschili bis über das Mündungsland des Jantsekiang, die Gegend von Peking und Schanghai umspannend. Massendruck und überlegene Kultur, mehr Kolonisation als Eroberung hatten fortgesetzt zur Ausdehnung geführt, und so ging es auch in der Folgezeit weiter. Im Nordosten griff die Grenze mit einem langen schmalen Streifen noch bis in die Urheimat zurück und reichte auch südwestlich weiter als in späterer Zeit, wo diese Gebiete unabhängig wurden; im Süden ging die Herrschaft nur teilweise über den Blauen Fluß hinaus.

Mit dem gefeierten Jü, dem Begründer des Kanalsystems, dem dritten Nachfolger von Jao, beginnt die erste erbliche Kaiserdynastie, die der Hia, welcher die der Schang nachfolgte. Beide fielen durch die Lasterhaftigkeit und Greuelthaten ihrer letzten Glieder und ihnen folgte, begonnen von Wu, dem trefflichen Sohne des unvergeßlichen edlen Königs Weng, die Dynastie der Tschou, die fast ein Jahrtausend, von 1122 bis 249 bestand. Unter sie fällt der erste sichergestellte Punkt für die Zeitrechnung, eine Sonnenfinsternis von 775.

Unter den Tschou formten sich Kultur und Volkstum mit all ihren charakteristischen Eigenschaften zur Einheit.

Die älteste Religion der Chinesen scheint mit dem Geisterglauben der mongolischen Völker zusammenzuhängen. Unter dem Gefühl der furchtbaren Uebermacht einer ihm feindlichen Natur sucht der Mensch ihrer Herr zu werden durch eigene Gewalt, durch Beschwörungen und Zauber; zur Vorstellung einer gütigen Gottheit kann sich die in Schrecken gehaltene Seele nicht aufschwingen. Bei den Chinesen schwand in ihrer späteren glücklicheren Heimat der rohe Wüstenglaube, doch nicht ohne beträchtliche Reste zu hinterlassen. Die Religion erfuhr ihre besondere Ausprägung, aber auch jetzt gelangte sie nicht zu einem mit Welt und Menschen verbundenen Gottesbegriff. Eigentümlich sind der chinesischen Religion der Mangel einer

Theologie, einer Dogmatik, erklärlich, weil es keinen Priesterstand gab, und die Abneigung gegen eine mystisch-metaphysische Auffassung, die jeden Versuch, durch Spekulation übersinnliche Dinge dem Glauben oder der Erkenntnis zu erschließen, abschnitt. Die meisten Fragen, in denen andere Religionen ihr innerstes Wesen erblicken, hat die chinesische nie gestellt; sie ist nicht der Ausfluß einer Offenbarung, sondern das Werk der praktischen Vernunft, daneben uralte, heilig gewordene Ueberlieferung, die unverrückbar ihre Gebräuche festhielt. Der Mensch und die Erde, nicht die Gottheit und das Jenseits machen ihren vornehmlichen Inhalt aus.

Nicht daß den Chinesen der Glaube an eine höchste Gewalt und das Gefühl der Abhängigkeit von ihr gefehlt hätte. Aber sie haben die Gottheit nicht zu einem wirklichen, mehr oder minder mit menschlichen Begriffen vorstellbaren Wesen ausgebildet. Die Welt ist nicht geschaffen, sondern geworden, und besteht nach der philosophischen Lehre durch urewige Kräfte, aus denen das männliche und das weibliche Prinzip, das reine leuchtende und das trübe dunkle entstanden, durch deren fortwährende Verbindung und Wechselwirkung alles hervorgeht. Ueber der Erde und dem Menschen waltet der Schang-ti, der obere Kaiser, oder Thian, der Himmel genannt. Er ist unkörperlich, ohne Eigenschaften, weder durch Bild noch durch Worte dargestellt, aber er beherrscht die Schicksale der Menschen. Man könnte sagen, er ist die unverletzliche Weltordnung; sein Wille ist nur zu erkennen aus dem Laufe der Dinge, und er will das Gute. Der Himmel warnt durch ungewöhnliche Ereignisse und Strafen, wenn vom rechten Wege abgewichen wird; er bewirkt den Sturz böser Fürsten, indem sich das Herz des Volkes von ihnen abwendet; ohne zu bevorzugen und zu hassen, ist er wohlgesinnt dem Tugendsamen. Er führt nicht die Seelen, sondern überläßt dem Menschen, die Folgen für sein Thun zu erfahren.

Unter dem höchsten Herrn stehen die Geister. Auch sie haben Teilnahme und Einfluß auf menschliche Angelegenheiten. Ihre Zahl ist unbegrenzt, wie das weite Meer; es gibt obere und niedere, himmlische und irdische, die ganze Natur ist von ihnen belebt, sie sind verbunden mit den Dingen, seelenhaft und nicht körperlos, oft in Gestalt von Tieren gedacht. Sie kommen dem seine Not klagenden Menschen zu Hilfe, darum

betet man zu ihnen und bringt ihnen Opfer dar, doch lassen sie sich nur durch ein reines Herz rühren.

Noch wichtiger war der Ahnenkultus, der sich in der Frühzeit fast aller Völker findet, bei den Chinesen zu einer frommsittlichen Einrichtung wurde und noch jetzt der hauptsächlichste Kern der Volksreligion ist. Die Chinesen glaubten an eine stofflose Seele, die den vergehenden Körper überdauert. Dennoch ist eine dogmatische Feststellung des Zustandes der Seelen nach dem Tode nicht erfolgt. Nirgends ist die Rede davon, daß die Abgeschiedenen im Himmel Strafe oder Lohn finden, der Mensch danach sein Erdendasein einzurichten habe. Man dachte sich die Abgeschiedenen in denselben Verhältnissen, die sie auf Erden inne hatten, und wie die Eltern geehrt werden, bleiben auch die toten Vorfahren in ihrem Rechte, üben weiter schützende Fürsorge für den Lebenden. Das Verhältnis von Eltern und Kindern setzt sich fort im Interesse der Nachkommen, die dafür Gebet und Opfer darbringen. Die Ahnen erhalten daher auch Mitteilung von allen Familienereignissen; bei den ihnen gebrachten Opfern sind sie unsichtbar gegenwärtig. Der Ahnensaal im Hause ist die Stätte des Kultus. Der Kaiser opfert den Seelen seiner Vorgänger.

Durch den Ahnenkultus geht der schöne Zug der Dankbarkeit, der sich auch sonst in dem Volke findet: denen, die sich durch Trefflichkeit auszeichneten, nützliche Erfindungen machten, Wohlthaten erwiesen, wird Verehrung gewidmet, Denkmäler und Tempel bewahren ihr Gedächtnis.

Die Ideen des Jenseits, die in anderen Religionen eine so hervorragende Rolle spielten, haben in China wenig Bedeutung gehabt. Dem dortigen Menschen ist die Erde die rechte Stätte seines Bestehens; er begehrt vor allem Glück und langes Leben als schönsten Lohn, den Pflichttreue erwerben kann.

Die Opfer und Zeremonien vollbringen der Kaiser, der allein dem Schang-ti opfern darf, die Beamten und die Familienhäupter. Staat und Kultus waren nicht gesondert. Doch gab es Wahrsager und Traumdeuter; vor allen wichtigeren Handlungen wurden Vorzeichen eingeholt und gedeutet. Das ganze Leben durchzogen religiöse Gebräuche, die peinlich genau befolgte Formen hatten. An Stelle mystischer Erregung herrschte Ritual und die vernünftige Auffassung religiöser Dinge schloß nicht platten Aberglauben aus.

Eigentümlich ist dem Chinesen der Geist bewußter Unterordnung, der nicht sklavischem Sinn, sondern dem Gefühl der Notwendigkeit einer festen Ordnung entspringt. Er herrscht überall, im Staat, in der Familie, im sittlichen Leben. Autorität und Pietät, Gebot und Gehorsam gehen Hand in Hand und ergänzen sich wechselseitig. Das Einzelwesen ist ein Teil der Gesamtheit und muß sich ihr einfügen, denn nur in ihr ist rechtes Gedeihen. Alle Pflichten, die daraus erwachsen, werden zu Gesetzen, sind eingekleidet in Formen und Formeln, auch hier bewegt sich das Leben in einem Zwang, der nicht als solcher empfunden, sondern für selbstverständlich betrachtet wird, den jeder von Jugend auf durch die Erziehung als gesitteten Anstand überkommt.

Die Regierungsweise war die patriarchalische. Der Fürst ist wie Vater und Mutter des Volkes, das er glücklich machen, für dessen Wohlergehen er selbst Leiden übernehmen soll. Nicht nur, daß der Herrscher dem Volke durch sein Thun nützt, sein Beispiel fördert die Unterthanen so, daß sie selbst der Tugend nachstreben. Eine tüchtige Staatsregierung sei sogar das beste Mittel der Eroberung, denn selbst die Feinde werden durch einen trefflichen Fürsten entwaffnet und unterwerfen sich ihm gern. Ihm ist unbedingt zu gehorchen, aber ehrerbietige Vorstellungen sind statthaft, und der gerechte Herr wird sie gern entgegennehmen und beachten. Gegen schlechte Fürsten, die sich nicht besserten, galt Widerstand für erlaubt, und das Volk schloß sich, nachdem seine langwährende Geduld erschöpft war, anderen Männern an, die durch Tugend bewährt schienen. Der Kaiser hieß der „Sohn des Himmels", nicht allein zur Auszeichnung, sondern weil der Himmel ihm sein Amt gab und ihn für die Handhabung verantwortlich machte. Sündigte er, so trug er die Schuld, wenn auch die Unterthanen schlechte Wege wandelten. Diese Idee der Verantwortlichkeit für die sittliche Haltung der Schutzbefohlenen ging durch alle Verhältnisse; sie lag auf den Beamten wie auf den Eltern den Kindern gegenüber.

Die Regierung hatte demnach weitbemessene Aufgaben und mußte für alles sorgen; bis ins Kleinste, bis in den Betrieb der täglichen Arbeit, gingen ihre Verordnungen; das Reich war ein vielgliederiger Haushalt.

Der Ackerbau war bis zum heutigen Tage die hochgeschätzte

und wichtigste Quelle der Volksernährung. Damit sie nicht stockte, genoß sie besondere Pflege, große Vorratshäuser sammelten für die Armen und den Notfall die Ueberschüsse der Ernten.

Der Kaiser besaß alle Regierungsrechte und ernannte zu ihrer Ausübung die Beamten, die in streng geschiedene Rangstufen zerfielen. China war immer ein reiner Beamtenstaat. Sie mußten wissenschaftliche Bildung besitzen und nach Tüchtigkeit fanden sie Anstellung. Erbliche, bevorrechtete Stände, einen Adel gab es nicht, auch der Geringe konnte sich zu den höchsten Ehren emporarbeiten. Alle Chinesen waren frei, nur schwere Verbrechen brachten in Staatssklaverei. Die Privatsklaverei, milde gehandhabt, ist erst später durch den Verkauf von Kindern aufgekommen.

Wälder und Gewässer, Berg- und Salzwerke, die Jagd und Zölle standen dem Landesherrn zu. Ueberhaupt galt Grund und Boden als kaiserliches Eigentum. Neun Zehntel davon waren gegen den Zehnten des Ertrages der ackerbauenden Bevölkerung überwiesen, die zugleich verpflichtet war, das übrige Zehntel des Bodens zum Unterhalt des Hofes und der Beamten zu bestellen. Der Landbau, durch den emsigen Fleiß der Handarbeit gefördert, verbunden mit Obstbau und Viehzucht, hatte schon unter den ältesten Dynastien eine hohe Stufe erreicht. Die Zucht der Seidenraupe geht in früheste Zeiten hinauf, doch war der Thee damals noch nicht bekannt. Handwerke und gewerbliche Thätigkeit gab es vielerlei Art; Handel und Marktverkehr werden schon den Vorzeiten zugeschrieben. Die Binnenschiffahrt, diese Lebensader Chinas, setzte zahllose Fahrzeuge in Bewegung. Der Hang zu städtischem Aufenthalt zeigte sich in den zahlreichen großen Plätzen.

Das wirtschaftliche Leben muß früh die ersten Entwickelungsstufen überschritten und neben die Naturalwirtschaft auch die Geldwirtschaft gestellt haben. Beide gingen nebeneinander her und ineinander über.

Der Kriegsdienst war ein allgemeines Aufgebot. Die Chinesen, als friedfertiges Volk, haben nie den Krieg zu ihren Lieblingsbeschäftigungen gerechnet, und ein Rittertum blieb ihnen fremd. Doch fehlen nicht Beispiele heldenmütiger Aufopferung, und Kriege, die namentlich seitdem die nomadischen Völker im Westen andrängten, oft mit weiten schwierigen

Heereszügen verbunden waren, sind genug geführt worden. Die Hauptwaffe war der Bogen, die Reiterei vertraten Wagenkämpfer, weshalb Bogenschießen und Wagenlenken zu den notwendig zu erlernenden Künsten zählten. Zeughäuser bargen Waffenvorräte, regelmäßige mit Jagden verbundene Uebungen pflegten die Kriegstüchtigkeit.

Der festeste Pfeiler aller Ordnung und Sitte war und blieb immerdar die Familie, wie schon der Ahnenkultus bezeugt. In der Regel hatte der Mann nur eine Frau; die Nebenfrauen der Kaiser und der Vornehmeren waren der vollberechtigten Gemahlin untergeordnet. Die Frau hatte dem „hohen Herrn", wie der Gatte heißt, in strengem Gehorsam zu dienen, doch gebot sie im Haushalt, der als ihr rechtes Feld galt, und die alten Dichtungen zeigen, wie auch innige Zärtlichkeit das Ehepaar vereinte. Die Frau nahm trotz der Abhängigkeit vom Gatten eine günstige Stellung ein; übrigens weiß die Geschichte der alten Kaiser schon von mancher furchtbaren Teufelin zu erzählen. Die Gewalt der Eltern über die Kinder verlieh ihnen auch das Recht, Neugeborene auszusetzen oder zu töten, das besonders Mädchen gegenüber in Anwendung kam und leider noch jetzt häufig geübt wird. Dem Vater und auch der Mutter war der Sohn zur tiefsten Ehrfurcht und Ergebenheit verbunden, auch der ältere Bruder durfte größeres Ansehen fordern.

Kein Volk hat so an seiner Vergangenheit gehangen, wie die Chinesen. Auch andere hielten fest an dem ererbten Recht und der hergebrachten Sitte, aber mehr, weil sie unbewußt unter ihrem Einfluß standen, als aus Grundsatz. Ein traumhaftes goldenes Zeitalter schwebte auch anderwärts als Ideal vor; dem Chinesen war seine Vorgeschichte wie ein heiliges Gesetz, das Musterbild aller trefflichen Einrichtungen. Aber ihre Ueberlieferung war auch gesicherter, stetiger, dank des frühen Gebrauches der Schrift. Ihr Ursprung lag freilich in sagenhafter Zeit, und gewiß ist er sehr hoch anzusetzen. Die chinesische Sprache ist bekanntlich eine eigenartige, als isolierende, weil die grammatischen Beziehungen nicht durch Veränderung an dem Worte ausgedrückt werden, und als einsilbige, indem die Stammwörter in der Regel aus einer einzigen Silbe bestehen. Daß das nicht der anfängliche Zustand war, doch schon sehr früh eine Abschleifung erfolgte, ist

wahrscheinlich. Trotz ihrer uns seltsam scheinenden Beschaffenheit steht die Sprache in ihrer Ausbildung und Leistungsfähigkeit kaum einer anderen nach. Die ältere Litteratur zeichnet sich aus durch Kraft und Kürze des Ausdruckes, aber auch Geschmeidigkeit ist der Sprache, die Wandlungen wie jede andere durchgemacht hat, in hohem Grade eigen. Sie ist fähig, jeden Gedanken zur klaren Fassung zu bringen.

Der frühe und allgemeine Gebrauch der Schrift hat unzweifelhaft auf die gesamte Entwickelung des chinesischen Volkes großen Einfluß geübt. Er bestimmte die Weise der Regierung, das Ueberwiegen des Beamtentums und seine hervorragende Stellung, das Gewicht, das auf Bildung gelegt wurde. Nur langes und sorgsames Studium führte zur Kenntnis der Litteratur. Frühzeitig entstanden daher Schulen und Unterrichtsanstalten oder versammelten tüchtige Lehrer Schüler um sich. Andererseits war die andauernde Gleichförmigkeit der Bildung, die fortwährende Herrschaft einmal festgesetzter Vorstellungen eine weniger glückliche Folge der einseitig litterarischen Geistesbethätigung.

Die Chinesen besitzen eine ungeheure Litteratur, der vielleicht nur die arabische an Umfang gleichkommt. Doch sind die ältesten Litteraturdenkmäler verloren. Mehrere Bücher gelten als kanonisch, darunter Schu-king, Schi-king, Ji-king und Tschou-li. Das Ji-king, das „Buch der Wandlungen", dessen Grundtext vierundsechzig nach bestimmtem Liniensystem gebildete Zeichen ergeben, die alle geheimnisvolle Weisheit enthalten sollen, ist so dunkel, daß es wie eine chinesische Apokalypse von jeher den Scharfsinn der Erklärer und die Lust, daraus Prophezeiungen zu schöpfen, gelockt hat. Hoch wertvoll ist dagegen das erste, das leider nicht vollständig erhalten ist. Das Schu-king, das Konfutse zugeschrieben wird, ist eine Art Urkundenbuch und enthält, bis zu Jao hinaufreichend und aus älteren Werken zusammengetragen, nach der Zeitfolge geordnete Reden und Bekanntmachungen von Kaisern und an sie gerichtete Ansprachen von Beamten, in überaus knappem Stil. Ein ebenso philosophisch-lehrhaftes wie geschichtliches Werk, vereinigt das Schu-king die Grundgedanken der staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen.

Von noch größerem Interesse ist das Schi-king, das kanonische Liederbuch. Von Konfutse zusammengestellt oder

wenigstens geordnet, enthält es von angeblich über dreitausend Liedern, die bekannt waren, dreihundert und einige aus der Zeit vom achtzehnten bis zum sechsten Jahrhundert vor Christus. Die Versform ist durch Silbenzahl und Reim gegeben; angenehm wirkt die häufige refrainartige Wiederholung der Strophe mit leichter, der Sinnentwickelung entsprechender Aenderung. Die Lieder sind meist kurze Dichtungen vorwiegend lyrischen Charakters, denn die Chinesen hatten kein Epos. Ihr Inhalt ist reich: Volkslieder, Liebeslieder, Gelegenheitsgedichte, Festlieder, Feier- und Opfergesänge. Eigentlich religiöse Anklänge, Hinweise auf das Walten des Himmels, sind selten, doch echt sittliche Gesinnung und milde Weisheit herrschen durchweg. Nicht ein anstößiges Wort findet sich in ihnen. Das Weltlich-Irdische überwiegt, und das Volksgemüt offenbart sich in überraschender Tiefe. Die zarte Liebe in fröhlichem Geplauder, Liebespein und Liebestrotz, der Preis weiblicher Tugend, die eheliche Treue, die heiße Sehnsucht nach dem fernen Gatten, das fleißige und sorgsame Treiben der wackeren Hausfrau, der Schmerz der verlassenen, die Zärtlichkeit des Sohnes für die Mutter erklingen in anmutigen und lebensvollen Tönen. Die Schönheit der Natur, der Blumen und des Vogelgesanges, der reiche Segen des Landbaus, der behagliche Lebensgenuß, die Freuden einer wohlbesetzten Tafel finden dankbare Herzen. Wohl werden erfolgreiche Feldzüge gepriesen, doch noch öfter klagt der Krieger über seine Mühen und Entbehrungen und sehnt sich nach der Geliebten, nach Weib und Haus zurück. Auch der Beamte schildert seine Geschäftigkeit, die Plagen seines überlasteten Amtes, die Gunst des Herrn und ihn schmerzende Zurücksetzung. Hoch tönt das Lob der guten Fürsten; die Stifter der Tschou-Dynastie, die Könige Weng und Wu, erglänzen im strahlenden Licht, doch der spätere Niedergang des Reiches, die bösen Zeiten, das Elend des Volkes, die Entsittlichung werden scharf getadelt und beklagt. Bitterer Spott trifft die schlechten Beamten, die Weichlinge und Wollüstigen. Poetischer Schwung, gemütlicher Scherz und beißender Witz, Reichtum der Bilder, fröhlicher Sinn und schmerzvolle Entrüstung, lebendige Schilderung und wahre Empfindung geben diesen Perlen ältester Dichtkunst, die in Viktor von Strauß einen unübertrefflichen Uebersetzer gefunden haben, noch heute ihren hohen Reiz.

Das umfängliche Tschou-li, das noch vor 1000 vor Chri-

stus niedergeschrieben wurde, enthält Vorschriften für Regierung und Leben und nennt die Obliegenheiten und das Personal aller Hof- und Staatsämter, mit Angaben über die Zustände, die das Buch zu einer wichtigen geschichtlichen Quelle machen.

Von alter chinesischer Architektur ist nichts übrig geblieben, weil selbst die Palastbauten, groß an Umfang, doch gering an Höhe, aus geschlagener Lehmmasse und Fachwerk hergestellt wurden. Nur Gußwerke, kunstreiche, mit Inschriften versehene und seltsam-phantastisch verzierte Vasen aus Bronze zeugen von großer Fertigkeit in der Metallarbeit. Kaiser Jü soll neun Urnen haben anfertigen lassen, welche kartographische Darstellungen der Provinzen trugen. Auch der harte Nephrit wurde kunstreich bearbeitet. Die Malerei wagte sich bereits an die Abbildung von Personen. Immer ist die Kleinkunst das eigentliche Feld der Chinesen gewesen.

Mit besonderer Liebe pflegten die Chinesen die Musik und sie besaßen zahlreiche Instrumente aus allerhand Stoffen. Die Musik zählte unter die zu erlernenden Künste und fand bei allen Gelegenheiten Anwendung. Mit ihr rief man selbst die Geister. Die Musik der alten Zeit ist nicht bekannt, doch wird sie der heutigen geglichen haben, die dem Europäer nur als wüster Lärm erscheint. Die Tonleiter ist ohne Quart und Septime, daher fehlt die Harmonie, und die Sänger bedienen sich des Falsetts.

Die chinesische Geschichte ist kaum verschieden von der anderer orientalischer Reiche, nur erscheint sie eintöniger, weil Boden und Volk dieselben bleiben. Das Reich wurde wiederholt in Teile zersprengt und immer wieder von einem kräftigen Herrscherhause zusammengefaßt. Gute und schlechte Regenten wechseln. Die Erbfehler großer und reicher Hofhaltungen fehlen auch hier nicht; der Harem, mit Frauen reich besetzt und durch Schwärme von Dirnen vermehrt, zog manchen Herrscher zur entkräftenden Ausschweifung herab, und die Haremswächter, die Eunuchen, spannen ihre verderblichen Tücken. Einflußreiche Minister schufen je nach ihrer Art Gutes und Böses und erlagen verdientem oder unverdientem Verderben. Immer gedenkt die chinesische Geschichtsschreibung rühmend der gewissenhaften Warner, die nicht selten ihren Gradsinn mit dem Tode bezahlten. Inmitten der Widerlichkeiten gaben wunderbare Zwischenspiele den späteren historischen Romanen

reichen Stoff zur poetischen Ausschmückung. Innere Kriege verwüsteten in den Unglückszeiten das Reich, viele Kaiser wurden gestürzt und die Bürgerkriege ermutigten die angrenzenden Barbaren zu verheerenden Einfällen. Doch die zähe Volkskraft überdauerte Stürme und Ungemach. Leider ist von den sozialen Wandlungen in dieser Zeit sehr wenig bekannt.

Obgleich die Dynastie der Tschou glänzend begonnen hatte, verfiel unter ihr das Reich durch die Errichtung großer, erblicher Lehen, die kleinere unter sich hatten, so daß es gegen 1800 Kleinstaaten gegeben haben soll. Die Vasallen machten sich, wie das überall der Fall gewesen ist, möglichst unabhängig. Die Gewalt der Kaiser bestand nur dem Namen nach, und sie wurden schließlich auf einen kleinen Besitz im Westen beschränkt. Alle Leiden innerer Kriege, alle Sünden zuchtloser Machthaber brachen über das Volk herein, doch nahm es unter den Vasallenfürsten an Ausbreitung zu und fuhr fort, die wilden Stämme nach seiner Art umzuformen.

In dieser Not spannten die Gelehrten ihren Geist an, um Trost oder Abhilfe zu finden. Aehnlich, wie sehr viel später in Deutschland, haben die Kleinstaaten der litterarischen und künstlerischen Entfaltung nicht geschadet, weil die vielen Höfe mannigfache Mittelpunkte für reges Schaffen boten. Verschiedene Gedankenwege wurden eingeschlagen, die einen auf der Suche nach Neuem, die anderen zur Vergangenheit zurücklenkend. Das sechste Jahrhundert wurde epochemachend für alle Zukunft, indem es die größten oder wenigstens einflußreichsten Philosophen Chinas hervorbrachte. Sie waren nicht die einzigen ihrer Zeit, aber keiner der anderen gelangte zu gleichem Ansehen.

Von ihnen nähert sich Laotse, von dessen Leben nur bekannt ist, daß er Reichsarchivar am kaiserlichen Hofe der Tschou war und sein Leben in nachdenklicher Einsamkeit beschloß, am meisten christlich-abendländischer Mystik; den Propheten unter den Heiden haben ihn christliche Gelehrte genannt. In einem Buche Tao-teh-king hat er selbst seine Ansichten niedergelegt. Laotse suchte nach den Ursachen des Seins, um den Menschen zu helfen. Er geht aus von einem ewigen, vollkommenen, unerkennbaren und unbeschreibbaren höchsten Wesen, dem Tao (Weg). Von ihm, als dem Urgrunde der natürlichen und physischen Welt, der Fülle des Seins, ist alles aus-

gegangen und kehrt zu ihm zurück; es hat sein Gesetz in sich. Man hat das Tao mit dem christlichen Logos verglichen, aber es ist nur das schöpferische und handelnde Vernunftprinzip. Indem der Mensch seine Leidenschaften unterdrückt, sich in das Tao versenkt und von ihm durchdrungen wird, läutert er sich und wird zum Heiligen. Nicht äußerliche Ordnung und Gesetz bringen auf den rechten Weg, nur der sich im Tao verinnerlichende Mensch gelangt zu ihm, spiegelt seine erhabenen Eigenschaften wieder. Die Tugend besteht im Sein, im Wesen, sie ist nicht willkürlich wollend und bewußt, sondern aus dem Wirken des Tao unwiderstehlich und natürlich hervorquellend, das Thun des Guten, die uneigennützige allgemeine Menschenliebe, die nicht anders kann, als selbst Böses mit Wohlthat vergelten.

Laotse strebte nach der Einfachheit des ursprünglichen Menschen, nach Reinheit und Ruhe. Ihm kommt es auf das Einzelwesen an, er will es vervollkommnen, um es in dem All aufgehen zu lassen. Seine tiefsinnige Lehre, die sich vom thätigen Leben abwendet, paßte nur für kleine Kreise. Daher fand sie wohl Fortpflanzung, aber kein volles Verständnis, und wenn die Sekte der Taoisten auch Verbreitung erlangte, der schamanistische Aberglaube und die Taschenspielerkünste, mit denen sie sich verquickte, entsprachen nicht im mindesten der Lehre und Gesinnung des Meisters. Nur der Name des Tao blieb als eine geheimniskrämerische Zauberformel, die zum Glück und ewigen Leben verhelfen sollte. Die Morallehre verpflichtet zwar noch zur Liebe aller Geschöpfe, doch sie verkommt unter leeren Zeremonien, Beschwörungen und Reinigungsakten und einer habgierigen, Opfer erpressenden Priesterschaft. Wie der Taoismus aus dem Buddhatum dessen Wunderglauben entnahm, hat er bei ihm auch in Bezug auf Kultus und bettelndes Mönchstum starke Anleihen gemacht. Herrscher genug haben dieser entartenden Religion gehuldigt, während die Anhänger des Konfutse und Buddha sie stets verfolgten. Jetzt ist der Taoismus zwar noch verbreitet, aber verachtet.

Im schärfsten Gegensatz zu Laotse steht sein jüngerer Zeitgenosse Confucius. Wenn man Tiefe, Dauer und räumliche Ausdehnung der Wirksamkeit in Anschlag bringt, gehört dieser Weise unzweifelhaft zu den größten Männern der Geschichte. Kung-Dschung-Ni, von seinen Schülern Kung-futse

oder gewöhnlich Kungtse, „Meister Kung", genannt, stammte aus alter Familie und seine nach Tausenden zählenden Nachkommen, das älteste Geschlecht der Erde, stehen noch heute in großem Ansehen. Er wurde geboren 551 oder 550 in der heute Kiosuhieu genannten Stadt der Provinz Schantung am rechten Ufer des unteren Hoangho; sein bereits hochbejahrter Vater, der bald starb, war ein tapferer Krieger. Durch Armut auf die Erwerbung von Wissen angewiesen, um sich seinen Lebensweg zu schaffen, konnte Konfutse schon in jungen Jahren als Lehrer auftreten und erwarb großen Ruhm, so daß er in dem Kleinstaate Lu, dem er angehörte, zu hohen Aemtern gelangte, in denen er zur Freude des Volkes seine segensreichen Verbesserungen ausführte. Bei dem wankelmütigen Fürsten in Ungnade gefallen, wanderte er in den Nachbarstaaten herum, um Anstellung und neue Wirkungskreise zu suchen, und zog nach vergeblichen Bemühungen und trüben Erfahrungen in seine Heimat zurück, wo er sich wissenschaftlichen Arbeiten hingab, bis er 479 starb.

Der Weise hat selbst erklärt, er schaffe nichts Neues, er glaube nur das Alte zu überliefern. Er war kein Religionsstifter, nur ein Reformator, ein Moralphilosoph; er griff das innerste Wesen seines Volkes heraus und gab ihm feste Formen und Regeln. Seine Lehre war den Chinesen aus ihrem Herzen geschrieben, eine Verkündigung ihrer innersten Anlage. Konfutse ersehnte von Herzen eine allgemeine Glückseligkeit und wollte sie auf die verständige Thätigkeit der Gesamtheit, der Regierung und der Einzelnen, aufbauen. Die Anleitung gab ihm die Vergangenheit; ihre Thaten, ihre Werke, wie sie vollkommen waren, sollten das lehrhafte und nachahmungswerte Vorbild für alle Zeiten sein. Aus der Vergangenheit lerne man die Gegenwart kennen.

Konfutse verlangt gerechte Regierung und ehrerbietigen Gehorsam der Unterthanen. Das Heil kann nur von einer guten Regierung kommen. Die Oberen tragen die Schuld an Mißständen, nicht das Volk, wenn es schlecht geleitet wird; daher soll man es erst belehren, ehe zur Strafe gegriffen wird. Auch der Weise kann nur recht der Gemeinschaft nützen, wenn er durch den fürstlichen Dienst einen Wirkungskreis erhält. Er soll immer dem Volke zu dienen beflissen sein, nicht sich von ihm abwenden.

Der Mensch ist gut von Natur; das Laster ist jedoch das Werk seiner Leidenschaften. Er muß darum sich selber erkennen und an sich arbeiten, um edel zu werden, am meisten die Herrscher. Erhebt sich der Mensch zum Edelsinn, indem er sich nicht schämt, seine Fehler zu verbessern, wird sein Beispiel auch andere belehren und erziehen. Die Macht des Beispieles schlug der Philosoph außerordentlich hoch an. Jeder Einzelne kann und soll dazu thun. Der Weg zum Heil ist das Wissen, das im Erforschen der Dinge besteht. Wissen macht aufrichtig, Aufrichtigkeit läutert das Herz, das geläuterte Herz bildet die Person, diese ordnet die Familie; ist sie geordnet, dann wird der Staat geregelt und durch ihn kommt der Friede.

Da der Mensch unter Menschen lebt, hat er danach sein Verhalten zu bemessen. Die Wurzel vom Rechtthun ist die Aufrichtigkeit, sie führt zur Humanität, zur Pflichttreue gegen die anderen Menschen. Humanität ist Großmut, Treue, Eifer und Wohlwollen. Ihr leitender Grundsatz ist, gerecht zu sein, niemandem zu thun, was man nicht selber erleiden will. Nicht Aufopferung ist erforderlich; dem Feinde braucht man nicht mit Wohlthaten zu vergelten, aber soll ihm Gerechtigkeit erweisen. Denn in allem gilt das rechte Maß, das Verhalten in der Mitte; alle Tugenden müssen im Gleichgewicht sein. Weder selbstquälerische Entsagung noch stürmisches Ergreifen des Lebens geziemen sich.

Dies Verhältnis zu den Menschen und Dingen ist ein innerliches und ein äußerliches. Zur richtigen Lebensführung, um jedem das Seine zu gewähren, ist Beachtung der Sitte, der Formen erforderlich. Daher schlug Konfutse das „Li", die Gebräuche und Zeremonien, hoch an. Zu den kanonischen Schriften gehört auch Li-Ki, das die genauesten Vorschriften der Gebräuche enthält, aber erst geraume Zeit nach ihm zusammengestellt ist. Dem Weisen machte nicht nur die Verehrung für das Altertum die herkömmlichen Zeremonien schätzenswert, er erblickte in ihnen auch eine gute Zucht für das sittliche Verhalten. Er selbst hielt sich streng an die Formen, wie er Fürsten die gebührende Demut erwies, ohne deshalb seine guten Ratschläge und offenes Wort zurückzuhalten; nur wählte er vorsichtig angemessene und ehrerbietige Weise. Wie das Li, hielt Konfutse auch die Musik in hohen Ehren. Weil sie das Symbol der Harmonie der Welt sei, Handlungen und

Gefühle regele und die Menschen vereinige, schrieb er ihr auch sittigenden Einfluß zu.

Abgesehen davon, daß er das Schu-king und das Schi-king und andere Werke bearbeitet hat, liegt von Konfutse nur eine einzige echte Schrift vor, eine Chronik seines Heimatstaates Lu unter dem Titel: „Frühling und Herbst". Sie ist trocken und dürftig; er meinte aber schon durch die einfache Darstellung der Leiden, welche der Staat durchgemacht hatte, nützlich und bessernd zu wirken.

Der Weise wollte nicht bloß lehren, seine Sehnsucht war die praktische Wirksamkeit, und er traute sich zu, einen Staat in gute Ordnung zu bringen. Bescheiden von sich denkend, hatte er doch das Gefühl einer höheren Sendung und festes Vertrauen auf seine Lehre. Er war ein lebenskundiger Realist und hielt sich an die Wirklichkeit, an die Erscheinungen des irdischen Daseins. Er glaubte an den Schangti, an die über dem Menschen waltende Bestimmung und an die Geister, aber er sprach nicht gern über diese geheimnisvollen Dinge. So sehr er den Ahnenkultus pries, verweigerte er Auskunft darüber, wie er sich den Zustand der Gestorbenen dachte. „Wie sollen wir den Tod kennen, da wir das Leben nicht kennen?" An die Stelle eines religiös-kirchlichen Glaubens anderer Bekenntnisse setzte er die Zucht des Einzelnen und des Ganzen. Der Mensch sollte von sich und der Gemeinschaft aus, in der er stand, sein Leben regeln; dann mußte sich das Gute von selbst ergeben. Immer dachte er dabei an die Gesamtheit, in deren Dienst der Einzelne erst seine Vollendung findet.

Die Moral des Confucius ist einfach und nüchtern, verständig und verständlich, durchaus einheitlich von dem Nützlichkeitszwecke durchdrungen. Der Mangel an innerem Schwung schloß die Gefahr ein, aus der inneren Pflicht eine äußere Uebung zu machen. Doch in dem durchgreifenden Gedanken der gegenseitigen Pietät gab sie für Familie, Gesellschaft und Staat ein festes Band, sie umfaßte die gesamten Lebenskreise des Staates und Volkes und dadurch hat sie ihre großartige Wirkung ausgeübt. Konfutse nahm die geschichtlich gewordenen Zustände zum Kern seines Systems. Die Gründe, die seiner Forschung nach Staat und Unterthanen in der Vorzeit glücklich gemacht hatten, setzte er als Richtschnur und Regel fest, und da sie mit dem chinesischen Volkscharakter übereinstimmten,

wurden sie zum Gesetz. Ein großer Fehler lag jedoch darin, daß neben diesem moralischen System aus der alten Religion so viel von Zeremonien, Aberglauben und Götzenwesen im Schwange blieb, daß die verständige Auffassung der Dinge stark beeinträchtigt wurde und das religiöse Wesen weiter von den mitgeschleppten Schlacken eines ursprünglichen Zustandes verunreinigt war.

Viele Aeußerungen des Konfutse stimmen in auffallender Weise mit solchen des griechischen Weisen Sokrates überein. Aber der Chinese wollte nur den bestehenden Staat nach altüberlieferten Normen reformieren, der Grieche ihn auf eine neue intellektuelle Grundlage stellen. Der erstere ging aus von der gegebenen Gesamtheit, während der andere zunächst den Einzelnen entwickeln wollte; Sokrates suchte erst das Wahre, während Konfutse es in der Vergangenheit vorfand; jener rang nach Erkenntnis, dieser begehrte nur Wissen. Der Mongole war eben Massenmensch, der Indogermane Individualist.

Obgleich er in Enttäuschung starb, hinterließ der Meister zahlreiche Schüler, die seine Gedanken fortpflanzten. Aus ihrem Kreise stammen die drei Schriften, welche die Lehre des Meisters ordneten: die große Lehre, das Innehalten der Mitte und die Gespräche. Im vierten Jahrhundert hat Meng-tse als berühmtester Vertreter der Konfutseschen Philosophie noch ein viertes Buch hinzugefügt. Nach einer kurzen Zeit der Verfolgung erwiesen die Kaiser dem großen Toten hohe Ehren und ordneten Opfer an. Die Lehre des Weisen gelangte zur allgemeinen Anerkennung, in der sie noch heute steht.

Aber China wandelte sich nicht in einen platonischen Staat um: die Könige wurden nicht Philosophen und die Philosophen nicht Könige.

Die vielen Kleinstaaten flossen allmählich in sieben größere Königreiche zusammen. Von ihnen erhob sich das von Tschin im Nordwesten, bis es endlich die ohnmächtigen letzten Tscheu verdrängte und die anderen Fürsten mit Gewalt beseitigte. Der gewaltige Dscheng nahm 220 den stolzen Titel Schi-Hoang-ti, oberster Kaiser, an. Schon seit Jahrhunderten gingen die Kämpfe gegen die nördlichen Barbaren und die Teilreiche hatten Erdwälle zur Verteidigung angelegt. Schi-Hoang-ti drängte die Hiung-nu zurück, die seit Jahrhunderten nördlich von Schansi saßen und in denen jetzt die Vorfahren der Hunnen Attilas

mit Bestimmtheit erkannt sind, und ließ die Grenze sichern. Menschenmassen, von denen Tausende zu Grunde gingen, schufen in hartem Frondienst, der dem Volke bittere Klagen abpreßte, ein Riesenwerk, bestehend in Wällen von Erde und Steinschüttung, das sich von der heutigen Provinz Kansu vom Flusse Tau an bis zum Hoangho erstreckte, der dann mit seiner Nordbiegung Schutz gab; von ihr ab reichte die ungeheure Landwehr bis in das Innere von Korea. Das neugewonnene Gebiet wurde durch Militärstationen beschirmt und mit Verbannten und Sträflingen besiedelt.

Diese Walllinie ist nicht die berühmte große Mauer, die erst seit dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts unter der Mingdynastie erbaut worden ist. Das alte Werk, in den folgenden Zeiten mehrfach ergänzt und ausgebessert, zerfiel allmählich und war schon im siebenten nachchristlichen Jahrhundert nicht mehr im militärischen Gebrauch.

Doch hatte die Grenzwehr ihren Zweck erfüllt, besser als es der zu ähnlichen Zwecken geschaffene, an Länge freilich nicht vergleichbare römische Limes in Germanien gethan hat. Sie schützte nicht nur die hinter ihr liegenden Provinzen, sondern gestattete das Vordringen der Kolonisation bis an sie heran; sie gab ferner die Möglichkeit, die feindlichen Völker selber anzugreifen und zu unterwerfen. Die Nomaden, von dem gefestigten Reiche zurückprallend, wandten sich fortan mehr dem Westen zu und entsandten ihren Ueberschuß durch die breite dschungarische Pforte nach Turan und den angrenzenden Ebenen; ihre Flut begann sich in derjenigen Richtung zu ergießen, die sie schließlich bis nach Europa führte. Die Chinesen aber konnten nun Verkehr mit den fernen gebildeten Westländern suchen. Wechselnder Besitz und Verlust der Steppenländer bis nach Turan hin nahmen fortan in der chinesischen Geschichte eine wichtige Stelle ein.

Auch gegen den Süden hat dieser kriegerische Wiederhersteller des chinesischen Reiches Schi-Hoang-ti die nunmehr wieder vereinigten Heereskräfte geführt, die Länder südlich vom Blauen Fluß über Kanton hinaus bis nach Tonking hin erobert.

Um das Gedächtnis an die alte Herrscherfamilie, die er entthront hatte, zu vertilgen, erließ Schi-Hoang-ti, weil sich die Beamten zu viel mit den alten Büchern beschäftigten und darüber das Verständnis für die Gegenwart verlören, unter An-

drohung schwerster Strafen das Gebot, alle Bücher mit Ausnahme der auf Heilkunde, Weissagekunst und Landwirtschaft bezüglichen zu verbrennen. Der Kaiser wollte den geheimen Widerstand der Anhänger des Reformators brechen; in seinen Zwecken vereinigten sich religiöse und politische Gründe, wie in dem byzantinischen Bilderstreit. Der Befehl scheint gründlich ausgeführt worden zu sein, doch entging natürlich ein Teil der Schriftschätze verborgen dem Untergang, andere wurden aus der Erinnerung und Bruchstücken hergestellt. Eine große Zahl Gelehrter, die nicht gehorchten, wurde lebendig begraben. Für alle Zeiten blieb dafür der Name des Kaisers mit Schande beladen.

Schon der Sohn Hu-Hai erlag den durch seine Grausamkeit hervorgerufenen Empörungen und erst der aus der Niedrigkeit emporgestiegene Feldherr Liupang stellte das Reich wieder her und gründete die Dynastie Han, die bis 221 nach Christus regierte. Reich an tüchtigen Männern, gilt sie den Chinesen als der glanzreichste Abschnitt ihrer Geschichte. Die Lehre des Konfutse kam zu hohen Ehren und mit ihr das eifrig gepflegte wissenschaftliche Studium, das bald durch die eingeführten Staatsprüfungen gefördert wurde.

Die Zeit der Han-Dynastie, die trotz häufiger arger Zustände bei Hofe, an denen oft ehrgeizige Frauen die Schuld trugen, lange Zeit nicht ohne Glanz war, ist bedeutsam, weil das Reich sich ausdehnte und mit anderen Kulturen in Berührung kam. Im Süden wurde das heutige Tonking besetzt, und die dortigen Häfen empfingen Besucher aus anderen Völkern. Die Fremden hielten den Namen der dortigen Küste, Tschina, für den des Reiches, so daß er sich allmählich in der übrigen Welt verbreitete, während die Chinesen selbst ihr Land „das Reich der Mitte" oder dichterisch „die Blume der Mitte" nannten. Daneben bezeichneten sich auch die Chinesen nach den über sie herrschenden Familien. Tonking ging nach dem Sturze der Han wieder verloren.

Die fortwährenden Kriege gegen die nomadischen Hiungnu veranlaßten dazu, das Tarymbecken und die Länder darüber hinaus zu unterwerfen. Dort war bereits der Buddhismus verbreitet und fand daher auch Eingang in China. Kaiser Ming gestattete ihn; er selber soll im Jahre 65 Gesandte nach Indien geschickt haben, um die Lehre des Buddha, den die

Chineſen Fo nennen, kennen zu lernen, die heiligen Bücher zu holen und Prieſter einzuladen.

Durch die Eroberung näherte ſich das chineſiſche Reich dem römiſchen, das bis an den Weſtrand des Kaſpiſees herrſchte, zu deſſen öſtlichem Geſtade chineſiſche Heere vorgedrungen ſind. Schon lange beſtand ein Handelsverkehr, der teils zur See, teils zu Lande durch das parthiſche Reich ſeinen Weg nahm. Die koſtbare Seide iſt früh im Orient bekannt worden; namentlich Syrien, von den Chineſen Tatſin genannt, mit ſeiner reichen Hauptſtadt Antiochia empfing und vertrieb ſie weiter nach dem Abendlande. Der Kunſtfleiß bemächtigte ſich des herrlichen Stoffes. Er wurde mit Purpur gefärbt, durch Goldſtickereien verziert; ſogar die dicken Fäden des chineſiſchen Gewebes wurden aufgelöſt und nochmals verwoben, um die ſchimmernd-durchſichtigen, ſogenannten koiſchen Gewänder herzuſtellen. In dieſer veredelten Geſtalt kehrten die Stoffe auch nach China zurück. Auch andere Webereien, dann die in China vielbewunderten Glasſachen, der hochgeſchätzte Bernſtein, Juwelen, Korallen, Trockenwaren wurden dorthin geführt. Hat doch der chineſiſche Kunſtſtil Formen der griechiſch-römiſchen Ornamentik angenommen. Auch Eiſen, deſſen Gewinnung Staatsmonopol war, und Pelzwerk hat China in die Ferne geſandt. Der vermittelnde Stapelplatz für den Seehandel war Petra im nördlichen Arabien.

In China wußte man den Vorteil, den der Seidenabſatz bot, wohl zu ſchätzen und ſuchte unmittelbare Anknüpfung durch Geſandtſchaften und Reiſende. Auch von der anderen Seite blieb man nicht müßig. Eine Geſandtſchaft des Kaiſers Antoninus kam 166 zur See an die Küſte von Tonking und zog zu Lande weiter an den Hof. Der Handel war ſo bedeutend, daß ſogar der ſtarke Mangel an Edelmetall, der ſeit Ende des zweiten Jahrhunderts im Römerreich eintrat, auf den Abfluß nach China geſchoben worden iſt. Leider haben ſowohl im Oſten wie im Weſten Bürgerkriege eine Entwickelung dieſer friedlichen Beziehungen verhindert. Das römiſche Reich verſank in die traurigen Wirren der Soldatenkaiſer, während die Saſſaniden ihr mächtiges, Perſien und die mit ihm verknüpften Länder umfaſſendes Reich zwiſchen Rom und Innerafien ſchoben, die Han-Dynaſtie in China das Tarymland wieder aufgeben mußte und, ſchließlich zuſammenbrechend, von

jahrhundertelang dauernder Auflösung und Schwäche des Reiches gefolgt wurde.

Doch verfloß die Zeit nicht ohne Fortschritt in der Kultur. Schon früh war Papier aus Seide hergestellt worden, nun bereitete man auch billiges aus pflanzlichen Stoffen. Geschrieben wurde mit Pinsel und Tusche. Im sechsten Jahrhundert kam der Buchdruck auf, nicht mit Einzeltypen, sondern in der schwerfälligen Weise des Tafeldruckes. Das beschriebene Blatt wurde auf eine Holzplatte geklebt und der Raum zwischen den Schriftzügen ausgeschnitten, so daß diese erhaben stehen blieben. Die Versuche, Glas zu erzeugen, eine Kunst, die im fünften Jahrhundert durch Fremde eingeführt, dann eine Zeitlang verloren gegangen war, sollen zu der Entdeckung des Porzellans geführt haben. Buddhistische Mönche waren es der Sage nach, welche den Gebrauch des Thees kennen lehrten. Auch die Wissenschaften feierten nicht und eine große Akademie sorgte für ihre Vereinigung. Endlich gelangten damals von China aus die Keime der Zivilisierung nach Korea und Japan. Für die Geschichte der Verwaltung und des Geldwesens ist von Interesse, daß bereits Ersatzmittel für Edelmetall und danach Papiergeld aufkamen.

Erst die durch einen tapferen General 618 auf den Thron gekommene Tang-Dynastie stellte wieder die Einheit her. Der zweite Kaiser Tai-tsung brachte die Wüstenlande bis über Khotan und Kaschgar hinaus unter seine Oberhoheit; die von ihm vergeblich versuchte Eroberung Koreas vollbrachte sein Nachfolger. Tai-tsung war auch der erste, der in einem siegreichen Kriegszug die ungeheuren Schwierigkeiten überwand, welche die Natur zwischen China und Indien gestellt hat; doch trug er keinen andauernden Erfolg davon.

Am merkwürdigsten ist die Geschichte dieser Dynastie auf religiösem Gebiete. Mehrere Kaiser aus ihr haben sich mit Religion lebhaft beschäftigt. Die einen verherrlichten Konfutse und seine Schüler, andere huldigten dem Taoismus und seinem Aberglauben, in dem geheimnisvolle Lebenselixire eine Rolle spielten, andere waren buddhistisch gesinnt. Seit seiner ersten Einführung hatte der Buddhismus langsam um sich gegriffen. Er reizte die Sinne durch die prächtigen Tempel und den prunkenden Gottesdienst, er bestrickte durch die Poesie, welche den Stifter umgab, lockte an durch das Schwärmerische und

Milde seiner Lehre und gewährte auch dem von der Welt Abgestoßenen die Zuflucht in stille Zurückgezogenheit. Vor allem besaß der Buddhismus eine zahlreiche Priesterschaft, welche mit lebhaftestem Eifer für ihre Religion und deren Verbreitung arbeitete. Die Klöster waren Burgen für die Eroberung und der rasch wachsende Reichtum gab ihnen große Macht. Manche Kaiser sahen das Wachstum und den Einfluß der Bettelmönche, die durch den Buddhismus hervorgerufene Abnahme der Kinder mit Besorgnis und suchten ihn durch blutige Verfolgungen niederzuhalten.

Mit der Lehre des Buddha kamen aus Indien nicht nur mancherlei Schriften, die ins Chinesische übertragen wurden und bisher fremde Begriffe in die Sprache einführten, auch indische Kunstformen drangen vielfach ein, namentlich in die Architektur, welche seitdem die Vorliebe für geschweifte Dächer behielt. Auch die Pagoden wurden in hohen Turmbauten nachgeahmt. Die Bildhauerei und die Malerei erhielten durch die Buddhastatuen, durch die Darstellung der Legenden reiche Nahrung und der indische Stil machte den chinesischen weicher und zierlicher. Doch blieb dieser trotzdem seinem Charakter getreu und in allem erwies sich China stärker als Indien; der Buddhismus konnte dem Versinken in äußerliche Gebräuche nicht entgehen. Nicht sein Gehalt, nur Namen und Formen setzten sich fest.

Das erneute Vorrücken des chinesischen Reiches nach dem Westen ergab, wie einst zu dem römischen Reiche, jetzt Beziehungen zu dem byzantinischen. Noch immer spann die Seide die vermittelnden Fäden, und selbst als unter Kaiser Justinian I. Mönche die Seidenraupe von Khotan nach Konstantinopel brachten, so daß dort eine selbständige Industrie entstand, war das Handelsinteresse noch stark genug, um im siebenten und achten Jahrhundert byzantinische Gesandtschaften nach China zu veranlassen. Jene Mönche aber waren Christen.

Von Persien aus gelangte das nestorianische Christentum auch in das innere Asien und von dort nach China. Bericht erstattet in chinesischer und syrischer Sprache ein Denkmal, das im Jahre 781 bei Singanfu errichtet wurde. Die Inschrift erzählt, 635 sei der Priester Olopn mit heiligen Büchern und Bildern gekommen; Kaiser Tai-tsung habe die Lehre gebilligt und ihre Verkündigung erlaubt. In allen Provinzen

des Reiches seien trotz zeitweiliger Verfolgungen Kirchen errichtet worden. Selbst als die Chinesen wieder die westlichen Provinzen aufgeben mußten und der Zusammenhang mit der ursprünglichen Heimat aufhörte, ging das Christentum nicht gänzlich ein.

Nur durch die fromme Begeisterung missionierender Priester konnte das Christentum Verbreitung finden. Dagegen wurde eine andere Religion durch die Gewalt der Waffen an die chinesischen Grenzen getragen. Nachdem die Araber das neupersische Reich der Sassaniden zerstört und selbst Länder darüber hinaus, die nie zu ihm gehörten, erobert hatten, ist der Islam auch zu den innerasiatischen Stämmen vorgedrungen. Von diesen erhielten mehrere türkischer Abkunft Wohnplätze im nördlichen China, im Hoanghobecken des Kansu, und erhielten sich, ohne mit den Chinesen völlig zu verschmelzen.

Zu Ende des achten Jahrhunderts nötigten schwere Niederlagen die Chinesen, sich wieder auf die alten Grenzen zu beschränken. Zwischen ihnen und der arabischen und byzantinischen Kultur lagerte wieder trennend die riesige, kulturfeindliche Wüste, in der die heimischen Stämme auf und ab wogten.

Dafür begann ein lebhafter Seeverkehr. Von Indien aus segelten arabische Kaufleute nach Malacca und Sumatra und von dort über das offene Meer nach Kanton und nach Kanfu, südlich von Schanghai. Gäste aus allen Völkern siedelten sich dort an, bis gegen Ende des neunten Jahrhunderts der auflodernde Fremdenhaß die blühende Stadt zerstörte und seitdem der Handel einging. Die Araber fuhren fortan nur bis nach Malacca, um dort mit den Chinesen ihre Waren auszutauschen.

Die Tang-Dynastie hat in der chinesischen Litteratur schöne Spuren hinterlassen. Die lyrische Dichtkunst entfaltete ihre reichste Blüte und schuf Werke kräftiger, klarer Sprache und mannigfachen Inhalts, die, sorgfältig in Hunderten von Büchern gesammelt, mit ihrer veredelten Form der Nachwelt zum Muster dienten. Allgemein war die Dichtkunst verbreitet, wie eine öffentliche Sache gepflegt.

Doch auch dieses Geschlecht erlag dem Geschick. Der letzte Kaiser mußte 907 abdanken, und wieder wechselten rasch Herrscherhäuser und zerfiel das Reich in Einzelstaaten, deren

eine Zeitlang ſogar zwölf gezählt wurden. Auch Korea machte ſich ſelbſtändig. Erſt der tüchtige Tai-Dſu und ſein Nachfolger einigten ſeit 960 die meiſten Staaten unter ihrer Herrſchaft und begründeten damit die Dynaſtie der Sung.

So iſt ſelbſt in jenen frühen Zeiten der ferne Oſten nicht ohne Berührung mit den europäiſchen Verhältniſſen geweſen, freilich ohne ſie ſonderlich zu beeinfluſſen. Nur Handel und Wirtſchaft zogen Nutzen davon, doch gingen auch einzelne Gegenſtände der Kultur, wie wahrſcheinlich die Bereitung des Papiers, in den allgemeinen Beſitz über. Von höchſter Bedeutung war jedoch, daß in China eine Kulturmacht beſtand, vereinzelt wie lange die des römiſchen Reiches, aber wie dieſes ſeine Umgebung weithin anregend. Es währte auch nicht allzu lange, bis ſie wieder gewaltſam in Verhältniſſe hineingezogen wurde, die für das weitere Geſchick eines großen Teiles der Erde entſcheidend wurden.

Achtundzwanzigſter Abſchnitt.

Indien.

Völlig verſchieden von der Geſchichte Chinas iſt die indiſche. Ein anderes Klima, ein anderes Volk haben hier gewaltet und eine Kultur geſchaffen, die der chineſiſchen an Glanz und künſtleriſchen Schöpfungen überlegen war, aber weniger menſchlichen Zwecken diente. Es iſt ein Gegenſatz, wie zwiſchen Waſſer und Wein; das eine hält den Geiſt gleichmäßig geſund, der andere regt ihn an zu höherer Anſpannung, aber dem Ueberreiz folgt die Erſchlaffung.

In dunkler Vorzeit, vielleicht ſchon im vierten Jahrtauſend vor Chriſtus, ſind Indogermanen in dieſe, ihrer Wiege, wo ſie auch geſtanden haben mag, jedenfalls ferne Halbinſel vom Nordweſten über die Päſſe des Hindukuſch eingezogen. Keine Kunde berichtet davon, nur die Sprachwiſſenſchaft hat den verlorenen einſtigen Zuſammenhang mit den großen Völkern gleichen Urſprungs aufzudecken vermocht.

Wahrscheinlich gingen lange Zeiten einer allmählichen Absonderung von der anfänglichen Gesamtheit, die wohl auch bereits stark gelockert war, der Einwanderung in Indien voraus, eine Zeit, in der diese Stämme schon mancherlei Neues und Andersartiges aufgenommen haben mögen. Die ehemalige Gemeinschaft mit den Iraniern ist in der altindischen Religion noch zu erkennen in der Verehrung des Feuers, der Scheu vor Verunreinigung, dem Somatranke. Noch während der Gemeinschaft bildete sich der Glaube an große, lichte, hohe Götter, die mit kunstvoll geordneten Opfern und schwungreichen Lobliedern verehrt wurden.

Die Anlagen, welche alle indogermanischen Völker in sich trugen, sind auch bei den Indern nicht zu verkennen. Die Anpassung vermag in denselben Tiergattungen sehr verschiedene, geradezu entgegengesetzte Eigenschaften hervorzurufen; die in der dunklen Tiefe des Meeres lebenden Fische verloren entweder die Sehfähigkeit oder sie entwickelten übergroße Augen und selbst Leuchtapparate. So bringt auch der Mensch je nach den Bedingungen die gleichen Grundeigenschaften zu sehr verschiedener Ausgestaltung. Die indogermanische Neigung zu kleinen Verbänden, zu Genossenschaften, führte zur politischen Freiheit und Gleichberechtigung, aber begünstigte auch das Entstehen von herrschenden Klassen und Ständen, selbst das Werden absoluter zusammenfassender Gewalten. Der Hang zum Recht der Person konnte ihre freie Entfaltung fördern, doch auch die Persönlichkeit als bedrückende Last empfinden lassen, und die Sehnsucht, von ihr befreit zu werden, erwecken. Der tiefsinnige Drang zu Höherem vermochte zu den Göttern zu erheben, zu den edelsten Tugenden anzuleiten; unter anderen Umständen schuf er phantastischen Ueberschwang, philosophische Grübelei und beugte den Menschen hoffnungslos unter die Gewalt der überirdischen Mächte. Das in den Indogermanen liegende Schwanken zwischen stolzem Hochgefühl und matter Ergebung spornte die Thatkraft an oder brachte dumpfen Verzicht; der lebhafte Sanguiniker konnte als trüber Pessimist enden. So erklärt es sich, wenn der Indogermane zum Inder oder zum Germanen wurde. Aber derselbe Geist lebte in beiden und er ist es, der uns jenes ferne Volk lieb macht.

Unzweifelhaft wirkten, um solche wunderbaren Gegen-

sätze zu erzeugen, die natürlichen Verhältnisse, Klima und Bodenbeschaffenheit mächtig ein. Doch nicht sie allein waren die Ursache; die zweite, nicht minder wichtige, lag in dem Charakter des Volkes. Die Inder, aus gemäßigtem Klima gekommen, haben unter heißem ihre großartige Kultur geschaffen und sind erst allmählich zur Schlaffheit herabgesunken, und wohl Jahrtausende dauerte der Kampf zwischen Volk und Natur, ehe die letztere die ureigene Anlage zwar nicht aufheben, aber nach ihrer Weise formen konnte, ein Kampf, der in seinem Verlauf erst mancherlei geschichtliche Bedingungen zeitigte, deren Summe dann in dem Ausgange vorliegt.

In dieser langen Zeit vollzog sich eine Geschichte, nicht minder reich als anderwärts, nur andersartig. Die Inder entwickelten ein hohes geistiges Leben und schufen großartige Werke einer staunenerregenden Kultur, und man thut ihnen unrecht, wenn lediglich das Versinken der Volksmasse in dumpfe Abhängigkeit unter despotische Herrschaften als Inhalt ihrer Geschichte gilt. Dasselbe heiße Klima, das angeblich nur den Geist erschlaffte, regte zu sinnreichen Gedanken an, die heute wieder ihren Reiz in dem kühleren Norden Europas ausüben, entflammte die dichterische Phantasie, ohne sie für das Verständnis des wirklichen Lebens abzustumpfen, begeisterte zur frohen Lust an Licht und Farbe, die die künstlerische Thätigkeit zu herrlichen Leistungen fähig machte, und erzeugt einen Formenreichtum, dem gerade die überquellende Fülle zur Gefahr wurde. Unendlich oft hat man die indische Kultur mit einer durch weichlichen Duft berauschenden und erschlaffenden Blüte verglichen. Gewiß, sie hat mit einer solchen Aehnlichkeit, aber diese Blüte trägt ihre eigenen Schönheiten an sich.

Erst in späterer Zeit, als das ungeheure Fruchtland des Ganges besetzt worden war, gab die Natur so bereitwillig die Nahrung her, daß ihr Erwerb bei dem ohnehin geringen Bedarf der Tropenbewohner leicht fiel. Daher soll, wie fast allgemein behauptet wird, der Trieb des Daseinskampfes erloschen, das Volk in seiner Energie gelähmt worden sein. Aber die dichte Bevölkerung machte mäßige Arbeit nicht überflüssig und die häufigen Hungersnöte waren stetige Mahnrufe, der Natur nicht blind und willenlos zu vertrauen. Die hohen Abgaben an die Fürsten gestatteten kein faules Nichtsthun und der Hand-

werker ist in Indien immer so arbeitsam gewesen, wie sonst im Orient. Die Despotie in Indien ist nicht allein die Folge des Klimas, sondern zugleich der staatlichen, sozialen und religiösen Zustände, die einen einheitlichen Widerstand gegen den Zwang von oben her unmöglich machten. Nicht bloß in Indien hat es Despotien gegeben. In geographischen Bedingungen alle Lösung historischer Verhältnisse zu erblicken, ist ein ebenso einseitiges Unterfangen, wie der Versuch, eine Mühle lediglich aus der Wasserkraft zu erklären. Außerdem blieb Indien längste Zeit jeder schwere Angriff von außen her erspart, der die Gesamtheit zu frischer Kraft angestachelt hätte.

Obgleich die Inder bei ihrem Einzuge in die Halbinsel schon mit einigen Geschicklichkeiten und höheren Gedanken ausgestattet waren, ist ihre Kultur lediglich von ihnen selbst hervorgegangen. Mächtige öde Gebirge mit spärlichen und schwierigen Durchlässen schlossen sie von der übrigen Welt ab. Nur in wenigen Dingen haben die Babylonier Einfluß geübt und längste Zeit verging, ehe in den Griechen ein hochentwickeltes Volk nahe trat. Solche eingeborenen Kulturen sind die festesten und dauerhaftesten, und in ihrer Kraft gleicht die indische der chinesischen, die ebenfalls das Volk nur sich selber verdankte, so sehr anders beide geworden sind. Doch wenn die Chinesen ein treuliches Gedächtnis ihrer ältesten Zeiten bewahrten oder wenigstens die geschichtliche Erinnerung festzuhalten suchten, die Inder entbehrten historischen Sinnes. Ihre spätere gelehrte Zeitrechnung ist wüste Phantasie, ihre Geschichtsschreibung legendenhaft, ohne das Rückgrat einer geordneten Zeitfolge. Jahrhunderte flossen ihnen unterschiedslos dahin. Das Uebermaß des Individualismus schätzte nicht die Vergangenheit und betrachtete das Gegenwärtige und seine Zukunft nur als einen Teil der Ewigkeit. Der Mangel einer sicheren Zeitfolge macht den Verlauf der altindischen Geschichte schwer erkennbar.

Die Arier, die „Herren", das heißt die Besitzer des Bodens, wie sich diese asiatischen Zweige der Indogermanen im Gegensatz zu den Untergebenen nannten, sind als ein Hirtenvolk nach Indien gekommen, begleitet von dem Rosse, das jedoch noch nicht zum Reiten diente, und dem Rinde, dem vornehmlichsten Haus- und Herdentier der Indogermanen, das ihre Wanderungen stark bestimmt haben mag, indem es zu schnelle

Bewegung nicht gestattete. Sie fanden Indien bewohnt von einem schwarzen Volke, das nicht mehr in wildem Zustande lebte, schon eiserne Waffen führte und befestigte Plätze besaß. Harte Kämpfe waren erforderlich. Daher der grimmige und verachtungsvolle Haß, der auf den Ureinwohnern lasten blieb. Was nicht vertilgt wurde, verfiel härtester Unterjochung oder mußte in die Gebirge weichen. Eben die andere Körperbildung, welche jene hatten, machte eine Verbindung widerwärtig; bedeutete doch der spätere indische Name für Kaste ursprünglich Farbe. Als eine Notwehr der eigenen edlen Körpererscheinung, die nicht verunstaltet werden sollte, darf wohl die nie versiegende Feindschaft der Hellfarbigen gegen die häßlichen Schwarzhäutigen gedeutet werden, und weil die verachtete Mischung doch nicht ganz ausbleiben konnte, sind hier vielleicht die ersten Anfänge einer gesellschaftlichen Sonderung zu erblicken.

In dem lieblichen Kaschmir und an dem Indus und seinen Zuflüssen machten die Arier den ersten Schritt zur Seßhaftigkeit; die Notwendigkeit von Einrichtungen, den Acker durch das Wasser der Ströme zu befruchten, veranlaßte dazu. So bildeten sich hier die Grundlagen des künftigen gesellschaftlichen und religiösen Seins aus. Die Arier waren so wenig zu einem Volke geschlossen, wie andere Indogermanen der Frühzeit. Den Zusammenhalt bot zunächst die Familie, ihre Vereinigung zur Sippe. Anfänglich war jeder Familienvater Krieger und Priester, die Frau die geehrte Verwalterin des Hauses. Früh gab es Dorfgemeinden, die noch heute in Indien die Grundlage der Verwaltung bilden; an ihrer Spitze standen Könige, deren Gewalt beschränkt war. Zwar sind offenbar immer große Gruppen gemeinsam vorgerückt, aber nirgends bildeten sie, soweit sich urteilen läßt, eine einheitlich von mächtigen Führern geleitete Masse.

Die pantheistische Anlage hat die Inder sowohl zur Vielgötterei geführt, wie zu den höchsten Versuchen, das Ich in einem Weltganzen, einem All-Einen aufzulösen. Wie überall war die ursprüngliche religiöse Anschauung mehr eine empfundene als eine bewußte. Der Glaube an gute und böse Geister, die sich gewinnen und abwehren lassen, an ein Leben nach dem Tode und ein daraus folgender Seelen- und Ahnenkult waren auch bei den Indern mächtig.

Die alten Naturgottheiten nahmen in den scharfen Gegensätzen mörderischer Trockenheit und gewaltige Regenfluten ausströmender Gewitter eine ausgeprägtere persönliche Gestalt an, bei deren Formung zugleich der kriegerische Sinn mitarbeitete, und wandelten sich zu einem selbständigen indischen Götterkreis um. In der älteren Zeit war eine der Hauptgottheiten Varuna, der Beschützer des Guten und Rächer des Bösen. Neben ihm und allmählich bevorzugt wurde Indra der Lieblingsgott, der streitbare, nie besiegte, der mit den feindlichen Dämonen kämpft und die schwarzen Wolken spaltet, so daß sie ihr segnendes Naß ausgießen. Er ist der Verleiher aller Güter, von Rindern und Rossen, langem Leben und reicher Nachkommenschaft. Höchste Ehre genoß auch das Feuer (Agni). Dann gab es viele andere Gottheiten des Himmels, der Erde und des Luftkreises, daneben auch der Thätigkeiten, deren jede für sich ihren Preis empfing. Durch Opfer erwarb man das Wohlwollen der Götter, denn die Freundschaft zwischen Mensch und Gott gründet sich auf gegenseitiges Geben und Nehmen. Bei den feierlich-fröhlichen Festen erklangen heilige Lieder und außer den Opferkuchen, Butter und Fleisch kräftigten reichliche Spenden des berauschenden „männererfreuenden" und noch heilkräftiger als das Wasser wirkenden Somatrankes die Angerufenen wie die darbringenden Frommen. Namentlich der ewig durstige Indra erfreute sich gern des Rausches.

Noch sind uns solche Hymnen erhalten, frühen Ursprunges, als die Inder noch am oberen Laufe des Indus saßen, in dem Veda, dem „Wissen". Für den ältesten gilt der vornehmlichste Veda, der Rigveda, von dem einzelne Teile zeitlich sehr hoch hinaufreichen, Opfergesänge zum überschwenglichen Lobe der Götter, mit poetischen und geheimnisvoll spielenden Bildern durchzogen. Eine Blütenlese aus ihm, die beim Somaopfer gesungenen Verse, gibt der Samaveda. Der Jadschurveda bewahrte die die Opferhandlungen begleitenden und weihenden Sprüche, der Atharvaveda, der Veda der Feuerpriester, überliefert namentlich Zauberlieder, Beschwörungen, Segenssprüche und ähnliches.

Die Gestalt, in der uns diese Veden vorliegen, mag der Zeit um das zweite Jahrtausend vor Christi Geburt angehören, obgleich die Aufzeichnung erst viel später erfolgte. Ihre Sprache ist das heilige Sanskrit, die älteste uns er-

haltene indogermanische Sprache, ungemein reich an Formen. In den alten Zeiten und noch später, auch als bereits eine Schrift, wahrscheinlich semitischen Zeichen nachgebildet, vorhanden war, erfolgte die Fortpflanzung mit wunderbarer Treue durch das Gedächtnis, durch die mündliche Ueberlieferung, getragen von Unterweisung Kundiger. Schon sehr früh wurde daher die Kenntnis der heiligen Gesänge und Sprüche das sorgfältig gepflegte Eigentum einzelner und ganzer Schulen, und die Sänger erlangten hohes Ansehen. Wie die christliche Kirche die antike Litteratur, so haben die Brahmanen die älteste indische bewahrt.

Allmählich kam ein besonderer Stand von „Betern" und Opferern, von Priestern auf, der für die Kulthandlungen auch des geringen Mannes unentbehrlich war. Ebenso erhob sich über die Menge des ackerbauenden Volkes ein mit dem Krieg vertrauter Stand. Denn die Kämpfe waren weiter gegangen, teils gegen die Ureinwohner, teils zwischen den arischen Stämmen selber, während die Besitznahme von dem Fünfstromland ostwärts vorschritt, durch den schmalen Landstreifen zwischen dem Himalajagebirge und der Wüste Thor nach der Jamna und dem Ganges zu, dann der breiten Flußebene folgend bis zur Mündung des großen Stromes in das Meer. Diese Zeit schimmert durch in dem umfangreichen mythischen Epos Mahabharata.

Wir pflegen zu sprechen von den indischen „Kasten". Das Wort, so deutsch es klingt, stammt von den Portugiesen her, die die indische Bezeichnung mit „casta" (reine Geburt) übersetzten. Ihre Entstehung erfolgte auf geschichtlichem Wege. Das Volk teilte sich in vier Hauptklassen, in die Brahmanen, die Priester, in die Kschatrija, die Krieger und Kampfgefährten der Könige, in die Ackerbauern, die Vaisja. Diese drei Klassen durften an den heiligen Handlungen teilnehmen und rühmten sich als „zweimal Geborene". Die vierte Klasse, die Sudra, zum Teil aus den unterworfenen Ureinwohnern hervorgegangen, war tief verachtet; als Knechten kam ihnen die härteste und schmutzigste Arbeit zu. Nur war ihnen die Hoffnung vergönnt, dereinst in einer höheren Klasse wiedergeboren zu werden.

Es scheint, daß eine Zeitlang die Krieger den Brahmanen den Vorrang streitig machten, und auch später haben

die herrschenden Familien keine Ueberordnung der Priester anerkannt. Die weltliche Macht blieb den Fürsten und Kriegern. Die Brahmanen genossen großes Ansehen als Bewahrer und Ausüber des Kultus und als die Besitzer gewaltiger, durch Spenden für den Opferdienst erworbener Reichtümer. Nicht die Könige, sondern die Gottheit war der Gebieter der auserlesenen, eng zusammenhaltenden Genossenschaft. Doch hatte sich keine eigentliche Hierarchie gebildet. Die Brahmanen waren steuerfrei, durch strenge Gesetze an Leib und Gut geschützt.

Brahmane zu sein, war keine leichte Ehre; überall und sein Leben hindurch stand er unter dem eisernen Zwange der Pflicht. Lange Jahre brachte er als Jüngling zu, um in tiefster Ergebenheit von Aelteren die heilige Weisheit zu lernen. Jede Handlung hatte ihre unverbrüchlichen, bis ins Kleinste gehenden Vorschriften. Opferdienst und Andacht beschäftigten den Brahmanen vollauf; dann wurde die Ehe geschlossen, um die für die Totenopfer notwendige männliche Nachkommenschaft zu erzeugen. Wer der höchsten Würde zustrebte, zog sich später aus der Familie in Wald oder Einsamkeit zurück, sein Leben fristend von Wurzeln und den Aehren des Feldes oder von freiwilligen Gaben Guter. In der Stille sann er nach über die höchsten Geheimnisse des Vedawortes. Nur für sich und seinen religiösen Gedankenkreis lebte der Brahmane.

In dieser ausschließlichen Beschäftigung mit dem Uebersinnlichen, um das Rätsel des Daseins zu lösen, kamen weltentfremdende Ideen auf, die sich in verschiedenen Richtungen ergingen und doch wieder zusammenschlossen. Das Brahmanentum sagte sich los von der thatkräftig frischen Auffassung des Daseins. „Die Welt ist nichts, als der Zweig eines Baumes, auf dem ein Vogel über Nacht bleibt und am Morgen wegfliegt.“ Die weltverachtenden Brahmanen, mit ihren Gedanken bis in die äußerste Ferne dringend, wollten den pantheistischen Gedanken monistisch durchdenken und gelangten zu seiner Auflösung in leeren Schein. Sie wollten aus der Vielheit zur Einheit durchdringen. Die Götter, die Dinge sind keine Wirklichkeiten, nur Bedeutungen, hinter denen sich das große Geheimnis birgt. Im Anfang gab es nur *eine* Gotteskraft, die sich zur Welt entfaltete; die Vielheit muß

wieder in die Einheit zurückkehren. Doch dieses All-Eine vermochte man nicht zu fassen, die Vorstellungen von ihm zerflossen in poetische Wendungen und Gleichnisse. Den Gegensatz der vorhandenen Vielheit und der ersonnenen Einheit konnte die Spekulation, die die Erscheinungswelt geflissentlich beiseite schob, nicht geistig überbrücken; sie erdachte gestaltlose Kräfte. Das Brahman ist die Kraft des Gebetes, der zum Heiligen emporstrebende Wille des Menschen, später die übernatürliche Kraft, von der Ursprung, Bestand und Vergehen der Wesen abhängen; der Atman ist das Selbst, das Wesen der Menschen und der Welt, das Weltprinzip.

Die Welt ist eine des Werdens und Vergehens; sie verfällt dem Tode und ist wertlos, voll von Leiden, und nur Täuschung spiegelt ein wirkliches Sein vor. Der Glaube an die Seelenwanderung, philosophisch begründet in der Vorstellung, daß die von der Weltseele ausgegangenen Wesen wieder in sie zurückkehren, machte die Wiederholungen von Sterben und Wiedergeburt furchtbar. Ihnen wollte der Brahmane entrückt sein durch den Eintritt in die erlösende Unveränderlichkeit. Damit das Ich aufgeht in das All, in die volle Reinheit, muß dem an die Erde bannenden Begehren entsagt werden, an seine Stelle das Erkennen treten. Nicht Opfer und äußeres Thun, nur die Loslösung vom irdischen Sein kann helfen. Ihr strebte ein bereits Ordensgemeinschaften bildendes Mönchstum in harter Askese, in phantastischer Selbstpein zu. Der indogermanische Individualismus hielt fest an dem Ich der Person, doch bestrebt, es zu einem verschwommenen pantheistischen Ich zu erheben.

Die grüblerischen Spitzfindigkeiten waren eine Geheimlehre der Brahmanen. Die Menge verharrte in dem alten Glauben an die vielerlei Götter, der in künstlich gesteigertem peinlichem Opferzeremoniell seinen Ausdruck fand. Als dessen alleiniger Ausüber bewahrte das Brahmanentum seine Macht, und außer den Flüchtlingen in die Einsamkeit blieben genug Brahmanen in dem öffentlichen Leben, um dem Stande seinen Einfluß zu bewahren. Die alten Götter waren zu formlosen mythischen Heroengestalten herabgesunken; neben ihnen trieb eine Fülle niederer Geister, guter und böser, ihr Wesen, die man durch Beschwörungen und Zauber, durch ängstliches Einhalten gewisser Gebräuche gewann und

bannte. Formen und Formeln nahmen im religiösen Wesen überhand.

Inzwischen hatten sich auch die staatlichen und sozialen Verhältnisse entwickelt.

Der Geburtsstand beherrschte unabänderlich, als unüberschreitbare Schranke, die als selbstverständlich, als göttliche Fügung hingenommen wurde, das Leben eines jeden. Die Ausstoßung aus der Kaste ächtete den Betroffenen und schloß ihn von jedem Verkehr mit seinen früheren Standesgenossen aus. Daher erstarben die Widerstandskraft gegen die Gewalt von oben und der Trieb, aus eigener Kraft das Schicksal zu gestalten. Die Könige schalteten mit unbeschränktem Despotismus, obgleich durch das vedische Gesetz gehalten, gerecht und mild zu regieren und die Schwachen zu schützen. Das Königtum, der von ihm dargestellte Staat, waren eine heilige Ordnung, notwendig und unentbehrlich zum Bestande der Gesamtheit. Strengste Vorschriften der Etikette sicherten sein Ansehen. Die Herrscher, stets bange vor Mord und Gift, umgaben sich zum Schutz mit dem unnahbaren Kreis ihrer Frauen; als Beamte angestellte Spione sorgten für ihre Sicherheit. Die Hauptpflicht des Königs sollte die Uebung des Gerichts sein, namentlich zur Züchtigung der Uebelthäter.

Die Könige gehörten dem Kriegerstande an. Noch lebte in ihm der ritterliche Geist, der nur ehrenhaften Kampf will. Die Besiegten sollten schonend behandelt werden, die Wehrlosen ungekränkt bleiben.

Die Lasten des Staates trugen die Vaisja, angewiesen auf den Ackerbau und das Werk ihrer Hände. In den Auflagen behauptete sich lange die alte Naturalwirtschaft. Der König bezog als Entgelt für den gewährten Schirm mancherlei Abgaben, hauptsächlich Naturalerzeugnisse, besonders einen beträchtlichen Anteil an dem Ertrage der Ernte. Ebenso wurde von den Gewerben gesteuert. Handel und Handwerk gaben den zwanzigsten Teil vom Ertrage ab; Handwerker, die keine Steuern entrichten konnten, mußten einen Monat lang unentgeltlich für den Fürsten arbeiten. Die Kaufleute und Handwerker, deren es sehr viele Arten gab, waren früh zu innungsartigen Genossenschaften, die auch gern örtlich zusammen wohnten, vereinigt.

Früh kamen gekennzeichnete Metallstücke, also Geld auf.

Später wurden die gerichtlichen Strafen meist in Geld bezahlt und der Wert eines Streitobjektes nach Gold berechnet.

Das Zinsennehmen war gestattet, nur gewisse Schulden, wie Spielverluste, waren davon ausgeschlossen. Der Zinsfuß war ungemein hoch, am höchsten für Darlehen an Getreide, doch im allgemeinen herrschte die Ansicht, daß die rückständigen Zinsen nicht den Betrag des Kapitals überschreiten sollten. Zahlreiche gesetzliche Bestimmungen suchten die Zinsfrage zu regeln und den Wucher, der wie überall als unsittlich betrachtet wurde, zu verhindern.

Beamte trieben die Abgaben und Strafen ein. Ihre Besoldung zogen sie aus überwiesenen Ländereien. Die Dorfgemeinden waren als Körperschaften mit Selbstverwaltung geschlossen; von ihnen stieg die Verwaltung stufenförmig zu Kreisen und Bezirken auf. Außerdem bestanden feste Verbände zu religiösem und sittlichem Zwecke, die über ihre Mitglieder scharfe Zucht übten.

Die häufig sehr umfangreiche Gesamtfamilie, die auf Gemeinsamkeit der Wohnung, der Mahlzeiten, des Gottesdienstes und des Eigentums beruhte, war für den Einzelnen von höchster Wichtigkeit. In der Familie gebot, wie in alten Zeiten, der Vater; die Frau hatte hauptsächlich für die häuslichen Verrichtungen zu sorgen und stand auch hinter den erwachsenen Söhnen zurück. Die Heirat kam in früheren Zeiten unter dem Kriegerstande häufig durch Frauenraub zu stande, doch konnte die vornehme Jungfrau auch in festlicher Versammlung den Gatten erwählen. Sogar Liebesehen ohne Genehmigung der Eltern kamen vor. In den niederen Klassen erfolgte die Heirat meist durch Frauenkauf.

Die Gesetzgebung und das von den Indern selbständig geschaffene Recht gingen von priesterlichen Gedanken aus. Das Gesetzbuch des Manu entsprang vedischer Grundlage, ist aber erst spät in nachchristlicher Zeit in die uns vorliegende Fassung gebracht worden. Es steht noch heute in Gültigkeit. Die Kastengliederung bedingte auch die Gesetze; die höheren Kasten hatten für gleiche Vergehen sehr viel geringere Strafen zu tragen, als die niederen. Die Strafen waren hart und grausam; besonders streng lauteten die Gesetze zum Schutz des Eigentums, die für schwerere Diebstähle die Todesstrafe durch Pfählen, Hängen, Ertränken bestimmten.

Mord und Totschlag konnten wie bei den Germanen durch ein Wergeld gesühnt werden, und wie bei jenen gab es auch Gottesgerichte und Ordalien, deren Weisen gleichfalls große Aehnlichkeit zeigen. Die Beweisführung geschah vornehmlich durch Zeugen. Der König, der sonst verpflichtet war, sich persönlich der Rechtspflege anzunehmen, konnte auch einen Oberrichter bestellen, dem Beisitzer zur Seite standen.

Das Recht hat in Indien eine sehr feine Ausbildung erfahren, namentlich Sachen- und Obligationenrecht und das damit zusammenhängende Beurkundungswesen. —

Wie die Reformation des sechzehnten Jahrhunderts aus der bisherigen Kirche heraus erwuchs, indem sie deren Gutes bewahren, deren Mißbräuchliches abstellen wollte, so hat auch die Religion der Brahmanen aus sich heraus Umwandlungen hervorgebracht. Von den zahlreichen Sekten ist eine zu einer besonderen Religion gediehen. Sie faßte den Kern der herrschenden Gedankenrichtung, um ihn von den dürren Schalen zu säubern. Sie suchte ebenfalls die ersehnte Erlösung von der dumpfen Last des Lebens, aber stellte sie in die Macht des Individuums.

Buddha, „der Erwachte, der Erkennende", wie ihn später die Gläubigen nannten, wurde um die Mitte des sechsten Jahrhunderts vor Christus zu Kapilavastu, einer noch bei seinen Lebzeiten zerstörten Stadt in dem heutigen Staate Nepal geboren, als Siddhartha, der Sohn eines Kleinfürsten der Sakjas. Vor kurzem sind Säule und Inschrift gefunden worden, mit denen König Asoka die Geburtsstätte bezeichnete.

Im Ueberfluß aufgewachsen, zum Krieger erzogen, schon verheiratet und Vater eines Sohnes, warf er alle Herrlichkeit von sich und zog als Asket unter seinem Geschlechtsnamen Gotama hinaus. Vergebens suchte er Ruhe in langjähriger Pein, bis ihm die Erleuchtung kam und er den Weg zur Vernichtung des Leidens fand. Nachdem Gotama seine Lehre zuerst zu Benares gepredigt hatte, wanderte er, wie es heißt, vierundzwanzig Jahre von Ort zu Ort, zahlreiche Schüler um sich sammelnd und entsendend, bis er um 480 in hohem Greisenalter dahinschied. Sein Leib wurde unter fürstlichen Ehren verbrannt.

Buddha hat keine Schriften hinterlassen. Nur das Ge-

dächtnis der überaus zahlreichen Schüler und Gläubigen pflanzte zunächst seine Lehren weiter.

Er verwarf die vedische Schriftgelehrsamkeit, die Opfer, die Kasteiungen. Er lehrte auch nicht in dem heiligen Sanskrit, sondern in der Volkssprache und richtete seine Predigten nach der Fassungskraft seiner Zuhörer, obgleich er sich vorzugsweise an die Brahmanen wandte; auch seine Jünger wies er an, sich der Dialekte zu bedienen.

In „vier heiligen Wahrheiten" sind des Religionsstifters Weisungen niedergelegt, und nur wer sie kennt, gelangt zur Vollendung. Leiden ist alles Leben, das Haften am Irdischen und dessen Aeußerungen. Dieses Leiden entsteht durch Begehren, durch den Durst nach Dasein, Lust und Macht, durch den Willen zum Leben und wird aufgehoben durch gänzliche Vernichtung des Begehrens; der Weg dazu ist rechtes Glauben, rechtes Sichentschließen, rechtes Wort, rechtes Thun, rechtes Leben, rechtes Streben, rechtes Denken, rechtes Sichversenken.

In Geburt, Alter, Tod, in Liebe und Unliebe, in der Begierde stellt sich das Leiden dar. Das Dasein, dieses Wechseln zwischen Werden und Vergehen, ist das Unglück. Es dauert von Uranfang an und erneuert sich beständig durch Wiedergeburt mit seinen Qualen, wenn nicht der Weise der Wiedergeburt entgeht in dem Nirwana, dem „Verlöschen" in der kühlen, ewigen Ruhe.

Das irdische Wesen bereitet sein Los selbst durch sein Thun; durch gute That schafft es sich Freude, durch böse Leid, der Mensch trägt in sich die Folgen des früheren Bestehens und wird die des gegenwärtigen in das künftige hinübernehmen. Das ist die Lehre von dem Karman, dem Gesetz der sittlichen Vergeltung in fortlaufender Linie der Existenz. Was der Mensch säet, erntet er bei der späteren Wiedergeburt. Sie kann zur Strafe erfolgen in tiefer Erniedrigung, weit zurückwerfen von der Möglichkeit der Erlösung. Denn der Mensch kann sogar als Tier wieder zur Welt kommen, oder in einer der Höllen, wo Feuersgluten und andere Qualen ihn peinigen. Daher muß der Mensch streben, gut zu sein, und jede Veranlassung zur Sünde, die Versuchungen des Mara, des Fürsten des Bösen und des Todes, von sich weisen. Fünf Gesetze führen zur Rechtschaffenheit: kein lebendes Wesen zu töten, nicht zu stehlen,

nicht unkeusch zu sein, nicht die Unwahrheit zu reden, nicht berauschende Getränke zu trinken.

Diese Sittlichkeit ist eine kühle, mehr Böses verneinend als Gutes fördernd, nicht veredelnd, sondern die That niederhaltend; aber Buddha verlangte auch echtes Wohlwollen und aufopfernde Wohlthätigkeit. Vor allem forderte er sittliche Arbeit des Menschen an sich, denn nur eigene Kraft, keine übermenschliche Macht, kann zur Erlösung führen. Wer der Vollendung nachstreben will, muß sich befreien von sich selbst, den Trotz seines übermächtigen und doch nur scheinbaren Ichs überwinden. Denn es gibt kein wahres Sein, nur wandelbare Gestaltungen und der Mensch selbst ist nur ein Haufe von solchen, er ist nur „Name und Form". Er entkleidet sich der irdischen Last, wenn jede Leidenschaft, alles Wünschen ein Ende nimmt. Dann wird dem Menschen leicht und froh ums Herz; die Lieder der buddhistischen Mönche preisen die heitere Lust dessen, der sein Herz bezwungen hat, wie der Bändiger den Elefanten. Zur Selbstüberwindung leitet die Einsamkeit, am besten und schönsten in dem kühlen Walde, das Sichversenken, in dem Sünde, Sorge und Elend dahinschwinden. In körperlicher Bewegungslosigkeit bis zum Stocken des Atems sammelt und reinigt sich der Geist, bis er gelangt zur Erkenntnis der reinen Wahrheit, daß alles Entstehen dem Vergehen unterworfen ist und mit dem Aufgeben alles Irdischen die Seele von Sünden frei wird. So kann der Weise schon im Leben zum Verlöschen, zum Nirwana gelangen.

Eine genaue Erklärung des Nirwana hat Buddha nicht gegeben. Es ist zu denken als der Zustand der starren Ruhe, als das Nichts, ein bewußtlos-seliges Sein des Nichtseins.

Obgleich Buddha alles auf die Thätigkeit des Einzelnen hinausführte, dachte er an die Erlösung des gesamten Menschengeschlechtes. Es kam ihm nicht auf Staat und Stand an, weil sie dem irdischen Sein angehören. Daher hat er nicht die Aufhebung der Kasten erstrebt, sondern ließ sie gleichgültig bestehen. Auch die Frauen sind nicht von dem letzten Ziel ausgeschlossen, obgleich sie Buddha als der Sinnlichkeit unterworfen mit großem Mißtrauen ansah; doch sind mehrere von ihnen große Heilige und Gelehrte geworden. Der Zutritt zu den Mönchsorden stand allen frei. Hielten die Brahmanen nur sich für befähigt, nach der höchsten Seligkeit zu

ſtreben, Buddha machte das lockende Ziel allen Menſchen zugänglich.

Vielfältig ſind Vergleiche zwiſchen Chriſtus und dem indiſchen Weiſen gezogen worden, und in der That, manche Lebensumſtände, viele Lehren haben eine überraſchende Aehnlichkeit. Es gibt auch der Unterſchiede genug; vor allem den, daß Chriſtus Gott in den Vordergrund des Glaubens ſtellte, während dem urſprünglichen Buddhismus ein Gottesbegriff fehlt. Entſtanden unter weſentlich anderen Bedingungen als das Chriſtentum, hat dann der Buddhismus ſpäter Völker zu Bekennern erhalten, die mit den Indogermanen, den eigentlichen Trägern und Entwicklern des chriſtlichen Glaubens, wenig gemeinſam hatten.

Wie Luther weder den Staat reformieren, noch den geſellſchaftlichen Zuſtand umändern wollte, ſondern nur die religiöſe Seite im Sinne tragend, den rechten Weg zur Gnade Gottes finden wollte, ſo hat auch Buddha ſich als Ziel lediglich den Eingang in die geſtaltloſe Ewigkeit geſetzt. Beides waren voll ausgeprägte Individualitäten, nicht lediglich Eigenes darbietend, doch aus dem Ueberkommenen mit ſicherer Hand ſelbſtändig ihre Gedanken ſchöpfend, beide zunächſt auf das eigene Heil bedacht, doch gedrungen, es auch anderen zu erwerben. Beide traten auf gegen das Vorrecht einer herrſchenden Prieſterſchaft, beide wieſen den Menſchen auf ſein Inneres, befreiten ihn vom Zwange äußerer Vorſchriften. Aber welcher Unterſchied zwiſchen dem Deutſchen und dem Inder — wie ganz anders hat ſich die urſprünglich gleiche Anlage des Indogermanentumes in ſolchen echten Vertretern entfaltet. Luther lehrte den thatkräftigen Gebrauch des Lebens, Buddha ſeine Verneinung.

Es mag daran erinnert werden, daß Buddha Zeitgenoſſe von Konfutſe war; ihre Geburts- und Todesjahre fallen faſt zuſammen. Bei beiden bedeutet die Gottheit wenig oder nichts, und Buddha hat wie Konfutſe es abgelehnt, die letzten geheimnisvollen Fragen zu erörtern, aber der eine, weil ihm die Fülle metaphyſiſcher Gedanken zu groß ſchien, der andere aus kluger Vorſicht. Der Chineſe nahm jedoch das Leben als Daſeinszweck, der Inder leugnete ſeinen Wert. Der erſtere ſtellte ſein Moralgeſetz auf, um die Menſchen auf Erden glücklich zu machen, der andere, um ſie der Erde zu entheben.

Konfutse lehrte weisen Genuß, Buddha machte den Verzicht auf ihn zur ersten Forderung. Im Norden bei dem Chinesen nüchtern-verständige Praxis, im Süden bei dem Inder schwärmerisch-sinnende Thatenlosigkeit.

Buddha verwies, wie das Christentum und der Islam, den Menschen über die Erde hinaus in einen jenseitigen Zustand; allein dieser war ihm nicht der Anfang künftiger Wonne, sondern das Ende von Leiden. Den den Christen furchtbaren Tod wünschte er; er schien ihm nur entsetzlich, wenn er zu neuem irdischen Dasein führt. Seine Religion war die einzige, welche Vernichtung des Menschen begehrte, zwar auch zu seinem Glück, aber sie eröffnete keine neue Zukunft im Jenseits.

Jede Entsagungslehre erzeugt mönchische Bildungen, und Buddha fand sie bereits bei den Brahmanen vor. Die ersten Gemeinden waren rein mönchisch. Wer in die Mönchsgenossenschaft eintreten wollte, mußte geloben: auf geschlechtlichen Verkehr zu verzichten, nichts zu nehmen, was ihm nicht dargeboten wird, selbst nicht Aehren auf dem Felde, kein Wesen zu töten, sich nicht übermenschlicher Vollkommenheit zu rühmen. Er verpflichtet sich außerdem zu Buddha, zur Lehre, zur Gemeinde, der buddhistischen Dreiheit. Er muß sich enthalten: des Essens zu verbotener Zeit, aller weltlichen Vergnügungen, der Salben, Wohlgerüche und Schmucksachen, einer weichen Lagerstätte, und darf kein Geschenk in Geld annehmen. Die Mönche lebten allein, doch standen ihre Hütten nahe bei einander. Zweimal im Monate sammelten sich die Angehörigen der einzelnen Sprengel, um unter liturgischen Formen eine Art Beichte abzulegen, die Erklärung ihrer Reinheit zu geben. Einmal jährlich forderte der Genosse den anderen auf, die an ihm beobachteten Fehler zu rügen. Doch höher noch als gutes Thun, weil es immer einen Antrieb von Leidenschaften vorausbedingt, die das reine Sein stören, ist die Vermeidung jeder Werkthätigkeit.

Nur vom Mönchsstande aus ist es möglich, endliche Erlösung zu finden. Die Laien konnten nur äußerlich an dem religiösen Verbande teilnehmen, indem sie ihre Verehrung für Buddha und seine Jünger durch Spenden von Nahrung und der notwendigsten Lebensbedürfnisse kundthaten oder Hütten und Häuser errichten halfen. Sie feierten die Feste mit und

beichteten einem Geiſtlichen. Auch dem Laien war Glauben und Guthandeln für ſeine Wiedergeburt förderlich und er durfte hoffen, in ihr dereinſt zum Jünger Buddhas zu werden.

Buddha brachte nicht ſelber die Erlöſung, ſondern lehrte nur den Weg zu ihr; er ſo wenig wie die Mönche waren Vermittler mit Gott. Erſt ſpäter entſtand der Glaube, ſeine Mutter habe ihn unbefleckt empfangen, umrankten ſeine Perſon die üblichen mythiſchen Legenden. Es kam ſogar die Anſicht auf, von Zeit zu Zeit erſcheine ein neuer Buddha, um wiederum die Lehre zu verkünden. Doch früh heftete ſich an den Heiligen perſönliche, vergöttlichende Verehrung. Man ſammelte ſeine Reliquien und barg ſie in Stupas, grabhügelähnlichen Gebäuden.

Dieſe Lehre war die erſte Religion, die Miſſionsthätigkeit, und zwar im größten Umfang trieb. Zu Tauſenden zogen die Mönche in gelbem Gewand als Bettler (Bhikſchu) und Prediger durch Indien und in die benachbarten Länder, denn Buddha kannte wie keinen Unterſchied der Stände, ſo auch keinen der Nationen; ſeine Religion war zugleich die erſte univerſalen Charakters.

In dieſe Zeit der Ausbreitung des Buddhismus fällt die erſte Berührung Indiens mit anderen hohen Kulturen. Die Arier waren ſchon früh weiter vorgerückt, den Indus hinab bis zu ſeiner Mündung, dann gingen ſie ſüdlich über das Vindjagebirge in das Hochland von Dekhan, die Meeresküſte entlang und beſetzten auch die große Inſel Ceylon. Der Seeverkehr nahm zu und früh wurden die Schätze Indiens in Vorderaſien wohl bekannt, gelangte dorthin Kunde von dem reichen Märchenlande. Zu Lande drangen Meder und Perſer gelegentlich in das Indusgebiet ein, doch erſt Alexander der Große machte das Land der Welt bekannt. Von Bactrien aus 327 aufgebrochen, erreichte er im folgenden Jahre nach heftigen Kämpfen den Indus und ſchlug am Dſchelam den König Porus, aber den Weitermarſch nach dem Ganges mußte er der murrenden Truppen wegen aufgeben. Deshalb ließ er das Heer teils zu Waſſer, teils zu Lande nach der Mündung des Indus ziehen, von wo Nearchus mit einer Flotte nach dem Perſiſchen Golf fuhr, während der König den Landweg durch die waſſerloſen Wüſten nahm. Der Macedonier

hat nur den äußersten Osten Indiens erreicht, wo kriegerisches Wesen überwog und noch nicht die volle Kultur blühte.

Nach dem Tode Alexanders gründete sein Feldherr Seleucus in langen Kämpfen eine gewaltige Herrschaft über Vorderasien bis zum Indus, aus der im dritten Jahrhundert das bactrische Reich ausschied, von dem Reste noch bis in das dritte Jahrhundert nach Christus, wo sie den Sassaniden erlagen, ihren Bestand führten. In diesen Reichen, deren spätere Geschichte fast nur aus Münzen zu erkennen ist, erhielt sich eine merkwürdige Mischkultur, lange mit starkem Uebergewicht griechischen Wesens, das sehr auf Indien einwirkte, aber auch vieles von dorther übernahm. Die Inder erweiterten durch sie ihre astronomischen Kenntnisse, deren Anfänge bereits über die vedische Zeit hinaus zurückgehen. Großen Nutzen zog die indische Kunst. Aus der Vorzeit, der Zeit des Holzbaues, ist wenig von ihr bekannt, später lassen sich iranische Einflüsse erkennen, die nachher von griechischen Formen überwogen werden. Nicht nur in Säulen und Kapitälen, selbst in Bildung der Körper und Gesichtszüge tritt Nachahmung griechischer Weise hervor. Namentlich mögen die Inder die großartige Technik der Steinbearbeitung von griechisch geschulten Künstlern erlernt haben. Trotz der Entlehnungen behauptete jedoch die Kunst in dem eigentlichen Indien immer den ihr eigenen Charakter. Auch nach anderen Seiten hin ist die Lehrerschaft der Griechen, der Javana, wie sie die Inder nannten, zu erkennen. Hat doch auch Megasthenes, der als Seleucidischer Gesandter um 300 vor Christus mehrere Jahre in Indien weilte, die dortigen Zustände so genau geschildert, wie es dann zwei Jahrtausende lang kein Europäer gethan hat.

Megasthenes lebte am Hofe des Tschandra Gupta, der nach Alexanders Abzuge die erste große Herrschermacht in Indien schuf, die, ausgehend von Magadha am mittleren Ganges, wo Patna die Hauptstadt war, das nördliche Indien umfaßte und die zahlreichen kleinen Könige, die bis dahin bestanden hatten, unterwarf. Sein Enkel war König Asoka (259 bis 222), der ganz Indien beherrschte. Indien war damals wohl bestellt, auf guten Straßen erging sich ein lebhafter Verkehr. Der König wandte sich mit ganzem Herzen dem Buddhismus zu, der ihm ebensoviel zu verdanken hat, wie später das Christentum Konstantin dem Großen.

Großartige Felseninschriften — die älteste uns bekannte Form der indischen Schrift — und löwengeschmückte Säulen in weit voneinander gelegenen Orten, von Bengalen bis nach Afghanistan, erzählen von dem brennenden Eifer Asokas für Buddha. Sie enthalten Gesetze des Königs zur Förderung der allgemeinen Sittlichkeit, des frommen Gehorsams und der Pflichterfüllung, sie gebieten die Belehrung des Volkes durch die Statthalter, die Einsetzung von Gesetzesoberen zur Bewachung der Sitten, und von Kundschaftern, die den König benachrichtigen sollen, damit er für das allgemeine Wohl wirken könne; sie warnen vor Werkheiligkeit, Aberglauben und Sünde und ermahnen zur Güte gegen alle Geschöpfe. Asoka lehrt vor allem die Duldsamkeit gegen Andersdenkende; keine der Glaubensrichtungen darf die andere schmähen oder bekämpfen, denn in Eintracht sollen sie der Reinheit der Seele nachgehen. Asoka ließ Heilanstalten für Menschen und Tiere errichten, an den Straßen schattenspendende Bäume pflanzen und durstlabende Brunnen graben. Ein großes Konzil zu Patna sollte die Lehre in ihrer Reinheit herstellen, Glaubensboten wurden in alle Länder gesandt. Sie bekehrten auch den Herrscher der Insel Ceylon, die seitdem die Haupt- und später alleinige Stätte des altindischen Buddhismus geblieben ist.

Das Geschlecht des Asoka hat nicht lange regiert und sein großes Reich löste sich in mehrere auf. Daher mochte es kommen, daß die Inder neuen, lange fortgesetzten Angriffen nicht genügend widerstehen konnten. Seit dem zweiten Jahrhundert vor Christus wanderten sogenannte skythische Völker, rohe Reiterscharen, die auch das bactrische und das parthische Reich arg bedrängten, im Norden ein. Sie gehörten den ural-altaischen Völkern an, und lange Zeit erhielten sie starken Nachschub, so daß sie ein neues kriegerisches Element in die indische Bevölkerung trugen, dessen Spuren sich im Pentschab nicht mehr verwischt haben.

Diese Indoskythen und ihre Nachkommen, nachdem sie anfangs schwere Verwüstungen angerichtet hatten, bekehrten sich zum Buddhismus. Ein König Kanischka, im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, versammelte, um die vielen Sekten zu vermindern, eine Synode in Kaschmir, die einen Kanon der heiligen Schriften feststellte. Sie wurde jedoch nur von den nördlichen Buddhisten, nicht auch von den anderen als recht-

mäßig anerkannt, so daß die schon bestehende Spaltung eine dauernde wurde.

So stark war die alte Ueberlieferung, daß auch die Buddhisten dem Brahmanentum die Achtung nicht versagten, und die in ihrem Glauben begründete Duldsamkeit verbot feindselige Handlungen gegen Andersdenkende. Die Kasten blieben bestehen, die Brahmanen bewahrten ihr Ansehen. Wie der Buddhismus aus dem Brahmanentum hervorgegangen war, so haben auch beide Religionen sich weiterhin stark beeinflußt. Die buddhistische hat dabei nicht gewonnen, indem sie viel von dem Volksaberglauben und der brahmanischen Götterlehre übernahm. Die einfache, hauptsächlich auf die sittliche Lebensführung gerichtete Lehre des Stifters hüllte sich in dogmatische Phantastik ein; der Streit um Worte und Symbole einer verkünstelten Dogmatik überspann die Religion mit seinem einschnürenden Netzwerk.

Auch die Buddhisten haben eine umfangreiche Litteratur geschaffen. Während die Brahmanen in ihrer mündlichen Ueberlieferung des Veda das Sanskrit beibehielten, das nur noch Gelehrtensprache war, bedienten sich die südlichen Buddhisten einer jüngeren Form, einer Schwestersprache des Sanskrit, des Pali. In ihr sind die ältesten heiligen Schriften, die „drei Körbe", erhalten, ferner Kommentare dazu, historische und andere Werke. Allmählich gingen drei Systeme nebeneinander her, zwischen ihnen zahlreiche Sekten. Das eine, sich begnügend mit den ursprünglichen Lehren Buddhas, betonte das tugendhafte Leben, das andere mit zahlreichen Anhängern legte besonderen Wert auf das innere Versenken, das dritte spätere und nördlich von dem eigentlichen Indien entstandene suchte nach überirdischen Kräften und begünstigte als solche Gebet, Opfer und Zeremonien. Dieses erlangte endlich die schädliche Obermacht.

Während das Brahmanentum sich auf das indische Volkstum beschränkte, hat der Buddhismus die Grenzen zwischen den Völkern überschritten.

Weithin hat der Eifer seiner Sendboten das Buddhatum getragen, im Osten von Ceylon aus nach Hinterindien, Birma, Siam und Anam, in welchen Ländern es noch heute besteht, nach Java und anderen Inseln des Archipels, wo es später dem Islam erlag. Von Kaschmir aus verbreitete sich die

Lehre nach den iranischen Ländern und weiter nördlich nach Turan. Dort mögen die Chinesen die erste Kunde von ihr erhalten haben, so daß Kaiser Ming aus Indien die heiligen Bücher holen ließ. Spätere Kaiser unterstützten die Verbreitung, der auch gelegentliche Verfolgungen keinen Abbruch thaten. Zahlreiche buddhistische Werke wurden ins Chinesische übersetzt und dadurch erhalten, so daß indische Buddhisten nach China zogen, um dort die reinen Quellen ihrer Lehre aufzusuchen. Von China kam die Religion nach Korea und Japan.

Der Buddhismus hat den rohen Völkern, zu denen er kam, manche nützlichen und die Kultur fördernden Gaben gebracht, doch nirgends eine tiefe Wandlung hervorgerufen. Zwar sind buddhistische Fürsten, wie christliche, von den Thronen gestiegen, um im Kloster ihr Heil zu suchen, aber so wenig wie die Lehre Christi hat die Buddhas die kriegerischen Neigungen gebändigt; für buddhistische Heere hat die Weisung, kein lebendes Geschöpf zu töten, niemals Bedeutung gehabt. Auch hier war das Mönchstum ein Versuch, die Gedanken des Stifters, die sich mit den Anforderungen des thätigen Lebens nicht vereinigen ließen, wenigstens in einem auserlesenen Kreise groß zu ziehen. Es wurde zahlreicher als im christlichen Mittelalter und hat dadurch thatsächlich in manchen Ländern die Vermehrung der Volkszahl beeinträchtigt und wirtschaftlich hemmend gewirkt.

Die Religion des Buddha hat große Anpassung bewiesen, aber nach der ungünstigen Seite hin; sie ließ sich durch Fremdes herabdrücken. Daher erlag sie später der mongolischen Weise, die mit seinem innersten Wesen nichts Gemeinsames hatte, und die unter flammender Sonnenhitze entstandene Lehre entartete unter kälteren Himmelsstrichen.

Ihre besondere Heimat wurde Tibet, dessen Bevölkerung mongolischen Charakters ursprünglich einem Geisterglauben huldigte. Im siebenten Jahrhundert schuf dort Srong-Tsan-Gampo ein großes Reich. Er schickte seinen Minister mit sechzehn Begleitern nach Indien, ließ die heiligen Bücher holen, und soll selber die tibetanische Schrift erfunden haben, um sie zu übersetzen. In Lhassa, wo er seinen Sitz aufschlug, ließ er buddhistische Tempel errichten. Auch in Tibet entstanden Sekten, während zugleich der landesübliche

Glaube an Dämonen, Zauberei und Geisterbeschwörungen in die fremd hergebrachte Religion einschlich, so daß neue Formen aufkamen, von denen später zu reden sein wird.

Nicht besser ging es dem Brahmanentum. Aber seine Philosophie, die mit der Religion gleichbedeutend war, hat Großartiges geschaffen. Ihre Blüte sind die Upanischads (Geheimlehre), die zur Veda-Litteratur gehören, so daß jeder Veda mehrere hat. Ihr pantheistischer Grundgedanke ist die Identität von Brahman und Atman, also in letzter Stelle von Gott und Seele. Die Erlösung besteht in der Aufhebung des Bewußtseins der Vielheit und des Begehrens.

Schon vor Buddha hatte die Brahmanische Philosophie große Schulen gebildet. Der orthodoxe Vedanta hielt an den Veden fest. In der alten monistisch-pantheistischen Weise erklärte er die Vielheit und Mannigfaltigkeit der Erscheinungen, die Materie als trügerischen Schein; der Weise, durch diese Erkenntnis geläutert, kehrt bei seinem Tode in die alleinige Wirklichkeit, die reine Weltseele, in das Brahman zurück.

Hob der Vedanta die reale Existenz der Welt auf, so stellte das Sankhjasystem, von dem auch Buddha beeinflußt worden ist, dualistisch die Zweiheit Geist und Natur einander gegenüber, beide unerschaffen und ewig, völlig voneinander und ineinander verschieden. Es gibt eine unendliche Vielheit von Einzelseelen. Die wahre Erkenntnis lehrt den Unterschied der Seele und der Materie; in dem Begriffe des Fürsichseins der Seele und ihrer Verschiedenheit von der Materie, der den Körper nur als äußerliche Beigabe erkennt, liegt die Erlösung. Dem Sankhjasystem stellte drei Jahrhunderte später Patandschali den Joga zur Seite, der dem Atheismus jenes eine theistische Wendung gab, die zwar die Ewigkeit der Materie nicht, wie der Vedanta, leugnete, aber die lebendige, göttliche Weltseele an alle Geschöpfe verteilt dachte. Aus ihr entspringt die Seele des Menschen, die durch künstlich gesteigerte Andacht, durch Versenken in das eigene Innere sich vereinigt mit der Gottheit.

Neben Brahmanen und Buddhisten, von den letzteren gerade ihrer engen Verwandtschaft wegen eifrig bekämpft, bestand die religiöse Sekte der Dschaina, die noch jetzt viele Anhänger hat. Auch sie erkannte nicht die Autorität der Veden an, verwarf das Opfer, den Unterschied der Kasten in

der Religion; sie schied sich ebenfalls in einen geistlichen und weltlichen Stand. Auch dem Dschaina galt die Welt als unerschaffen und ewig, nur die menschlichen Körper sind veränderlich. An sie sind die Seelen gebunden, können aber gelöst werden durch Askese, durch Bezwingung der Leidenschaften, um dann in dem Nichtsein fortzudauern. Die Moral entspricht der buddhistischen, auch in der liebevollen Vorsorge für fremde Menschen und Tiere, wie überhaupt der Buddhismus nach seinem Untergange in Indien in der Dschainareligion versteckt weiter dauerte. Doch verehrten die Dschainas eigene Heilige.

Die Folgezeit hat weiter vielfache Schulen und Sekten erzeugt, deren es heute eine Unzahl gibt. Der Zwiespalt, der durch die ganze brahmanische Religion geht, kam nicht zum wirklichen Ausgleich. Ohne straffe Gedankenbildung vermochte sie Liebliches und Erhabenes zu schaffen, aber verirrte sich auch haltlos in schemenhafte Uebertreibungen.

Diese immerhin bewundernswerte geistige Bewegung war für das Volk nicht zugänglich. Daher vollzog sich im Brahmanismus zu seinem Schaden neben dem Fortschritt der Spekulation frühzeitig, jedenfalls schon vor dem dritten vorchristlichen Jahrhundert noch eine volkstümliche Umwandlung, aus der er als der „Hinduismus" hervorging, in dem er gegenwärtig noch besteht. In den Puranas, mythisch-epischen Erzählungen, gesellte sich zu den in höchster Schätzung bleibenden Veden eine neue religiöse Litteratur. Die alten Götter waren entwertet, ihre größten herabgesunken zu Welthütern, aber Brahma selbst war zu abstrakt gedacht, um dem Volke verständlich zu sein. Es bedurfte persönlicher, gegenwärtiger, lebendiger Mächte, die ihm Schutz und Hilfe gewährten und dem Gemüt faßbar waren. Dabei kam ein alter, den Menschen freundlicher Lichtgott, Vischnu, zu Ehren. Von Zeit zu Zeit steigt er in Fleischwerdungen, Inkarnationen, zur Erde herab, zur Befreiung der Guten und zur Bestrafung der Schlechten. Die ersten Inkarnationen geschahen in Tierformen, die achte als Krischna, Hirtensohn und Held; zehnmal ist Vischnu bereits in verschiedener Gestalt erschienen, um dereinst zum letztenmal zu kommen und durch den Untergang der entarteten Welt eine neue Menschheit herbeizuführen. Eine andere Richtung wandte sich Siva zu, der in den tollsten

Formen der Furchtbarkeit gebildet wurde; er bringt Schrecken und Zerstörung, aber ist er besänftigt, schafft er Segen und wird zum günstigen Gott.

Brahma, Vischnu und Siva wurden theoretisch zu einer Dreieinigkeit zusammengestellt, doch die Verehrung des Volkes wandte sich ausschließlich den beiden letzteren zu, freilich in sehr verschiedener Weise. Daneben behielt es seine örtlichen Götter bei, sie in grobsinnlicher Weise fassend, so daß die Volksreligion sich nicht vom Götzendienst unterschied; ein wüstes Zauberwesen ging nebenher. Die Sittenlehre mit ihrem Gebot der Menschenliebe und Wahrhaftigkeit behielt jedoch ihren milden und reinen Charakter. Wie das Kastenwesen die Erschütterung durch den Buddhismus überstand und weiter die Volksseele fesselte, bewahrte die Religion die peinlich beobachteten Zeremonien mitsamt dem Opferdienste. Ein neuer Zug war die Selbstopferung, um in die Gottheit aufzugehen, doch nicht dogmatisch festgestellt, während die Witwenverbrennung zur Pflicht wurde.

Das Brahmanentum ging auf diese Weise, wie nachher im Abendlande die neuplatonische Lehre, mit der Volksreligion einen Kompromiß ein; es ließ die Masse in ihrer Abhängigkeit vom rohen Aberglauben und stellte sich über sie als eine herrsch- und geldgierige Klasse. Dem religiösen Empfinden war damit seine innere Wirkung genommen. Auch in den brahmanischen Systemen verkümmerte der ursprüngliche Grundgedanke, und die Formen, die nur Mittel zum Zweck sein sollten, galten als das hauptsächliche. Der Brahmanismus fiel trotz immer neuer Schulen der Erstarrung anheim, wie jede Religion, wenn ihr nicht neue Geistesbewegungen auf anderem Gebiete Anregung geben.

Von dem sanguinischen Wesen der Indogermanen erhielt sich in Indien nur die pessimistische Seite und diese Verneinung des Daseins entfernte die indische Entwickelung weit von der anderer gleichartiger Völker.

Das Brahmanentum hat vor seinem Niedergange noch die größte Zeit der indischen Kultur durchlebt. Lange Jahrhunderte, über ein Jahrtausend hindurch hat in Indien ein reiches Leben gewaltet, von dem die folgenden Zeiten bis auf die Gegenwart zehrten. Die Litteratur bediente sich weiter des Sanskrit, das als eine Kunstsprache in Indien eine ähn-

liche Stellung hatte, wie das Latein im abendländischen Mittelalter, und zeigte in ihren Schöpfungen die Beweglichkeit des indischen Geistes, seine dichterische Begabung, den feinen Sinn für Beobachtung der menschlichen Natur, zugleich den Schwung phantastischer Erfindung. Alle Dichtungsarten sind vertreten.

Die lyrische Poesie feiert meist die Liebe, nur schlägt sie die sinnliche Seite oft allzu stark an. Doch nicht minder blühte die religiöse Lyrik in schwungvollen Lobgesängen auf die Götter. Das Epos brachte in dem Ramajana noch eine großartige Leistung hervor, reich an lebendiger Schilderung und glänzenden Episoden. In ihm wiegt noch die brahmanisch-religiöse Auffassung vor, die auch die Puranas erfüllt, während spätere Dichtungen mehr auf die kunstvolle Form das Schwergewicht legen.

Von allen Dichtungsarten erreichte das Drama, eine freie Schöpfung des indischen Geistes, stufenweise seit ältester Zeit entwickelt, die höchste Vollkommenheit. Gewöhnlich ist die zu glücklicher Erfüllung kommende Liebe der Hauptgegenstand, auch die scheiternde Intrigue wird mit Vorliebe behandelt; die Stoffe sind der Mythe, der Geschichte und dem Volksleben entlehnt. Namentlich letzteres findet farbenreiche, ins Kleine gehende Darstellung; auch die Volksdialekte wurden neben dem Sanskrit auf die Bühne gebracht. Der Text wechselt zwischen freier und gebundener Rede, die eine großartige Beherrschung verschiedener Versmaße entfaltet. Der größte Meister im Drama, und ebenso fruchtbar in allen anderen Dichtungen, ist Kalidasa, der wahrscheinlich im sechsten Jahrhundert nach Christus gelebt hat. Sein berühmtestes Werk, die Sakuntala, hat gegen Ende des vorigen Jahrhunderts zuerst den Blick europäischer Gelehrten auf die altindische Litteratur und Sprache gelenkt.

Auch das Puppenspiel ist in Indien entstanden und die Vorformen des Kasperletheaters, das heute die Kinder vieler Völker entzückt, sind dort zu suchen. Doch noch andere Freuden verdanken alt und jung dem erfindungsreichen indischen Geist.

Groß ist die Fülle von Erzählungen jeder Art, Novellen, Märchen, Tierfabeln, die zugleich lehrhaft waren, und sie sind es, die schon sehr früh erst von den Persern, dann durch ihre Vermittelung von den Arabern aufgegriffen, den Weg durch

die ganze Welt genommen haben. Das Pantschatantra, das „Fünfbuch", erfuhr die mannigfachsten Uebertragungen, bis es im fünfzehnten Jahrhundert sogar aus dem Lateinischen ins Deutsche übersetzt wurde. Stammt doch Gleims bekanntes Gedicht vom Milchtopf aus dieser indischen Quelle.

Das nie unterbrochene Ansehen, das die vedischen Texte behaupteten, hat zu grammatischen Studien angeregt. Ihr größter Meister war Panini, der wohl im vierten Jahrhundert vor Christus sein noch heute bewundertes Werk vollbrachte, das zahlreiche Nachfolger erhielt; er wurde der Vater der analytischen Sprachwissenschaft.

Während die Geschichtsschreibung nie zu methodischer Sicherheit und sachlicher Erzählung emporstieg, hat die Rechtsgelehrsamkeit zahlreiche Werke hervorgebracht. Wichtige Fortschritte machten andere Wissenschaften durch ihre Verwandtschaft mit der Philosophie, die logisches Denken schärfte. Die Berührung mit den Griechen bereicherte die astronomischen Kenntnisse, die auch zur Mathematik und Algebra anleiteten; die Inder waren dafür hervorragend begabt. Schon in den vedischen Zeiten gab die Ansetzung der großen Feste Anlaß zu Himmelsbeobachtungen und führte zur annähernd richtigen Berechnung des Sonnenjahres und von Finsternissen. Epochemachend wirkte namentlich die Erfindung der Null und des dekadischen Zahlensystems mit den Ziffern, das im vierten Jahrhundert nach Christus nachweisbar ist. Die Inder wurden in diesen Fächern die Lehrmeister der Araber, durch welche ihr Zahlenwesen zum Weltgut wurde. Im Zusammenhang damit mag die Erfindung des Schachspiels genannt werden. Ebenso haben sie die schon in der vedischen Zeit gepflegte Heilkunst weiter geführt. Da die Brahmanen der älteren Zeit anatomische Kenntnisse besaßen, wurden selbst kunstreiche Operationen gemacht, ferner Heilmittel aufgefunden und viele medizinische Werke geschrieben. Die von den Buddhisten und Dschainas errichteten Hospitäler gaben Gelegenheit, die Krankenpflege auszubilden. Für die beschreibenden Naturwissenschaften haben die Inder dagegen wenig gethan, da ihnen die irdischen Dinge, als vergänglich, nichts bedeuteten.

Mit der Religion hing die Kunst aufs engste zusammen. Auch sie trägt den Charakter des indischen Volkes: geistiges

Streben, aber auch den Hang zum Maßloſen, der zum Ueber-natürlichen verführt. Die edle Linie der Schönheit, durch dieſes Medium gehend, erſcheint gebrochen und verzerrt. So entſtehen anmutige Formen, aber auch naturwidrige, ab-ſtoßende Bildungen. Das betäubende Chaos von Bauteilen, Figuren und Ornamenten läßt nicht das Gefühl einer Har-monie, einer geſetzmäßigen Ordnung aufkommen. Die Geſamt-wirkung wird beeinträchtigt durch das Unruhige der Gebilde, die ſtrenge Linien vermeiden. Auch in der Kunſt iſt der Grundzug ein weichlicher, und ſelbſt wo die Künſtler Schrecken oder die Vorſtellung übermächtiger Kräfte hervorrufen wollten, griffen ſie mehr zu äußerlichen Zuthaten, als daß ſie ihrer Empfindung packenden, wahren Ausdruck hätten verleihen können. Die ausſchweifende Phantaſie ſtürmt dahin, ohne der Wirklichkeit Rechnung zu tragen.

Die menſchliche Geſtalt wird nicht ohne wirkliche Kunſt gebildet, aber ſie iſt ſchwank, gebogen, ohne Muskeln und Knochen, die Geſichter ſind eintönig, ohne individuelle Be-lebung. Menſchen werden dargeſtellt, denen es an Kraft ge-bricht, die Laſt des Daſeins mutvoll zu ertragen, deren Ideal ſchlaffe Ruhe iſt. Der Geſamteindruck erhebt nicht, er er-drückt.

Das Alter der Denkmäler zu beſtimmen, iſt ſchwierig. Sie reichen kaum über das vierte Jahrhundert vor Chriſtus hinauf und erſtrecken ſich bis in die Zeiten, wo der Islam zerſtörend eindrang. Die Hauptzeit der indiſchen Kunſt fällt in die Periode, wo Buddhiſten, Dſchainas und Brahmanen nebeneinander ſtanden; auch das ſpätere Brahmanentum mit dem Kultus des Viſchnu und Siva hat noch rieſige Werke geſchaffen.

Obenan ſteht die Architektur. Sie zog auch die Bild-hauerei und alle ſchmückenden Kleinkünſte in ihren Dienſt. Der architektoniſche Plan muß ſich dem religiöſen Symbol unterordnen, das überall gebietet.

Wunderbar und nirgends auf der Erde in gleicher Groß-artigkeit vorhanden ſind die Grottentempel. Sie ſind hinein-gegraben in die Felſen, mit Räumlichkeiten, die die Bevölke-rung einer großen Stadt bequem faſſen könnten. Nicht einmal die Härte des Granits bot ein Hindernis; jahrhun-dertelang müſſen ungezählte Tauſende an manchen von ihnen

gearbeitet haben, wie an dem berühmtesten von allen, dem von Ellora bei Haiderabad. Nicht genug, daß man den Leib des Gebirges durchbohrte, selbst das oben deckende Gestein wurde abgetragen und die stehen bleibende Felsmasse zum freien Bau ausgemeißelt.

Neben den Grottentempeln, deren Räume auch als Klöster gedient haben, entstanden andere Baulichkeiten, aufgeführt aus Werkstücken oder Ziegelsteinen, die Pagoden, Tempel mit großen Höfen, die das Heiligtum umgeben und an den Eingängen mit Pyramiden geschmückt sind, und buddhistische Stupen, die das Bild der Wasserblase, des beliebten Zeichens der irdischen Vergänglichkeit, darstellen, kugelförmig emporsteigen und Reliquien einschlossen. Unendlich groß muß die Zahl aller dieser Tempelbauten Indiens gewesen sein. Die farbige Stuckbekleidung der Wände und Flächen, die in Anwendung kam, steigerte das bunte und blendende Bild. Die Städte müssen eine wunderbare Pracht dargeboten haben.

Das Leben an den Höfen, von dem uns die Dichter lebhafteste, vielleicht oft übertriebene Schilderungen geben, rechtfertigte die Vorstellung, welche sich die übrige Welt von der Herrlichkeit des Wunderlandes machte. Trotz ihrer pessimistischen Weltanschauung haben die Inder sich trefflich darauf verstanden, das vergängliche Erdendasein mit seinen Freuden auszukosten. Das Leben des Tages gewinnt stets sein Recht unter allen Leiden, unter düsteren religiösen Vorstellungen. Gold, Silber und Edelgestein strahlten in reichster Fülle; die Liebe der Inder für Schmuck, für Wohlgerüche, für den Sinnenrausch fand ihre vollste Befriedigung. Musik verherrlichte den Gottesdienst und belebte die weltlichen Feste, Pantomimen, mit Tänzen verbunden, und die Schauspiele entflammten und ergötzten die Schaulustigen. Die Inder pflegten ausgezeichnet die Musik. Sie unterschieden die sieben Töne der Oktave und selbst deren von ihnen erfundenen Namen sind etwas umgestaltet später nach Europa gelangt.

Auch der sinnlichen Genußsucht wurde überreich gehuldigt. Nicht nur umgaben die Könige und Vornehmen Scharen von schönen Frauen, das Hetärentum war geradezu eine hervorragende Beigabe des indischen Lebens, die nicht unerwähnt bleiben darf. Neben den Geschöpfen niedrigster Haltung führten glänzende Buhlerinnen ein nicht nur vom

höchsten Luxus umgebenes, sondern sogar gefeiertes Dasein. Obgleich Recht und Moral sie verurteilten, waren sie im Leben keineswegs verachtet; die Städte waren vielmehr stolz darauf, die schönsten und reizendsten Hetären in ihren Mauern zu haben, und ihre maßlos bezahlte Gunst zu erringen, galt für eine Auszeichnung. Der allgemeine Stand der Sittlichkeit war bei Männern wie bei Frauen ein geringer, und der Ehebruch war zwar strafbar, aber wurde meist milde behandelt.

Eine andere Leidenschaft war wie bei den alten Germanen das Spiel. Das Würfeln übte auf alle Stände einen dämonischen Reiz aus und sein Klappern übertäubte die besten Vorsätze. Spiel galt allerdings als schlechte Erwerbsart und die ihm beständig Ergebenen sollten als Zeugen keine Glaubwürdigkeit genießen, doch Spielschulden waren klagbar; nur falsches Spiel wurde bestraft. Oeffentliche Spielhäuser gab es in Menge und die Könige bezogen von ihnen Prozente.

Der Reichtum fand in seiner üppigen Anwendung auch rasche Ergänzung. Ein beträchtlicher Handel durchzog das Land und lockte fremde Kaufleute heran; die Erzeugnisse der Kunstfertigkeit, namentlich Webereien und köstliche Geschmeide waren im Auslande ebenso gesucht, wie die reichen Gaben der indischen Natur, Wohlgerüche und Arzneimittel. Doch das arbeitende Volk muß, obgleich Genügsamkeit und billige Nahrung die Lebensführung erleichterten, schwere Lasten getragen haben. Jene riesigen Bauten können nur durch harte Fronarbeit entstanden sein.

Obgleich der Buddhismus lange Zeit die Mischung der Kasten und der Völker begünstigte, so daß namentlich das Blut der geringeren Stände viel von der arischen Reinheit verlor, erhielt sich das Kastenwesen und erlangte in der neubrahmanischen Zeit die vollkommenste Zwangherrschaft. Die alten Kasten zerlegten sich in zahlreiche Unterabteilungen nach Landschaften und Beschäftigung; vor kurzem haben die Engländer in Indien dreitausend Kasten gezählt. Die vielfachen Zweige des Handels und der Gewerbe schlossen ihre Berufsmitglieder gegenseitig ab und wurden ebenfalls zu erblichen Kastengenossenschaften. Gaben sie ihren Angehörigen festen Halt und vererbten sie die technischen Handfertigkeiten, so erstickten sie dafür die Freiheit der Thätigkeit und richteten un-

überschreitbare Schranken innerhalb der Bevölkerung auf. Sie und die Religion mit ihren einengenden Vorschriften sperrten das indische Wesen in sich und gegen äußere Einwirkungen ab.

Während die Inder der größeren Hälfte Asiens in dem Buddhismus ihre Religion überlieferten, haben ihre religiösen Vorstellungen, Mönchstum und Inkarnation, pantheistische Ideen auch in anderen asiatischen Religionen Eingang gefunden. Ebenso hat ihre Wissenschaft und Litteratur das geistige Leben der benachbarten Völker und über sie hinaus reich befruchtet. Selbst wenn man die griechischen Einwirkungen zur Zeit Alexanders und der Diadochen höher anschlägt, als sie vielleicht verdienen, und in Abzug bringt, haben die Inder mehr gegeben als empfangen.

In dieser Beziehung gleichen sie den Chinesen, doch hoben diese nur rohe Völker mit ihren Gaben der Kultur, während die Inder nicht nur das gleiche thaten, sondern auch hochentwickelten Nationen und Religionen mit ihrem Geist Nutzen brachten. Daher ist ihre Stellung in der weltgeschichtlichen Entwickelung keine geringe, und selbst das Abendland hat ihnen viel zu verdanken.

Wie die Chinesen haben jedoch die Inder ihr Wesen bewahrt und indem sie ängstlich körperliche und geistige Gemeinschaft mit anderen Völkern ablehnten, sich selber geschadet. Trotzdem konnten sie nicht vermeiden, daß bei ihnen Mischungen vielfältigster Art entstanden. Kaum weist ein Land der Erde eine solche Fülle ganz verschiedenartiger Völker auf, von denen der Ursprung teils offen zu Tage liegt, teils schwer zu erkennen ist. Dazu kamen dann noch die Spaltungen innerhalb der Volksmasse, die neue abgeschlossene Typen hervorbrachten. Am meisten hat die Mischung die Arier getroffen, denn selbst unter den Brahmanen sind heutzutage kaum völlig reine Abkömmlinge der Vorzeit zu treffen.

Dennoch ging die indogermanische Art nicht gänzlich verloren, aber sie blieb nur ein Niederschlag teils der schwächeren Seiten, teils einseitiger und ungesund gewordener Reste der stärkeren Eigenschaften. Der Arier wurde zum „milden Hindu", dessen Symbol die Lotosblume ist, zart, weich, unkriegerisch, zum sanften Dulder, in dem freilich die Verletzung heilig empfundener Gefühle noch unnachgiebigen Widerstand, teils nur leidenden, doch auch leidenschaftlichen finden kann.

Nur die Kriegerkaſte, in einzelnen Staaten zum feudalen Adel geworden, verlor nicht den Mut und die Tapferkeit der alten Vorfahren.

Natürliche und geſchichtliche Gründe haben in Jahrtauſenden den Wandel der Arier hervorgebracht. Sie trugen dazu bei, daß die Menge des Volkes ſich in demütiger Unterwerfung einer Prieſterkaſte und einem deſpotiſchen Herrſchertum hingab und zu keiner friſche Kräfte entfaltenden ſtaatlichen Form mehr gelangen konnte. Wir erfahren nie von inneren Revolutionen, die eine Befreiung des Volkes erſtrebt hätten; ſie waren unmöglich.

Jahrhunderte gingen dahin, ohne daß die Inder neuen feindlichen Eingriffen ausgeſetzt waren. Da erſchien eine mit unwiderſtehlichen Kräften ausgerüſtete Macht an ihren Grenzen, in allem der Gegenſatz der Inder, kriegeriſch, thatkräftig, geiſtig klar und ſcharf monotheiſtiſch. Die Inder hatten vermocht, die Griechen und die Skythen auf ihre Wege zu lenken, aber der Völker des Islam wurden ſie nicht mehr Herr. So ſetzte ſich in Indien ein neues Element ein, das lange ſeine Geſchicke beherrſcht hat und vielleicht noch einmal zur führenden Rolle berufen ſein wird.

Rückblick.

Gewaltig ist der Unterschied der Völker, die wir an uns vorbeischreiten ließen!

Ueberall ist es die Macht der geschichtlichen Vorbedingungen, mit denen die natürlichen und die ursprünglichen Volksanlagen zusammengeflossen waren, die als mächtige Formengeberin erscheint. Bei den Chinesen und Indern wurde der Zusammenhang mit der Vergangenheit nicht durchbrochen; derselbe Lauf ging weiter, nur mit den Veränderungen, wie sie der Wechsel der Geschlechter und die fortgesetzte Arbeit nach gleichmäßigen Zielen ergaben. Was ihnen etwa an Fremdem zukam, wußten sie aufzusaugen; sie wirkten wohl auch nach außen, aber ohne sich dadurch selber zu ändern.

China und Indien nahmen jedes für sich einen zwar großen, aber begrenzten Raum ein; sie standen in der riesigen festländischen Masse zwischen dem Atlantischen und dem Großen Ozean nicht allein geographisch als Gleichgewicht der abendländischen Kultur da und erst der Islam stellte später die verbindende Leitung her.

Beide Völker hatten nur sehr geringe Berührungen mit der antiken Welt, auf welche die drei anderen Kulturen freilich jede in verschiedener Weise und Stärke zurückgingen.

Einige Aehnlichkeit mit den beiden Ostvölkern scheint Byzanz zu haben, weil auch hier eine starke Beständigkeit obwaltete. Allein die byzantinische Kultur erwuchs nicht aus der Wurzel eines einheitlichen Volkstums, sondern war ganz und gar ein historisches Produkt, das sich erst innerhalb der geschilderten Zeit zu seiner Eigenart formte. Sie ging aus

einer friedlichen Verbindung von Römertum und Chriſtentum hervor, aber auch das letztere war im römiſchen Reiche groß geworden und hatte ſo vieles von ihm aufgenommen, daß es nur einen anderen Glauben, nicht eine andere Kultur brachte. Das Weſentliche war, daß das Römertum eine politiſche Verfaſſung erhalten hatte, welche die abſolute Staatsgewalt an die Spitze aller Dinge ſtellte, und ihr ordnete ſich auch das Chriſtentum unter. Staat und Kirche trugen ſich in gegenſeitiger Gemeinſchaft. In Byzanz wurde der politiſche Beſtand die Hauptſache und die vornehmlichſte Quelle der Beharrung. Für Byzanz gab es bald keine andere Frage, als die der Erhaltung gegen äußere Feinde; keine inneren Probleme bedrohten die Zukunft des Reiches. Aber ihm war ſelten ein längerer Friede beſchieden. Die Feinde zwangen zu neuen ſtaatlichen Maßregeln für die Verteidigung und veränderten ſchließlich die äußere Geſtalt des Reiches und damit ſein Weſen. Lange war Byzanz nach allen Seiten hin wirkſam und übte auch mancherlei friedliche Einflüſſe auf die Außenwelt.

Dagegen erſtand die islamiſche Kultur durch eine furchtbare Erſchütterung weiteſter Länder. Sie beruhte auf einer neuen Religion und einem neuen Staatsweſen, beide im Fluge geſchaffen von dem Arabertume, das ſelber als eine neue Kraft in die Geſchichte eintrat. So gelangte das Semitentum noch einmal zu großartigſter hiſtoriſcher Wirkſamkeit. Während die Religion Muhammeds keine eigentlichen Kulturelemente mit ſich brachte, erfuhr das geiſtige Leben anderweitige Förderung, indem ein nicht unbeträchtlicher Teil der griechiſchen Litteratur den Arabern übermittelt und von ihnen mit Verſtändnis aufgenommen wurde. Auch ſonſt verwerteten die Araber mit großem Geſchick ſo manche der vorgefundenen Einrichtungen. Aber ihre Kultur war nicht in ſich vollkommen einheitlich. Glauben und Wiſſenſchaft konnten ſich bei ihren verſchiedenartigen Quellen nicht untereinander ausgleichen; die vielen in dem weitumfaſſenden Reiche vereinigten Völker vermochten nicht vollſtändig zu verſchmelzen und jedes behielt von ſeinem früheren Zuſtand einiges, das ihm ein Sondertum gab. Auch das auf den Grund der raſchen Eroberung geſtellte Regierungsſyſtem überwand die Unterſchiede nicht. Daher bereitete ſich politiſche Auflöſung vor. Das innere

Bindemittel der islamischen Welt war die auf den Koran gestellte Religion, aber auch in ihr rissen früh Spaltungen ein.

Das griechische und das arabische Reich beruhten hauptsächlich auf Geldwirtschaft und die Städte übten auf das allgemeine Leben großen Einfluß aus. Daher war auch Bildung weit verbreitet.

Die abendländische Welt baute sich auf den Trümmern der römischen auf und übernahm daher Römertum und Christentum in derjenigen Verbindung, in die sie bereits getreten waren. Das neue Wesen erstand unter vielfältigen Verschiebungen und heftigen Stößen, denen das alte Reich zum Opfer fiel. Nur seine Idee ging nicht verloren. Ein neues Volkstum, nicht sowohl seinem innersten Wesen, als seiner Vorgeschichte nach anders, schob sich mit siegender Kraft über die bisherigen Zustände. Von diesem dritten Element der Mischung ging die Abweichung von dem byzantinischen Reiche aus; in ihm lag das entscheidende Neue.

Von den während der Völkerwanderung gegründeten Reichen war es allein das Frankenreich, das germanisches Wesen kräftig erhielt, weil es im Osten stammverwandte Völker zu Nachbarn hatte und nicht allseitig von Romanen umgeben war. Daher wurde es der Ausgang einer neuen Gestaltung des Abendlandes. Aber diese trug den Keim künftigen Zwiespaltes in sich. Das germanische Element siegte im Staatsleben. Der angeborene Individualismus ließ bei den Franken keine klare und gesetzlich festgelegte Form des Staates aufkommen. Die städtische Kultur sagte dem noch rohen Sinne des Siegers nicht zu; er ließ sie verfallen, indem er ländlich-bäuerliches Leben bevorzugte. Daher trat ein schwerer Kulturverlust ein und Leben und Staat bewegten sich fortan hauptsächlich in der schlichten Naturalwirtschaft.

Die kriegerischen Neigungen überwogen die friedlichen Beschäftigungen, soweit sie nicht der Zwang der Ernährung gebot. Der dem Individualismus entsprechende genossenschaftliche Zug führte zur Bildung von gesonderten Ständen, vor allem eines Adels. Auch in den orientalischen Staaten gab es einen Großgrundbesitz mit Abhängigen, in den germanischen behielt jedoch der Großgrundherr den Vorzug der Waffen und gewann auch die Aemter, so daß er sich über die unteren Volksklassen emporhob. Durch das auf kriegerischer Grund-

lage beruhende Lehnssystem wurde der fränkische Großbesitz zur Macht im Staate und fing an, ihn in persönliche Verbände zu zersetzen.

Dagegen erstarkte allmählich das religiös-kirchliche Wesen.

Islam und Christentum waren beide universale Religionen, nicht wie die des Altertums auf Volk und Art beschränkt, sondern allgemeine Verbreitung erstrebend. Jede hielt sich für die allein richtige; nur darin bestand ein Unterschied, daß das Christentum in seinem Bereich das einzige Bekenntnis zu sein beanspruchte, der Islam sich mit der Herrschaft begnügte. Aber indem er sie mit den Waffen zu verbreiten suchte, wurde der Kampf gegen die ringsum sitzenden Völker zugleich ein religiöser. Er brachte zu Anfang dem Islam die großartigsten Vorteile und stürzte eine Zeitlang das Christentum in die größte Gefahr, bis er allmählich zum Stillstande kam oder nur zur dauernden ergebnislosen Fehde wurde. Aber was der Islam errungen hatte, behauptete er zunächst, und noch war seine Kraft nicht gebrochen, so daß eine muhammedanische und eine christliche Welt sich ferner gegenüberstanden.

Beide Religionen hatten manches Gemeinsame. Jede suchte das gesamte Leben zu ergreifen und es nach ihren Sätzen zu formen, und dadurch gewann die Religion eine Bedeutung, die sie in der früheren Geschichte nicht besessen hatte. Diese beruhte noch auf anderen Anschauungen: Islam und Christentum hegten die Vorstellung von einem Jenseits, in dem erst das irdische Leben seine rechte Vollendung fand, und dadurch erlangte überall die Religion eine unendliche Macht über die Gemüter.

Der Islam war die Religion des Herrenvolks, in Byzanz hatte sich das Christentum einheimisch entfaltet, zu den Germanen kam es als ein fremdes, zugleich fertiges und überlegenes geistiges Gut. Die christliche Lehre war eingehüllt in andere Zuthaten, das Christentum bereits zur Kirche mit hierarchischer Ausprägung und dogmatischer Zuspitzung geworden. Den Germanen blieb nichts übrig, als entgegen zu nehmen, was ihnen gebracht wurde. Daher konnte sich in der Religion der Individualismus längste Zeit nur in sehr beschränkter Weise geltend machen; der germanische Geist, wie er bis dahin gewesen war, erfuhr eine starke Beschränkung.

Das Chriſtentum brachte ferner eine Reihe von Beigaben in Litteratur, Kunſt und anderen Thätigkeiten mit, ſo daß die altrömiſche Erbſchaft nicht gänzlich verloren ging, aber weil nur die geiſtlichen Leute ſich damit befaßten, nahm ihr Uebergewicht über die Laien zu.

Die Religion, übermächtig, doch in ihrem innerlichen Sein noch wenig entwickelt, bedurfte des äußeren Ausdruckes, den ſie in der Kirche als myſtiſcher Heilsanſtalt fand. Nur durch ſie und in ihr konnte, ſo ſchien es, die Religion beſtehen, und nicht das Chriſtentum an ſich, ſondern die Kirche ſtellte die religiöſe Kraft dar.

Die Ueberſinnlichkeit entfremdete die Menſchen der Natur; der Wunderglaube herrſchte ſchrankenlos. Die asketiſche, den alten Germanen fernliegende Idee übte unter dieſen Umſtänden deſto größeren Reiz aus.

Daher führte endlich der Gedanke der erſten Karolinger, daß Staat und Kirche ſich unterſtützen ſollten, zu dem entgegengeſetzten Ergebnis, zu einer Scheidung von Staat und Kirche, von Geiſtlichkeit und Laientum, und damit ſtieg im Abendlande ein Problem auf, das weder die alte Welt gekannt hatte, noch Byzantiner und Muhammedaner in gleicher Schärfe erfahren konnten.

Die Leitung der Kirche beanſpruchte das Papſttum, das auf eine große Vorgeſchichte zurückſehen konnte. Durch die Einfügung Italiens in das karolingiſche Reich lebten die Erinnerungen an das ehemalige Rom auf und erſtanden wieder in dem Kaiſertum Karls des Großen, aber das Papſttum hatte von dieſer neu geſchaffenen Einheit den größten Vorteil. Schließlich konnte es dazu übergehen, jenen in der Natur der Dinge liegenden Gegenſatz von Weltlichem und Geiſtlichem geltend zu machen.

Nach langer Zerſplitterung hatte Karl der Große einen umfangreichen Staat gegründet, deſſen von ihm herangezogenen äußerſten Glieder, Sachſen und Italien, völlig verſchieden und doch jedes von eigenem Wert war. Das Reich löſte ſich durch die hergebrachten Fehler der Verfaſſung bald wieder auf, aber es hinterließ dem Abendland eine Einheit anderer Art: die kirchlich-geiſtige, die auf die Zukunft überging.

Der große Miſchungsprozeß von Römertum, Chriſtentum und Germanentum, ſeit der Völkerwanderung begonnen, war

nun vollendet. Das entstandene Wesen gab einer neuen Kultur den Ursprung, der mittelalterlichen, die so recht erst von Karl dem Großen an beginnt.

Der Zerfall des karolingischen Reiches sicherte den germanischen Völkern, die noch außerhalb standen, vorläufig ihre Unabhängigkeit und eröffnete zugleich die Aussicht, daß auf der Grundlage der gemeinsamen Kultur die abendländischen Völker fortan je ihre besonderen Wege einschlugen, die zur Differenzierung führen mußten. Denn völlig gleich waren sie nicht und schon machte sich der Unterschied bemerkbar. Bei den einen überwog romanisches Geblüt, die anderen hatten ihre germanische Volksart rein erhalten. Ueber die ersteren war germanische Staatsweise, über die anderen romanische Kultur gekommen.

Weder die byzantinische, noch die arabische, noch die karolingische Kultur waren nationale. Von ihnen war die abendländische die unfertigste und vollends an räumlichem Umfang mit der arabischen nicht zu vergleichen. Aber eben die ungeklärten Gegensätze, die sie in sich schloß, versprachen ihr eine Zukunft, denn zwei Beharrungen, die germanische und die römisch-kirchliche, lagen in ihr nebeneinander. Nur in dem Ringen von Kräften und Ideen wird geschichtlicher Reichtum.

Die politische Welt erscheint seit dem fünften Jahrhundert zerfahren und zerstückelt. Die Versuche des byzantinischen Reiches, die römische Einheit wieder herzustellen, hatte der Islam unterbrochen, aber trotz seiner staunenswerten Erfolge auch nicht die Welt erobert.

Wohl war das Mittelländische Meer noch der geographische Mittelpunkt der hauptsächlich in Betracht kommenden Ländergebiete, allein nicht mehr der politische, und die Schwerpunkte der islamischen und abendländischen Reiche lagen nicht an ihm. Die Welt war erweitert; in Asien und Europa kamen jetzt Länder und Völker in die geschichtliche Bewegung, die dem Altertum fern geblieben waren.

Die drei Kulturen standen nebeneinander in feindlichen und friedlichen Berührungen, die nicht ohne Folgen sein konnten. Zwar stießen das fränkische und das romäische Reich nicht mehr an der Donau aneinander, seitdem sich dort andere Völker eingeschoben hatten, aber Byzanz behauptete

Unteritalien. Indem dorthin der Islam, obgleich nur in Nebenzweigen, ebenfalls vordrang, zog er auch das Abendland in Mitleidenschaft. Italien, so zum Treffpunkt geworden, erlangte dadurch besondere Wichtigkeit.

Man sieht, welche ungemeine Bedeutung diesem Zeitraume zukommt, wie er in der That eine neue Geschichte eröffnete, in deren unmittelbaren Fortsetzung die heutige Welt steht. Eine Periode, voll von Gärung, reich an Zerstörung, aber auch fruchtbar an neuen Schöpfungen!

Litteratur-Angaben.

Es schien mir nötig, dem Leser einigen Anhalt zu geben, damit er wisse, wie er sich selbständig über die in diesem Werke behandelten Dinge unterrichten und sie nach Wunsch weiter verfolgen kann. Die Auswahl in der unendlichen Fülle ist schwierig, und sie einem jeden recht zu machen, unmöglich.

Natürlich mußte von vornherein Beschränkung obwalten. An ein nur einigermaßen vollständiges Verzeichnis der wertvollen Werke war nicht zu denken, ebenso mußte eine Menge kleinerer Aufsätze, die für Einzelheiten belehrend sind, ungenannt bleiben.

Daß ich vorzugsweise deutsche Bücher anführe, wird begreiflich erscheinen; indessen ist auch die ausländische Litteratur keineswegs vernachlässigt. Bevorzugt sind neueste Veröffentlichungen. Der Kürze halber ist bei mehrbändigen Werken nur das Erscheinungsjahr des ersten Teiles angegeben.

Da die ersten Abschnitte nur zur Einführung dienen, sind für sie nur die hauptsächlichsten Bücher angeführt. Von den zahlreichen Weltgeschichten, von denen nur die vollendeten in Betracht kommen, und ähnlichen Werken nenne ich allein die umfangreichsten und neuesten, welche zugleich Angaben über Litteratur enthalten.

G. Weber: Allgemeine Weltgeschichte. 2. Aufl. 15 Bde. Leipzig 1882.

Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen, herausgegeben von Wilh. Oncken. Berlin 1877 ff. Das Werk besteht, wie der Titel besagt, aus einzelnen von verschiedenen Gelehrten verfaßten Darstellungen der Perioden und staatlichen Gruppen, die später an ihrem Ort angeführt werden.

Histoire générale du IVe siècle à nos jours, ouvrage publié sous la direction de MM. Ernest Lavisse et Alfred Rambaud. 12 Bde. (bis 1900). Paris 1896. Die Anordnung ist chronologisch; die Darstellung zerfällt in einzelne Abschnitte, die von sehr zahlreichen Gelehrten herrühren. Der erste Band umfaßt unter dem Titel: „Les origines“ die Zeit von 395—1095.

Uebersichten über den Fortgang der geschichtlichen Litteratur für alle Gebiete bis in Einzelheiten geben „Die Jahresberichte der Geschichtswissenschaft“, seit 1878 unter wechselnder Redaktion in Berlin erscheinend. Außerdem bringen mehrere Zeitschriften fortlaufende Berichte über die neuesten Schriften.

Nachweise von verschiedenen Gesichtspunkten aus gibt Ulysse Chevalier: Répertoire des sources historiques du moyen-âge. Paris 1877.

Die gesamte mittelalterliche Quellenlitteratur stellt in lexikalischer Ordnung zusammen:

Aug. Potthast: Bibliotheca hist. medii aevi. Wegweiser durch die Geschichtswerke des europäischen Mittelalters bis 1500. 2. Aufl. 2 Bde. Berlin 1896.

Spruner-Menke: Handatlas für die Geschichte des Mittelalters und der neueren Zeit. 3. Aufl. Gotha 1880.

L. de Mas-Latrie: Trésor de chronologie du moyen-âge. Paris 1889.

Karl Schnaase: Geschichte der bildenden Künste. 2. Aufl. 8 Bde. Düsseldorf 1866.

Ant. Springer: Handbuch der Kunstgeschichte. 4. Aufl. 4 Bde. Leipzig 1895.

Karl Woermann: Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker. I. Die Kunst der vor- und außerchristlichen Völker. Leipzig 1900.

Max Jähns: Geschichte des Kriegswesens von der Urzeit bis zur Renaissance. Nebst einem Atlas. Leipzig 1880.

1.—4. Abschnitt.

Das römische Reich zu Ende des vierten Jahrhunderts.

Ben. Niese: Grundriß der römischen Geschichte nebst Quellenkunde. 2. Aufl. München 1897.

Edw. Gibbon: History of the decline and fall of the Roman Empire. 6 Bde. London 1776. Oft aufgelegt und mehrmals ins Deutsche übersetzt. Jetzt ist eine neue Ausgabe mit Erläuterungen u. s. w. vollendet, bearbeitet von J. B. Bury (vgl. S. 457).

Victor Duruy: Histoire des Romains jusqu'à l'invasion des Barbares. 7 Bde. Paris 1879. Daraus die Geschichte des Kaiserreichs, deutsch bearbeitet von G. F. Hertzberg. 5 Bde. Leipzig 1884.

Gust. Fr. Hertzberg: Geschichte des römischen Kaiserreichs. 2. Aufl. (bei Oncken).

Herm. Schiller: Geschichte der römischen Kaiserzeit. 2 Bde. Gotha 1883.

Otto Seeck: Geschichte des Unterganges der antiken Welt. I. Berlin 1895.

Jak. Burckhardt: Die Zeit Konstantins des Großen. 2. Aufl. Leipzig 1880.

Paul Allard: Julian l'Apostat. Paris 1900. (Nebst Einleitung über die Verhältnisse des Reiches.)

Th. Mommsen: Abriß des römischen Staatsrechts. Leipzig 1893.

O. Karlowa: Römische Rechtsgeschichte. 2 Bde. Leipzig 1885.

Max Weber: Die römische Agrargeschichte. Stuttgart 1891.

Ed. Meyer: Die wirtschaftliche Entwickelung des Altertums. Jena 1895.

Wilh. Teuffel: Geschichte der römischen Litteratur. 5. Aufl. Leipzig 1890.

Ludw. Friedländer: Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms. 6. Aufl. 3 Bde. Leipzig 1889.

W. E. H. Lecky: History of European morals, from Augustus to

Charlemagne. 3. Aufl. 2 Bde. 1877. In deutscher Uebersetzung von Jolowicz. 2. Aufl. 2 Bde. Leipzig 1879.
Hans Delbrück: Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte. II, 1. Römer und Germanen. Berlin 1901.

5.—6. Abschnitt.

Christentum und christliche Kirche.

Von den zahlreichen allgemeinen Werken über Kirchengeschichte hebe ich nur die neuesten und für den Geschichtsbeflissenen geeignetsten Lehrbücher hervor:

Karl Aug. Hase: Kirchengeschichte auf der Grundlage akademischer Vorlesungen. 3 Bde. Leipzig 1885.
J. H. Kurtz: Lehrbuch der Kirchengeschichte. 13. Aufl. Leipzig 1899.
Wilh. Möller: Lehrbuch der Kirchengeschichte. 2. Aufl. 3 Bde. Freiburg 1897.
Karl Müller: Kirchengeschichte. 2 Bde. Freiburg 1892.
Friedr. Loofs: Grundlinien der Kirchengeschichte. Halle 1901.
Fr. X. Kraus: Lehrbuch der Kirchengeschichte. 4. Aufl. Trier 1896.
Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche, begründet von J. J. Herzog, herausgegeben von A. Hauck. 3. Aufl. Leipzig.
Wetzer u. Welte's Kirchenlexikon. 2. Aufl. Freiburg 1882.
Acta Sanctorum, quotquot toto orbe coluntur — ill. Joh. Bollandus etc. 62 voll. Antverpiae etc. 1643.
Jos. Dom. Mansi: Sacrorum conciliorum nova et amplissima collectio. 31 voll. Florentiae et Venetiis 1759.
K. Jos. Hefele: Konziliengeschichte. 7 Bde. Freiburg 1855. 2. Aufl. Freiburg 1873.
Ad. Harnack: Lehrbuch der Dogmengeschichte. 3 Bde. 3. Aufl. Freiburg 1894. Von demselben: Grundriß der Dogmengeschichte. 2. Aufl. Freiburg 1893.
V. Schultze: Geschichte des Untergangs des römisch-griechischen Heidentums. 2 Bde. Jena 1887.
M. L. G. Boissier: La fin du paganisme. 2 Bde. Paris 1890.
P. Allard: Le christianisme et l'empire. Paris 1897.
Ueber die Christenverfolgungen: L. Friedländer in: Deutsche Rundschau 1893; M. Conrat, Leipzig 1897; J. E. Weis, München 1899.
Allard u. Burckhardt, vgl. S. 454.
O. Zöckler: Askese und Mönchstum. 2 Bde. 2. Aufl. Frankfurt 1899.

7.—10. Abschnitt.

Die Germanen und die Völkerwanderung.

(Vgl. auch unten 19.—20. Abschnitt.)

Die gesamte Litteratur über deutsche Geschichte, einschließlich die ältesten germanischen Zeiten und die Völkerwanderung, sowohl Quellen wie Bearbeitungen, ist verzeichnet in

Dahlmann-Waitz: Quellenkunde der deutschen Geschichte. 6. Aufl. Göttingen 1894.

Die erzählenden Quellen über die Völkerwanderung sind gesammelt in den

Monumenta Germaniae historica, namentlich Abteilung: Auctores antiquissimi.

Allgemeine deutsche Biographie. 46 Bde. Leipzig, seit 1875.

Felix Dahn: Die Könige der Germanen. 8 Bde. München 1861.

— Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker (bei Oncken).

— Geschichte der deutschen Urzeit. Gotha 1883.

G. Kaufmann: Deutsche Geschichte bis auf Karl den Großen. 2 Bde. Leipzig 1880.

K. W. Nitzsch: Geschichte des deutschen Volkes bis zum Augsburger Religionsfrieden. 3 Bde. 2. Aufl. Leipzig 1892.

K. Lamprecht: Deutsche Geschichte. 5 Bde. Berlin 1891.

O. Gutsche u. Walther Schultze: Deutsche Geschichte von der Urzeit bis zu den Karolingern. Stuttgart 1894 (in Bibliothek deutscher Geschichte).

E. v. Wietersheim: Geschichte der Völkerwanderung, neu bearbeitet von F. Dahn. 2 Bde. Leipzig 1880.

G. Marina: Romanentum und Germanenwelt in ihren ersten Berührungen miteinander. Deutsch von Müller-Röder. Jena 1900.

Otto Bremer: Ethnographie der germanischen Stämme, in: Grundriß der germanischen Philologie, herausgegeben von Paul. III. 2. Aufl. Straßburg 1900.

F. Dahn: Die Landnot der Germanen, in Festschrift für Windscheid, Juristenfacultät zu Breslau. Leipzig 1888.

K. v. Amira: (Germanisches) Recht, in: Grundriß der germanischen Philologie. III. (vgl. oben), auch Sonderabdruck.

G. Waitz: Deutsche Verfassungsgeschichte. I. Die Verfassung des deutschen Volkes in ältester Zeit. 3. Aufl. Berlin 1880.

Heinr. Brunner: Deutsche Rechtsgeschichte. 2 Bde. Leipzig 1887.

Rich. Schröder: Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte. 3. Aufl. Leipzig 1898.

Aug. Meitzen: Siedelung und Agrarwesen der West- und Ostgermanen, der Kelten, Römer, Finnen und Slaven. 3 Bde. und Atlas. Berlin 1895.

F. Rachfahl: Zur Geschichte des Grundeigentums, in: Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, herausgegeben von Conrad. Dritte Folge, Band XIX S. 1 ff., S. 161 ff.

Hans Delbrück: Geschichte der Kriegskunst, vgl. oben S. 455.

Thom. Hodgkin: Italy and her invaders. 2. Aufl. 8 Bde. Oxford 1880.

L. Moritz Hartmann: Geschichte Italiens im Mittelalter. 2 Bde. Leipzig 1897.

P. Villari: Le invasioni barbariche in Italia. Milano 1901.

L. M. Hartmann: Ueber die Ursache des Unterganges des römischen Reiches, in: Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik II, 483 ff.

M. Weber: Die sozialen Gründe des Unterganges der antiken Kultur, in: Die Wahrheit 1896, Nr. 63.

Jul. Beloch: Der Verfall der antiken Kultur, in: Hist. Zeitschr. 1900, 84. Band.

K. Zeumer: Geschichte der westgotischen Gesetzgebung, in: Neues Archiv, 23. und 24. Band.

Friedr. Hirth: Die Ahnentafel Attilas, in: Bulletin de l'académie imp. de St. Pétersbourg 1900, Sept.; vgl. dazu: Keleti Szemle (Revue orientale) II, 2, 1901: Hunnenforschungen. (Im Texte noch nicht benutzt.)

11.—12., 14. Abschnitt.

Das byzantinische Reich.

Allgemeine und allseitige Bibliographie der byzantinischen Geschichte von Heinrich Gelzer, in Krumbachers Geschichte der byzantinischen Litteratur, vgl. unten.

Die erzählenden Quellen sind gesammelt in Byzantinae historiae Scriptores. Paris 1645, und im Corpus Scriptorum historiae Byzantinae. 49 Bde. Bonn 1828; meist nachgedruckt in der großen Sammlung von Migne: Patrologiae cursus completus.

Hauptquelle Procopius von Cäsarea: Historiarum sui temporis libri octo, bestehend aus Vandalica und Gothica (bis 554), fortgesetzt von Agathias (bis 558), im Corpus I—III; die Gothica neu mit italienischer Uebersetzung herausgegeben von Dom. Comparetti. Rom 1895. Ferner Anecdota, neu herausgegeben von Kraschenninikov. Dorpat 1899.

H. F. Clinton: Fasti Romani (bis 641). 2 Bde. Oxford 1845.

Byzantinische Zeitschrift, herausgegeben von Karl Krumbacher. Leipzig, seit 1892.

K. Krumbacher: Geschichte der byzantinischen Litteratur (527—1453). 2. Aufl. München 1897. Wichtig auch für die allgemeine Kultur. Darin als Anhang:

Heinr. Gelzer: Abriß der byzantinischen Kaisergeschichte.

Edw. Gibbon, vgl. oben S. 454.

Karl Hopf: Geschichte Griechenlands, in der Encyklopädie von Ersch und Gruber. 85. und 86. Band.

Ge. Finlay: History of Greece from its conquest by the Romans to the present time. Oxford 1877. Gesamtausgabe mehrerer Einzelwerke, von denen hier zunächst in Betracht kommt: Greece unter the Romans from its conquest by the Romans until the extinction of the Roman Empire in the east. London 1844. Deutsch Leipzig 1861.

G. Fr. Hertzberg: Geschichte der Byzantiner und des Osmanischen Reiches bis gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts (bei Oncken).

J. B. Bury: History of the later Roman Empire from Arcadius to Irene. 2 Bde. London 1889. Jetzt das Hauptwerk über diese Zeit.

K. Paparrhegopoulos: Geschichte des hellenischen Volkes (in griechischer Sprache). 2. Aufl. 5 Bde. Athen 1877.

G. Fr. Hertzberg: Geschichte Griechenlands seit dem Absterben des antiken Lebens bis zur Gegenwart. 4 Bde. Gotha 1876.

Ferd. Gregorovius: Geschichte der Stadt Athen im Mittelalter. 2 Bde. Stuttgart 1889.

— Athenais. Geschichte einer byzantinischen Kaiserin. 3. Aufl. Leipzig 1891.

Heinr. Gelzer: Die politische und kirchliche Stellung von Byzanz. In Verhandlungen der 33. Philologenversammlung. Leipzig 1879.

— Das Verhältnis von Staat und Kirche in Byzanz. In: Historische Zeitschrift, 86. Band.

Wilh. Sickel: Das byzantinische Krönungsrecht bis zum 10. Jahrhundert. In: Byzantinische Zeitschrift VII, 1898.

A. Gasquet: De l'autorité impériale en matière religieuse à Byzance. Paris 1879.
Ferd. Kattenbusch: Lehrbuch der vergleichenden Konfessionskunde. I. Die orthodoxe anatolische Kirche. Freiburg 1892.
K. E. Zachariae von Lingenthal: Geschichte des griechisch-römischen Rechts. 3. Aufl. Berlin 1892.
Wilh. Heyd: Geschichte des Levantehandels im Mittelalter. 2 Bde. Stuttgart 1879. Erweiterte französische Ausgabe von F. Raynaud. 2 Bde. Leipzig 1885.
Fr. X. Kraus: Geschichte der christlichen Kunst. 2 Bde. Freiburg 1896 (vgl. Schnaase und Springer, oben S. 454).
K. J. Jirecek: Geschichte der Bulgaren. Prag 1876.
Ch. Diehl: L'Afrique Byzantine. Paris 1896.
Karten zur byzantinischen Geschichte bei Spruner-Menke (oben S. 454).

Ueber die Stadt Konstantinopel vgl. den Artikel von Oberhummer bei Pauly-Wissowa, Real-Encyklopädie der klassischen Altertumswissenschaft, IV, 963 ff.

Gedichte des Georgius Pisides auf Kaiser Heraclius. Im Corpus hist. Byz.
L. Drapeyron: L'empereur Héraclius et l'empire byzantin au VII. siècle. Paris 1869.
E. Gerland: Die persischen Feldzüge des Kaisers Herakleios. In Byzant. Zeitschr. III.

13. Abschnitt.

Das neupersische Reich.

Ueber die gesamte asiatische Geschichte verzeichnet eine reiche Litteratur der Katalog der Bibliothek der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, bearbeitet von R. Pischel, A. Fischer, G. Jacob. 1. Bd., 2. Aufl. Leipzig 1900.

Vielfach von großem Wert sind auch die betreffenden Artikel in der Encyclopaedia Britannica.

Ueber die alten Perser vgl. Eduard Meyer, Geschichte des Altertums. 3 Bde. Stuttgart 1884; die S. 161 mitgeteilte Stelle III, 24.

J. Malcolm: History of Persia. 2. Aufl. London 1828; deutsch, Leipzig 1830.
Ge. Rawlinson: The seventh great oriental monarchy. London 1876.
Ferd. Justi: Geschichte des alten Persiens, in Onckens A.-G.; Geschichte Persiens bis zum Ausgang der Sassaniden, im Grundriß der iranischen Philologie, II, herausgegeben von Geiger und Kuhn. Straßburg 1895. Ebendort P. Horn: Geschichte Irans in islamitischer Zeit.
Th. Nöldeke: Geschichte der Perser und Araber zur Zeit der Sassaniden, aus der arabischen Chronik des Tabari übersetzt. Leiden 1879. Aufsätze zur persischen Geschichte. Leipzig 1887.
Ueber die Religionsbücher C. Geldner im Grundriß der iranischen Philologie, II. (vgl. oben).
Ueber Armenien der Artikel von H. Gelzer in: Herzogs Realencyklopädie (vgl. oben S. 455).
G. Rothstein: Die Dynastie der Lachmiden in Al-Hira. Berlin 1899.
Th. Nöldeke: Die Gassanischen Fürsten aus dem Hause Gafnas. In Abhandlungen der Akademie der Wiss. zu Berlin. 1887.

15.—17. Abschnitt.

Der Islam.

(Vgl. zu Abschnitt 13.)

Die Hauptquellen über das Leben Muhammeds und die erste Zeit des Islam sind die Werke von Ibn Ischak, übersetzt von G. Weil, Mannheim 1864, und Wakidi, im Auszuge übersetzt von G. Wellhausen, Berlin 1882.

Aug. Müller: Der Islam im Morgen- und Abendland. 2 Bde. Bei Oncken, A.-G.

Al. Sprenger: Das Leben und die Lehre des Mohammed. Berlin 1861.

Th. Nöldeke: Das Leben Muhammeds. Hannover 1863.

Will. Muir: The life of Mahomet. 3. Aufl. London 1894.

H. Grimme: Mohammed. Münster 1892.

Der Koran, übersetzt von Ullmann, Bielefeld 1882; im Auszuge von Friedr. Rückert, herausgegeben von Aug. Müller. 1888.

G. de Tassy: L'Islamisme d'après le coran. Paris 1874.

G. Jacob: Altarabisches Beduinenleben. 2. Aufl. Berlin 1897.

Ign. Goldziher: Muhammedanische Studien. 2 Bde. Halle 1889.

A. von Kremer: Geschichte der herrschenden Ideen des Islams. Wien 1868. Kulturgeschichte des Orients unter den Khalifen. Wien 1875.

J. Wellhausen: Skizzen und Vorarbeiten, namentlich VI: Prolegomena zur ältesten Geschichte des Islams. Berlin 1899.

G. Weil: Geschichte der Khalifen bis zum Untergange des Khalifats von Bagdad. 5 Bde. München 1846.

G. van Vloten: Recherches sur la domination arabe, le Chiitisme et les croyances messianiques sous le Khalifat des Omayades. In: Verhandlinge der K. Akad. Amsterdam, Afd. Letterkunde, I, Nr. 3, 1894.

R. E. Brünnow: Die Charidschiten unter den ersten Omayyaden. Leiden 1884.

M. Jos. Müller: Die oberste Herrschergewalt nach dem moslimischen Staatsrecht. In Abhandl. Akad. München, Phil. Kl. 1847.

Rainaud: De l'art militaire chez les Arabes au moyen-âge. Journal Asiatic 1848, p. 193 ff.

K. Brockelmann: Geschichte der arabischen Litteratur. Weimar 1898.

T. J. de Boer: Geschichte der Philosophie im Islam. Stuttgart 1901.

R. Dozy: Histoire des musulmans d'Espagne de 711—1110. 4 Bde. Leiden 1861. Deutsch, 2 Bde. Leipzig 1874.

18. Abschnitt.

Das byzantinische Reich zur Zeit des Bilderstreites.

(Vgl. 10.—14. Abschnitt.)

Geschichtswerke (Chronographien) von Theophanes (bis 813) und Nicephorus (bis 828) in: Corpus script., hist. Byz., Vita St. Stephani jun. († 767), in: Analecta graeca. Parisiis 1688.

Ge. Finlay (vgl. oben S. 457): History of the Byzantine Empire 716—1057.

A. Fr. Gfrörer: Byzantinische Geschichten. 3 Bde. Graz 1872.

Fr. Chr. Schloſſer: Geſchichte der bilderſtürmenden Kaiſer. Frankfurt 1812.
Karl Schwarzloſe: Der Bilderſtreit. Gotha 1890.
Joſ. Langen in: Beilage zur Münchener allgemeinen Zeitung 1891, Nr. 136 f., und Karl Schenk: Kaiſer Leons III. Walten im Innern. In: Byzantiniſche Zeitſchr. V. 1896.
Joſ. Hergenröther: Photius. 3 Bde. Regensburg 1867 f.
Heinr. Gelzer: Die Geneſis der byzantiniſchen Themenverfaſſung. In: Abhandlungen der Kgl. ſächſiſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften, Phil.-Hiſt. Klaſſe XVIII, Nr. 5. 1899. (Berückſichtigt auch andere Seiten der Entwickelung.)
Ueber die Anfänge der ſlaviſchen Verhältniſſe Ueberſicht nebſt Litteraturangaben bei Huber, Geſch. Oeſterreichs. I. Gotha 1885.
Leop. Karl Goetz: Geſchichte der Slavenapoſtel Konſtantinus und Methodius. Gotha 1897.
Vatr. Jagic: Zur Entſtehungsgeſchichte der kirchenſlaviſchen Sprache. In: Denkſchriften der Wiener Akademie. 47. Band. 1900.

19. und 20. Abſchnitt.

Das fränkiſche Reich unter den Merowingern.

(Vgl. Abſchnitt 7—10.)

Bibliographie bei Dahlmann-Waitz, Quellenkunde (oben S. 456); Dahn: Die Könige der Germanen, 7. Band; G. Monod, Bibliographie de l'histoire de France (Paris 1888) und P. Viollet: Histoire des institutions politiques et administratives de la France. 2 Bde. Paris 1890.

Die Geſchichtsſchreiber und andere Quellen ſind geſammelt in den Monumenta Germaniae historica: Leges; Scriptores rerum Merowingicarum; Epistolae Merowingici et Karolini aevi; Capitularia; Formulae; Concilia.

Von den Geſchichtsſchreibern ſind namentlich zu nennen Gregorius Turonensis: Historia Francorum (bis 591) und die ſogenannte Chronik des Fredegar (bis 768). Die Gedichte des Venantius Fortunatus in Mon. Germ. hist. Auctores antiquissimi, IV.

Deutſche Ueberſetzungen in: Geſchichtsſchreiber der deutſchen Vorzeit. Berlin, Leipzig, ſeit 1847.

Die Urkunden der merovingiſchen Könige ſind geſammelt in:

Bréquigny: Diplomata, chartae et instrumenta aetatis Merovingicae. Neue Ausgabe von J. M. Pardeſſus. 2 Bde. Paris 1843, und in Mon. Germ. hist. Diplomata imperii. I. 1872.
Wilh. Wattenbach: Deutſchlands Geſchichtsquellen im Mittelalter bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts. 6. Aufl. 2 Bde. Berlin 1893.
G. Richter: Annalen der deutſchen Geſchichte im Mittelalter. Abth. I. Annalen des Fränkiſchen Reichs im Zeitalter der Merowinger. Halle 1873.
Lex Salica, herausgegeben von H. Geffcken. Leipzig 1898.
Ed. Winkelmann: Allgemeine Verfaſſungsgeſchichte. Leipzig 1901.
G. Waitz: Deutſche Verfaſſungsgeſchichte. II, III, IV: Die Verfaſſung des Fränkiſchen Reiches. 3. Aufl. Berlin 1882.
H. Brunner: Deutſche Rechtsgeſchichte. 2 Bde. Berlin 1887.
R. Sohm: Die altdeutſche Reichs- und Gerichtsverfaſſung. I. Die Fränkiſche Reichs- und Gerichtsverfaſſung. Weimar 1871.

N. D. Fustel de Coulanges: Histoire des institutions politiques de l'ancienne France. 2. Aufl. 6 Bde. Paris 1888.
Gerh. Seeliger: Volksrecht und Königsrecht? In: Historische Vierteljahrschrift 1898.
K. Th. v. Inama-Sternegg: Deutsche Wirtschaftsgeschichte. 3 Bde. Leipzig 1879.
K. Lamprecht: Deutsches Wirtschaftsleben im Mittelalter. 4 Bde. Leipzig 1886.
Theo Sommerlad: Die wirtschaftliche Thätigkeit der Kirche in Deutschland. I. Leipzig 1900.
W. Sickel: Die Privatherrschaften im Fränkischen Reiche. In: Westdeutsche Zeitschrift 1896.
Edgar Loening: Geschichte des deutschen Kirchenrechts. 2 Bde. Straßburg 1878.
Alb. Hauck: Kirchengeschichte Deutschlands. 3 Bde. Leipzig 1887. 2. Aufl. Leipzig 1898.
A. Marignan: Études sur la civilisation Française. I. La société Mérovingienne. II. Le culte des saints sous les Mérovingiens. Paris 1899.
E. A. Bernoulli: Die Heiligen der Merovinger. Tübingen 1900.

21. Abschnitt.

Italien und das Papsttum.

(Vgl. 5.—6. und 7.—10. Abschnitt.)

Mon. Germ. hist. Scriptores rerum Langobardicarum, namentlich Pauli Historia Langobardorum (bis 744). Liber pontificalis, ed. L. Duchesne. 2 Bde. Paris 1886. Gestorum pontificum Romanorum I. (bis 715), ed. Th. Mommsen, Mon. Germ. hist.
Epistolae Gregorii I. In: Mon. Germ. hist.
Ch. Diehl: Étude sur l'administration Byzantine dans l'exarchat do Ravenne. Paris 1888.
L. Mor. Hartmann: Geschichte Italiens im Mittelalter. 2 Bde. Leipzig 1897.
Ferd. Gregorovius: Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. 8 Bde. 4. Aufl. Stuttgart 1886.
Alfr. von Reumont: Geschichte der Stadt Rom. 3 Bde. Berlin 1867.
Hartm. Grisar: Geschichte Roms und der Päpste im Mittelalter. I. Freiburg 1901.
Caesar Baronius: Annales ecclesiastici (bis 1198). 12 voll. Romae 1588—1593, dann mehrfach.
Phil. Jaffé, Regesta pontificum Romanorum (bis 1198). Berolini 1851. 2. Aufl. Berlin 1885.
Rud. Baxmann: Die Politik der Päpste von Gregor I. bis auf Gregor VII. 2 Bde. Elberfeld 1868.
Jos. Langen: Geschichte der römischen Kirche bis zum Pontifikat Leos I. Gotha 1881, nebst Fortsetzung von Leo I. bis Nicolaus I. Gotha 1885.
Benedicti regula monachorum, rec. Ed. Woelfflin. Lipsiae 1895 (vgl. L. Traube in Abhandl. Akademie München. Hist. Klasse XXI.
Ad. Harnack: Das Mönchstum, seine Ideale und Geschichte. 3. Aufl. Gießen 1886.

Max Heimbucher: Die Orden und Kongregationen der katholischen Kirche. 2 Bde. Paderborn 1896.

22. Abschnitt.

Die ersten Karolinger.

(Vgl. Abschnitt 19—20.)

Bibliographie bei F. Dahn: Die Könige der Germanen. VIII. Band.
Engelb. Mühlbacher: Die Regesten des Kaiserreiches unter den Karolingern. Innsbruck 1889. 2. Aufl. Innsbruck 1899.
Theod. Sickel: Acta regum et imperatorum Karolinorum digesta et enarrata. 2 Bde. Wien 1867.
G. Richter und H. Kohl: Annalen der deutschen Geschichte im Mittelalter. II. Annalen der Fränkischen Kaiser im Zeitalter der Karolinger. Halle 1885.
E. Mühlbacher: Deutsche Geschichte unter den Karolingern. (Bibliothek deutscher Geschichte.)
H. E. Bonnell: Die Anfänge des Karolingischen Hauses. Berlin 1866.
Th. Breysig: Jahrbücher des Fränkischen Reiches, 714—741. Leipzig 1869.
H. Hahn: Jahrbücher des Fränkischen Reiches, 741—762. Berlin 1863.
L. Oelsner: Jahrbücher des Fränkischen Reiches unter König Pippin. Leipzig 1871.
Th. Lindner: Die sogenannten Schenkungen Pippins, Karls des Großen und Ottos I. Stuttgart 1896.
Wilh. Sickel: Kirchenstaat und Karolinger. In: Historische Zeitschrift. 84. Band.

23. und 24. Abschnitt.

Karl der Große.

(Vgl. Abschnitt 22.)

Erzählende Quellen in Monumenta Germ. hist. Scriptores I und II. Namentlich Einhardi Vita Karoli Magni. Annales regni Francorum (741—829), qui dicuntur Annales Laurissenses majores et Einhardi, rec. Fr. Kurze. Hannover 1895. Epistolae aevi Karolini; Poetae aevi Karolini.

Bernh. Simson: Jahrbücher des Fränkischen Reiches unter Karl dem Großen. 2 Bde. Leipzig 1888, 1883.
Sigm. Riezler: Geschichte Baierns. I. Gotha 1878.
Wilh. Sickel: Die Kaiserwahl Karls d. Großen. In: Mitteilungen des Instituts für Oesterreichische Geschichtsforschung. 20. Band.
Th. Lindner: Die Fabel von der Bestattung Karls des Großen. Aachen 1893; vgl. Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins 1892, 1896, 1897.
Phil. Heck: Die altfriesische Gerichtsverfassung. Weimar 1894. Die Gemeinfreien der Karolingischen Volksrechte. Halle 1900.
Joh. Ad. Ketterer: Karl der Große und die Kirche. München 1898.
A. Gasquet: Etudes Byzantines, l'empire Byzantin et la monarchie Franque. Paris 1888.

Ad. Ebert: Allgemeine Geschichte der Litteratur im Mittelalter. 2. Aufl. 3 Bde. Leipzig 1889.

25. Abschnitt.

Der Zerfall des karolingischen Reiches.

(Vgl. die vorhergehenden Abschnitte.)

Quellen: zwei Lebensbeschreibungen Ludwigs des Frommen, von Thegan und dem sogenannten Astronomus; Annales Bertiniani (bis 882), ed. G. Waitz. Hannoverae 1883; Annales Fuldenses (bis 901), ed Fr. Kurze. Hannoverae 1891; Nithardi Historiae (bis 842); die Gedichte des Ermoldus Nigellus.

Bernh. Simson: Jahrbücher des fränkischen Reiches unter Ludwig dem Frommen. 2 Bde. Leipzig 1874.

Ernst Dümmler: Geschichte des Ostfränkischen Reiches. 2. Aufl. 3 Bde. Leipzig 1887.

Wilh. Sickel: Die Kaiserkrönungen von Karl bis Berengar. In: Historische Zeitschrift. 82. Bd. 1898.

Paul Hinschius: Das Kirchenrecht der Katholiken und Protestanten in Deutschland. 5 Bde. Berlin 1869.

Decretales Pseudoisidorianae et capitula Angilramni, rec. P. Hinschius. Lipsiae 1863.

K. von Noorden: Hinkmar, Erzbischof von Reims. Bonn 1863.

H. Schrörs: Hinkmar, Erzbischof von Reims. Freiburg 1884.

Jos. Langen: Geschichte der römischen Kirche von Nicolaus I. bis Gregor VII. Gotha 1892.

Wilh. Scherer: Geschichte der deutschen Litteratur. 7. Aufl. Berlin 1894.

Joh. Kelle: Geschichte der deutschen Litteratur von den ältesten Zeiten bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts. Berlin 1892.

26. Abschnitt.

Britannien und der Norden.

Die größte Sammlung englischer Geschichtsquellen sind: Rerum Britannicarum medii aevi scriptores. London 1858.

Außer den wenig enthaltenden Schriften des Gildas und Nennius ist die Hauptquelle: Bedae Hist. ecclesiastica gentis Anglorum (bis 731), vielfach herausgegeben. Dann die zur Zeit Aelfreds redigierte angelsächsische Chronik: Anglo-Saxon Chronicle, fortgeführt bis 1154, herausgegeben von Thorpe 1861 (mit neuenglischer Uebersetzung) und Earle 1865, zweite Ausgabe von Plummer 1889. Asserii Gesta Aelfredi regis, Monumenta hist. Britannica I.

Die Urkunden sind gesammelt von J. M. Kemble: Codex dipl. aevi Saxonici. 6 Bde. London 1839; W. Gray de Birch: Cartularium Saxonicum. London 1885.

Die Gesetze, herausgegeben von Thorpe in Ancient Laws and Institutes of the Anglo-Saxons, 1840, und mit deutscher Uebersetzung von Reinhold Schmid: Die Gesetze der Angelsachsen. 2. Aufl. Leipzig

1858, und F. Liebermann: Die Gesetze der Angelsachsen, I. Text und Uebersetzung (noch nicht vollendet). Halle 1898.

Vorzügliche Hilfsmittel für die gesamte englische Geschichte sind die Werke von Sam. R. Gardiner (and Mullinger): Introduction to the study of English hist. 1881, mit Uebersicht über Quellen und andere Litteratur, ebenso Sam. R. Gardiner: The students history of England. N. ed. London 1896.

J. M. Lappenberg: Geschichte von England. 2 Bde. Hamburg 1834.

J. Rich. Green: History of the English people, seit 1877 mehrere Ausgaben, auch deutsche Uebersetzung von Stern.

E. A. Freeman: The history of the Norman conquest. 6 Bde. Oxford 1867. Der erste Band enthält eine ausführliche Darlegung der Verhältnisse unter den Angelsachsen.

J. M. Kemble: The Saxons in England. London 1849 (1876). Deutsch von Brandes, 1853.

Ed. Winkelmann: Geschichte der Angelsachsen bis zum Tode König Aelfreds (bei Oncken).

Reinh. Pauli: König Aelfred und seine Rolle in der Gesch. Englands. Berlin 1851. (Auch englisch übersetzt.)

Der Grundriß der germanischen Philologie III. (vgl. 456) enthält Abschnitte über englische und nordische Wirtschaft von Inama-Sternegg, und über Recht von Amira.

Ed. Winkelmann: Allgemeine Verfassungsgeschichte. Leipzig 1901.

Will. Stubbs: The constitutional history of England in its origin and development. 5. Aufl. 3 Bde. Oxford 1896.

M. Büdinger: Vorlesungen über englische Verfassungsgeschichte. Leipzig 1880.

Rud. Gneist: Englische Verfassungsgeschichte. Berlin 1882.

B. Ten Brink: Geschichte der englischen Litteratur, I. 2. Aufl. Straßburg 1899.

Rich. Wülcker: Geschichte der englischen Litteratur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Leipzig 1896.

— Grundriß zur Geschichte der angelsächsischen Litteratur. Leipzig 1885.

Alph. Bellesheim: Geschichte der katholischen Kirche in Irland. 3 Bde. Mainz 1890.

Für die nordische Geschichte verzeichne ich außerdem nur das, was für die Wikingerzüge zu erwähnen ist.

Im Grundriß der Germanischen Philologie III, Abschnitt über „Skandinavische Verhältnisse" von V. Gudmundsson und Kr. Kalund.

A. M. Strinnholm: Wikingszüge, deutsch von Frisch. 2 Bde. Hamburg 1839.

P. A. Munch: Das heroische Zeitalter der nordisch-germanischen Völker und die Wikingerzüge, deutsch von Claussen. Lübeck 1854.

H. O. Hildebrand: Das heidnische Zeitalter in Schweden, deutsch von Joh. Mestorf. Hamburg 1873.

J. J. A. Worsaae: Die Vorgeschichte des Nordens, deutsch von Joh. Mestorf. Hamburg 1878.

Oskar Montelius: Die Kultur Schwedens in vorgeschichtlicher Zeit, deutsch von Appel. Berlin 1885.

Steenstrup: Normannerne. 4 Bde. Kopenhagen 1876. (Hauptwerk.)

E. Mogk: Kelten und Nordgermanen im 9. und 10. Jahrhundert. Leipzig 1896.

A. M. Hansen: Nordsk Folkespsykologie. Christiania 1899.

Reinh. Werner: Das Seewesen der germanischen Vorzeit. In: Westermanns Monatshefte 1883. 53. Band.

27. Abschnitt.

China.

Ferd. von Richthofen: China I, II. Berlin 1877.
Aug. Gützlaff: Geschichte des chinesischen Reiches. Herausgegeben von Neumann. Stuttgart 1847.
S. von Fries: Abriß der Geschichte Chinas seit seiner Entstehung. Wien 1884.
H. H. Howorth: History of the Mongols. 3 Bde. London 1876—80.
The sacred books of China, translated by J. Legge (The sacred books of the East); The Chinese Classics with a translation by J. Legge. 7 Bde. Hongkong 1861.
Victor von Strauß: Shi-king. Das kanonische Liederbuch, übersetzt und erklärt. Heidelberg 1880.
H. Plath: Die Religion und der Kultus der alten Chinesen. München 1862. (Abhandl. Akad.)
C. de Harlez: Les religions de la Chine. Leipzig 1891.
James Legge: Life and teachings of Confucius. 6. Aufl. London 1887.
G. von der Gabelentz: Confucius und seine Lehre. Leipzig 1888.
Rud. Dvorak: Chinas Religionen. I. Confucius und seine Lehre. München 1895.
H. Eudo: Das Leben und die pädagogische Bedeutung des Confucius. Leipzig 1893.
Lao-Tze's Tao-teh-king (Chinese-English) by P. Carus. Chicago 1898.
Friedr. Hirth: Die Ahnentafel Attilas (vgl. oben S. 457).
O. P. von Möllendorff: Die große Mauer von China. In: Zeitschrift der Deutschen Morgenländ. Gesellschaft. 35. Band. 1881.
Friedr. Hirth: Chinesische Studien, I. München 1890. — Ueber fremde Einflüsse in der chinesischen Kunst. München 1896.
Aug. Conrady: Die Beziehungen der chinesischen Kultur zur abendländischen. Leipzig 1898.

28. Abschnitt.

Indien.

Katalog der Bibliothek der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft (vgl. oben S. 458).
Grundriß der indo-arischen Philologie und Altertumskunde. Herausgegeben von G. Bühler und Kielhorn. Straßburg 1896.
Christ. Lassen: Indische Altertumskunde. 2. Aufl. 4 Bde. Leipzig 1867.
Max Duncker: Geschichte des Altertums, III. 5. Aufl. Berlin 1878.
S. Lefmann: Geschichte des alten Indiens (bei Oncken).
W. W. Hunter: A brief history of the Indian peoples. Oxford 1895.
Max Müller: Indien in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung. Deutsch von Capeller. Leipzig 1884.
E. Windisch: Ueber die Bedeutung des indischen Altertums. Leipzig 1895.

Heinrich Zimmer: Altindiſches Leben. Die Kultur der vediſchen Arier. Berlin 1879.
Alfr. Hillebrandt: Alt-Indien; kulturgeſchichtliche Skizzen. Breslau 1899.
Joſ. Dahlmann: Das altindiſche Volkstum in ſeiner Bedeutung für die Geſellſchaftskunde. Köln 1899.
Jul. Jolly: (Indiſches) Recht und Sitte, im Grundriß.
R. Fick: Die ſoziale Gliederung im nordöſtlichen Indien zu Buddhas Zeit. Kiel 1897.
The sacred books of the East, translated — and ed. by F. Max Müller. Oxford 1879 ff.
Aug. Barth: Les religions de l'Inde. Paris 1879. Engliſche Ueberſetzung von J. Wood. London 1900.
Edw. W. Hopkins: The religions of India. Boſton 1895.
Edm. Hardy: Indiſche Religionsgeſchichte. Leipzig 1898.
Herm. Oldenberg: Die Religion des Veda. Berlin 1894.
H. Kern: Der Buddhismus und ſeine Geſchichte. Deutſch von H. Jacobi. Leipzig 1882. Desgleichen Manual of Indian Buddhism (im Grundriß).
Edm. Hardy: Der Buddhismus. Münſter 1890.
Herm. Oldenberg: Buddha. 3. Aufl. Berlin 1897.
T. W. Rhys Davids: Der Buddhismus. Ueberſetzt von A. Pfungſt. Leipzig o. J. (Reclam.)
Joſ. Dahlmann: Buddha. Berlin 1898.
P. Deuſſen: Allgemeine Geſchichte der Philoſophie mit beſonderer Berückſichtigung der Religionen. I. Leipzig 1894 f.
Leop. v. Schroeder: Indiens Litteratur und Kultur in hiſtoriſcher Entwickelung. Leipzig 1887.
Albr. Weber: Akademiſche Vorleſungen über indiſche Litteraturgeſchichte. 2. Aufl. Berlin 1876.
Rich. Piſchel: Die Heimat des Puppenſpiels. Halle 1901.

Perſonen- und Orts-Verzeichnis.

Aachen 345, 346, 348, 350, 354, 356.
Abbas 215.
Abbaſiden 209, 216, 217, 218, 241, vgl. Khalifat.
Abderrahman, Heerführer 312.
Abderrahman, Omeijade 216.
Abdul-Melik, Khalife 212, 221.
Abeſſinien 134, 156, 169, 170, 188.
Abu-Bekr, Khalife 194, 195, 201, 202, 203, 210.
Abu-Hanifa 228.
Abu-Nuwas 234.
Abydus 240.
Adrianopel 13, 88.
Adriatiſches Meer 176, 178, 256, 329.
Aegäiſches Meer 242, 246, 255.
Aegidius 268.
Aegypten, Aegypter 14, 24, 26, 27, 63, 93, 122, 143, 153, 169, 170, 172, 174, 202, 204, 208, 209, 212, 213, 220, 237, 238, 240, 245, 254, 259, 392, 393.
Aelfred der Große, König von England 383—387.
Aethelbert von Kent 372.
Aethelwulf, König von England 384.
Aethiopien, ſiehe Abeſſinien.
Aëtius 95—97, 104.
Afghaniſtan 433.
Afrika 6, 12, 14, 20, 24, 38, 47, 64, 95, 98, 102, 104, 107, 108, 155, 157, 171, 175, 184, 213, 214, 216, 237, 238, 240, 241, 254, 258, 304, 307, 384.
Agathias 147.
Agatho, Papſt 238.
Agilulf, König der Langobarden 296, 303.
Agilulfinger 270, vgl. Bayern.
Aglabiten 216, 259.
Agricola 368.
Aila 134.
Aiſcha 194, 201, 209.
Aiſtulf, König der Langobarden 310, 320, 321, 322.
Alanen 88, 95, 137.
Alarich, König der Weſtgoten 65, 93, 94, 95, 101, 145.
Alarich II., König der Weſtgoten 111, 269.
Alboin 109.
Alemannen, Alemannien 9, 89, 105, 267, 268, 270, 272, 278, 292, 293, 316, 330, 351, 352.
Alexander der Große 72, 236, 431, 432, 444.
Alexander Severus 9.
Alexandria 19, 54, 134, 140, 154, 170, 174, 204, 226.
Ali, Khalife 209, 210, 211, 212, 215, 233, 237.
Aliden, 211, 216, 218, 233, vgl. Schiiten.
Alkuin 344, 366, 373.
Al-Manſur, Khalife 216, 217, 222, 235.
Alpen, Alpenländer 104, 114, 137, 270, 271, 320, 324, 357.
Amalaſwintha 106, 107, 108.
Amalfi 297.
Ambroſius v. Mailand 65, 304.
Amerika 378, 391.
Ammianus Marcellinus 30.
Amr 203, 204, 209.
Amſivarier 90.
Anaſtaſius I., Kaiſer 126, 146, 147, 156, 168.

Anastasius II., Kaiser 239, 271.
Ancona 297.
Andernach 354.
Angeln 90.
Angelsachsen 105, 343, 370—388, vgl. Britannien, England.
Angilbert 343, 352.
Anglia 377.
Angrivarier 90.
Ansegisel 311.
Anthemius 98.
Antiochia 19, 30, 54, 134, 140, 169, 250, 411.
Antonina, Gemahlin Belisars 148.
Antoninus 8, 158, 369.
Apulien 297.
Aquileja 92, 97.
Aquitanien 293, 312, 316, 323, 324, 349, 350, 352.
Araber, Arabien 85, 111, 126, 136, 161, 166, 169, 170, 174, 175, 179, 183 ff., 205, 208, 213, 214, 216, 217, 221, 225, 226, 232, 234, 378, 414, 439, 440, 447, 451, s. Khalifat.
Arabischer Meerbusen 134, 163.
Aralsee 159.
Ararat 160.
Arcadius, Kaiser 13, 92, 93, 145.
Arethas 168, vgl. Ghassaniden.
Ariadne, Tochter Leos I. 146.
Arier 162, 418, 419, 421, 429, 431, 444, 445, 462, vgl. Perser, Inder.
Arioviſt 73.
Aristoteles 235.
Arius 52.
Armagh 369.
Armenien, Armenier 14, 136, 143, 153, 154, 160, 161, 169, 170, 249, 255.
Arminius 72, 81.
Arnolf, Kaiser 354, 355, 363.
Arnolf, Bischof von Metz 310, 311, 316.
Arsaciden 162, 168, vgl. Parther.
Artaschir I., Großkönig 162.
Artavasdus 246.
Asien 6, 14, 93, 124, 125, 135, 136, 156, 158, 159, 161, 391, 431, 432, 444.
Asoka, König von Indien 426, 432, 433.
Aspar 137, 146.
Asturien 215.
Athalarich, König der Ostgoten 106, 107.
Athanagild, König der Westgoten 286.
Athanarich, König der Goten 87.
Athaulf, König der Langobarden 94, 95, 99.
Athen 145, 153, 237.
Athenais 145, s. Eudocia.
Atlantischer Ozean 5, 69, 126, 368.
Attigny 327.
Attila 96, 97, 101, 146, 299, 408, 457, vgl. Hunnen.
Augsburg 14.
Auguſtin (der Heilige) 65, 66, 303, 304, 345, 365.
Auguſtinus, Propſt 372.
Auguſtus 6, 72, 84.
Aurelian 87.
Auſtraſien 272, 274, 294, 311, 312, 318.
Authari, König der Langobarden 109, 270, 303.
Avaren 109, 171—173, 177, 178, 237, 256, 271, 328, 329.
Avitus 98.
Axum, s. Abeſſinien.

Babylon, Babylonier 393, 418.
Bactrien 431—433.
Baden 89.
Bagauden 23.
Bagdad 207, 218, 224, 226, 241.
Balearen 104, 342.
Balkanhalbinſel 11, 87, 93, 137, 146, 155, 158, 159, 176—178.
Barcelona 324.
Bardas 250, 252, 360.
Bari 259.
Barka 213.
Baſel 354.
Baſiliscus, Kaiser 146.
Baſilius I., Kaiser 250.
Baſilius der Große von Cäſarea 64.
Basken 324.
Basra 207, 209, 211, 227.
Bataver 90.
Bayern 270, 271, 278, 292, 293, 303, 316, 318, 328, 329, 330, 338, 346, 350, 352, vgl. Agilolfinger, Thaſſilo, Markomannen.
Beda 372, 373, 380, 387.
Belgien 325.
Belgrad 178.
Beliſar 108, 147, 149, 156, 157, 168.
Benares 426.
Benedict IV., Papſt 363.

Benedict v. Nursia 304—306, 316, 364.
Benevent 109, 296, 297, 309, 310, 324, 330, 331, 334, 339, 357.
Bengalen 433.
Berbern 213, 214, 216, vgl. Mauren.
Berengar, Kaiser 362, 363.
Bernicia 372.
Bertha, Gemahlin Aethelberts von Kent 372.
Bertha, Tochter Karls des Großen 352.
Birma 434.
Bocholt 327.
Böhmen 84, 90, 256, 270, 329, 342.
Böhmerwald 114, 271.
Boetius 387.
Bonifacius, Statthalter von Afrika 95, 96.
Bonifatius 316—320, 325, 338, 373.
Bonn 356.
Boris, Fürst von Bulgarien 258, 360.
Boso, König von Niederburgund 354, 362.
Bosporus 11, 114, 135, 172, 240, 241, 255.
Bosporus (Stadt) 156.
Bozen 271.
Brahmanen, Brahmanentum 183, 421—423, 428, 430, 434, 436, 437, 440, 441, 444.
Bretagne 324, 339, 371.
Britannien, Briten 5, 9, 12, 14, 38, 90, 91, 105, 114, 267, 303, 346, 368—388, vgl. England.
Bructerer 90.
Brügge 325.
Brunichildis 286, 287, 310.
Buddha, Buddhismus 183, 230, 234, 404, 410—413, 426—444.
Bukhari 228.
Bulgaren 147, 177, 178, 238, 246, 249, 256, 258, 360. Fürst Boris.
Burgund, Burgunder 90, 97, 104, 267, 269, 270, 272, 277, 286, 292, 352, 355, 363.
Byzanz, Byzantinisches Kaisertum u. s. w. 85, 101—109, 111, 112, 116—180, 200, 201, 203—205, 211, 213—215, 217—220, 222, 224, 236—266, 269, 270, 287, 296, 297, 300, 301, 307—309, 312, 320, 321, 324, 327, 330, 331—336, 345—347, 361, 364, 378, 413, 414, 447—449, 451.
Byzantinische Kaiser: Arcadius, Theodosius I.—III., Marcian, Leo I.—V., Basiliscus, Zeno, Anastasius I., II., Justinus I., II., Justinian I., II., Tiberius II., III., Mauricius, Phocas, Heraclius, Heracleonas, Constans II., Konstantin III., IV., V., VI., Leontius, Philippicus, Irene, Nicephorus II., Michael I., II., III., Theophilus, Basilius I.

Caesar 72, 80, 84.
Caesarea 203.
Cambray 354.
Campagna 308.
Caninefaten 90.
Canterbury 371, 372, 384.
Cassiodorius 17, 305.
Cerdic 377.
Ceuta 213.
Ceylon 431, 433, 434.
Chadidscha 189, 194.
Chalcedon 143, 153, 172, 173.
Chalid 201, 203.
Chamaven 90, 278, 341.
Chatten 82, 90, 271, s. Hessen.
Chattuarier 90.
Chauken 90.
Cherson 134, 156, 238.
Cherusker 90.
Chester 385.
Childebert II., Frankenkönig 286, 289.
Childebert, Sohn Grimoalds 311.
Childerich I., Franke 268.
Childerich III., Frankenkönig 316.
Chilperich, Frankenkönig 286.
China, Chinesen 123, 126, 134, 158, 159, 163, 165, 169, 223, 389 bis 415, 418, 435, 444, 446.
(China) Dynastien: Hia, Schang, Tschou, (Lu) Tschin, Han, Tang, Sung. — Kaiser: Ju, Jao, Weng, Wu, Schi-Hoang-ti, Hu-Hai, Liupang, Ming, Tai-tsung, Tai-Dsu.
Chlodowech I., Frankenkönig 267 ff., 271, 273.
Chlodowech II., Frankenkönig 286, 311.
Chlotar I., Frankenkönig 286.
Chlotar II., Frankenkönig 286, 287, 310.
Chosrau I., Großkönig 165, 166, 169, 170.
Chosrau II., Großkönig 166—173, 202.
Churrätien 272.

Chuzistan 210.
Cilicien 253.
Cimbern 72, 82, 84.
Claudius 9, 87.
Columba der Aeltere 370.
Columbanus 292.
Commodus 8, 9, 86.
Confucius s. Konfutse.
Constans I., Kaiser 13.
Constans II., Kaiser 237, 308.
Constantinus s. Konstantin.
Constantius Chlorus 10, 369.
Constantius I. 13, 53.
Constantius, Gemahl der Placidia 95.
Cordova 215.
Corvey 366.
Cypern 255.
Cyrillus 257, 258.

Dacien 7, 14, 87, 178.
Dänen 329, 330, 371, 379, 384, 385, 387.
Dagobert I., Frankenkönig 287, 311.
Dalmatien 178, 256.
Damascus 179, 203, 207, 211, 217, 226, 230, 234, 235.
Danelaw 385.
Darius 161.
Dastagerd 173.
Decius 9, 49, 87.
Decumatland 89.
Deira 372.
Dekhan 431.
Delem 203.
Delphi 125.
Detmold 327.
Desiderius, König der Langobarden 323, 328.
Diadochen 444.
Diocletian 9—11, 24, 37, 49, 51, 91, 122.
Dion Cassius 30.
Dniepr 253.
Domitian 8.
Donau 8, 9, 11, 14, 24, 72, 86, 88, 90, 92, 95, 97, 105, 109, 114, 135, 171, 178, 238, 257, 270, 329, 451.
Drau 178.
Dschaafar 218.
Dschaina 436, 437, 440, 441.
Dschelam 431.
Dscheng s. Schi-Hoang-Ti.
Dublin 384.
Durance 270.

Ebo, Erzbischof von Reims 358.
Ebroin 311.
Ecbert, König v. England 377, 384.
Edessa 160, 188.
Eger 329.
Eider 90, 326.
Einhard 331, 333, 343, 344.
Elagabal 37.
Elbe 72, 90, 109, 114, 159, 270, 326, 327, 342.
Ellora 442.
Elsaß 72, 89, 272, 293, 352, 354.
Emin, Khalife 218.
Ems 90, 325.
Engern 326.
England 305, 316, 317, 330, 344, 370—388. Könige: Aethelbert, Penda, Offa, Ecbert, Aethelwulf, Aelfred, vgl. Angelsachsen, Britannien.
Ephesus 142.
Ephthalitische oder weiße Hunnen 163, 169.
Epirus 178.
Eresburg 326.
Errig, König der Westgoten 111.
Erzgebirge 329.
Essen 325.
Essex 372.
Euclid 235.
Eudocia, Gemahlin Theodosius' II. 145.
Eudoxia, Gemahlin Valentinians III. 95, 97, 98, 145.
Eugenius 54.
Euphrat 5, 7, 11, 14, 134, 160, 168, 207, 208, 212, 393.
Eurich, König der Westgoten 104, 111.
Eusebius 65.

Faröerinseln 384.
Fatime, Tochter Muhammeds 209.
Ferghana 212.
Fichtelgebirge 329.
Finnland, Finnen 379, 380, 384.
Flavius Basilius 128.
Flavus 81.
Florenz 93.
Fo 411, s. Buddha.
Fontenoy 352.
Formosus, Papst 363.
Forth 372.
Fostat 207, 220.
Franken, Fränkisches Reich u. s. w. 9, 89, 90, 95, 97, 105, 109, 111,

155, 215, 245, 253, 256, 257, 258, 263—368, 371, 380, 383, 384, 385, 387, 388, 448, 449, 451, vgl. Merowinger, Karolinger.
Frankfurt 331.
Fredegundis 286, 287.
Friaul 362.
Friesland, Friesen 82, 90, 271, 278, 312, 317, 318, 325, 326, 330, 334, 352, 353, 373, 379.
Fulda, Fluß 326.
Fulda, Kloster 318, 366, 367.

Gailswintha 286.
Galenus 235.
Galienus 9.
Gallächien 95.
Galla Placidia 95, 96, 99.
St. Gallen 366.
Gallien 5, 12, 24, 47, 64, 69, 72, 90, 91, 94, 95, 96, 98, 100, 103, 104, 105, 173, 177, 178, 215, 253, 265, 266, 267, 276, 300, 304, 369.
Gallus 292.
Ganges 417, 421, 431, 432.
Garonne 269.
Gelimer, König der Vandalen 107, 108.
Genserich, König der Vandalen 95, 97, 107, 145, 299.
Gent 325.
Genua 296.
Georgien, Georgier 160, 161.
Gepiden 97, 105, 109, 137.
Gerberga, Gemahlin Karlmanns 363.
Germanen, Germanien 7, 8, 68—116, 122, 136, 137, 158, 159, 177, 178, 263—388, 416, 426, 448—451.
Germanus, Patriarch 243.
Ghassaniden 165, 185, 201, 208, 208, vgl. Arethas.
Gibraltar 214.
Glycerius 98.
Götaland 379.
Goldenes Horn 124.
Gordian 10.
Gotama 426, s. Buddha.
Goten 9, 82, 87, 88, 90, 94, 96, 105, 106, 108, 109, 153, 155—157, 177, 379, s. Ost- und Westgoten.
Gregor I., der Große, Papst 301—307, 316, 372, 387.
Gregor II., Papst 309, 317.
Gregor III., Papst 309, 310, 317.
Gregor IV., Papst 351.
Gregor der Erleuchter 160.
Gregor von Tours 268, 289.
Griechenland, Griechen 6, 19, 20, 26, 29, 30, 47, 69, 87, 93, 122, 126, 161, 243, 255, 418, 432, 445, s. Byzantiner.
Grimoald, Sohn Pippins I. 311.
Grönland 378.
Großarmenien 163.
Gundobad, König der Burgunder 98. 270.
Gunthchramn, König der Franken 286.
Guorthigirn, König der Briten 371.
Guthrum, König der Dänen 385.

Hadi, Khalife 218.
Hadramaut 185.
Hadrian 8, 368.
Hadrian I., Papst 248, 323, 324, 328, 330, 331, 357.
Hadrian II., Papst 257, 367.
Hämus s. Balkan.
Haggag 215.
Haiderabad 442.
Hamburg 364.
Hamiten 169.
Han, Chinesische Dynastie 410, 411.
Harranier 188.
Harun al Raschid, Khalife 218, 346.
Hase 327.
Hassan, Sohn Alis 211.
Helena, Mutter Konstantins 125, 172.
Helme 271.
Hengist 371.
Heracleonas, Kaiser 236, 237.
Heraclius, Kaiser 127, 170 ff., 203, 204, 236, 238, 271.
Hermunduren 90.
Heruler 97, 105.
Hessen 73, 82, 271, 318, s. Chatten.
Hia, Chinesische Dynastie 394.
Hidschaz 188.
Hienheim 72.
Hieromak 203.
Hieronymus 304.
Hilderich, König der Vandalen 107.
Himalaja 421.
Himjariten 156, 169, 170.
Hindu 437, 444.
Hindukusch 415.
Hinkmar, Erzbischof v. Reims 366, 367.
Hippokrates 235.
Hira 134, 168, 185, 202, 203, vgl. Lachmiden.

Hiung-nu 408, 410, ſ. Hunnen.
Hoangho 392, 394, 405, 409, 414.
Holſtein 325, 326.
Honoria 96.
Honorius 13, 16, 92, 93, 94, 95, 102.
Hormizd, Großkönig 170.
Horſa 371.
Hrabanus Maurus 366.
Hu-Hai, Kaiſer von China 410.
Hunnen 75, 86, 96, 97, 119, 122, 136, 156, 177, 179, 457, vgl. Hiung-nu, Attila.
Hußein, Sohn Alis 212.
Hy oder Jona 370.
Hygelag, Dänenkönig 379.
Hypatius 147.

Iberer 160.
Ibn Iſchak 235.
Ignatius, Patriarch 360.
Illyrien, Illyrer 11, 12, 93, 122, 178, 250, 309.
Inder, Indien 5, 69, 123, 126, 134, 156, 158, 159, 163, 165, 169, 179, 184, 209, 212, 230, 233, 235, 410, 412—446. Könige: Aſoka, Kaniſchka, Tſchandra-Gupta.
Indiſcher Ozean 69.
Indogermanen 28, 68—71, 85, 159, 160, 162, 176, 177, 263, 415—418, 438, 444.
Indoſkythen 433.
Indus 163, 212, 419, 431, 432.
Ingelheim 328, 346.
Iran 159, 163, 416, 432, 435.
Iraq 208, 210, 217, 227, 228, 230, 233.
Irene, Kaiſerin 248, 249, 330, 333, 334.
Irland 292, 293, 304, 316, 369—373, 384.
Iroſchotten 292, 293, 316, 343, 371, 373.
Iſaurien, Iſaurier 136, 137, 146, 239, 240.
Island 223, 370, 378, 380, 384.
Iſmaeliten 185.
Iſſus 172.
Iſthmus von Korinth 155.
Iſtrien 256, 296, 324.
Italien 4, 10, 12, 19, 20, 23, 24, 47, 64, 69, 82, 87, 91, 92, 95, 98, 99, 100, 102, 105—111, 123, 137, 155—158, 171, 176—178, 237, 241, 243, 253, 256, 259, 267, 270, 271, 295—310, 320—324, 332, 334, 341—347, 350—357, 361—364, 371—373, 384, 450, 452, ſ. Ober- und Unteritalien.
Jamna 421.
Jao, Kaiſer von China 394, 400.
Japan 412, 435.
Jarrow 373, 380.
Jathrib ſ. Medina.
Java 434.
Javana 432.
Jaxartes 212.
Jemen 185.
Jeruſalem 44, 140, 172—174, 190, 192, 203, 235, 346.
Jeſid I., Khalife 212.
Jezdegerd III., Großkönig 173, 203.
Johann VIII., Papſt 257, 361—363.
Johann X., Papſt 363.
Johann von Damascus 250.
Johann der Kappadocier 150.
Johannes, Oberhofnotar 94, 95.
Johannes, Patriarch 302.
Johannes Scotus, Erigena 365.
Joktaniden 185.
Jovian 13, 14, 162.
Juden, Judentum 28, 184, 173, 177, 179, 183, 187, 188, 190, 192, 196, 200, 245, 283, 342.
Judith, Gemahlin Kaiſer Ludwigs des Frommen 349, 350, 351.
Jü, Kaiſer von China 394, 402.
Jüten, Jütland 105, 371, 378, 379.
Julian 13—15, 53, 54, 162, 247.
Julius Nepos 98.
Juſtinian I. 55, 107, 108, 111, 122, 127, 128, 133, 144 ff., 168—171, 177, 214, 236, 241, 250, 251, 270, 271, 277, 300, 346, 413.
Juſtinian II., Kaiſer 129, 238, 239, 308.
Juſtinus I., Kaiſer 147, 168.
Juſtin II., Kaiſer 170, 171.

Kabiſia 203.
Kabiz 214.
Kaedmon 374.
Kahina 213.
Kairo 207, 228.
Kairuwan 213, 220.
Kais 208.
Kalabrien 297.
Kalidaſa 437.
Kallinicus 242.
Kampanien 301.

Kanfu 414.
Kaniſchka, König von Indien 433.
Kanſu 409, 414.
Kanton 409, 414.
Kapilavaſtu 426.
Karl Martell 215, 310, 311, 312, 315, 316, 318, 319, 325.
Karl der Große 245, 256, 278, 310, 322—349, 355—358, 360, 361, 365, 377, 381, 386, 387, 450, 451.
Karl, Sohn Karls des Großen 331, 349.
Karl II. der Kahle, Kaiſer 350 bis 354, 362, 367.
Karl, Sohn Lothars I. 353, 354.
Karl III. (der Dicke), Kaiſer 353, 354, 356, 362.
Karlmann, Sohn Karl Martells 315, 316, 318.
Karlmann, Sohn Pippins III. 322, 323.
Karlmann, Sohn Ludwigs des Deutſchen 354, 362.
Karolinger 310—368, 450—452, ſ. Arnulf von Metz, Pippin der Aeltere, Anſegiſel, Grimoald, Childebert, Pippin der Mittlere, Karl Martell, Karlmann, Pippin der Jüngere, Karlmann, Karl der Große, Ludwig I. der Fromme, Karl, Pippin, Lothar I., Ludwig I. der Deutſche, Pippin, Karl d. Kahle, Ludwig der Stammler, Karl der Einfältige, Karlmann, Ludwig II., Karl III., Arnolf, Ludwig das Kind.
Karthago 95, 96, 107, 175, 213, 214, 258.
Kaſchgar 412.
Kaſchmir 419, 433, 434.
Kaſia 252.
Kaſpiſches Meer 69, 158, 159, 163, 203, 411.
Kaukaſus 88, 126, 159, 161, 168, 172.
Kawad I., Großkönig 166, 169.
Kawad II., Großkönig 173.
Kelb 208.
Kelten 69, 72, 84, 371.
Kent 372, 375, 377.
Kerbela 212.
Khaizuran 218.
Khalifat 201—236, 239—241, 249, 253, 255, 259, 263 ff., 312, 447 ff., vgl. Araber.
Khalifen: Abu Bekr, Omar, Othman, Ali, Muawija, Jeſid I., Merwan II., Abdul-Melik, Walid I., Suleiman, Abul-Abbas, Al-Manſur, Mahdi, Hadi, Harun-al-Raſchid, Emin, Mamun, Mutaſim.
Kharigiten 210—214, 230, 232.
Khiwa 212.
Khoraſan 218.
Khotan 156, 412, 413.
Khwarism 212.
Kiofuhieu 405.
Kleinaſien 6, 11, 47, 87, 136, 140, 160, 171, 175, 218, 237—246, 250, 255.
Klisma 134.
Köln 354, 356, 364.
Kolmar 351.
Konfutſe 400, 404—410, 412, 429, 430.
Konrad I., Herzog von Franken und König 355.
Konſtantin I., der Große 10—13, 24, 51, 52, 90, 91, 124, 126, 135, 139, 298, 299, 332, 369, 432.
Konſtantin II., Kaiſer 13, 51.
Konſtantin III., Kaiſer 236, 237.
Konſtantin IV. Pogonatus, Kaiſer 237.
Konſtantin V. Kopronymus, Kaiſer 241, 246—249, 254, 255, 320, 330, 331.
Konſtantin VI., Kaiſer 248, 249.
Konſtantin-Cyrillus 257.
Konſtantinopel 11, 15, 16, 64, 88, 92, 93, 95, 98, 100, 101, 107, 122, 124—128, 133, 140, 142 bis 147, 154, 156, 171—176, 211, 213, 237—240, 243, 246, 247, 250, 252—256, 271, 297, 299, 301, 312, 321, 332, 413.
Kopten 174, 176.
Koraiſch 187, 190, 191, 192, 209, 219.
Korea 409, 412, 415, 435.
Korſika 104, 324.
Kreta 216, 259.
Krim 88, 134, 156, 237, 238.
Kriſchna 437.
Kroaten, Kroatien 178, 255, 256.
Kteſiphon 134, 163, 165, 169, 173, 203, 217.
Kufa 207, 210, 212, 216, 220.
Kuturguren 156.

Lachmiden s. Hira.
Lambert, Kaiser 363.
Langobarden 88, 103, 109, 110, 137, 155, 157, 171, 178, 237, 270, 271, 273, 278, 296, 297, 300, 301, 307, 309, 310, 320—324, 330, 357, 361. Könige: Alboin, Authari, Agilulf, Rothari, Liutprand, Rachis, Aistulf, Desiderius.
Laotse 403, 404, 412.
Lazien 156, 160, 169.
Leo I., Papst 299.
Leo I., Kaiser 98, 137, 146.
Leo III., Kaiser 239—246, 250, 309, 312, 321.
Leo IV., Kaiser 248, 361.
Leo V., Kaiser 246, 249.
Leo III., Papst 331, 332, 333, 335, 337, 350.
Leo IV., Papst 357, 361.
Leontius, Kaiser 145, 238, 240.
Leovigild, König der Westgoten 111.
Lhassa 435.
Libanon 238.
Licinius 10, 11, 51, 52.
Ligurien 296.
Limes 279, 409.
Lindisfarn 370, 380.
Li-Min 392, vgl. China.
Lippspringe 327.
Lissabon 384.
Litauen 69.
Liupang, Kaiser von China 410.
Liutprand, König der Langobarden 309, 310.
Loire 104, 268, 271, 356.
London 371, 384, 385.
Lothar I., Kaiser 350—353, 361.
Lothar II., Frankenkönig 353, 354, 360.
Lothringen 353, 354.
Lu, chinesische Fürsten 405, 407.
Lucius Verus 168.
Ludwig der Fromme 249, 328, 336, 345, 349, 350, 351, 352, 356, 357, 358, 361, 364, 365, 367.
Ludwig der Deutsche 257, 258, 349 bis 354, 362.
Ludwig II., Kaiser 353, 354, 357, 360, 361, 362.
Ludwig III., Sohn Ludwigs des Deutschen 354.
Ludwig der Stammler, Frankenkönig 354.
Ludwig III., Kaiser 363.
Ludwig das Kind, Frankenkönig 355.
Luni 324.
Luxeuil 292.

Maas 90, 352, 356.
Macedonien 12, 178, 246.
Mähren 256, 257, 361; Fürst Rastislaw.
Magadha 432.
Magdeburg 342.
Magnentius 13.
Mahdi, Khalife 218.
Mailand 16, 300.
Main 72, 84, 90.
Mainz 318, 356, 364, 366.
Majorian 98.
Malacca 414.
Malik 227, 228.
Mamun, Khalife 218, 231, 235.
Mani 165, 230.
Manu 425.
Marcian 96, 143, 146.
Marcus Aurelius 8.
Markomannen 8, 84, 86, 87, 90, 270.
Marmorameer 126.
Maroniten 238.
Marseille 283, 287.
Martin I., Papst 237, 308.
Martina, Kaiserin 175, 236, 237.
Maslama 240.
Mauren 108, 213, vgl. Berbern.
Mauricius, Kaiser 170, 171, 241.
Maxentius 10, 51.
Maximian 10.
Maximus 97, 145.
Mazdak 165, 166.
Medina 188, 190—193, 200, 208, 209, 212, 214, 227, 228, 235.
Meerfen 354.
Megasthenes 432.
Mekka 170, 187—192, 197, 201, 208, 209, 212, 229.
Meng-tse 408.
Mercia 372, 377, 384, 385.
Merowech 286.
Merowinger 239, 264—285, 310, 311, 313, 316, 319, 322, 367. Könige: Childerich I., III., Chlodowech I., II., Chlothar I., II., Gunthchramn, Chilperich I., Sigibert I., II., Childebert II., Theudebert, Theuderich, Dagobert I., Childerich III.
Merseburg 326.

Merw 203, 216.
Merwan II., Khalife 215, 216.
Mesopotamien 14, 162, 174, 188, 202—204, 392, 393.
Mesrob, Patriarch 160.
Messina 259.
Methodius, Patriarch 249, 361.
Methodius 257, 258.
Metz 310, 311, 316, 352, 354, 356.
Michael I., Kaiser 249.
Michael II., Kaiser 249.
Michael III., Kaiser 249, 250, 252, 257, 258, 335, 360.
Miltenberg 72.
Mincio 97.
Ming, chinesische Dynastie 409.
Ming, Kaiser von China 410, 435.
Mithridates 162.
Mittelmeer 6, 69, 102, 107, 124, 137, 156, 157, 253, 263, 282, 283, 284, 295, 451.
Mösien 14, 87, 88.
Mongolen 71, 85, 159, 161, 176, 379, 391, 392.
Montanisten 48.
Mont Cenis 328.
Mosel 216, 272, 310, 352.
Muawija, Khalife 209—213, 237.
Muhammed 183 ff., 205, 209, 211, 212, 215, 219, 222, 224, 226, 230—235, 447.
Mundir III., Fürst von Hira 168.
Musa 214, 215.
Mutasim, Khalife 218.
Mutaziliten 231, 232.

Nahegau 353.
Naissus (Nisch) 87.
Narbonne 111, 215, 283, 323.
Narses 109, 158.
Neapel 108, 297.
Nearchus 431.
Negran 188.
Nepal 426.
Nero 8.
Nerva 8.
Nestorius, Patriarch 142, 143.
Nestorianer 226, 230, 233.
Neuperser s. Perser.
Neustrien 272, 311, 312.
Nicäa 52, 55, 61, 139, 248, 331.
Nicephorus I., Kaiser 248.
Nicephorus, Patriarch 252.
Nicolaus I., Papst 257, 258, 359 bis 361.
Nicomedia 10, 11.
Niederlande 325.
Nihavand 203.
Nil 6, 204, 393.
Nimwegen 346.
Ninive 173.
Nisibis 162, 165.
Nithard 352, 367.
Nizza 271.
Nordalbinger 326, 327.
Nordsee 72, 105, 271, 325, 368, 379.
Noricum 87, 105.
Normannen 85, 342, 356, 366, 368 bis 388.
Northfolc 372.
Northumbrien 372, 377, 380, 384, 385.
Norwegen, Norweger 379, 384.

Oberfranken 90.
Oberitalien 93, 97, 109, 270, 276, 335.
Obodriten 329.
Oder 86, 90, 95.
Odo von Paris 354, 355.
Odovakar 98—100, 103, 105, 270.
Offa, angelsächsischer König 377.
Oka 213.
Olopn 413.
Olybrius 98.
Omar, Khalife 192, 195, 196, 199, 210, 217, 219, 222.
Omeijaden 200, 209, 212, 215, 216, 217, 220, 222, 226, 229, 234, 324, s. Khalifen.
Orestes 98.
Orleans 97.
Orosius 66, 387.
Ostangeln 372, 384, 385.
Ostfalen 326, 327.
Ostgoten 88, 97, 101, 103—111, 137, 145, 155, 269—271, 273, 300. Könige: Theoderich, Athalarich, Theodahad, Witiges, Totila, Teja.
Ostmannen 384.
Oströmisches Kaisertum s. Byzanz.
Ostsee 69, 74, 86, 159, 253, 379.
Otfried von Weißenburg 366, 367.
Othman, Khalife 195, 209, 210.
Oxus 163, 169, 212.

Pachomius 63.
Paderborn 327, 331.

Palästina 47, 168.
Palatin 38.
Palermo 259.
Panini 440.
Pannonien 11, 14, 87, 91, 97, 98, 104, 105, 109, 159, 178, 257, 258.
Papinian 30.
Päpste: Silvester I., Leo I., III., IV., Gregor I., II., III., IV., Martin I., Agatho, Sergius I., Zacharias, Stephan II., IV., VI., VII., Paul I., Hadrian I., II., Paschalis I., Eugen II., Nicolaus I., Johann VIII., IX., X., Formosus, Benedict IV.
Paris 13, 269, 356.
Parther, Parthisches Reich 5, 160, 162, 164, 165, 166, 411, 433, vgl. Arsaciden, Perser.
Paschalis I., Papst 357, 361.
Passau 14, 114.
Patandschali 436.
Patna 432, 433.
Patricius (St. Patrick) 369.
Paul I., Papst 322.
Paulicianer 245.
Paulus (Diaconus) 323, 379.
Pavia 109, 322, 323, 363.
Peking 392, 394.
Pek-Sing 392.
Pelagius 369.
Peloponnes 93, 178, 255.
Penda, angelsächsischer König 372.
Pentschab 433.
Persamenien 160.
Persien, Perser 5, 9, 11, 13, 69, 85, 125, 134—136, 148, 156, 158—170, 172, 173, 175, 179, 188, 189, 196, 201—204, 208—226, 233—240, 411, 413, 431. Großkönige: Artaschir I., Chosrau I., II., Hormizd, Kawad I., II., Jezdegerd III., vgl. Sassaniden.
Perugia 297.
Petra 411.
Petschili 394.
Philippicus, Kaiser 238.
Phocas, Kaiser 170, 171, 173.
Photius, Patriarch 252, 360, 361.
Picten 369, 371.
Pippin der Aeltere 310, 311.
Pippin der Mittlere 311.
Pippin der Jüngere, König der Franken 215, 315, 318—323, 332, 333.
Pippin, Sohn Karls des Großen 329, 349.
Pippin, Sohn Ludwigs des Frommen 350, 351, 352.
Placidia s. Galla Pl.
Plato 62.
Plinius 34.
Plotin 41.
Poitiers 215, 311.
Polynesien 391.
Pompejus 147.
Pontus 126.
Porus 431.
Prag 88.
Procop von Cesarea 147—149, 153, 166, 177, 379.
Provence 270.
Prüm 353.
Pseudoisidor 358, 359.
Ptolemäus 235.
Pulcheria 145, 146.
Pyrenäen 95, 111, 215, 270, 324.
Pytheas aus Massilia 72.

Quaden 8.
Quierzy 322.

Rachis, König der Langobarden 310.
Radagais 93.
Rätien 14, 272.
Rastislaw, Fürst von Mähren 257, 258.
Rauhe Alb 72.
Ravenna 16, 94, 95, 105—109, 149, 238, 246, 296, 297, 299, 300, 308—310, 321—324, 345.
Reccared, König der Westgoten 111, 303.
Reccesvind, König der Westgoten 111.
Regensburg, 14, 72, 257, 270.
Reichenau 366.
Reims 268, 350, 358, 366.
Remigius 268.
Rhein 14, 72, 81, 86, 89, 90—97, 103, 105, 114, 267, 270, 272, 325, 326, 327, 329, 352, 379.
Rheinbrohl 72.
Rhone 104, 270, 353, 357, 384.
Ribemont 354.
Ribuarier 267, 278.
Ricimer 98, 137.
Roderich, König der Westgoten 214, 215.
Roland 324.

Rom, Römisches Reich 3 ff., 65 ff., 87—89, 102, 105—114, 121, 123, 159, 162, 165, 219, 235, 236, 276, 368—371, 411, 447.
Rom, Stadt, 5, 10, 15, 16—21, 27, 65, 69, 87, 94—98, 105, 108, 109, 125, 126, 153, 154, 179, 237, 246, 250, 256, 296—302, 307—310, 317, 322—324, 330—335, 349, 357, 360—364, 367, 372, 373, 385.
Romäer s. Byzantiner.
Romulus, Sohn des Oreſtes 98.
Rotes Meer 134, 169, 204.
Rothari, König der Langobarden 110, 296.
Rotrud, Tochter Karls des Großen 330.
Rudolf, König von Oberburgund 354, 355.
Rugier 97, 105.
Rußland, Ruſſen 250, 253, 378.

Saale 90, 114, 271, 326.
Sachſen 90, 270, 271, 278, 312, 316, 325—329, 330, 341, 346, 369, 371, 373, 374, 378, 381, vgl. Angelſachſen.
Sahara 5.
Sakjas 426.
Salado 214.
Salier, ſaliſch 90, 267, 268, 271, 274, 278, 279, 280, 290.
Salvian 287.
Salzburg 364.
Saone 270.
Saragoſſa 215.
Sardinien 104, 259.
Saſſaniden 161, 162, 174, 203, 217, 414, 432, s. Perſien.
Save 171, 178, 256.
Savoyen 104.
Schafii 228.
Schanghai 394, 414.
Schantung 405.
Schelde 90, 268, 271, 352, 356.
Schenſi 392.
Schi-Hoang-ti, Kaiſer von China 408—410.
Schiiten 210, 211, 212, 215, 230, 232, 233, vgl. Aliden.
Schottland 292, 369, 370, 384.
Schwaben s. Alemannien.
Schwarzes Meer 5, 69, 86, 90, 159, 160.
Schweden 88, 379, 384.
Schweiz 272.
Scoten 369, 371.
Sebaſtopol 134.
Segeſt 80.
Seine 114, 356.
Seleucia 163, vgl. Kteſiphon.
Seleuciden 160, 162, 432.
Semnonen 89.
Septimanien 270, 323.
Septimius Severus 9, 10.
Serben 178, 255, 256.
Sergius I., Papſt 308.
Sergius II., Papſt 361.
Severus 98.
Sevilla 384.
Siam 434.
Siddhartha 426.
Sieg 326.
Siffin 209.
Sigiberg 326.
Sigibert I., Frankenkönig 286, 289.
Sigibert II., Frankenkönig 286.
Silveſter I., Papſt 298.
Singanfu 392, 413.
Sirmium 171.
Sizilien 20, 108, 157, 259, 297, 356, 357.
Skandinavien, Skandinavier 74, 126, 137, 253, 267, 330, 356, 357, 377—380, 384, 388.
Skiren 98.
Skythen 433, 445.
Slaven 69, 85, 90, 119, 122, 136, 146, 159, 171, 176—179, 237, 246, 249, 254—258, 271, 326, 329, 330, 346.
Soiſſons 268, 320.
Sokrates 408.
Somerſet 384.
Somme 271.
Sorben 327, 329.
Spanien 12, 84, 95, 96, 100, 104, 111, 155, 160, 173, 175, 178, 214—216, 258, 259, 266, 267, 300, 301, 304, 305, 311, 324, 326, 342, 343, 356, 384.
Spoleto 109, 296, 297, 309, 310, 324, 363.
Srong-Tſan-Gampo 435.
Steiermark 271.
Stephan II., Papſt 320, 321, 322.
Stephan IV., Papſt 350, 361.
Stephan VI., Papſt 357, 363.
Stephan VII., Papſt 363.

Stilicho 92—94, 97.
Straßburg 89, 268, 352, 354.
Sueben 90, 95, 104, 109, 111.
Sufi 233.
Suleiman, Khalife 212, 240.
Sumatra 414.
Sung, chinesische Dynastie 415.
Sussex 372.
Suthfolc 372.
Syagrius 268, 269.
Syncellus 252.
Syracus 237, 259.
Syrien, Syrier 9, 47, 122, 134, 143, 153, 154, 160, 162, 168, 185, 188, 193, 202—212, 217, 233, 235, 238, 240, 245, 283, 308, 411.
Syrte 104.

Tabaristan 203.
Tacitus 68, 72, 73, 77, 78, 368.
Taginä 109.
Tai-Tsu, chinesischer Kaiser 415.
Tai-Tsung, chinesischer Kaiser 412.
Tang, chinesische Dynastie 412, 414.
Tarent 259.
Tarik 214, 215.
Tarymbecken 392, 410, 411.
Tatsin 411, s. Syrien.
Tau 409.
Taunus 72.
Taurische Halbinsel s. Krim.
Teja 109.
Tertri 311.
Tetricus 9.
Teutonen 72.
Thanet 371, 384.
Thassilo, Herzog von Bayern 328, 338.
Theiß 329.
Theodahad, ostgotischer König 107, 108.
Theodelinde, langobardische Königin 270, 303.
Theoderich der Große 17, 105, 106, 109, 269, 295, 299, 300, 305, 345.
Theoderich, König der Westgoten 97.
Theodor aus Tarsus 372.
Theodor Studites 252.
Theodora, Gemahlin Justinians I. 148—150.
Theodora, Kaiserin 245, 249.
Theodosius I., Kaiser 13, 14, 52, 54, 88, 92, 98, 121, 299.
Theodosius II., Kaiser 93, 95, 98, 126, 142, 145, 146.
Theodosius III., Kaiser 239, 240.
Theophanes 243, 252, 334.
Theophilus, Kaiser 249, 252, 253.
Thessalien 93, 178.
Thessalonich 134, 178, 237, 255, 257.
Theudebert, Frankenkönig 286.
Theuderich, Frankenkönig 286.
Thor 421.
Thule 370.
Thüringen, Thüringer 90, 109, 178, 270, 271, 278, 292, 293, 318, 330, 341.
Thracien 12, 136, 178.
Thusnelda 80.
Tiber 10, 301, 357.
Tiberius I., Kaiser 171.
Tiberius III., Kaiser 238.
Tibet 435.
Tigris 14, 134, 163, 393.
Tiridates III. von Armenien 160.
Tirol 272.
Titus 8.
Toledo 215.
Tonking 409, 410, 411.
Totila, König der Westgoten 108.
Toul 354.
Tournai 268.
Tours 215.
Toxandria 90.
Trajan 8.
Tribonian 151.
Trient 271.
Trier 56, 90, 354, 364.
Tripolis 213.
Troyes 97.
Tschandra Gupta, indischer König 432.
Tschin, chinesische Dynastie 408.
Tschina 410.
Tschou, chinesische Dynastie 394, 401, 403, 408.
Tunis 214, 258.
Turan 162, 409, 435.
Türken 119, 161, 169, 218, 414.
Turkestan 159.
Tuscien 301.

Ulpian 80.
Ungarn 258.
Unstrut 271.
Unteritalien 109, 250, 259, 296, 309, 321, 335, 362, 378, 452.
Upsala 88.
Utrecht 354.

Valens 13, 54, 88.
Valentinian I. 13, 54.

Valentinian III. 95, 97, 102, 145, 146.
Valerian 9.
Vandalen 90, 95, 96, 98, 102, 104, 107, 108, 109, 153, 155, 213, 258, 383.
Venantius Fortunatus 289.
Venetien 109, 296, 324.
Verden 327.
Verdun 352, 354.
Verina 146.
Verona 363.
Vespasian 8.
Vesuv 109.
Vindelicien 14.
Vindhagebirge 431.
Vogesen 114.
Vouglé 269.

Wakidi 235.
Walafried Strabo 366.
Wales 370, 371, 377, 384.
Walid I., Khalife 212, 235.
Wallia, König der Westgoten 94.
Waräger 137.
Warnen 90.
Warthe 90.
Wedmore 384.
Weichsel 86, 95.
Weiho 392.
Welfen 350.
Wenden 271. 325, 326.
Weng, chinesischer König 394, 401.
Werden a. d. Ruhr 88.
Werra 326.
Weser 90, 325, 326, 352.
Wessex 317, 372, 377, 384.
Westfalen 326.
Westgoten 13, 14, 88, 92, 97, 110—112, 145, 175, 214, 215, 240, 264, 267, 269, 270, 271, 273, 277, 278, 303. Könige: Alarich, Alarich II., Athanagild, Athanarich, Errig, Eurich, Leovigild, Reccared, Reccesvind, Roderich, Witika.
Wido, Kaiser 363.
Widukind 327.
Wight 372.
Wikinger 342, 378—384.
Wilzen 329.
Witiges, König der Ostgoten 108, 169, 270.
Witika, König der Westgoten 214.
Wolga 177, 253.
Wormsfeld 353.
Wu, chinesischer Kaiser 394, 401.
Württemberg 89.
Wulfila 87, 88, 112.

York 10, 369, 371.

Zacharias, Papst 310, 319, 320.
Zaid 195.
Zeno, Kaiser 105, 143, 146.
Zobaida 218.
Zoroaster 163, 183.

Druck der
Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart.

Schriften von Theodor Lindner

aus dem Verlage der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. Stuttgart und Berlin

Geschichtsphilosophie

Einleitung zu einer Weltgeschichte seit der Völkerwanderung

Geheftet 4 Mark. In Halbfranz gebunden 5 Mark 50 Pf.

Geschichte des Deutschen Volkes

Zwei Bände

Geheftet 10 Mark. In 1 Halbfranzband 12 Mark.

Deutsche Geschichte

unter den Habsburgern und Luxemburgern (1273—1437)

Zwei Bände

Geheftet 12 Mark. In Halbfranz gebunden 16 Mark.

Band 1. **Von Rudolf von Habsburg bis zu Ludwig dem Bayern.** Geheftet 6 Mark. In Halbfranz gebunden 8 Mark. — Band 2. **Von Karl IV. bis zu Siegismund. Die allgemeinen Zustände.** Mit 1 Karte: Deutschland um 1378. Geheftet 6 Mark. In Halbfranz gebunden 8 Mark.

Das Urkundenwesen Karls IV.

und seiner Nachfolger (1346—1437)

Geheftet 7 Mark.

Die sogenannten Schenkungen

Pippins, Karls des Großen und Ottos I. an die Päpste

Geheftet 2 Mark.

Bismarck, Otto, Fürst v., Gedanken und Erinnerungen. 2 Bände. In Leinwand gebunden 20 Mark.

— — Liebhaber-Ausgabe auf getöntem Velinpapier. In Halbfranz gebunden 30 Mark.

— — **Briefe an seine Braut und Gattin.** Herausgegeben vom Fürsten Herbert Bismarck. Mit einem Titelbild der Fürstin nach Franz von Lenbach und zehn weiteren Porträtbeilagen. Geheftet 6 Mark. In Leinwand gebunden 7 Mark 50 Pf.

— — **Die politischen Reden des Fürsten Bismarck.** Historisch-kritische Gesamt-Ausgabe, besorgt von Horst Kohl. 12 Bände. Mit einem Porträt des Fürsten nach Franz von Lenbach. Geheftet 96 Mark. In Halbfranz gebunden 120 Mark.

— — **Bismarckreden 1847—1895.** Herausgegeben von Horst Kohl. Dritte Auflage. Geheftet 5 Mk. In Halbfranz gebunden 6 Mk. 75 Pf. Enthält eine Auswahl der bedeutendsten Reden des Fürsten Bismarck in einem Bande.

— — **Bismarcks Briefe an den General Leopold von Gerlach.** Mit Genehmigung Sr. Durchlaucht des Fürsten von Bismarck neu herausgegeben von Horst Kohl. Geheftet 6 Mark. In Halbfranz gebunden 9 Mark.

— — **Briefwechsel des Generals Leopold von Gerlach mit dem Bundestagsgesandten Otto von Bismarck.** Dritte Auflage. Geheftet 5 Mark. In Leinwand gebunden 6 Mark 20 Pf. In Halbfranz gebunden 6 Mark 50 Pf.

— — **Wegweiser durch Bismarcks Gedanken und Erinnerungen.** Von Horst Kohl. Mit einem Porträt des Fürsten nach Franz von Lenbach. Geheftet 4 Mark. In Leinwand gebunden 5 Mark.

Bismarck-Jahrbuch. Herausgegeben von Horst Kohl.
1. Band. Geheftet 10 Mark. In Halbfranz gebunden 14 Mark.
2. Band. Geheftet 12 Mark. In Halbfranz gebunden 16 Mark.
3. Band. Geheftet 10 Mark. In Halbfranz gebunden 14 Mark.
4.—6. Bd. Geh. à 8 Mark. In Halbfranz gebunden à 11 Mark.

Hahn, Dr. Ludwig, Fürst Bismarck. Sein politisches Leben und Wirken urkundlich in Thatsachen und des Fürsten eigenen Kundgebungen dargestellt. Vollständige pragmatisch geordnete Sammlung der Reden, Depeschen, wichtigen Staatsschriften und politischen Briefe des Fürsten. 5 Bände.
Geheftet 55 Mark. In Leinwand gebunden 62 Mark 50 Pf.

G.E. STECHERT